Erzählungen

Geschichten, die keine Geschichten sind

Y. K. Shali

Mein Name ist Yadollah Kötting, geboren Kouchaki Dehshali (Y. K. Shali). Ich wurde 1963 in Suchtekuh geboren.1986 verließ ich, aus politischen Gründen, meine alte Heimat Iran und lebe seitdem in Deutschland. Seit meinem 14. Lebensjahr schreibe ich Geschichten und Gedichte.

www.y-k-shali.com

Inhalt:

Ein schnelles Ende
Schlaflose Nächte
Die Verleugnung
Das Wochenende
Immerwährende Liebe
Die junge Witwe
Die Glashäuser
Ich will mein eigenes Leben!
Die leeren Seiten
Der Spatz
Im Taxi
Menschlicher als mancher so Mensch
Die Bunte
Der Onkel
Ein Tag wie alle anderen
Die Benebelten
Die leeren Champagnerflaschen
Der falsche Zug
Arbeitslos
Das Manuskript
Die Sanduhr
Die Narzissen
Begleitung
Rechtzeitig
Die Kürze
Vom Traum ein Amerikaner zu sein
Der Reisende
Die Verabredung
Die Flucht
Die komische Schutzkleidung
Die Kloake
Die Trödelmarktverkäufer

Die Namen
Die Frau unterm Regenschirm
Der zweite Job
Feuerzeug
Gefährlich
Der Schlaf
Der Gefangene
Das Geständnis
Identität
Der Blumenstrauß
Der ungewöhnliche Gast
Der Koffer des Freundes
Die alte Frau am Fenster
Adam ohne Eva
Die Ziegennovelle
Das Dorf der verlassenen Frauen

Ein schnelles Ende

Hans hat die ganze Nacht nicht schlafen können. Auch Susanne, die nun neben ihm im tiefen Schlaf liegt, war gestern Nacht mehrmals wachgeworden. Es ging nicht anders. „Tora“ geht es sehr schlecht. Vor Kurzem hat der Arzt gesagt, Toras Tage seien gezählt, diesen Winter könne sie nicht überleben, das Einzige was bliebe, wäre ihr ein schnelles Ende zu wünschen.

Hans kriecht vorsichtig aus dem Bett; er will Susanne noch eine halbe Stunde wohlverdienten Schlaf gönnen. Tora liegt in einer gemütlichen Ecke des Schlafzimmers auf dem Boden. „Weda“ schläft noch irgendwo im Haus. Bestimmt hat er gestern Nacht seine Hilflosigkeit Tora gegenüber, die durch Medikamente in den Schlaf gefallen war, nicht aushalten können und ist in ein anderes Zimmer geflüchtet, um Toras Todeskampf nicht mit ansehen zu müssen. Tora hatte gestern Nacht mehrmals erbrochen.

Hans geht auf sie zu. Sie atmet noch, aber sehr mühsam und schwer, als ob ihr Atmen jede Sekunde aufhören würde. Er streichelt sie ganz sanft, wobei er liebevoll, jedoch voller Trauer sagt:

»Mama bringt dich heute zum Arzt. Du sollst nicht mehr weiter leiden, mein Schatz. Ich kann es einfach nicht mehr mit ansehen.«

Hans geht ins Badezimmer. Er duscht schnell, und eingehüllt in seinen Bademantel begibt er sich in die Küche. Normalerweise hätte er halb laut vor sich hin singend den Frühstückstisch gedeckt, wodurch dann Susanne langsam aufgeweckt werden würde. Heute singt er nicht; ihm ist nicht danach zumute. »Guten Morgen Kinder!«, sagt er leise zu den an der Küchenwand hängenden Fotos, auf denen ausländische Kinder abgebildet sind. Drei strahlende Gesichter schauen ihn freundlich an. »Ich bin traurig. Sehr traurig. Tora liegt im Sterben. Niemand kann ihr helfen.

Niemand. Weder ich noch der Arzt noch Gott oder irgendjemand. Es ist fürchterlich, nicht wahr? Total fürchterlich, ich hasse den Tod«, sagt er mit einem Kloß im Hals.

»Hansi, du musst dich damit abfinden. Wir dürfen Tora nicht länger leiden lassen. Wenn ich selbst einmal, so wie sie, leiden müsste, solltest du einen schnellen Tod für mich arrangieren, so wie ich es auch für dich tun würde«, hatte ihm Susanne gestern Nacht gesagt.

Plötzlich fühlt er, dass sein Bein sanft gestreift wird. Die Kette seiner traurigen Gedanken reißt ab.

»Weda, mein lieber Junge!«, sagt Hans erfreut zu dem Kater, der seinen Nacken an ihm reibt. Er bückt sich, nimmt ihn in den Arm und steht, ihn liebkosend, wieder auf. Während er seiner Stimme einen fröhlichen Klang zu geben versucht, sagt er: »Papa hat dich vernachlässigt, nicht wahr?«

Weda ist schläfrig. Er schnurrt und schließt seine Augen halb. Hans registriert es.

»Mein armer Junge! Auch du hast gestern Nacht nicht gut geschlafen. Heute machen wir Schluss mit dieser Qual, ja? Einverstanden?«

Hans hat den Tisch noch nicht ganz fertig gedeckt, als Susanne in der Küche erscheint. »Guten Morgen, Schatzi!«, sagt Hans und geht auf sie zu.

»Morgen!», antwortet sie gähnend und gibt Hans einen flüchtigen Kuss. Sie umarmen sich eine Weile und setzen sich anschließend an den Tisch.

Susanne ist, wie gewöhnlich, noch nicht ganz wach. Sie muss erst eine Tasse Kaffee trinken, danach ihr Butterbrot mit einer Tasse Tee verzehren, anschließend eine zweite Tasse Kaffee genießen; erst dann ist sie wach und ansprechbar.

Sie schaut aus dem Fenster. Dunkel ist es draußen. »Sieben Uhr und immer noch dunkel. Ist es nicht schrecklich?«, sagt sie um die traurige Stille zu durchbrechen.

»November, Schatzi. November«, erwidert Hans, indem er den Fotos der Kinder an der Wand zulächelt. »Aber bald ist Weihnachten. Es gibt vielleicht endlich wieder einmal Schnee. Oh, dann kann man schön singen: Zu Beth-le-hem ge-bor-ren ist uns ein Kin-de-lein, das habe ich aus-er-ko-ren, sein- ei-gen will ich sein, Ei- a, ei-a, sein Ei-gen will ich sein …« Mit diesem Lied versucht er nun gute Stimmung zu verbreiten.

Hans ist selbstständig. Bis zu seinem eigenen Friseursalon muss er eine Stunde fahren, daher verlässt er eine halbe Stunde eher als Susanne das Haus. Susanne arbeitet bei der Stadtverwaltung und hat es nicht weit.
Heute beim Frühstück hat Hans mit großer Mühe versucht, nicht von Tora zu sprechen. Das hätte sie beide bestimmt noch trauriger gemacht. Seine Entscheidung ist aber doch gefallen. Er muss sie Susanne nur noch kundtun. Sie wartete schon darauf.
Nachdem er Susanne zum Abschied geküsst hat, geht er zur Haustür und macht Anstalten, sie aufzuschließen. Susannes enttäuschter Blick bleibt an der Türklinke hängen, die Hans nun in der Hand hat.
»Willst du wirklich Tora noch länger von den Schmerzen quälen lassen?«, hätte sie beinahe gefragt, als Hans, ohne ihr in die Augen zu schauen, verzweifelt sagt:
»Schatzi, bring du bitte Tora heute zum Arzt. Er soll das Beste für Sie tun. Ich bringe das leider nicht über mich.«

Susanne und Hans hatten sich vor fünfzehn Jahren auf einer Party kennengelernt. Vier Jahre später heirateten sie. Der sehnliche Wunsch nach einem Kind blieb aber leider unerfüllt, weil Susanne nicht schwanger werden konnte. Diese Tatsache wollte sie bis vor sieben Jahren nicht wahrhaben. Hans hatte sich eigentlich schon längst damit abgefunden, als Susanne ihm eines Tages vorschlug, zwei Wochen auf Zypern Urlaub zu machen. Sie hatte in einem

Reiseprospekt gelesen, es gäbe einen Ort auf Zypern mit einem heiligen Baum, der die Wünsche von Pilgern aus aller Welt erfüllen würde.
»Ach Schatzi, hör doch auf mit diesem Blödsinn! Wenn uns bis jetzt weder die Medizin noch irgendein Arzt helfen konnten, soll es nun so ein einfaches Ding wie ein Baum tun? Du spinnst wohl!«
»Wohin wollen wir denn sonst in diesem Sommer fliegen? Wir sind fast überall in Europa gewesen, außer auf Zypern«, sagte sie, von dem sensiblen Thema abweichend, ziemlich genervt.
»Wieso? Wir waren doch vor zwei Jahren auf Kreta. Die Insel gehört zu Griechenland; Zypern auch.«
»Oh, oh! Da vertust du dich mein Lieber. Zypern ist ein unabhängiger Staat. In Erdkunde hast du offenbar nicht gut genug aufgepasst, wie?«
»Da hast du recht. Das ist mir in der Schule häufig passiert. Nach der Schule habe ich mich aber weitergebildet. Zypern ist in zwei Teile geteilt. Einmal der Türkische, wo die Leute türkisch sprechen, zum anderen der griechische, wo griechisch gesprochen wird. Seit einigen Jahren ist der griechische Teil Zyperns unabhängig. Es gibt sonst keine großen Unterschiede zwischen den beiden Teilen.«
Sehr gekränkt und ernst erwiderte Susanne:
»Von wegen, Bildung. Ich möchte gerne dieses Land und den angeblich heiligen Baum sehen. Du kommst doch mit, Hansi, oder?«
Hans merkte, dass seine Frau es mit dem heiligen Baum ernst meinte. Sie sah nicht nur traurig, sondern wütend und gereizt aus. Er wusste, dass sie sich immer noch nach einem eigenen Kind sehnte. Er küsste sie auf die Lippen und sagte scherzhaft:
»Du mit deiner katholischen Erziehung. Wir fliegen überall hin, wo immer du gerne hin möchtest, mein Schatz.«

Katholisch war Susanne aber nur auf dem Papier und auch einmal im Jahr am Heiligen Abend, wenn sie in nostalgischer Erinnerung

an ihre verstorbenen Großeltern zur Kirche ging. Vom Papst hielt sie sowieso nichts, obwohl der Glaube an Gott bei ihr Jahr für Jahr stärker wurde.
Die Eltern von Hans waren nicht religiös. Seine Mutter hatte ihm einmal gesagt, als er sie in seiner Kindheit nach Gott fragte:
»Zerbreche dir den Kopf nicht darüber, ob es Gott gibt oder nicht, mein Kleiner. Kein Mensch hat ihn bis jetzt gesehen. Falls es ihn gibt, dann liebt er alle Menschen, unabhängig davon, ob wir ihn durch Beten bestechen oder nicht.«
Hans begleitete seine Frau jedoch gerne einmal im Jahr zur Kirche.

Am zweiten Tag ihres Aufenthaltes auf Zypern besichtigten Sie nun den Ort, an dem der angeblich heilige Baum stand. Er war nicht zu übersehen; voll behangen mit Stofffetzen und Kleidungsstücken. Dort wimmelte es von Menschen, einige banden etwas aus Scherz oder auch mit einer gewissen Ernsthaftigkeit an den Baum, andere schauten belustigt zu.
Als Hans aus dem Wagen stieg, sagte er halb erstaunt, halb scherzhaft:
»Guck' mal da. Wie lustig der Baum aussieht!«
Susanne zog sich eine Socke aus und band sie, dabei betend, an einen Zweig des Baums. Hans machte es ihr nach. Dann schaute er belustigt seine Füße und die seiner Frau mit jeweils einer Socke an und sagte lachend:
»Guck mal! Toller Partnerlook. Sehen wir nicht klasse aus, Schatzi? Wollen wir heute nicht den ganzen Tag so rumlaufen?«
Susanne betrachtete fröhlich erst ihren nackten Fuß, dann den von Hans, dann ihren und seinen an den Baum gebundenen Socken. Glücklich lächelnd ging sie auf Hans zu, küsste ihn lange und antwortete dann:
»Warum nicht? Wir sind hier schließlich im Urlaub.«
Dort, auf Zypern, liebten sie sich 2-3 Mal am Tag in verschiedenen Positionen; auch später zu Hause versuchten sie es immer wieder.

Leider wurde Susanne trotz aller Bemühungen nicht schwanger, sie bekam weiterhin regelmäßig ihre Tage.
»Scheiße! Schon wieder. Diese verdammten Tage wollen einfach nicht ausbleiben. Ich bin doch bloß zum Bluten eine Frau, fürs Mutterwerden aber nicht …«

Monate später verfiel Susanne allmählich nach und nach zunehmend in eine gedrückte Stimmung. Sie hatte keine Lust mehr, Hans im Haushalt zu helfen; sie war auch nicht in der Verfassung, mit ihm oder mit ihrer besten Freundin etwas zu unternehmen. Zur Arbeit ging sie auf einmal sehr ungern. Morgens wäre sie eigentlich lieber lang im Bett geblieben, um zu grübeln, was sie auch ab und zu tat. Immer wieder ließ sie sich sogar krankschreiben. Meistens zwang sie sich aber doch dazu aufzustehen, weil sie Hans und ihren Kolleginnen gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte.
Das Einzige, was sie noch gerne tat, war das abendliche Biertrinken mit Hans; und zwar nicht wie früher gelegentlich eine Flasche Bier in der Woche, sondern jeden Abend mindestens 2 Flaschen.
An einem Abend sagte Hans besorgt zu ihr:
»Du Schatzi, ich glaube wir übertreiben es mit dem Alkohol. Seit einigen Wochen freue ich mich schon am Mittag auf den Feierabend und aufs Biertrinken. Sollen wir nicht eine Weile darauf verzichten?«
»Warum das denn?«, erwiderte Susanne überrascht. Hans schwieg verzweifelt. Der Fernseher lief, zwei Flaschen Bier und zwei eingeschenkten Gläsern standen auf dem Tisch. »Das ist das Einzige, was wir uns abends gönnen«, fügte sie hinzu.
»Ich frage mich bloß, was ist der Unterschied zwischen mir und einem Alkoholiker?«
»Hansi, ich habe damit kein Problem. Wenn du damit Probleme hast, dann trinke eben nicht.«
Hans überlegte kurz. Seine Frau hatte liebevoll die Flaschen geholt und die Gläser gefüllt, während er seine Zähne putzte. Die ganze Zeit hatte sie auf ihn gewartet, damit sie anstoßen konnten. Es wäre

unangebracht und gemein, wenn er jetzt nicht mit ihr trinken würde, dachte er. Lächelnd reichte er seiner Frau ein Glas Bier, dann nahm er das Seine und sagte:
»Schatzi, ich trinke nur heute Abend und an den Wochenenden mit. Innerhalb der Woche aber nicht mehr. Prost!«
Hans hielt sein Wort und trank ab dem nächsten Abend keinen Alkohol mehr, außer an den Wochenenden.
Inzwischen stieg Susanne auf Wein um, weil sie einerseits nicht daran gewöhnt war, alleine Bier zu trinken, andererseits musste sie nach dem Genuss von Wein nicht so häufig wie nach dem Genuss von Bier mitten in der Nacht auf die Toilette.

An einem Wochenende fragte Hans verzweifelt seine Frau beim gemeinsamen Weintrinken und Fernsehen:
»Du Schatzi, in letzter Zeit bist du häufig genervt und reizbar. Ich frage mich immer wieder, ob ich die Ursache dafür bin. Sag mir bitte ehrlich, nerve ich dich so sehr oder hast du einen anderen Mann kennengelernt?«
Susanne schaute ihm ratlos in die Augen. Ganz traurig sah Hans aus.
»Blödsinn. Weder noch«, sagte sie und sank weinend in seine Arme. »Was hast du denn mein Schatz?«, fragte Hans, wobei er ihren Kopf küsste. Sie sagte aber nichts.
»Sag doch was, Susanne! Ich weiß nicht, was mit dir los ist. Ich werde bald noch ganz verrückt, wenn du nicht endlich mit mir redest.«
Susanne, die nach dem Weinen etwas erleichtert war, putzte ihre Nase und sagte dann seufzend:
»Sinnlos. Das ganze Leben ist sinnlos.«
Hilflos schaute Hans seine Frau an. So was hatte er von ihr noch nie gehört. Sie hatte keinen Lover, das war schon beruhigend, aber was für ein Gefühl hatte sie denn noch für ihn? Wenn sie ihn liebte, dann fände sie das Leben doch nicht sinnlos. Bestimmt liebte sie

ihn nicht mehr. In letzter Zeit keinen Sex, keine richtige Liebkosung, keine Zuwendung, dachte Hans. »Liebst du mich überhaupt noch Susanne?«, fragte er sie unsicher.

»Nicht so wie früher. Irgendwie anders. Ich wüsste aber nicht, was ich ohne dich machen würde. Und du Hansi, liebst du mich denn noch wie früher?«

Ganz erleichtert antwortete Hans:

»Ja klar. Bei mir ist alles wie immer. Ich mache mir bloß Sorgen um dich. Vielleicht ist diese Trinkerei an deiner schlechten Laune schuld. Weißt du was? Wir adoptieren ein Kind und unser Leben wird schöner.«

»Hör auf mit diesem Scheiß, Hans! Wir haben schon oft darüber gesprochen. Ich will kein Kind von anderen Leuten. Wenn überhaupt, dann von uns beiden. Jetzt gehen wir schlafen. Du kannst wirklich nicht viel Alkohol vertragen. Du wirst schnell betrunken und kommst dann nur auf dumme Gedanken.«

In dieser Nacht hatte Susanne endlich wieder Lust, Hans zu lieben. Am nächsten Tag stand sie aber überhaupt nicht auf. Sie fühlte sich elend. Mehrmals musste sie erbrechen, ihr Schädel wollte explodieren. Sie verkroch sich unter der Decke und wollte weder den schwachen Sonnenschein, der durch die Gardinen ins Schlafzimmer drang noch ihren Mann, der ihr vergeblich zu helfen versuchte, in ihrer Nähe haben. Am liebsten hätte sie ganz tief geschlafen, so tief, dass sie nie wieder aufzustehen bräuchte.

Auch am Montag ging es Susanne nicht viel besser. Sie stand kurz nach Hans auf und versuchte mit ihm zu frühstücken, ihr Magen war aber immer noch sehr empfindlich und stieß alles ab.

»Komm Schatzi, wir fahren zu deinem Hausarzt. Du kannst heute so nicht zur Arbeit gehen.«

«Mach dir keine Sorgen. Gleich wird es mir schon besser gehen. Fahr du mal los! Falls es nicht besser wird, dann gehe ich alleine zum Arzt.«

Susanne fuhr an diesem Tag doch zur Arbeit, wobei sie sich unterwegs zwei Mal übergeben musste. Das wiederholte sich sogar ein paar Mal in ihrem Büro. Irgendwann bemerkte ihre hochschwangere Arbeitskollegin diesen Zustand, woraufhin sie sagte:
»Hey, bist du auch schwanger?«
»Ach, Quatsch. Nein.«
»Doch, doch. Mir ging es genau so. Andauernd Übelkeit. Warst du schon bei deiner Frauenärztin?«
»Nein.«
»Warum denn nicht?«
»Vergiss es. Bei mir klappt es nie.«
»Blödsinn, Susanne. Man kriegt ein Baby schneller als einen fünf Euro Schein. Wann warst du denn zuletzt bei deiner Frauenärztin?»
»Vor ein paar Monaten.«
»Na, siehst du? Jetzt ist Zeit, zu ihr zu gehen. Gehe bitte. Du bist schwanger. Ich bin mir sicher.«
Susanne ließ sich von ihrer Kollegin beeinflussen. Kläglich und vollkommen ausgelaugt ging sie dann zu ihrer Frauenärztin, mit einem kleinen Funken Hoffnung, ihr Traum von einem eigenen Baby könnte sich nun doch endlich verwirklicht haben.
Schwanger war Susanne aber nicht. Wie könnte sie denn überhaupt schwanger sein, wenn sie nach drei Monaten erst vorgestern Nacht wieder mit ihrem Mann geschlafen hatte? Es war Migräne, die verdammte Migräne, die ihr seit einiger Zeit zu schaffen machte.

Am nächsten Wochenende öffnete Hans keine Flasche Wein mehr. Es war immer so gewesen. Am Wochenende entkorkte Hans gerne eine oder zwei Flaschen von seinem Lieblingsrotwein und trank ihn mit seiner Frau. Dies Mal tat er das aber nicht.
»Hol doch Wein Hansi! Worauf wartest du denn?«
»Du, wir sollten den Wein lieber ein paar Wochen weglassen. Uns tut diese Trinkerei überhaupt nicht gut.«

»Wieso nicht? Was ist denn nun schon wieder passiert?«
»Wir sind schon richtige Alkoholiker geworden. Wenn du innerhalb der Woche trinkst, möchte ich auch gerne mittrinken. Es ist verdammt schwer, mich davon zurückzuhalten. Probiere bitte mit, ob wir ohne den Alkohol auch leben können.»
»Du übertreibst Hansi. Von 2-3 Gläsern Wein abends vor dem Schlafengehen wird man doch kein Alkoholiker. Es ist bewiesen, dass Wein für unseren Kreislauf gut ist. Komm, hol uns bitte eine Flasche Wein!«
Sie lächelte und schaute Hans so lustvoll an, dass er eine Erektion bekam. Er ging auf sie zu, küsste und streichelte sie eine Weile. Dies wurde Susanne aber schnell zu viel.
»Es reicht jetzt Hansi. Hol doch bitte endlich eine Flasche Wein!«
In der Hoffnung, dass seine Frau nach ein paar Gläsern Wein Lust auf Sex mit ihm bekäme, stand er auf, holte eine Flasche, entkorkte sie und sagte, während er einschenkte:
»Ich liebe dich Schatzi. Ich weiß aber nicht, wo wir mit unserer Trinkgewohnheit noch landen? Seit einiger Zeit zittern mir die Hände, wenn ich den Kunden die Haare schneide.«
Er trank an diesem Abend nur zwei Gläser Wein mit. Susanne begnügte sich aber nicht mit der ersten Flasche. Sie holte sich eine zweite Flasche Wein und trank diese dann alleine aus. Irgendwann ging sie betrunken ins Bett, legte sich neben ihren Mann und schlief sofort ein.
Hans bekam von ihr in dieser Nacht doch nicht das, was er sich so heiß ersehnt hatte.

Eines Abends als Hans von der Arbeit kam, merkte er, bevor er die Tür öffnete, dass der Fernseher ungewöhnlich laut war. Er schellte erst kurz, schloss dann die Tür auf und trat hinein. »Hei Schatzi!«, rief er wie jeden Abend beim Eintritt in das Haus zu seiner Frau. Susanne nahm ihn aber diesmal nicht wahr. Sie lag auf dem Sofa, knabberte aus der Chipstüte, und sah dabei fern. Vor ihr auf dem

Tisch stand eine leere Flasche Wein, daneben ein bereits halb geleertes Glas.
Hans ging ins Wohnzimmer und blieb vor dem Fernsehgerät stehen.
»Was ist los Schatzi? Mach bitte den Fernseher leiser!«
»Was? Wann bist du denn reingekommen?«, fragte sie laut und machte Anstalten, die Fernbedienung, die auf dem Tisch neben ihrem Weinglas lag, zu greifen, was ihr aber misslang. Das Weinglas fiel um und zerbrach. Die Tischdecke wurde rot und nass.
»Scheiße!«, schrie Susanne genervt. Hans schaltete den Fernseher per Hand aus. Tadelnd bemerkte er:
»So früh am Abend fängst du schon an zu trinken, Schatzi? Meine Güte, das gibt es doch wohl nicht.«
Susanne hatte inzwischen schon die Weinflasche auf den Boden gestellt und war dabei, die Decke samt Glasscherben wegzuräumen. Mit schlechtem Gewissen sagte sie fast lallend:
»Warum kommst du heute so spät, Hansi? Ich konnte nicht länger auf dich warten, daher habe ich mir gerade eben aus der Flasche von gestern Abend eingeschenkt.«
Hans zeigte mit seinem Zeigefinger auf die Wanduhr und erwiderte genervt:
»Kurz vor acht. Wie immer bin ich um kurz vor acht zu Hause. Übrigens, von gestern Abend war keine angebrochene Flasche Wein übrig. Heute Morgen habe ich die leeren Flaschen von gestern selbst weggeräumt. Du bist schon betrunken Susanne, gibs doch einfach zu. Und zwar schon so früh am Abend. Das ist Scheiße. Weißt du, einfach Scheiße.«
Da überkam Susanne eine Welle der Wut, weil sie sich ertappt und beleidigt fühlte. Sie konnte nicht mehr klar denken. Sie warf die Chipstüte auf Hans und schrie:
»Halt die Klappe, du Arsch. Wenn du mit deiner Praktikantin rumvögelst, bleibt mir ja nichts anderes übrig, als mich zu betrinken.«

»Was? Du spinnst wohl«, sagte Hans überrascht, denn seine Frau hatte noch nie zuvor in so einem Ton mit ihm gesprochen. »Ich habe doch seit über einem halben Jahr keine Praktikantin mehr. Und davor hatte ich nur einen Praktikanten.«
Susanne wurde noch wütender, sie nahm die leere Weinflasche, warf sie in Hans Richtung und brüllte:
»Dann vögelst du eben mit deiner Angestellten. Du Schwein! Das ist mir schon längst bekannt. Scher dich zum Teufel. Ich hasse dich.«
Als die Flasche Hans auf der Brust traf, wurde er ebenfalls wütend, sodass er beinah seine Frau, wie durch einen Reflex, geohrfeigt hätte. Er ging jedoch zwei Schritte rückwärts zur Tür, schaute entsetzt auf die Scherben am Boden und sagte dann, den Kopf schüttelnd:
»Du bist krank, Susanne. Nein, nein, nein. Ich kann es nicht mehr aushalten. Ich muss weg von hier.«
»Verpiss dich, du Stinker!«
»Das tue ich. Sofort«, sagte Hans und eiligen Fußes verließ er das Haus.

Um Mitternacht, als der Rausch des Alkohols etwas nachließ, besann sich Susanne auf das, was geschehen war. Hans lag nicht neben ihr im Bett. Er war nicht zurückgekehrt.
»Scheiße! Wie kam ich denn auf seine Praktikantin? Hat er überhaupt eine? O Gott, ich habe die Flasche nach ihm geworfen! Ist er dabei verletzt worden? Wo schläft Hansi jetzt? Er wird mich doch deswegen nicht verlassen, oder? Nein, das kann ich nicht aushalten. Scheiße! Scheiße …«
Sie fing an, jämmerlich zu schluchzen.
Am nächsten Tag nahm sie beim Frühstück drei Aspirintabletten zu sich, damit sie überhaupt zur Arbeit gehen konnte. Dieser Tag war der schlimmste Tag in ihrer Ehe.

Nachmittags, als sie von der Arbeit nach Hause zurückkam, stand in der Küche auf dem Tisch eine Flasche Wein mit einem Glas daneben. Unter die Flasche lag ein Zettel in Hans Handschrift:
Hier bitte schön. Du bist mit einer Flasche Wein glücklicher als mit mir. Ich nehme die nötigsten Sachen mit und komme nicht mehr zurück. An deiner Stelle würde ich zum Arzt oder zu einem Therapeuten gehen. Pass auf dich auf. Hans.
Susanne war wie gelähmt. Ihre Beine wurden plötzlich schwach. Sie setzte sich auf einen Stuhl und begann bitterlich zu weinen. »Aus. Aus. Es ist alles aus …«, sagte sie schluchzend. Der Zettel glitt ihr aus der Hand.
Entgegen ihrem innigsten Wunsch öffnete Hans an diesem Abend jedoch nicht wie immer um kurz vor acht die Tür. Der Fernseher blieb aus, damit Susanne das Schellen des Telefons oder das Drehen des Schlüssels im Türschloss hören konnte. Sie wartete und wartete. Nein, er wollte tatsächlich nicht mehr zurückkommen.
Sie ging ans Telefon und versuchte Hans über sein Handy zu erreichen. Es war ausgeschaltet.
»Nicht da. Hans geht nicht dran. O Gott, was habe ich getan?«
Kurz vor elf in der Nacht versuchte sie wiederum mehrfach, ihn zu erreichen. Schließlich wählte sie die Rufnummer ihrer besten Freundin.
»Ach, du bist es, Susanne?«, fragte erstaunt eine schläfrige Stimme am anderen Ende der Leitung. Weinend sagte Susanne:
«Entschuldige, dass ich dich störe, Britta. Es ging nicht anders.«
Besorgt fragte Britta nach dem Grund.
»Hans hat mich verlassen.«
»Was? Lass die Witze.«
»Es ist leider kein Witz. Er ist gestern Abend abgehauen. Heute, als ich bei der Arbeit war, hat er einige seiner Sachen mitgenommen und mir auf einen Zettel geschrieben, dass zwischen uns alles aus ist …«

»Nun hör endlich mal auf mit dem Heulen. Erzähl mir bitte in aller Ruhe, was zwischen euch passiert ist.«

Nachdem Susanne ihrer Freundin die Ereignisse der letzten Wochen geschildert hatte, seufzte Britta:

»Du Schande. Deswegen hast du dich in letzter Zeit zurückgezogen. Ich habe geahnt, dass mit dir etwas nicht stimmt. Hast du die Flasche Wein von Hans heute Abend aufgemacht?«

»Nein.«

»Vielleicht eine andere Flasche?

»Ich wollte, aber nach allem, was passiert ist, habe ich mich nicht getraut.«

»Das ist gut so.«

»Einerseits will ich mich mit Alkohol betäuben, andererseits habe ich Angst. Du weißt nicht, wie elend es mir geht. Ich habe mir da wohl eine ganz schön große Scheiße eingebrockt.«

»Das kannst du wohl laut sagen. Oje! Oje! Was hast du nun vor, Susanne?«

»Ich weiß nicht. Mir geht es total dreckig. Hans kann mich doch nicht einfach wegen so was verlassen. Ich habe ihm doch nichts getan. Ich meine, ich bin doch nicht fremdgegangen oder so etwas. Ich habe nur etwas mit dem Alkohol übertrieben …«

Britta unterbrach sie:

»Da vertust du dich, Susanne. Monatelang vernachlässigst du deinen Mann, häufig lässt du dich krankschreiben und trinkst jeden Abend zumindest einen halben Liter Wein, bewirfst Hans mit einer Flasche, trotzdem meinst du, du hättest nur etwas mit dem Alkohol übertrieben?«

Susanne weinte heftig. Britta schwieg, wobei sie sich Gedanken machte, ob es richtig von ihr gewesen war, in so einem kritischen Moment mit ihrer Freundin Tacheles zu reden.

»Was soll ich jetzt machen Britta? Hilf mir bitte!«

»Zuerst musst du dir selber eingestehen, dass du mit Alkohol, mit deinem Leben, oder was weiß ich, womit sonst, Probleme hast. Und

das nicht mir, sondern Hans gegenüber. Dann gehe mit ihm zu einer Eheberatung oder sonst wohin. Am besten, du versuchst gleich ohne Alkohol zu schlafen. Lass morgen deine Arbeit sausen und gehe zu Hans ins Geschäft. Entschuldige dich inständig und bitte ihn, dich bei deinem Vorhaben zu begleiten und zu unterstützen. Er wird es tun. Ich bin mir sicher.«

Wie sich zeigte, war Susanne dem Alkohol doch noch nicht so sehr verfallen. Sie brauchte keine Entzugstherapie. Sie ging aber eine geraume Zeit regelmäßig zu einer Therapeutin, bei der sie lernte, mit ihrem kinderlosen Dasein zurechtzukommen.
Auf Rat ihrer Therapeutin schafften ihr Mann und sie sich zwei Katzen an. Das brachte ihnen jede Menge Freude, war natürlich aber auch mit Verantwortung verbunden.
Inzwischen unterstützen sie drei Kinder in der Dritten Welt mit einem kleinen monatlichen Betrag. Zum Dank erhalten sie jährlich zu Weihnachten einen Brief, dem ein Foto beigefügt ist.

Als Hans seine Entscheidung über die weitere Vorgehensweise mit Tora endlich kundtut und zur Arbeit fährt, macht sich Susanne fertig, um zunächst zum Tierarzt und anschließend zur Arbeit zu fahren. Sie holt aus dem Keller den Transportkorb für die Katzen, vorsichtig hebt sie die kranke Tora und legt sie behutsam in den Korb. Weda scheint sehr aufgeregt zu sein. Er kratzt mit seinen Pfoten an den Wänden und miaut dabei laut. Als Susanne, mit Tora im Korb, das Haus verlassen will, läuft Weda ihr voran und bekundet dadurch seinen Willen, Tora zu begleiten. »Weda, armer Junge, du kannst deine Frau leider nicht begleiten.«, sagt Susanne zu Weda, indem sie sich zu ihm bückt und ihn streichelt. Weda miaut lauter, anscheinend kann ihn die Liebkosung seiner Herrin nicht wirklich trösten.
Susanne kommt wieder hoch. Ihre Augen sind feucht.

»Nun reicht es Weda. Alles hat seine Zeit, auch Abschiednehmen und Trauer. Wir müssen uns halt damit abfinden. Gehe mir bitte aus dem Weg. Ich muss mich beeilen.«

Susanne geht heute zwei Stunden später zur Arbeit. Als sie in ihrem Büro ankommt, merkt ihre inzwischen zum vierten Mal schwangere Kollegin sofort, dass es ihr schlecht geht. Sie sagt bedauernd:
»Du siehst ganz fertig aus, Susanne. Ist was Schlimmes mit eurer Tora passiert?«
Susanne wischt erst ihre Tränen ab, putzt dann ihre Nase und antwortet traurig:
»Tora ist eingeschläfert worden. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schlimm die Todesangst ist. Als der Arzt ihr die Spritze verabreichen wollte, ist sie total unruhig geworden. Verzweifelt hat sie versucht, sich aus unseren Händen zu befreien. Zuletzt hat sie mir völlig verschreckt in die Augen geschaut und flehentlich miaut, als wenn sie ein Mensch wäre und sich gegen die Todesspritze wehren würde. Jetzt muss ich endlich damit aufhören. Sonst komme ich hier mit meiner Arbeit nicht weiter. Also, erst einen Schluck Kaffee, dann rufe ich kurz meinen Mann an. Danach beginne ich endlich mit der Arbeit.«
Nachdem Susanne ein paar Mal an ihrer Tasse genippt hat, nimmt sie den Hörer und wählt die Rufnummer ihres Mannes.
Eine Angestellte von Hans nimmt den Hörer ab, nennt erst den Namen des Friseursalons, dann den ihren und fragt nach ihren Wünschen. Als sie Susannes Stimme hört, grüßt sie sie freundlich und bittet um einen Augenblick Geduld. Sie ruft nach ihrem Chef.
Hans ist gerade dabei, einer Kundin die Haare zu schneiden. Er fragt seine Angestellte, wer am Apparat sei. Als er den Namen seiner Frau hört, entschuldigt er sich bei seiner Kundin und sagt scherzhaft:
»Oh, oh, meine Frau, die große Chefin persönlich. Einen kleinen Augenblick bitte.»

»Hansi, ich bin es. Habe ich dich bei der Arbeit gestört?«
»Nicht schlimm, Schatzi, du weißt ja, wie es manchmal hier zugeht. Geht es dir gut?«
»Ja. Ich wollte dir nur kurz Bescheid sagen, dass Tora ganz ruhig eingeschlafen ist. Sie ist jetzt bestimmt im Himmel. Der arme Weda. Wir sollten ihm sobald wie möglich eine neue Partnerin besorgen. Es ist bei uns heute fürchterlich kalt, obwohl die Heizung ganz hochgedreht ist. Wie ist es bei euch? Hallo, Hansi! Bist du noch da?«
Hans wischt sich die Tränen aus den Augenwinkeln. Er merkt, dass seine Frau sich bemüht, ihn von Toras Tod abzulenken. Er entschließt sich, auf ihr Ablenkungsmanöver einzugehen.
»Ja, heute ist das Wetter wieder ganz schäbig. Du hast dich bestimmt nicht warm genug angezogen, Schatzi. Nicht wahr?«
»Egal wie warm man sich anzieht, man wird diesem Wetter nicht gerecht. Dann bis heute Abend, Hansi. Pass auf dich auf.«
»Jo, bis heute Abend, mein Schatz. Du, Susanne.«
»Ja.«
»Ich danke dir, dass du an meiner Stelle Tora bis zum Ende begleitet hast.«
»Ach, Quatsch. Keine Ursache.«
»Schön, dass es dich und Weda gibt.«
»Schön, dass es dich gibt. Küsschen Hansi. Bis heute Abend.«

Schlaflose Nächte

Auf der Treppe der zweiten Etage blieb Peter hechelnd stehen und suchte erst in seiner rechten dann in der linken Hosentasche nach seinem Asthmaspray. Als er es endlich fand, schüttelte er es schnell einige Male hin und her, öffnete den Mund und sprühte zweimal hinein. Er atmete tief durch, hielt die Luft kurz an, dann atmete er mit zusammengepressten Lippen langsam aus.

Auf der dritten Etage blieb er erneut stehen, diesmal aber vor seiner Wohnungstür, auf der ein Sticker mit einem geöffneten Mund und einer ausgestreckten Zunge zu sehen war. Mit ruhiger Hand schob er den Schlüssel in das Türschloss.

Als Peter den Korridor betrat, bemerkte er die abgestandene Luft. In der Früh hatte er vergessen, das Fenster auf kipp zu stellen. Er ging sofort in sein Wohnzimmer, das gleichzeitig seine Küche war, und öffnete das Fenster weit. Der Ostwind umwehte seine Nase, sein Gesicht, und bald war die ganze Wohnung von milder Mailuft durchströmt. »Herrliches Wetter!«, brummte er lächelnd in sich hinein.

Er schenkte sich ein Glas Wasser ein, trank einen Schluck davon. Mit dem Glas in der Hand ging er zu dem abgenutzten Ledersofa, setzte sich, trank noch den Rest, legte sich erschöpft auf das Sofa und blickte durch das offene Fenster.

»Noch fast drei Stunden bis es dunkel wird. Gleich gehe ich wieder raus. Dieses schöne Wetter darf ich mir nicht entgehen lassen. Unterwegs kann ich kurz ins Lebensmittelgeschäft schauen, es gibt vielleicht Sonderangebote«, überlegte er. Dann machte er seine Augen zu und dachte an seine Arbeit.

»Morgen habe ich schon die zweite Woche hinter mir. Ich schaffe es schon, ich schaffe es. Klar. Warum sollte ich es auch nicht schaffen? Der Chef an sich ist nett, obwohl er uns ziemlich antreibt. Die Kollegen sind sowieso alles nette Kerle. Nach den ersten sechs

Monaten bekomme ich einen längeren Arbeitsvertrag, wenn nicht für zwei Jahre, dann vielleicht für ein Jahr, sonst zumindest eine Verlängerung um sechs Monate. Hauptsache nichts mehr mit der ARGE zu tun haben zu müssen. Oh nein, die blöde Tussi von der ARGE, die vom Leben und der Realität rein gar nichts versteht, und nur Paragrafen und Anordnungen im Kopf hat. Nie wieder. Ich darf bloß in den ersten zwei Monaten nicht krank werden. Oh, ein Vogel! Ein Vogel ist in die Wohnung geflogen!«
Er öffnete seine Augen, drehte seinen Kopf, konnte im Zimmer aber keinen Vogel sehen. Er stand auf, schaute kurz hinter die Seitenlehne des Sofas, auf der gerade sein Kopf gelegen hatte. Vom Vogel war weit und breit nichts zu sehen, nur hören konnte er ihn immer noch.
»Vogel, bleib ganz ruhig. Ich gehe raus und lasse das Fenster ganz weit geöffnet, damit du rausfliegen kannst. Hahaha… lieber ein Vogel in der Wohnung als einen im Kopf!« Bei dem letzten Wort tippte er sich lachend mit dem Zeigefinger an die Schläfe.

Peter aß sein Abendbrot, während er fernsah. Er war gerade dabei die Zähne zu putzen, als plötzlich das Telefon klingelte. Mit der Zahnbürste in der Hand und Zahnpasta im Mund ging er an den Apparat:
«Hallo Nadja, bist du es?«
»Hast du jemand anderen erwartet?«
»Quatsch. Warte mal kurz bitte. Ich habe Zahnpasta im Mund.«
Er kehrte schnell ins Badezimmer zurück, spülte seinen Mund aus, kam wieder an den Apparat und sagte:
»Da bin ich wieder. Wie geht’s?«
»Schlecht …«
Nadja hatte er vor einigen Monaten auf einer Ü30-Party kennengelernt. Sie war Krankenschwester, arbeitete in Teilzeit und hatte Probleme mit ihrem Rücken, ihren Kolleginnen und insbesondere mit ihrer elfjährigen Tochter, die an Diabetes litt. Sie

hatte ein großes Redebedürfnis und brauchte immer wieder ein offenes Ohr. Peter fand sie sexy und nett, aber nervig. Ein Zusammenleben mit ihr war für ihn ausgeschlossen. Das hatte er sie schon früh merken lassen, indem er bei ihrem zweiten Treffen bereits die Bemerkung fallen ließ, er sei nicht beziehungsfähig.
Als das Gespräch beendet war, sagte er kopfschüttelnd:
»Fische. Fische sollten die Frauen sein, dann könnten sie nicht mehr reden.«
Er nahm sich eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank, setzte sich auf das Sofa und sah dabei weiter fern. Nachdem er auch eine zweite Flasche Bier ausgetrunken hatte, ging er ins Bett und schlief ganz schnell ein. Das konnte er gut. Sein Schlaf war stets tief, egal, ob er etwas getrunken hatte oder nicht.
Weniger als eine halbe Stunde, in der er geschlafen hatte, war verstrichen, als er durch das Zwitschern eines Vogels wach wurde. Im dunklen Schlafzimmer horchte er kurz auf, um festzustellen, wo sich der Vogel ungefähr befand. Er knipste das Licht an und schob sein Kopfkissen zur Seite. Kein Vogel zu sehen.
»Scheiße, er hat sich anscheinend unter mein Bett verkrochen. Ich kann doch jetzt nicht das ganze Bett auseinandernehmen. Ich öffne das Fenster. Kalt ist es nicht. Nur ein bisschen frisch…«
Er ließ das Fenster komplett geöffnet und legte sich schlaftrunken wieder ins Bett. Bald fiel er erneut in einen tiefen Schlaf, wie ein Bär.

„Zwsch zwsch zwsch zwsch …“ tönte es irgendwann erneut ganz laut unter seiner Decke, wodurch er wieder wach wurde. »Scheiß Vogel. So was habe ich noch nie erlebt«, zeterte er, schaltete das Licht an und schaute dann vorsichtig unter der Decke nach. Nein. Der Vogel war nicht da. Weder unter der Decke noch hinter dem

Kopfkissen. „Zwsch zwsch zwsch zwsch“ dieses Geräusch war immer noch aus der Richtung links von ihm zu hören.
Peter steckte vorsichtig seinen kleinen Finger ins linke Ohr. Das Geräusch wurde etwas lauter. «Du Scheiße, eine Fliege ist mir ins Ohr geflogen«, dachte er bei sich.
Er beugte seinen Kopf zur linken Seite, wobei er mit der Hand ans linke Ohr klopfte, damit die lästige Fliege herausfliegen könnte.
Sie kam aber nicht heraus, im Gegenteil, das „Zwsch zwsch zwsch zwsch zwsch…“ Geräusch wurde noch stärker.
»Scheiß Fliege. In vier Stunden muss ich zur Arbeit«, seufzte Peter und versuchte erneut einzuschlafen.
Die Fliege gab jedoch nicht nach. Ihr Zirpen wurde allmählich heftiger, sodass Peter überhaupt nicht mehr schlafen konnte.
Bevor der Wecker, wie üblich, um 5 Uhr schellte, stand er genervt auf.
Unterwegs zur Arbeit umspielte ein Lächeln seine Lippen. »Gott sei Dank. Das blöde Vieh ist endlich weg«, murmelte er erfreut.

Nach Feierabend kam er direkt nach Hause, nicht nur weil er ausgelaugt von der Arbeit war, sondern auch erschöpft von der letzten schlaflosen Nacht. Er legte sich sofort auf das Sofa und schlief rasch ein. Nach einer Weile stand er auf. »Scheiße. Hoffentlich hat sich mein Schlafrhythmus jetzt nicht geändert«, murmelte er vor sich hin und begann, sich das Abendbrot vorzubereiten. Dabei überlegte er, ob er tatsächlich gerade eben wieder die lästige Fliege gehört hatte, oder war das nur ein Alptraum gewesen, dieses leise, nervige Zirpen?
An diesem Abend sah er bis 23:45 Uhr fern, dabei trank er drei Flaschen Bier.
Kurz nachdem er sich ins Bett gelegt hatte, meldete sich die Fliege erneut. »Mein Gott, diese verdammte Fliege wohnt nun bestimmt in meinem Ohr. Ich muss morgen unbedingt zum Arzt. Aber wie? Ich

kann doch in der Probezeit keinen Tag freinehmen. Krankfeiern sowieso nicht.« Verängstigt und hilflos dachte er nach.
Nach einer Weile schlief Peter dann doch ein. Der Schlaf hielt aber nicht lange an. Nun meldeten sich 2 oder 3 Fliegen. Es schien, als ob sie nicht nur zirpten, sondern heftig auf das Trommelfell seines linken Ohrs hämmerten.
Erst kurz vor fünf Uhr versank Peter in einer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Minuten später wurde er aber vom Wecker geweckt.
Fluchend verließ er seine Wohnung. Unterwegs zur U-Bahn hatte er manchmal das Gefühl, als wäre etwas mit seinem Gleichgewicht nicht in Ordnung.
»Kein Wunder, zwei Nächte habe ich kaum geschlafen. Mir fehlt sonst nichts. Ich bin kerngesund. Die verdammten Fliegen sind doch weg. Alles war Einbildung oder ein Albtraum. Vielleicht hat meine Trinkerei das verursacht? Quatsch. Ich habe doch kein Alkoholproblem. Damit kann ich jederzeit aufhören. Ne, ne, ich brauche nicht zum Arzt. Heute ist Freitag. Übers Wochenende kann ich meinen Schlaf nachholen«, dachte er, während er zur Arbeit eilte.
Bei der Arbeit war er an diesem Tag auffällig reizbar und genervt. Beinahe hätte er sich mit zwei Kollegen angelegt; der Mangel an Schlaf machte ihm offenbar doch sehr zu schaffen. Außerdem hatten sich die Fliegen wieder bei ihm gemeldet, zum Glück nicht so heftig wie in der gestrigen Nacht. Leise, ganz leise, aber drohend, zirpten sie immer wieder, abwechselnd alle zusammen, oder auch nur eine von ihnen.
Abends klingelte das Telefon. Peter nahm den Hörer ab. »Hei Peter, ich bin es!«, meldete sich Nadja.
»Hei Nadja. Alles klar?«
»Ja. Meine Hexe ist übers Wochenende bei ihrem Vater. Ich hoffe, dass sie nicht vergisst, sich rechtzeitig Insulin zu spritzen. Ihr Vater ist so was von trottelig, dass er sie nie daran erinnert. Ich muss sie

ein paar Mal per Handy deswegen anrufen. Gehen wir zusammen aus?«
»Nein, ich möchte gleich ins Bett.«
»Wieso das denn? So früh am Abend? Es ist doch Wochenende.«
»Du, ich habe zwei schlaflose Nächte hinter mir.«
»Oho! Frauenbesuch gehabt?«, stichelte Nadja mit einem leicht gekränkten Unterton.
»Nein. Ich konnte nicht schlafen.«
»Ach so«, sagte sie beruhigt und fügte schäkernd hinzu: »Bestimmt die ganze Nacht an mich gedacht, gibs zu!«
»Schön wäre es. Ich glaube, ich habe Fliegen in meinem Ohr.«
»Fliegen?«, fragte sie verdutzt.
»Ja …«
Nachdem Nadja seine Leidensgeschichte gehört hatte, sagte sie besorgt:
»Ach, du Armer! Du hast Tinnitus. Eine Kollegin von mir hat so etwas auch schon gehabt. Ich kannte jemanden, der deswegen in der Psychiatrie gelandet ist. Du musst unbedingt zum Arzt.«

Auch in dieser Nacht kam Peter nicht zur Ruhe. Die Geräusche waren heftiger geworden. Ab und zu überkam ihn sogar ein Schwindelgefühl, das ihn beängstigte. Er wartete bis es hell wurde. Dann ging er zu einem HNO-Arzt, der an diesem Samstag Notdienst hatte.
»Es ist nichts Schlimmes«, beruhigte ihn der Arzt, während er sich das Ergebnis des Hörtests ansah.
»Das rechte Ohr ist ganz in Ordnung. Am linken Ohr hat Ihr Hörvermögen etwa dreißig Prozent nachgelassen. Das bedeutet aber nichts. Sie haben zum Glück keinen Hörsturz gehabt. Trinken Sie viel Wasser und meiden Sie jegliche Art von Stress. Versuchen Sie diese Geräusche zu ignorieren. Sie gehen meistens nach einer

Weile weg. Ich verschreibe Ihnen ein Medikament und gebe Ihnen für eine Woche ein Attest.«
»Nein, danke. Keinen Krankenschein bitte!«, antwortete Peter mit Nachdruck. «Ich darf zurzeit nicht krankfeiern …«

Montagnacht ging es ihm schlechter denn je; es hämmerte unaufhörlich so stark an seinem linken Trommelfell, dass er unwillkürlich den Drang hatte, eine scharfe Nadel ins Ohr zu stecken, um sich von dieser bestialischen Hämmerei zu befreien. Dazu kam noch verstärkt wieder das Schwindelgefühl. Alles drehte sich um ihn, selbst wenn er im Bett liegend die Augen geschlossen hatte.
Auf einmal verlor Peter, in seiner Verzweiflung, die Kontrolle über seine Gedanken. »Zum Fenster … zum Fenster! Raus …«, schrie er laut und bewegte sich in Richtung Fenster, um hinauszuspringen. Das Schwindelgefühl ließ ihn aber nicht aufstehen. Er krallte sich am Bettrand fest und schrie wie ein wehrloses Schlachttier, das den Tod spürt und ihm entfliehen will.
Die ganze Nacht blieb er vollkommen verkrampft wach im Bett liegen.
Morgens früh ging er, mit nach links geneigtem Kopf, zu seinem Hausarzt, der ihn sofort ins Krankenhaus einwies.

So verlor Peter seine Arbeitsstelle, und dazu bekam er den Tinnitus auch noch im rechten Ohr.

Nach einigen Monaten saß Peter dürr, verwirrt und auch sonst ziemlich verändert im Wartezimmer einer Gutachterin der Arbeitsagentur. Eine Arzthelferin hatte ihm gerade Blut abgenommen, sein Gewicht kontrolliert und ihn gebeten, auf die Ärztin zu warten. Er wartete mit gesenktem Kopf und wirren Gedanken, gefesselt wie in einem Spinnennetz von Seelen

fressenden Geräuschen, die kein Mensch außer ihm hören oder spüren konnte.
»Ich kann nicht mehr. Ich kann einfach nicht mehr. Nicht mehr, nicht mehr … Es muss alles aufhören. Aufhören. Schlafen. Schlafen. Loswerden, alles loswerden, diese verdammten Geräusche, die ARGE, dieses scheiß Leben. Ich gehe zu Nadja und nehme das Insulindepot von ihrer Tochter, das sie als Reserve im Kühlschrank aufbewahrt …«
»Herr Peter …«
»Ja«, sagte Peter, aus seinen traurigen Gedanken gerissen, zu der Arzthelferin.
»Sie sind dran. Kommen Sie bitte mit.«

Jemand klopfte zögerlich an die Tür. »Kommen Sie rein!«, sagte die verbeamtete Ärztin automatisch. Ein unrasierter Mann, um die vierzig, trat ein.
»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte sie, indem sie mit der Hand auf den freien Stuhl zeigte. »Endlich ein unparfümierter Mann«, dachte sie und begann mit ihren formellen Fragen.
Peter saß vor der Ärztin, wieder mit gesenktem Kopf. Er antwortete kurz auf die gestellten Fragen, und wartete, dass diese Prozedur bald ein Ende finden würde. Das Gleiche hatte er ein paar Monate zuvor bei seiner Krankenkasse und später beim medizinischen Dienst erlebt. Alle hatten den Auftrag, ihn irgendwie loszuwerden. Die Krankenkasse schickte ihn nach ein paar Monaten zur

Arbeitsagentur, die ihn auch nicht in ihrer Statistik als Arbeitslosen haben wollte.

»Loswerden. Alle wollen mich loswerden. Ich bin nur ein Kostenfaktor, für alle; krank, austherapiert, unnütz. Scheiß Gesellschaft«, dachte er.

»Nehmen Sie immer noch Antidepressiva?«, fragte ihn die Ärztin.

»Was geht Sie das an?«, hätte er beinahe gesagt. Er biss die Zähne zusammen, blieb eine Weile still und antwortete dann leise:

»Ja.«

Ein Gefühl von Scham überkam ihn. Es war ihm peinlich, einer Frau von seinen Privatangelegenheiten, ja dazu sogar noch von seinen Schwächen, zu erzählen. »Was geht Sie das an, Sie blöde Tussi? Sie haben es sehr gut. Ein paar Jährchen studiert und nun eine unkündbare Stelle«, dachte er wütend.

Die Ärztin hörte mit ihren formellen Fragen auf und schaute ihn genauer an. »Unkonzentriert, gequält und gestört sieht er aus«, dachte sie. »Meistens hält er seinen Kopf gebeugt nach unten. Er versucht, jeden Blickkontakt mit mir zu meiden.«

In besorgten Ton fragte Sie:

»Hilft Ihnen das Medikament überhaupt?«

Er schüttelte seinen Kopf.

»Wenn es Ihnen nicht hilft, warum nehmen Sie es dann?«

Ihr freundlicher Tonfall gefiel Peter. Er blickte auf und sagte: »Wenn ich es nehme, dann bin ich nicht so reizbar wie früher.«

»Armer Kerl«, dachte die Ärztin, während sie ihn musterte. »Noch keine vierzig Jahre alt, geschieden, keine Frau, kein Kind, einsam, keine Chance auf dem Arbeitsmarkt, und auch noch Tinnitus auf beiden Ohren. Der Drei-Tage-Bart steht ihm aber gut. Er könnte

noch viel Schönes in seinem Leben erfahren, wenn sich jemand um ihn kümmern würde.«

Sie rollte mit ihrem Stuhl zurück, nahm Abstand von dem Schreibtisch und sagte besorgt:

»Setzen Sie bitte das Antidepressivum langsam ab. Das ist nicht die Lösung zum Umgang mit dem Tinnitus. Ich kenne Ihre Situation. Sie machen sich das Leben schwerer, als es wirklich ist. Sie müssen Ihre Einstellung zu den Menschen, der Welt, dem Leben und auch zu Ihrer Krankheit ändern. Sagen Sie sich, es ist, wie es ist. Ich muss das Beste daraus machen. Sie sind weder für Ihre Krankheit noch für ihre Arbeitslosigkeit verantwortlich, für Ihr Leben aber schon.«

Peter blickte verdattert auf.

»Lenken Sie sich von Ihren quälenden Ohrgeräuschen ab. Weghören. Versuchen Sie einfach wegzuhören. Geben Sie nicht auf. Sie können denken, Ihre Krankheit aber nicht. Finden Sie für sich eine geeignete Methode, mit der diese fiesen Geräusche überspielt werden. Besorgen Sie sich zum Beispiel für Ihr Schlafzimmer eine kleine künstliche Wasserquelle, oder hängen Sie zwei ziemlich laute Wanduhren auf. Sitzen Sie nicht zu Hause rum. Gehen Sie unter Menschen. Sie sind immer noch jung. Das Leben ist Ihnen nur einmal geschenkt worden; tun Sie was dafür. Lernen Sie, trotz Ihrer Krankheit, richtig zu leben. Holen Sie sich Hilfe bei Psychologen …«

Erstaunt und mit großen Augen hörte Peter der Beamtin zu. Über ein Jahr war er bei verschiedenen Ärzten gewesen. Bisher schien

niemand ihn so wie diese Beamtin verstanden zu haben. Seine gequälte Seele fühlte sich von ihren Worten gestreichelt.
»Beamtin ist sie nicht. Nein … Ein Engel ist sie. Oh… die Geräusche sind weg», dachte er, während die Ärztin mit ihm sprach.
»Ich soll für die ARGE ein Gutachten über Sie schreiben. Ist es Ihnen recht, wenn ich schreibe, dass man Sie in Ruhe lässt?«, fragte sie ihn nun.
Er spürte langsam wieder der zu sein, der er einst gewesen war; gesund, auf die Zukunft blickend, und vor allem glücklich.
»Ich fühle mich jetzt sehr gut, Frau Doktor. Einer Teilzeitarbeit würde ich gerne nachgehen, wenn man sie mir vermittelt, ganztägig kann ich leider zurzeit wegen der Schlaflosigkeit nicht arbeiten.«
»Gut. Ich empfehle der ARGE eine leichte Tätigkeit bis zu 4 Stunden am Tag. Gute Besserung!«, sagte sie, stand auf und streckte ihm ihre Hand entgegen.
»Frau Doktor, ich muss Ihnen beichten, dass ich heute mit Vorurteilen zu Ihnen gekommen bin. Ich sehe aber einen Engel vor mir.«
»Danke für das Kompliment, aber ich bin gerne ein Mensch.«
«Auf jeden Fall haben Sie meine Geräusche fast weggezaubert. Ich höre sie momentan nur ganz leise.«
»Schön. Sehen Sie, Sie haben schon angefangen, den Tinnitus zu ignorieren.«
»Entschuldigung, Frau Doktor. Ich bin bei mehreren Ärzten gewesen. Niemand hatte so viel Ahnung vom Fach wie Sie. Wie kommt das?«
Die Beamtin lächelte ihm freundlich zu und besann sich einen Moment, dann antwortete sie:
»Anfangs habe ich Ihnen schon gesagt, dass ich Ihre Situation kenne. Ich bin auch vom Tinnitus betroffen.«
»Nein, um Gottes Willen! Sie doch nicht.«
»Doch. Ich habe ihn aber im Griff. Er mich nicht mehr …«

Die Verleugnung

Zweimal im Monat gehe ich zu einer Therapeutin; ich muss dahin, um ihr vorzulügen, ich hätte die Nase voll vom Leben, damit alle glauben, mir fehle nichts, ich sei nur depressiv. Das stimmt so aber nicht, und ich leide nicht an einer Depression. Im Gegenteil. Ich liebe das Leben und vieles, was es auf der Welt gibt. Zum Beispiel liebe ich meine Tochter, obwohl sie mich oft trotzig und zornig anschreit: »Hör auf Mama! Du spinnst mal wieder!« Auch meinen Mann liebe ich sehr. Selbst wenn ich mich zwei- bis dreimal am Tag mit ihm im Bett wälze, kriege ich immer noch nicht genug von ihm, was bei vielen Frauen meines Alters ja eine Ausnahme zu sein scheint. Viele von ihnen haben kaum Lust, auch nur einmal im Monat mit ihrem Ehemann ins Bett zu gehen, geschweige denn mehrmals am Tag.
Meine Schwiegermutter jedoch mag ich überhaupt nicht. Nicht nur weil sie sich in meine Angelegenheiten einmischt, sondern, es ist mehr wegen einer Stimme, die mir sagt:
»Diese verdammte alte Frau hat ihre Seele dem Teufel verkauft.«
Tatsächlich hat sie das getan, wie viele andere Menschen auch. Jeden Sonntag geht sie zum Gottesdienst in die Kirche und zweimal in der Woche kommt sie mit anderen Teufelsanbetern zusammen, um die falsche Bibel zu lesen. Sie ist ja total eifersüchtig. Ihr gefällt es nicht, wenn ihr Sohn mich liebt. Als mein Mann in der Pubertät war, verscheuchte seine Mutter jedes Mädchen, mit dem er sich anfreundete. War zum Beispiel ein Mädchen bei ihm zu Besuch, betrat seine Mutter unter irgendeiner fadenscheinigen Begründung unerwartet sein Zimmer, sodass das Mädchen dachte, er sei ein Muttersöhnchen und ständig unter ihrer Kontrolle. Die verdammte Frau redete ihrem Sohn ein, Mädchen seien hinterlistig, verlogen und falsch, daher solle er sich vor ihnen in Acht nehmen. Durch

diese Erziehung war mein Mann in der Schule immer einsam, unglücklich und depressiv. Er hatte Angst vor Mädchen und glaubte tatsächlich, sie seien der Teufel persönlich und würden ihn ins Unglück stürzen. Solange, bis er erwachsen wurde und zu einem Therapeuten ging. Danach haben wir uns kennengelernt. All das hat mein Mann mir erzählt. Beispielsweise sei ihm erst nach mehreren Therapiesitzungen klar geworden, dass er sich endlich von seiner Mutter und ihrer Gedankenwelt abnabeln müsse.

Meine Schwiegermutter behauptet auch, eine gläubige Katholikin zu sein, hat sich aber von ihrem Ehemann scheiden lassen, und mit vielen Männern uneheliche Beziehungen geführt. Sie zieht teure Kleidung an, sie ernährt sich von nobler Feinkost, nicht einen kleinen Augenblick lang macht sie sich Gedanken über die Umwelt, und verbraucht verschwenderisch viel Wasser, Strom und Gas. Ständig ist sie auf Reisen oder vergnügt sich, obwohl in dieser Welt überall Tausende arme, verzweifelte und kranke Menschen sterben.

»Beruhige dich mein Kind. Beruhige dich. Dem Teufel hat diese alte Frau ihre Seele verkauft. Dem Teufel«, hat gerade eben diese eine Stimme zu mir gesagt. Es ist besser, dass ich diese Verdammte vergesse, denn es hat keinen Sinn, sich die Nerven wegen so eines bösartigen Wesens kaputtzumachen.

Ich habe Mitleid mit meiner Therapeutin. Die Ärmste hört sich zweimal im Monat fünfzig Minuten lang mein Gequatsche an. Sobald sie vor mir Platz nimmt, fordert sie mich mit ihrem freundlichen Blick zum Reden auf. Schweige ich, sagt sie:

»Also, fangen Sie bitte einfach an.«

»Womit soll ich anfangen?«

»Womit Sie Lust haben. Mit welchem Gefühl sitzen Sie heute hier?«

»Ich fühle mich ganz beschissen.«

»Wodurch wird das verursacht?«

Und ich fange an, zu erzählen. Ich erzähle, dass die Arbeitslosigkeit und die Preissteigerungen die Menschen gegeneinander aufgehetzt haben. Alle hauen sich gegenseitig übers Ohr. Über meine Ängste erzähle ich. Ich erzähle, dass ich mich vor der Zukunft fürchte. Ich fürchte mich davor, dass meine Tochter vielleicht nie eine Stelle bekommt, dass sie selbst nie Mutter wird und falls sie doch ein Kind bekommt, mein Enkelkind in einer total verschmutzten Umwelt, mit vielen unbekannten Krankheiten ein fürchterliches Leben führen würde, dass bald wieder ein großer Krieg oder eine Umweltkatastrophe unsere Welt noch kaputter machen wird, als sie sowieso schon ist. Ich erzähle, ich erzähle in einer Tour nur über schlechte und negative Dinge, bis meine fünfzig Minuten beendet sind. Dann steht die Therapeutin auf, schreibt auf einen Zettel das Datum für meinen nächsten Termin und verabschiedet sich freundlich von mir.

Auf dem Weg nach Hause plagt mich das schlechte Gewissen, warum ich sie mit meinen negativen Erzählungen belastet habe. Leider muss es so sein, damit sie eine Depression bei mir diagnostiziert. Außerdem muss ich die ganze Zeit auf der Hut sein, mich nicht zu verplappern, dass ich meinen Mann in Wirklichkeit liebe, dass eine heimliche Stimme mich ständig schützt und begleitet. Auch andere schöne Seiten des Lebens darf ich nicht preisgeben, falls ich gefragt werde. Ansonsten diagnostiziert meine Therapeutin bei mir eine Psychose. Dann ist es aus mit mir. Ich werde in die Psychiatrie geschickt. Welcher gesunde Mensch schafft es schon, dort lange zu verweilen?

All das verdanke ich meiner verdammten Schwiegermutter. »Beruhige dich mein Kind. Beruhige dich. Dem Teufel hat diese verdammte alte Frau ihre Seele verkauft. Dem Teufel«, sagt die heimliche Stimme wieder zu mir.

Vor einem Jahr, fünf Monaten und fünfundzwanzig Tagen musste ich operiert werden. Ein Tumor wurde plötzlich in meinem Kopf gefunden. Die Ärzte meinten, er wäre bösartig. Alle dachten, ich

würde sterben. Auch ich hatte meine Hoffnung aufs Überleben aufgegeben.
Während der Anästhesist mir die Narkose verabreichte, sprach die heimliche Stimme zum ersten Mal zu mir:
»Habe keine Angst, mein Kind. Du wirst gerettet.«
Da geschah mit mir etwas, was ich zuvor noch nie erlebt hatte. Wie durch ein Wunder löste ich mich von meinem Körper, leicht und schwerelos schwebte ich im OP-Raum und beobachtete die Operation wie ein Außenstehender.
Jemand markierte einen Teil meines Kopfes und sagte singend:
»Da da da daaaa dada da daaaaaa. Skalpell.«
Das Klappern der chirurgischen Handwerkzeuge in einem Behälter aus Metall schallte im Raum. Ich sah eine Hand, die einen Teil meiner Kopfhaut aufschnitt. Ein elektrisches Gerät wurde betätigt, woraufhin an meinem Schädel gesägt wurde. Bald wurde ein winziges Rohr in meinen Kopf gesteckt.
»Oh, Sie haben heute ein ganz intensives Aftershave benutzt, Herr Dr. Brand!«, sagte eine Schwester missbilligend. Anscheinend war Dr. Brandt der Chef des OP-Teams.
»Ja, das hat mir meine Frau ausgesucht. Sie meint auf alle Duftstoffe allergisch zu reagieren, außer auf dieses. Da da da daaaaa dada da daaaaa…«
»Was ist los? Warum bist du heute so betrübt?«, fragte einer einen anderen. »Tupfer! Tupfer!«, befahl ein anderer.
Der Chefchirurg, der auf dem Bildschirm den Verlauf des megawinzigen Messers in dem winzigen Rohr, welches in meinem Kopf platziert war, beäugte, drückte das Messer vorsichtig weiter. Dieses bewegte sich vorwärts. Dabei ließ Dr. Brandt einen Wind wehen. Während er routiniert weiter arbeitete, fragte er einen Kollegen:
»Was gibt es Neues auf dem Börsenmarkt?«
Der Gefragte antwortete besorgt:
»Oh oh! Es sieht ganz schlecht aus.«

Mich ergriff plötzlich die Angst, weil ich dachte, es ginge um meinen eigenen Zustand, denn ein Gerät fing gleichzeitig an, ein „Tuuut tuut tuut“ Warnsignal zu geben.
»Wo sind Sie mit Ihrem Gedanken? Sauerstoff!«, schrie laut der Anästhesist. »Sorry!«, sagte derjenige, der vorhin von dem schlechten Zustand gesprochen hatte. Das Warnsignal war bald nicht mehr zu hören. Ein Mitglied des Operationsteams fragte seinen Kollegen:
»Deine Augen sehen total verschlafen aus. Hast Du gestern Nacht Notdienst gehabt?«
»Nein. Ich habe aber gestern Nacht überhaupt nicht geschlafen. Selbst zwei Schlaftabletten haben mir nicht geholfen. Mein ganzes Vermögen ist weg. Auf einmal ist alles futsch. Kannst du dir das vorstellen?«, antwortete der Befragte.
Ein anderer meldete sich zu Wort:
»Ein großer Teil meiner Ersparnisse ist ebenfalls weg. Das Komische daran ist, dass man niemanden dafür zur Rechenschaft ziehen kann, weil keiner inzwischen gewonnen haben will. Alle haben anscheinend verloren. So was kann doch nicht möglich sein. Oder?«
»Auf dem Börsenmarkt gibt es immer wieder solche Aufs und Abs. Wartet mal ab, der Wert der Aktien wird bald wieder steigen!«, sagte eine Krankenschwester beschwichtigend zu ihnen.
»Wenn jemand seine wertlosen „Daimlers“ loswerden will, bin ich bereit, sie zu kaufen. Auch „Toyota“ könnte ich irgendwie gebrauchen!«, verkündete einer vom OP-Team.
Die Krankenschwester sagte:
»In dieser Situation die Aktien zu verkaufen wäre ganz schön dumm.«
»Wird sich dieser Börsencrash auch auf Sparbücher auswirken?«, fragte besorgt eine andere Krankenschwester.

»Nein«, sagte jemand. »Doch. Doch.«, sagte ein anderer. »Dieser Börsencrash wird sich nicht nur negativ auf Sparbücher auswirken, sondern auch auf die Lebensmittelpreise.«
»Oje!«, sagten einige gleichzeitig im Chor. Jemand, ich weiß nicht genau wer, vielleicht wieder Dr. Brandt, der Chef selbst, ließ deutlich hörbar einen Wind fahren.
Dr. Brandt beendete seine mühsame Arbeit und sagte:
»Vor eineinhalb Jahrhunderten hat schon Karl Marx vor solchen Krisen gewarnt. Da da da daaa! Endlich fertig mit diesem verdammten Tumor! Keine Chance, leider. Ich glaube nicht, dass die Patientin aus der Narkose aufwachen wird. Was war sie von Beruf? Bankmanagerin?«
Eine Schwester schaute in meine Datei und antwortete: »Lehrerin. Diesen Tumor hatte sie schon lange vor der Bankenkrise, Herr Doktor. Die Arme hat nur 39 Jahre gelebt!«
Der Arzt, der sich nach meinem Beruf erkundigt hatte, sagte teilnahmslos, indem er wieder ein Konzert nachahmte:
»Da da da daaaaa … Zunähen bitte. Auf zum Nächsten!«

Dann wurden meine Augen auf einmal unglaublich schwer, als ob mich auf einmal die Müdigkeit der ganzen Welt überwältigte. Ich bekam nichts mehr mit. Irgendwann hörte ich jemanden weinen. Ich schlug meine Augen auf. Meine kleine Familie saß an meinem Bett. Meine Tochter heulte unentwegt, wobei mein Mann sie verzweifelt zu trösten versuchte.
»Sag ihnen: Geht nach Hause. Es ist nichts mehr zu befürchten. Ich bin gerettet worden. Eines Tages werdet ihr auch gerettet«, forderte mich die heimliche Stimme auf, die während der Narkose zum ersten Mal zu mir gesprochen hatte, meiner Familie zu verkünden. Schläfrig brachte ich die Sätze über die Lippen, schloss unwillkürlich meine Augen und fiel wieder in einen tiefen Schlaf.

Eine Woche später kehrte ich ganz gesund nach Hause zurück. Glücklich berichtete ich meiner Familie, Freunden und Verwandten von der heimlichen Stimme. Missbilligend lächelten sie mich an und wechselten das Thema.

»Vermeide es, Fleisch zu essen, mein Kind! Weil auch die Tiere, genau wie die Menschen, ein kleiner Teil vom Leib Gottes sind. Vermeide es, mein Kind! Vermeide es, Gottes Fleisch zu essen!«
So sprach zu mir eines Tages jene Stimme.
Ich erzählte es meiner Familie und wurde daraufhin umgehend Vegetarierin. Leider gelang es mir nicht sie auch davon zu überzeugen.

Allmählich begannen Gerüchte über mich zu kursieren. Verursacherin war, wie erwartet, meine Schwiegermutter. Ich sei vom Teufel besessen, behauptete sie. Ein kleiner Fehler in meinem Zentralnervensystem sei durch die Operation entstanden, meinten die anderen. Diese Verleumdungen erreichten bald, am Geburtstag meines Ehemanns, ihren Höhepunkt.
Mit Familie, Freunden und Bekannten feierten wir seinen Geburtstag, als die heimliche Stimme wieder zu mir sprach:
»Stehe auf! Bringe sie zum Schweigen! Mach den Fernseher an und sage ihnen, dass sie mit ihren eigenen Augen die Teufel anschauen sollen.«
Auf meine Bitte hin blieben alle einen Moment lang still. Ich schaltete den Fernseher an. Der Bundespräsident drückte erfreut die Hand des Papstes. Im Auftrag jener Stimme verkündete ich:
»Genauso, wie der einzige Gott gleichzeitig im Leib jedes Lebewesens anwesend ist, verwandelt sich der Teufel wahrlich auch oft in die Gestalt des Menschen und führt euch in Versuchung! Meidet die Teufel! Ihr Lämmer Gottes, die ihr nur eine Erscheinung von seinen unzähligen Erscheinungen seid, meidet die Teufel! Selig sind diejenigen, die die Teufel meiden!«

Es entstand ein Tumult, ja ungewollt verwandelte sich der Geburtstag in ein Desaster. »Habe ich nicht zig Mal gesagt, dass sie vom Teufel besessen ist?«, schrie hysterisch meine Schwiegermutter in jenem ganzen Durcheinander.
Gegen meinen Willen brachten sie mich in eine psychiatrische Klinik. Oh! Oh! Lieber Gott möge niemandem je so etwas geschehen. Es ist ein fürchterlicher Ort. Ständig werden einem Spritzen verabreicht und irgendwelche Pillen gegeben, damit man einschläft, dick, faul und willenlos wird.

Nach einer gewissen Zeit wurde ich von dem Chefarzt der Klinik in sein Sprechzimmer gebeten. Als ich vor ihm Platz nahm, sprach wieder jene Stimme zu mir:
»Verleugne mich mein Kind! Verleugne mich! Genauso wie Petrus mich dreimal in jener schändlichen Morgendämmerung, bevor der Hahn sein „Kikeriki“ krähte, verleugnen musste, verleugne du mich auch und sage, du hättest eigentlich nie eine Stimme gehört. All deine vorherigen Behauptungen wären bloß ein Trick, damit man dich in die Psychiatrie einweise, um hier zur Ruhe zu kommen. Sage, dass du die Menschen verabscheust und überhaupt keine Lust hast, mit ihnen zusammenzuleben.«
Ich sagte, was mir befohlen wurde.
Der Chefarzt fragte mich:
»Wissen Sie, dass ihr Verhalten dem Verhalten einer Verrückten gleicht?«
Die Stimme befahl mir, weinend zu sagen:
»Ich bin wirklich verrückt, Herr Doktor. Das heißt, die Menschen haben mich verrückt gemacht. Bitte! Bitte, Herr Doktor, ich flehe Sie an! Erlauben Sie mir hier bei Ihnen und den Verrückten zu bleiben. Denn hier tut mir keiner etwas zuleide. Außerdem habe ich hier keine Aufgaben, keine Verpflichtungen. Ich habe die Nase voll vom Leben, Herr Doktor. Ich habe wirklich die Nase voll von meiner Familie, von meiner Arbeit und von der ganzen Gesellschaft.«

Nach diesem Gespräch diagnostizierte der wichtigste Mann der Psychiatrie keine Verrücktheit bei mir, sondern eine Depression. Er verordnete mir eine ambulante Therapie und schrieb mich arbeitsunfähig. Nun gehe ich zweimal im Monat zu einer Therapeutin. Ich muss dahin, um ihr vorzulügen, ich hätte die Nase voll vom Leben.

Das Wochenende

»Nie habe ich Glück gehabt. Das ganze Leben ist verpfuscht, vermasselt, verpatzt. Siebenundvierzig Jahre alt und doch kein Kind, kein Mann, kein Haus, nur ein altes Auto und dieser beschissene Job …«, dachte Christina, als sie Samstag, gegen Mittag, ohne durch den Wecker geweckt zu werden, aufwachte. Der Platz im Bett neben ihr war wieder einmal leer. Sie spürte einen Kloß im Hals. Am liebsten hätte sie laut losgeheult; das konnte sie seltsamerweise im Moment nicht. Zum Aufstehen hatte sie auch gar keine Lust.

Gestern Abend wäre sie gern, nach einer stressigen Arbeitswoche, mit ihrer besten Freundin ausgegangen, diese war aber leider mit ihrem neuen Freund unterwegs.

»Es ist mir wirklich schleierhaft, wie Claudia es immer wieder schafft, einen neuen Typen an Land zu ziehen? Nie, nie werde ich das so schaffen wie sie. Mich nutzen die Männer immer nur aus. Scheißkerle! Sexisten! Schweine …«, brach sie nun endlich in Schluchzen aus.

Ihre letzte Beziehung hatte sie vor einem Jahr beendet. Nach zweieinhalb Jahren des Zusammenlebens musste sie, sehr betroffen, feststellen, dass ihr Partner fremdging. Während sie sich wieder an ihn erinnerte, schmiss sie wütend die Decke zur Seite, stand auf und weinend brüllte sie:

»Machos! Betrüger! Arschlöcher! Man sollte euch Männer alle in ein Raumschiff stecken und auf den Mars schießen.«

Lustlos machte sie ein paar Minuten Gymnastik, weil sich die Schmerzen in ihrem kaputten Rücken wieder einmal meldeten.

Als sie gemütlich auf dem Toilettenbecken saß, dachte sie an ein Buch, was sie vor kurzem überflogen hatte. Darin schrieb man:

„Das Leben besteht hauptsächlich aus Leiden. Das Gegenteil vom Leid ist Glück, was ja auch Zufriedenheit oder Freude am Leben heißen kann. Dies gibt es leider selten, und wenn überhaupt, dann nur in flüchtigen Momenten. Glücklich sind eigentlich diejenigen Menschen, die das einmal erlebt haben. Noch glücklicher sind diejenigen, die sich an ihre glücklichen Momente im Leben auch erinnern können …“

Lächelnd erinnerte sich Christina an ihre große Liebe. Wie unbekümmert, zufrieden und frei fühlte sie sich damals mit ihrem Freund!

»Klaus. Klaus. Ach, du armes Schwein. Ziemlich spät musstest du entdecken, dass du schwul bist. Dann der schreckliche Autounfall. Es tut mir wirklich leid, dass aus dir ein armer Harz IV-Empfänger geworden ist. Gott sei Dank, ich bin noch nie arbeitslos gewesen. Ich habe studiert, habe eine stressige aber unkündbare Stelle und bin kerngesund. Doch, doch, ich habe schon einiges im Leben erreicht. Die blöde Gans, Claudia, mit ihrem neuen Typen. Heute Abend gehe ich alleine raus. Ich lasse mir mein Wochenende nicht verderben. Scheiße. Wieso habe ich mich auf diese unsinnigen Gedanken eingelassen? Weg damit. Weg mit der verdammten Wochenenddepression. Heute Abend wird Party gemacht.«

Immerwährende Liebe

Der Mann sitzt mit der Fernbedienung in der Hand vor dem Fernseher. Der Sessel, auf dem er gemütlich sitzt, scheint sich seinem Körper vom langen Sitzen angepasst zu haben. Sein Blick starrt in die Richtung, aus der die Stimme der Nachrichtenansagerin kommt. Er kann sie mit seinen Glasaugen nicht sehen. Er hört sie nur, lethargisch, genervt und gelangweilt.

»Scheiße! Nur Krieg, Mord und Krisen überall auf der Welt!«, wettert er und drückt auf einen Knopf der Fernbedienung.

»Schalte bitte zurück, Schatz!«, fordert ihn seine Frau mit einer lispelnden Stimme auf, die durch ihre fehlenden Zähne verursacht wird. »Gleich kommt die Ziehung der Lottozahlen. Vielleicht sind wir die Glücklichen, die den Jackpot der letzten beiden Wochen knacken.«

Wütend wirft er die Fernbedienung in Richtung seiner Frau, die auf dem Sofa sitzt. «Mach doch, was du willst! Sechsunddreißig Jahre hast du mein Geld für dein scheiß Lotto vergeudet«, sagt er mürrisch.

»Es war unser Geld, Schatz, unser Geld; nicht nur deins. Vergiss das bitte nicht! Wir beide haben ein schönes Schuhgeschäft gehabt, natürlich unter deinem Namen, aber ich habe mehr als du dort gearbeitet. Außerdem, wir haben ab und zu auch mal gewonnen. Kannst du dich nicht mehr daran erinnern?«, meint sie in einem liebevollen Ton.

»Von wegen, unser Geld. Hm, unser schönes Schuhgeschäft!«, seufzt er mit gekünsteltem Lächeln.

»Schatz Olaf, rege dich nicht auf. Wir sind nicht die Einzigen, die bei dieser Weltwirtschaftskrise Konkurs anmelden mussten. Das Leben hat eben Höhen und Tiefen. Hauptsache wir halten zusammen. Oh, jetzt geht es los mit der Ziehung der Lottozahlen.«

Olaf bewegt sich unbehaglich und sagt im Befehlston:
»Ich muss mal.«
»Gleich Schatz, gleich. Die Zahlen werden jetzt gezogen«, erwidert seine Frau angespannt.
Der Mann bleibt einen Augenblick stumm sitzen. Anscheinend drückt ihn die Blase, denn sein Gesicht ist verzogen. Er macht Anstalten aufzustehen. Es gelingt ihm beim ersten Versuch nicht direkt. Beim Zweiten steht er mit Ach und Krach dann doch auf. Eine Hand auf den Stuhl stützend streckt er die andere in Richtung Wand. Sein Stuhl steht unweit davon entfernt. Bald erreicht er sie tastend, daraufhin lässt er den Stuhl los und lehnt sich ganz gegen die Wand.
Wie Mitte sechzig sieht er aus. Seit seiner Kindheit leidet er an der Zuckerkrankheit. Da er in jüngeren Jahren auf seine Blutzuckerwerte nicht geachtet hat, ist er nicht nur blind geworden, sondern körperlich ein richtiges Wrack. Ohne die Hilfe seiner Frau kann er nichts verrichten. Er ist noch nicht einmal in der Lage, sich selbst zu spritzen, was ja mindestens dreimal am Tag gemacht werden muss.
Seine Frau ist ein paar Jahre älter als er, aber kerngesund und wirkt, im Gegensatz zu ihm, auch viel jünger. Ihr Fehlen nur die kompletten Zähne der oberen Reihe.
»Schon zwei Richtige, Olaf», verkündet sie erfreut, ohne sich vom Fernseher abzuwenden.
Der kranke Mann geht, sich an der Wand entlang tastend, zur Tür. Bald spürt er das Holz unter seinen Fingern. Nun sucht er nach der Türklinke. Als er sie endlich in der Hand hat, bleibt er reglos auf der Stelle stehen.
»Oh, scheiße!«, flucht er vor sich hin.
Hilflos und verängstigt wendet er den Kopf in die Richtung, in der seine Frau sitzt, und stammelt:
»Betti!«

»Warte noch eine Minute, Schatz!«, erwidert seine Frau, ihren Blick weiterhin gespannt auf den Bildschirm geheftet. »Wir haben schon drei Richtige», fügt sie euphorisch hinzu.

»Scheiß richtige Zahlen! Was nutzen mir selbst sechs Richtige im Lotto, wenn mir die Gesundheit und offensichtlich auch noch die richtige Frau fehlen?«, stammelt er undeutlich vor sich hin.

Er hält die Türklinken beiderseits mit den Händen fest und drückt seine Brust an den Rand der Tür, um sein Gleichgewicht aufrecht zu halten. Es geht ihm schlecht. Seine Kräfte sind auf einmal entschwunden. Sein Mund ist trocken. Er hat das Gefühl, als ob die Tür und der Boden unter seinen Füßen hin und her schwingen würden.

Enttäuscht legt Bettina den Kugelschreiber auf den Tisch. Mit zusammengekniffenen Augenbrauen studiert sie noch einmal die angekreuzten Zahlen auf dem Lottoschein.

»Immerhin drei Richtige«, sagt sie leise und wendet jetzt endlich den Blick zu ihrem Mann.

»O Gott! Schatz Olaf, was hast du denn wieder?«, seufzt sie und hetzt zu ihm, der aussieht, als würde er jeden Moment zusammenbrechen.

»Mir ist schwindlig. Ich muss mal«, haucht er in ganz schwachem Ton.

Sie setzt ihn wieder auf seinen Stuhl und sagt beruhigend:

»Oh, Entschuldigung. Ich habe deine Insulinspritze vergessen. Bleibe bitte eine Minute sitzen. Ich muss erst deinen Blutzuckerwert messen.«

Sie nimmt eine Lanzette aus der Insulintasche, die stets auf dem Tisch bereitliegt, sticht in den Finger ihres Mannes, drückt den gestochenen Finger fest bis ein kleiner Tropfen Blut herauskommt, und tropft diesen auf den Teststreifen, den sie inzwischen ins Messgerät gesteckt hat. Auf dem Display erscheint eine dreistellige Zahl.

»Zweihundertachtundneunzig«, berichtet sie, indem sie aufsteht. »Nicht schlimm, Schatz. Ich hole dir gleich das Insulin.«
Sie eilt in die Küche, wo sie die wichtigen Medikamente ihres Mannes vor ihm versteckt hält. Kurz darauf kehrt sie zurück, hebt ihrem Mann das Hemd hoch. Auf seiner mit blauen Flecken übersäten Bauchdecke kommt ein mit Pflaster befestigter Nadelschlauch zum Vorschein. Sie setzt die Spitze des Zylinders in den Schlauch, drückt vorsichtig mit dem Daumen auf den Kolben und sieht zu, wie der flüssige Inhalt allmählich unter der Haut verschwindet. Ihr Mann sitzt ruhig mit gesenktem Kopf auf seinem Stuhl. Weder sagt er etwas noch bewegt er sich, er atmet nur regelmäßig. Auf seiner Stirn entstehen hier und da kleine Schweißperlen.
»Gleich geht es dir besser, mein Schatz«, meint Bettina, während sie ihm liebevoll den Schweiß von der Stirn wischt.

Der glasäugige Mann sitzt wieder mit der Fernbedienung in der Hand vor dem Fernseher, bemüht, sich durch Knopfdruck und Kanalwechsel seine Langweile zu vertreiben. Seine Frau, die auf dem Sofa liegt, setzt sich grade, schaut auf die Wanduhr und kündigt gähnend an:
»Ich muss gleich arbeiten gehen.«
Der Mann gibt vor, als habe er sie nicht gehört, wechselt wieder den Sender und motzt laut:
»Scheiße!«
Bettina steht auf, drückt ihm einen Kuss auf die Lippen, wobei er, seinen Mund geschlossen haltend, versucht seinen Kopf zur Seite zu wenden. Sie rechtfertigt sich:
»Ich muss gleich los, mein Schatz.«
Mit bestürzter Miene schaut er in die Leere, in die Richtung, in der er ungefähr seine Frau vermutet, und stichelt:
»Was? Du willst wieder auf den Strich gehen?«
Sie runzelt die Stirn und erwidert gekränkt:

»Ich gehe nicht auf den Strich, Olaf. Ich gehe für uns arbeiten. Das ist ein großer Unterschied.«

Der Mann drückt brummend auf die Fernbedienung. Auf dem Bildschirm erscheint wieder ein neuer Sender.

»Hm, von wegen, für uns. Warum gehst du nicht einer ehrlichen Arbeit nach, wenn du für uns arbeiten willst?«

»Du weißt doch Schatz, sehr viele junge Menschen sind zurzeit arbeitslos. Wer stellt denn in dieser Situation eine Frau in meinem Alter ein?«

»Du kannst doch putzen gehen.«

»Ich und putzen? Du spinnst wohl. Wie stellst du dir das überhaupt vor? Wer soll sich dann um dich kümmern?«

»Ich weiß, deine Hurerei macht dir Spaß.«

Sie fährt sich nervös durch die Haare und setzt sich wieder auf das Sofa. Ihre Augen füllen sich mit Tränen.

»Gott bewahre mich. Ich bin keine Hure. Du weißt doch, ich ziehe mich vor keinem Mann, außer vor dir, aus. Ich bin dir ganz treu.«

»Ich hätte dich damals nicht heiraten sollen. Das war die dümmste Entscheidung meines Lebens. Damals hast du mich verhext, nun verhext du die jungen Männer.«

»Hör auf, Olaf!«, schreit sie laut weinend. »Du bist immer grausam zu mir; damals, als du gesund warst, hast du mich mit deinem Fremdgehen gequält, nun quälst du mich mit deinen Vorwürfen. Gott wird dir nie verzeihen.«

»Wieso habe ich dich denn gequält? Du konntest nicht, ich war jung und kräftig, daher habe ich mir von anderen Frauen geholt, wozu du nicht in der Lage warst. Das wusstest du doch. Habe ich dich etwa jemals angelogen?«

Bettina putzt ihre Nase und schluchzt:

»An mir hat es nicht gelegen. Ich war immer schön und begehrenswert. Wenn ich jetzt junge Männer bloß mit meiner Stimme den Kopf verdrehe, dann kannst du dir vorstellen, wie leicht es für mich damals gewesen wäre, mit jemandem loszuziehen. Ich

war aber eine verheiratete Frau. Deswegen bin ich dir immer treu geblieben. Was hast du gemacht, du Egoist, du scheiß Sexist? Immer mich mit anderen Frauen gequält. Sogar noch eins darauf. Du hast mir auch noch davon erzählt, was sie alles im Bett für dich machten. Wo sind nun all deine Liebschaften abgeblieben? Wer fragt denn nach dir, seitdem du deine Glasaugen hast? Du undankbarer Dummkopf.«

»Schiebe mir nicht die Schuld dafür in die Schuhe! Auch ich habe dich geliebt. Nur wegen Sex war ich mit anderen Frauen zusammen. Hättest du nur ein wenig mehr Lust gehabt, hätte ich auf all die anderen verzichtet.«

Sie schüttelt vehement den Kopf und fährt ihn an:

»Weißt du was, Olaf, ich denke manchmal, dass der liebe Gott dich durch alle Krankheiten, die du nun hast, für das, was du mir und anderen Frauen angetan hast, bestraft.»

Olaf schlägt wütend mit der Faust auf den Tisch. Etwas fällt auf den Boden. Er krächzt:

»Lass Gott gefälligst aus dem Spiel, du Schlampe! Sonst erwürge ich dich!«

Sie verstummt eine Weile. Dann steht sie auf, geht in die Küche. Es verstreichen einige Minuten, bis sie mit einer Teekanne zurückkommt. Sie schenkt ihm eine Tasse ein und sagt versöhnend:

»Komm, trink eine Tasse Tee, Schatz! Ärgere dich nicht. Ich liebe dich doch und tue alles für dich. Was willst du denn noch mehr?«

»Mein Insulin«, sagt er mit heiserer Stimme.

»Nein, bloß das nicht.«

»Ich halte dieses scheiß Leben nicht mehr aus«, fügt er mit einem Kloß im Hals hinzu.

Sie mustert ihn. Er wirkt, als sei er am Ende seiner Kraft. Es ist nicht das erste Mal, dass er den Wunsch äußert, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Er hatte es sogar schon einmal versucht, allerdings ohne Erfolg, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen. Sie hatte

damals, als sie ihn dabei erwischt hatte, gerade noch rechtzeitig den Notarzt verständigen können.
»Nein«, sagt sie leise. »Ich lasse dich keine Sünde mehr begehen. Du darfst weder dir noch einem anderen Menschen das Leben nehmen. Es wird uns irgendwann von dem genommen, der es uns geschenkt hat.«
»Du verdammte Schlampe! Du willst dich an mir rächen, weil ich fremdgegangen bin. Rache ist süß, das weiß jeder. Mich zu quälen macht dir Spaß. Es macht dir richtig Spaß, mir beim Verrecken zu zusehen …«
»Hör endlich auf!», schreit sie, indem sie aufsteht. «Du bist eigentlich derjenige, der stets quält. Ich tue alles für dich, damit du in Würde lebst. Jede andere Frau an meiner Stelle hätte dich ins Pflegeheim gesteckt. Du undankbarer Mensch … Ich muss jetzt los. Mach keinen Krach, während ich arbeite. Ab und zu werde ich nach dir gucken.«

Sie holt sich eine Flasche Wasser mit einem Glas aus der Küche und geht ins Schlafzimmer. Sie stellt beides auf die Kommode unter den Spiegel, auf der verschiedene Schmuckstücke und Schminkutensilien, eine Perücke, ein Handy, ein Wecker und ein Glas mit einem Gebiss liegen.
Sie zieht sich die Perücke auf den Kopf, schaut sich im Spiegel an und schürzt nur leicht die Lippen zu einem Lächeln. Dann nimmt sie das Gebiss aus dem Glas und steckt es in den Mund. Nun lacht sie fröhlich und halblaut, während sie abwechselnd ihre schönen Zähne und ihre blonde Perücke mit einer gewissen Bewunderung und irgendwie sogar mit Begeisterung mustert.
»Ich sehe tatsächlich viel jünger aus, als ich wirklich bin!«, murmelt sie, mit einer vollkommen veränderten und klaren Stimme, vor sich hin.

»Ich bin keine Bettina mehr. Sie ist dumm und alt und hat viele Sorgen. Evelyn, ja EVELYN bin ich. Jung und schön und very very sexy. Ich reiße die Boys auf …«

Bald schellt das Handy. Sie geht an den Apparat. »Hier ist Evelyn. Und wie heißt du?«, meldet sie sich mit einer jugendlichen Stimme.

»Thomas. Wie schaut es bei dir aus, Evelyn?«, sagt eine männliche Stimme.

»Gut. Und bei dir?«

»Beschissen.«

»Oh, was hast du denn, Schatz?«

»Meine Freundin ist fremdgegangen. Das ist aber eine andere Sache. Sag mir Evelyn, wie siehst du aus?«

Einen kurzen Moment überlegt sie sich, ob sie erst auf sein Problem eingehen, oder zunächst seine Frage beantworten soll. Je länger sie den Kunden am Apparat hält, desto mehr kann sie verdienen. Sie denkt, dass die Kunden erfahrungsgemäß sowieso von selbst über ihre seelischen Problemen erzählen würden, wenn ihnen dringend danach zumute wäre.

»Ich habe kurze blonde Haare. Bis vorgestern waren sie noch ganz lang. Wie siehst du aus, Thomas?«

»Haare, oje! Ich fange an, eine Glatze zu bekommen.«

»Geil. Ich finde Männer, die eine Glatze haben, total geil …«

Er unterbricht sie und fragt:

»Wie alt bist du Evelyn?«

»Schatz, Thomas, so eine Frage stellt man einer Frau nicht. Ich verrate dir trotzdem alles über mich. Ich bin 19 Jahre alt, 1,65m groß und wiege 57 Kilo … ach ja, beinahe hätte ich vergessen, ich trage BH-Größe 75, D-Körbchen. Gefalle ich dir, Thomas?«

»Jaaa… Und wie! Traummaße. Was hast du an, Evelyn?«

»Ich trage einen schwarzen Rock und ein rotes T-Shirt …«

Die junge Witwe

Vor etwa zehn Jahren bin ich Witwe geworden. Mein Mann war ein sehr guter Mensch, sodass ich jedes Jahr, zumindest an seinem Geburtstag, mit einem Blumenstrauß zum Friedhof gehe. Nach seinem Tod habe ich lange mit meinen Gefühlen gehadert. Ich wollte und konnte keinen neuen Mann kennenlernen.
Seit ein paar Jahren hat sich die Situation erheblich gebessert. Ich bin zu der Erkenntnis gekommen, dass man die Liebe zu seinem verstorbenen Partner würdigen kann, indem man eine neue, glückliche und erfüllte Beziehung eingeht. Im umgekehrten Fall hätte ich dasselbe von meinem Mann erwartet.
Inzwischen chatte ich im Internet und habe dadurch schon einige zweifelhafte Männerbekanntschaften gemacht. Ich weiß nicht, was mit der Welt los ist. Die Männer haben sich offenbar vollkommen verändert. Alle haben nur das Eine im Kopf; dich so schnell wie möglich ins Bett zu kriegen. Bestimmt haben sie es so eilig, weil sie in der denkbar kürzesten Zeit mit der denkbar größten Zahl von Frauen dasselbe erleben möchten. Als ob sie an einem Bett- und Sexmarathon teilnehmen würden! Sie sind einfach pausen- und atemlos zugange. Als Frau ist es einem praktisch nicht möglich, einen Mann langfristig an sich zu binden.
Vor acht Monaten wurde mir die Gnade zuteil, endlich einen Mann kennenzulernen, der nicht wie all die Anderen war. Alles fing er mit einer gewissen Geduld und Gelassenheit an. Er zeigte keine Eile, mit mir schlafen zu wollen, hörte mir stets aufmerksam zu. Auf mein Nachfragen erzählte er mir ein wenig über seine Trauer nach dem Verlust seiner verstorbenen Frau. Er gefiel mir sehr. Anscheinend zollte er den Frauen den ihnen gebührenden Respekt.
An den ersten Tagen verlief zwischen uns alles bestens. Wir konnten die Finger nicht voneinander lassen. Jedes Mal, wenn wir uns trafen, wünschten wir, die Zeit bliebe stehen, damit wir uns nie

wieder trennen müssten. Dabei ging es überhaupt nicht um ein Bett- und Sexmarathon. Wie die Teenager schmusten, küssten und vernaschten wir uns mit der faszinierenden Unbeschwertheit der Jugend.

Ja, er ist, wie ich, auch verwitwet, mit dem Unterschied, dass er nicht mehr im Berufsleben steht und von einer mageren Frührente lebt. Er ist achtundfünfzig Jahre alt, das heißt: drei Jahre älter als ich.

Übrigens stellte ich bereits am Anfang unserer Beziehung schon einige abstoßende Allüren bei ihm fest, ich maß ihnen zunächst jedoch keine größere Bedeutung bei, da ich dachte, sie wären durch das Witwerdasein entstanden und würden sich mit der Zeit abschleifen. Ach je! Ich habe einen Kloß im Hals. Nicht zu fassen, dass manche Menschen, wie er, sich an ein animalisches Leben gewöhnen und es nie aus eigener Kraft schaffen, ihre miserable Situation zu ändern!

Meine Kinder und ich gehen arbeiten und leben wie alle anderen normalen Menschen; seine Kinder und er sind dagegen vollkommen anderes gestrickt. Die Arbeitslosigkeit stört sie nicht. Wenig Geld zur Verfügung zu haben stört sie nicht. Schlecht essen, schlecht angezogen sein und übel riechen stört sie auch nicht. Es gibt überhaupt nichts, was sie auch nur im Mindesten stören würde. Er duscht beispielsweise nur einmal in der Woche, einige seiner Klamotten wäscht er einmal im Monat, manche einmal im Jahr, den Rest nie. An seiner kompletten Wäsche, sowohl an der, die er am Leib hat als auch der in seinem Kleiderschrank, haftet ein Duft vom Übelsten. Wenn ich ihn nach dem Grund dafür frage, gibt er zunächst an, er wolle beim Verbrauch von Energie und Wasser sparsam sein, weil unsere Umwelt total verschmutzt, die Eisberge am Nordpol alle aufgetaut und die Ozonschicht stark zerstört wäre. Argumentiere ich dagegen und fehlen ihm bessere Argumente, antwortet er trotzig:

»Jo. Ich kann nur so. Kannst du es besser? Bitte wasche du sie!«

Der faule Sack. Als ob ich, wie er, nichts zu tun hätte und den ganzen Tag zu Hause rumsitzen würde! Ich kann doch nicht an den Wochenenden sowohl meinen Haushalt in Ordnung halten, mich um meine Kinder und Enkelkinder kümmern als auch seinen Schweinestall putzen. Es reicht mir schon im höchsten Maße, dass ich ihn am Wochenende bei mir verpflege. Was denkt er sich wohl dabei? Leben wir denn noch im Mittelalter?

Seine Geschwister meinen, seit unserer Bekanntschaft habe sich sein Leben um hundertachtzig Grad gewandelt. Er kümmere sich um sein Aussehen, ginge mit mir in feine Restaurants, habe den schönen Park in der Stadt, in der er geboren, aufgewachsen, gearbeitet und gelebt habe, endlich entdeckt und ginge dort sogar mit mir spazieren.

Er selbst ist mit seiner neuen Lebenssituation sehr zufrieden. Gestern sagte er zu mir:

»Ich habe mich entschieden, den Rest meines Lebens mit dir zu verbringen.«

Verdutzt habe ich gesagt:

»Hey, du! Nicht so schnell. Ich glaube, meine Meinung dazu ist hier wohl auch nicht so ganz ohne Bedeutung. Im Gegensatz zu dir bin ich noch nicht zu diesem Entschluss gekommen. Um zusammenzuleben ist das Einverständnis beider Partner notwendig.«

»Wie du willst. Wenn du dich von mir trennst, werde ich sehr traurig sein, aber umbringen werde ich mich deshalb nicht.«

»Trennung? Selbstmord? Was redest du für einen Blödsinn? Wer hat von Trennung geredet? Selbstmord? Habe ich etwa von dir verlangt, dich umzubringen? Du musst nur dein Verhalten und deine Lebensweise ein bisschen ändern, damit man dich aushalten kann.«

Der unverschämte Kerl wollte mir damit klar machen, dass er so ist, wie er eben ist und ich ihn einfach so akzeptieren müsse. Sonst

könnten wir ja auseinandergehen, ihm mache das nichts aus. Ja, ihm macht das offenbar wirklich nichts aus.
Ich weiß nicht recht, wie ich mit ihm umgehen soll. Außerdem hat er noch ein ganz anderes Problem. Er pflegt die Gewohnheit, nur ein paar Mal im Jahr mit mir ins Bett zu gehen, dies dann bei besonderen Anlässen wie Geburtstag, neues Jahr etc. Ich habe ihm gesagt, dass meine Wechseljahre vorbei seien und die zweitaktivste Phase des Sexuallebens bei mir zum Glück gerade begonnen habe. Welche gesunde Frau würde an meiner Stelle auf so etwas Schönes wie horizontale Bettgymnastik freiwillig verzichten? Mit großer Mühe, und unter Aufbietung meiner ganzen Überredungs- und weiblichen Verführungskunst, ist es mir am Ende dann gelungen ihn dazu zu bringen, einmal im Monat mit mir ins Bett zu gehen; nur noch ein einziges Mal im Monat.
Meine jüngste Tochter sagt:
»Mama, verlasse ihn und suche dir endlich einen anderen Mann! Es herrscht bei uns auf der Welt doch kein Männermangel. Auf so einen wie den bist du wirklich nicht angewiesen. Etwas Besseres als den findest du allemal.«
Meine älteste Tochter ist weiser und meint:
»Mama, du hast deine rosarote Brille abgesetzt und siehst nun alle seine Macken. Versuche mit ihm irgendwie zurechtzukommen. Alle Männer sind, mehr oder weniger, gleich. Alle kindisch, wie auch dein lieber Schwiegersohn. Sie denken, ihre Frauen wären ihre Mütter und erwarten von ihnen, bis zum Ende ihres Lebens gepflegt und umsorgt zu werden.«
Meinem Sohn ist er aber so was von zuwider. Direkt nach der ersten Begegnung sagte er:
»Ich bin mir zu hundert Prozent sicher, dass dieser Penner nur hinter deinem Geld her ist, Mama. Lass ihn sich verpissen und bringe ihn nie wieder mit nach Hause.«
Ehrlich gesagt, wenn meine Kinder mit so einem Menschen zusammen wären, würde ich ihnen empfehlen, erst zu versuchen

mit ihm in irgendeiner Weise klarzukommen, klappt das dann wirklich überhaupt nicht, dann bitte sofort, ohne Wenn und Aber, einen Neuen suchen. Man darf doch nicht sein kurzes und kostbares Leben mit einem Menschen vergeuden, der nicht zu einem passt. Es ist aber für eine Witwe in meinem Alter weiß Gott nicht einfach, einen passenden Mann zu finden. Die guten und niveauvollen Männer bleiben nicht lange Single. Sie werden sofort von jungen, attraktiven Frauen aufgegabelt. Der Nachteil bei solchen Männern ist, dass nach ihrem Tod ihre Witwen nie wieder eine Chance bekommen mit einem anderen Mann glücklich zusammenzuleben. Diese Frauen sind dann zu anspruchsvoll und können sich mit einem Mann niedrigeren Niveaus nicht mehr begnügen. Daher bleiben sie für den Rest ihres Lebens unglücklich und einsam; und diese Einsamkeit ist schrecklich. Sehr, sehr schrecklich. Besonders an den Wochenenden und an Feiertagen. An normalen Tagen kann man sich irgendwie beschäftigen, nachts ist man sowieso mit seinen Sorgen, Verpflichtungen und Überlegungen für den nächsten Arbeitstag beschäftigt. An Wochenenden und an Feiertagen überwältigen einen einsamen Menschen die Stille, der Frust und die Trauer eines Friedhofs. Selbstverständlich kommen manchmal meine Kinder und Enkelkinder bei mir vorbei, oder ich besuche sie. Aber die meiste Zeit bleibe ich mit mir, mit dem Dach und mit den vier Wänden, mit dem Fernseher und dem Internet allein. Dann gibt es die Alternative entweder den dummen und traurigen Gedanken ausgeliefert zu sein oder zu chatten. Chatten, chatten und die erfolglose Suche nach Bekanntschaften für ein kleines Stück Glück. Oh, Lieber Gott! Warum hast du das Witwendasein und die Einsamkeit geschaffen? Warum nur? Warum …

Gott sei Dank! Ein bisschen plaudern und schließlich das Heulen haben mich einigermaßen beruhigt. Nun geht es mir wirklich besser. Den Kloß im Hals bin ich endlich losgeworden.

Was tue ich nun? Hm… wieder ins Internet gehen und chatten? Ja, vielleicht lerne ich endlich einen netten Mann kennen? Vielleicht finde ich heute Mister Right? Nein, es hat einfach keinen Sinn. Es ist zu stressig. Ich muss lieber versuchen, den Mann, den ich seit acht Monaten kenne, irgendwie zu ändern oder … oder … ihn so zu akzeptieren, wie er ist. Jawohl, akzeptieren. Schmutz, mangelnde Hygiene und üble Gerüche kann man irgendwie aushalten. Bestimmt bin ich überempfindlich. Aber … aber … ich wünschte, er könnte mehr als einmal im Monat mit mir schlafen! Meine Wechseljahre sind doch endlich vorbei und die zweitaktivste Phase meines Sexuallebens ist gerade angebrochen. Wie … wie … wie kann ich … Warum? Nein. Lieber einen Mann, der pausen- und atemlos am Bett- und Sexmarathon teilnimmt.

Die Glashäuser

Nur wenige Menschen schienen eine Vorahnung zu haben. Sie beschäftigten sich seit längerer Zeit mit höchster Präzision damit, hermetisch abgeriegelte Häuser aus Panzerglas zu bauen. Andere Menschen, die wenig Geld hatten, verspotteten sie:
»Sie bauen sich Häuser wie Festungen, als sollten sie Tausende von Jahren halten!«
Zu dieser Zeit war ich gerade dabei, meine Ausbildung zu machen, weshalb ich kaum Interesse an diesen neuartigen Häusern hatte. Meine einzigen Sorgen betrafen die Abschlussprüfung und die anschließende Stellensuche.
Ich kam eben aus der Schule und war auf dem Heimweg, als plötzlich alle Menschen zu den Glashäusern rannten. Der Ansturm war so mitreißend, dass ich mich, ohne weiteres Nachdenken, unter die strömende Menschenmenge mischte. Beim Erreichen der ersten Türen der Glashäuser wurden diese vor unseren Nasen zugeschlagen. Aus Angst, die anderen Türen könnten ebenfalls geschlossen werden, hasteten wir auf diese zu. Einige von uns schafften es, durch eine Tür zu schlüpfen, aber auch diese wurde nach ihnen endgültig zugesperrt.
Nachdem ich stundenlang von einer Tür zur anderen gelaufen war, fragte ich, erschöpft und beinahe ohne jede Hoffnung, mehrmals verschiedene Leute, was eigentlich hier los sei. Niemand wusste es so genau. Alle waren sich jedoch sicher, dass man nur in den Glashäusern vor der kommenden Katastrophe geschützt sei. Ich lief erneut zu einer der Türen. Auch diese war geschlossen. Ich wollte nicht glauben, dass es keinen anderen Zugang zu dem Haus gäbe, deshalb schlug ich einem jungen Mann vor, unsere Hände und Schultern als Leiter zu benutzen und miteinander auf das Dach eines der Glashäuser zu klettern. So wäre es vielleicht möglich, hineinzugelangen. Er stimmte zu und wir erklommen die Wand.

Bevor ich jedoch das Dach erreicht hatte, rutschte mein Begleiter ab und fiel hinunter. Niemand kümmerte sich um den vor Schmerz schreienden Mann. Ich hangelte mich zu ihm hinab. Seine Hand war gebrochen. Vorsichtig schob ich ein Stück Holz unter sein Handgelenk, zog seinen Gürtel aus der Hose und wickelte diesen um Handgelenk und Holz. Vor lauter Schmerzen schreiend rief er:
»Hilf mir bitte, mich auszuziehen!«
»Ausziehen?«
»Ja, um Gottes Willen, hilf mir bitte!«
»Beweg deine Hand nicht. Du musst zum Arzt.«
Er hörte mir nicht zu. Ohne meine Unterstützung zog er seine Kleidung mit der unverletzten Hand aus und fing vor meinen Augen an, seinen ganzen Körper mit Erde zu beschmieren.
»Hey, was machst du da?«
»Geh! Geh rasch! Wenn du es auch nicht schaffst, ins Haus zu kommen, dann zieh dich ebenfalls aus und beschmiere dich mit Erde. Sie soll eine gute Wirkung haben.«
Völlig perplex und gleichzeitig auch sehr verzweifelt verließ ich ihn und lief in Richtung eines anderen Glashauses. Unterwegs begegnete ich einem aufgeregten Bekannten. Er freute sich, mich zu treffen und flüsterte mir zu, während er mir gleichzeitig unauffällig einen Haken zeigte, den er unter seiner Jacke versteckt hatte:
»Folge mir! Ich weiß, wie es geht.«
»Kannst du mir sagen, was hier überhaupt los ist? Was willst du mit diesem Haken?«
»Psst! Hab Vertrauen. Ich war dabei, als diese Häuser gebaut wurden. Ich weiß, wie und wo man die Wände durchbricht. Komm mit.«

Unauffällig und äußerst geschickt bewegte er mit meiner Hilfe und seinem Haken ein Stück der Glasmauer und schlüpfte hastig ins Haus. Ich war noch dabei, mich durch die kleine, neu geschaffene Öffnung zu winden, als er blutend zu mir zurückkam:

»Lauf weg! Lauf schnell weg! Sie sind zu wilden Bestien geworden. Unvorstellbar. Ein Berg von Leichen. Man wird zerstückelt. Beeile dich …«

Obwohl es schon dunkel war, liefen die Menschen immer noch, völlig verzweifelt nach einer offenen Tür suchend, vollkommen verwirrt umher. Ich bemerkte das knisternde Geräusch eines Funkgerätes, das einem Polizisten zu gehören schien. In der Hoffnung, in der Stadt sei doch noch nicht das völlige Chaos ausgebrochen, näherte ich mich erfreut dem auffälligen Geräusch. Da lag jemand am Straßenrand auf dem Boden. Das Funkgerät krächzte unentwegt. Ich ging auf den Mann zu.
»Auu! Hilf mir! Bring mich zum Licht. Ich will nicht hier in der Dunkelheit sterben …«
Die Straßenbeleuchtung war außer Betrieb. Irgendwie schaffte ich es, den verletzten Polizisten ein paar Schritte in Richtung der von innen leuchtenden Glashäusern zu schleppen.
»Danke Junge. Danke. Auu! … Hilf mir, meine Kleidung auszuziehen!«
»Kleidung ausziehen? Wozu? Bleiben Sie hier liegen. Ich rufe gleich einen Krankenwagen.«
»Auu… Krankenwagen? … Schnell hilf mir, Junge. Beeil dich, auuu … komm schon! Dann gebe ich dir auch diese Knarre …«
»Behalten Sie Ihre Waffe. Wir müssen irgendwie zum Krankenhaus. Ohne Kleidung werden Sie sich erkälten.«
»Ach, was! Erkältung. Beschmiere mich einfach mit Erde. Bitte! Auu… mach so viel, wie du kannst, Junge …«
»Lassen Sie zumindest Ihre Wunden verbinden. Durch Erde und Schmutz werden sie sich entzünden.«
»Nimm und geh!«
»Nein. Ich will Ihre Waffe nicht. Ich rufe Ihnen einen Krankenwagen.«

»Verdammt noch mal! Er redet schon wieder vom Krankenwagen! Als ob er von einem anderen Planeten käme! Auu… ich sage, nimm die Knarre und verschwinde! Wirf dieses Funkgerät weit weg von mir! Ich will es nicht mehr hören. Ständig wird man zur Hauptwache gerufen. Arschlöcher! Auu… geh schon Junge! Willst du zugucken, wie ich hier elend verrecke?«

Ich steckte seine Waffe in meine Tasche und warf sein Funkgerät, nachdem ich ein paar Schritte gegangen war, hinter die Mauer eines Hauses.

Mehr als der plötzliche Ansturm der Menschenmenge auf die Glashäuser beschäftigte mich das Ausziehen und die Erdebeschmierung der Menschen. Obwohl ich den Grund ihres Handelns nicht kannte, war mir inzwischen klar, dass ich mich im Notfall auch ausziehen und mit Erde bemalen würde.

Stunden später setzte ich mich erschöpft und verzweifelt an den Straßenrand. Die Silhouetten der herumirrenden Menschen, die verzweifelt weiter nach einer offenen Tür suchten, waren trotz der Dunkelheit gut zu erahnen. Ein warmes und gleichzeitig irgendwie auch verzauberndes Licht strahlte aus den Glashäusern. Es war derartig faszinierend, dass man einen unwiderstehlichen Drang nach Wärme, Sicherheit und Nahrung in sich verspürte und um jeden Preis in eines der Glashäuser hinein wollte. Um meine Gedanken zu zerstreuen, zog ich die Waffe aus der Tasche und schaute sie an. Ein tiefes Gefühl der Sicherheit überwältigte mich. Ich fühlte mich unbesiegbar. Solange ich diese Waffe besitzen würde, konnte mir nichts passieren.

Irgendwann wurden meine Augen müde, und ich fiel in einen tiefen Schlaf.

In der Morgendämmerung wurde ich durch munteres Vogelgezwitscher geweckt. Als ich meine Augen öffnete, sah ich mich am Straßenrand hocken. Verzweifelt schloss ich meine Augen wieder. Ich wollte nicht wahrhaben, dass etwas Furchtbares

geschehen war, etwas, von dem kein Mensch genau wusste, was es war oder bedeutete. Ich wollte auch nicht wahrhaben, dass ich die ganze Nacht auf der Straße verbracht hatte, dass ich weder rasiert noch gewaschen war, dass ich …

Eine große Zahl vorbeigehender Menschen hörend, öffnete ich voller Freude meine Augen wieder. Ich nahm an, die Leute gingen, wie gewohnt, frühmorgens zu ihrer Arbeit.

Eine Gruppe von circa fünf bis sechs Leuten lief, nackt und mit Erde beschmiert, an mir vorbei. Sie schauten verängstigt und mit wildem Blick um sich. Danach erschienen andere Gruppen, die sich fast genauso merkwürdig benahmen. Ich war völlig verwirrt. In kurzer Zeit, ja über Nacht, hatten die Menschen zueinandergefunden und sich organisiert beziehungsweise der neuen Situation angepasst.

Auf einmal stießen, ein paar Schritte von mir entfernt, zwei Gruppen aufeinander. Ihre Stimmen waren so undeutlich und vage, dass ich trotz erheblicher Anstrengung nicht mitbekam, worüber sie sprachen. Bald hörte ich aber wildes Geschrei und Brüllen. Alle schlugen und verletzten einander mit allem, was sie nur in die Hand bekommen konnten. Eine so brutale Szene hatte ich nie zuvor erlebt. Einer schlug mit einem Stock einem anderen so heftig auf den Kopf, dass aus seinem Schädel Blut spritzte, ein anderer stach jemanden mit voller Wucht in den Leib. Geschrei und Blutfließen … Jemand fiel hin, jemand anderes stand auf, wieder ein anderer griff jemanden an … Schließlich entfernten sie sich, einander jagend, aus meinem Blickfeld.

Kurze Zeit später tauchten, nackt und mit Erde bemalt, ein Mann und vier Frauen auf. Sie sahen sich angespannt um, bewegten sich vorsichtig und langsam voran und sahen so aus, als ob sie einen übermächtigen Feind erwarteten und jederzeit bereit wären, auf ihn einzuschlagen. Obwohl auch sie, wie die zwei vorherigen Gruppen, furchterregend aussahen, brachten sie mich dennoch irgendwie zum Lachen. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass sie dieselben Menschen waren, die bis vor Kurzem mit pedantischer

Genauigkeit auf ihr Aussehen geachtet, sich modisch gekleidet und diverse Shampoos, Seifen, Cremes und Parfums benutzt hatten. Allerdings war die Nacktheit der schönen jungen Frauen ein besonderer Genuss für meine Augen. Ich stand auf und ging auf sie zu.

»Hallo! Wohin wollt ihr denn so früh?«

Sie blieben stehen, schauten erst mich, dann einander verblüfft an. Plötzlich stürmten sie brüllend auf mich zu. Verängstigt steckte ich meine Hand in die Tasche, fasste meine Waffe und hielt sie dort schussbereit, als ich ihre drohenden Messer und Schlagstöcke sah. Eine der Frauen, die mit einem Messer in der Hand vor der Gruppe herlief, blieb kurz vor mir stehen und schrie den anderen zu:

»Halt! Ich kenne ihn.«

Als sie zuvor mit den anderen, in der Absicht, mich anzugreifen, auf mich zu kam, war ich bereits durch die, trotz der Erdbemalung sichtbare behaarte Scham und ihren hin und her wackelnden Brüsten wie betäubt und völlig erregt. Da mir ihre Stimme irgendwie bekannt vorkam, riss ich mich zusammen, und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Plötzlich fiel mir ein, woher ich sie kannte. Ihr Mann machte gemeinsam mit mir eine Ausbildung. Ich schluckte meinen Speichel herunter und sagte:

»Hallo …! Was machst du denn hier und wie siehst du überhaupt aus?«

Ihre Leute schauten sie unschlüssig, aber durchaus angriffsbereit an.

»Warum läufst du denn einfach so herum? Warum hast du dich nicht ausgezogen und beschmiert wie wir alle? Ist dir dein Leben nichts wert?«

Indem ich mir große Mühe gab, ihre bemalten Brüste und ihre Schamhaare nicht mehr anzugucken, fixierte ich meinen Blick auf ihre Augen und sagte:

»Mein Leben? Oh ja, es ist mir durchaus etwas wert. Aber, weißt du, ich habe sehr viel Geld für diese Kleidung ausgegeben. Es ist

zu schade, sie einfach wegzuwerfen. Warum habt ihr euch denn so merkwürdig bemalt? Was soll das alles bedeuten?«
Ihre Leute, die es eilig zu haben schienen, fingen an, weiter zu gehen. Eine ihrer Begleiterinnen nahm ihre Hand und zog sie mit sich. Während sie ohne Widerstand mit ihr fortging, sagte sie, meine Frage ignorierend:
»Es tut mir leid. Ich kann nichts für dich tun. Unsere Gruppe ist schon komplett. Uns fehlt nur noch mein Mann. Wenn du ihn siehst, sag ihm, er muss uns irgendwie erreichen. Wir gehen diesen Weg entlang …«
Als sie sich entfernt hatten, wurde mir die Ernsthaftigkeit der Situation erst richtig klar. Ich durfte nicht mehr leichtsinnig handeln. Mein Leben war wirklich in Gefahr. Von diesen Leuten, die ihre Jacken, Hemden, Hosen, Krawatten, Unterhosen und BHs weggeworfen hatten und zu wilden Bestien mutiert waren, war alles zu erwarten. Außer mir gab es keinen einzigen Menschen, der bekleidet und allein war. Alle hatten sich in Gruppen organisiert und liefen, mit Messern, Holzstöcken, oder Baseballschlägern bewaffnet, gemeinsam herum. Die Stadt schien sich nicht geändert zu haben, der Himmel und die Welt auch nicht, nur die Menschen waren sonderbar verändert; sowohl in ihrem Aussehen als auch in ihrem Benehmen. Plötzlich. Über Nacht.

Die Glashäuser standen immer noch mit ihren undurchdringbaren Wänden neben den offenstehenden und geplünderten normalen Häusern. Eine Gruppe nach der anderen drang in die alten Häuser ein, brach Türen und Fenster auf und plünderte jegliche trink- und essbaren Nahrungsmittel. Anschließend schweiften sie, verzweifelt und hilflos, um die Glashäuser herum. Wenn eine andere Gruppe auftauchte, lief diese Erste zu den nächsten Glashäusern.

Mein Magen knurrte vor Hunger. Als ich an einem ausgeplünderten Haus vorbei ging, sah ich einen Apfel und schnappte ihn gierig. Der

Apfel war verfault und nicht genießbar. Enttäuscht warf ich ihn weg. Um mich von meinem Hunger abzulenken, schaute ich mir eine weitere Gruppe an, die sich einem Glashaus näherte. Inzwischen wusste ich, dass ihre Versuche vergeblich sein würden. Die Menschen liefen, absurderweise, wiederholt erfolglos um das Haus herum. Anfangs baten sie weinend, hineingelassen zu werden, dann schrien sie frustriert und forderten jemanden, für mich unsichtbaren, zum Kampf heraus. Als sie eine andere Gruppe herankommen sahen, liefen sie schließlich wie ein einsamer und verängstigter Hund, der seinen Schwanz einzieht, davon.

Ein Lachkrampf überfiel mich, als ich diese sinnlosen Prozeduren sah; das Kommen und Gehen, das Weinen und Schreien, die Herausforderungen zum Kampf, die Nacktheit und die Erdbemalungen. Ich lachte über all dies, ohne damit aufhören zu können. Was für eine Sinnlosigkeit!

Während meines Lachanfalls kam ein muskulöser, sportlicher Mann auf mich zu und wollte mich mit einem Schlagstock angreifen. Überrascht nahm ich meine Waffe aus der Tasche und richtete sie auf ihn, wobei ich unentwegt weiter lachen musste. Der beschmierte Angreifer blieb reglos stehen, als er die Waffe sah. Ein wenig verängstigt, trotzdem in drohendem Ton, fragte er:

»Worüber lachst du denn so?«

Seine Stimme kam mir bekannt vor. Ich schaute sein Gesicht an, welches sich trotz der Bemalung nicht viel verändert hatte. Nein, ich irrte mich nicht, das war mein Bekannter, der mit mir zusammen die Ausbildung machte. Ich versuchte, ihm einen Streich zu spielen. Die Waffe auf seinen Unterleib gerichtet, sagte ich:

»Keine Bewegung, du Bastard! Sonst zermalme ich deine Hoden mit einer einzigen Kugel! Ich lache über dich und dein absolut lächerliches Aussehen. Warum hast du dich ausgezogen und bemalt? Ist das vielleicht eine neue Mode? Der neueste Trend?«

»Psst! Leise! Nicht so laut! Ist deine Pistole echt?«

»Natürlich. Was hast du denn erwartet? Hände hoch und komm her! Gib mir deinen Stock!«
Er bewegte sich nicht, warf aber seinen Stock gezwungenermaßen weg.
»Bastard, ich habe gesagt, du sollst mir den Stock geben, nicht wegwerfen.«
»Psst! Schrei nicht so laut, sonst haben wir sie am Hals. Was willst du überhaupt mit meinem Stock, du hast doch eine Pistole. Wenn du den Stock unbedingt haben willst, dann hole ihn dir doch.«
Obwohl ich vor ihm stand und angezogen war wie früher, hatte er mich anscheinend immer noch nicht erkannt. Als hätte er innerhalb kurzer Zeit sein Gedächtnis verloren. Ich nannte ihn beim Namen, stellte mich vor und erzählte ihm, dass wir bis vor Kurzem zusammen in einer Klasse gesessen hätten. Daraufhin erinnerte er sich wieder an mich und freute sich über unsere Begegnung.
»Was für einen Streich du mir gespielt hast, Kerl! Ich dachte schon, es wäre aus mit meinem Leben …«
Er erzählte mir, dass man in der neuen Gesellschaftsordnung als Einzelner kaum eine Überlebenschance hätte, wenn man sich nicht einer starken Gruppe anschließen würde. Nachdem er von meiner zufälligen Begegnung mit seiner Frau erfahren hatte, versprach er mir, auf jeden Fall dafür zu sorgen, dass ich mich dieser Gruppe anschließen könnte, wenn wir sie wieder finden würden.

Wir beide lebten eine Zeit lang zusammen. Diese Zeit war eigentlich nicht schlecht. Obwohl wir meistens hungrig waren, nur schwer etwas zu essen fanden und den ganzen Tag über nach seiner Frau suchten, war dieses Zusammenleben für uns beide von Vorteil. Ich besaß eine Pistole, er war kräftig und brauchte nur seinen Schlagstock zu erheben und zu brüllen, sodass die von Hunger geschwächten Menschengruppen vor uns schnell davonliefen. Manchmal gelang es uns sogar, ihnen ihr Essen, für das sie ihr Leben riskiert hatten, aus dem Mund zu reißen. So konnten wir

gesättigt weiter auf die Suche gehen. Allerdings ging er mir eines Tages bei einem Wortstreit richtig auf die Nerven:
»Komm, hör auf! Sei nicht dickköpfig. Schmeiß deine Klamotten weg und bemale dich auch mit Erde. Es wird dir gut tun.«
»Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich für diese Kleidung viel Geld ausgegeben habe. Außerdem bin ich doch kein Schaf, das stets der Herde folgt. Ich tue nur das, was ich für richtig halte, nicht das, was alle Leute tun. Weißt du, ich laufe nicht nackt herum. Von der Nacktheit und der Erdbemalung, die ihr praktiziert, möchte ich nichts mehr wissen.«
»Wie du willst. Warte mal ab, bis dich die Seuche auch erwischt. Dann werden wir schon sehen, was du sagst.«
»Lass sie mich doch erwischen! Daran zu sterben, ist tausendmal besser als andere Menschen zu jagen und so ein bestialisches Leben zu führen.«
»Dummkopf, warum begreifst du denn nicht? Es geht um dein Leben, dein eigenes Leben. Alle haben sich bemalt …«
»Geht es tatsächlich um mein Leben? Ja, ja, du Armseliger glaubst alles. Es gab mal eine Zeit, in der von der ansteckenden Gefahr der Schnurrbärtigen geredet wurde, später wurde gesagt, dass die Gefahr der Vollbärtigen sehr ernst zu nehmen sei, danach die der Hungernden aus dem Süden, die unser Brot, Wasser und unser außergewöhnliches Gesellschaftssystem verschlingen würden. Und nun geht es um eine andere Massenverführung. Schau genau hin! Man treibt Spielchen mit den Menschen, indem man sie nackt aus dem Haus auf die Straße getrieben hat.«
»Massenverführung? Was für einen Blödsinn erzählst du denn da?«
»Es ist kein Blödsinn. Gucke dich selbst und deine Umgebung doch einmal richtig an!«
»Ich habe geguckt, und?«
»Siehst du nicht, wie erbärmlich unsere einst so schöne Stadt geworden ist?«

»Dummkopf. Ich sage dir, es wird noch schlimmer. Wenn dich die Seuche erwischt, wirst du verrecken. Warum willst du es denn einfach nicht begreifen?«

»Ich begreife es sehr wohl. Angenommen, das verbreitete Gerücht wäre wahr, das heißt, eine Seuche wäre ausgebrochen, und das einzige Mittel dagegen wäre, sich auszuziehen und mit Erde zu beschmieren, was soll dann diese Barbarei, diese Häuserzerstörung, diese Menschenjagd? Hast du eine Antwort darauf?«

»Wie du willst. Ich habe dir alles gesagt. Kerl, du hast sehr viel gelernt und oft den Beruf gewechselt, dadurch bist du vollkommen durchgedreht. Anstatt deine Ausbildung so ernst zu nehmen und zielstrebig zu lernen, hättest du lieber Zeitung lesen und fernsehen sollen. So hättest du ein wenig davon mitgekriegt, was in der Welt los ist. Nun bist du in der Entwicklung der Dinge so weit zurückgeblieben, dass du nicht mehr begreifen kannst, worum es geht. Du redest so, als ob du von einem anderen Planeten kämest. Du lebst überhaupt nicht in der Realität. Was nutzt dir deine teure Kleidung? Was soll das mit der Gefahr der Vollbärtigen, der Schnurrbärtigen, der Hungernden aus dem Süden? Rette dein eigenes Leben. Hättest du dich mir nicht angeschlossen, hättest du dieses Scheißding, diese Knarre da nicht, du wärest schon längst verreckt. Warum begreifst du das denn nicht? Siehst du nicht, dass wir wie Hunde an jedem Scheißdreck schnüffeln, um festzustellen, ob er essbar ist?«

»Was? Wenn ich mich nicht mit dir zusammengetan hätte, wäre ich schon verreckt? Bitte geh alleine. Ich lebe nicht in der Realität? Im Gegenteil, du und der Rest der Welt, ihr seid vollkommen durchgedreht. Überleg mal, falls du deine Frau findest und dich ihrer Gruppe anschließt, was dann? Tagsüber musst du von einem Dreckloch zum anderen kriechen, einem Menschen auflauern, der schwächer ist, als du, wenn du dann noch nicht dem Kannibalismus verfallen bist, schnappst du ihm vielleicht nur das Essen aus dem

Mund. Nachts verkriechst du dich in einem anderen Dreckloch und wartest auf den nächsten Tag. Was dann, wie soll es weitergehen? Wie wirst du überhaupt mit dieser Dreckbemalung mit deiner Frau schlafen? Komme ich von einem anderen Planeten oder du, Bastard?«

»Zigmal habe ich dir gesagt, du sollst nicht schreien. Sie könnten uns hören und erledigen. Zugegeben, die Welt ist durchgedreht. Egal, ob du es verstehst oder nicht, heutzutage muss jeder an sich und sein Überleben denken. Denk doch weiter an deine teuren Klamotten, es interessiert mich nicht mehr. Du durchgedrehter, hirnloser Idiot, scher dich dahin, wo der Pfeffer wächst! Verdammt noch mal!«

»Du bist selbst hirnlos. Die ganze Stadt ist hirnlos. Scheiße! Mir wird schlecht, wenn ich dich und diese verfaulte, stinkende Stadt sehe …«

»Hey, warte! Wohin gehst du?«

»Folge mir nicht! Ich will dich und diese verrottete Stadt loswerden. Ich gehe an einem anderen Ort.«

»Mein Gott! Warte! Du begreifst es immer noch nicht. Du kommst wirklich von einem anderen Planeten. Alle Städte sind inzwischen so wie unsere Stadt, die ganze Welt ist so geworden. Die einzige Lösung ist, irgendwie in ein Glashaus einzudringen. Dies ist aber alleine oder zu zweit nicht möglich. Wir müssen eine Gruppe bilden …«

»Geh du allein deinen Weg! Ich scheiße auf diese Stadt, auf Gruppen und auf Glashäuser …«

Ich ließ ihn mit seiner Suche allein und irrte weiter ziellos in irgendeine Richtung. Völlig ohne Orientierung war ich jedoch nicht, denn ich hatte vor, alle Gebäude und asphaltierten Straßen hinter mir zu lassen. Dies gelang mir endlich nach einem langen und beschwerlichen Marsch. Die Stadt lag weit hinter mir und ich befand mich auf einem freien Feld. Hier war es sicherer und angenehmer.

Niemand lauerte mir hier auf. Um mich herum waren Felder und Pflanzen. Ich atmete frische Luft.
Tagelang wanderte ich weiter. In den ersten Tagen reichten mir die von anderen Leuten geklauten Lebensmittel in meinem Rucksack. Als diese verbraucht waren, ernährte ich mich von Pilzen, Pflanzenwurzeln und allem, was mein Magen verdauen konnte. Irgendwann, eines Abends, beglückte meine Augen ein verzauberndes Licht am weit entfernten Horizont eines Feldes. Erfreut näherte ich mich diesem Licht. Kaum zu glauben. Eine vollständige kleine Stadt erstrahlte vor meinen Augen, voller Lichter, Straßen und Häuser, jedoch alles turmartig, aus Panzerglas und hermetisch abgeriegelt.

Ich will mein eigenes Leben!

Ich habe in meinem Leben keine besonderen Probleme. Es gibt aber durchaus einige Dinge, die mich quälen. Sie fragen sich, welche Dinge das sind? Viele. Wissen Sie, wenn ich die Nase von den Menschen, die mich umgeben, voll habe, nehme ich einfach eine Rasierklinge und ziehe sie über meine Haut. Ritzen nennt man das. Wenn ich mich verletze, schreie ich kurz auf. Der Anblick meines eigenen Blutes gibt mir ein beruhigendes Gefühl, das Gefühl, dass ich existiere, dass ich mit dem Lauf der Welt nicht einverstanden bin, dass ich vieles ändern möchte. Verzeihung! Bitte haben Sie kein Mitleid mit mir und sagen Sie nicht, dass ich etwas Schlechtes tue. Das weiß ich selbst. Aber, aber, wissen Sie was, ich möchte wieder gesund werden. Ich will mich nicht mehr selber verletzen müssen. Ich will meine Schule zu Ende machen. Ich will irgendwann meinen Freund heiraten und Mutter werden. Ich habe aber furchtbare Angst. Ich habe Angst davor, diesen Tag nicht erleben zu dürfen.

»Du bist überhaupt nicht schuld daran, dass deine Mama mit ihrem Mann nicht zu Recht kommt. Höre endlich auf mit dem Ritzen!«, sagt mein Freund immer wieder zu mir, und das beängstigt mich. Ich befürchte, dass er mich irgendwann wegen meiner Verletzungen oder vielleicht wegen einer anderen Frau, die hübscher und jünger ist als ich, verlässt. Um Gottes Willen, alles, bloß das nicht! Ich liebe ihn wirklich sehr und möchte von ihm ein Kind haben, das ihm ähnelt. Aber, aber, wissen Sie was? Ich war immer schuld und werde auch immer schuldig sein. Gerade deswegen muss ich mir etwas antun. Daher stoße ich seit Kurzem auch meinen Kopf gegen die Wand, und zwar so heftig, bis ich Schmerzen empfinde und es blutet. Der Vorteil dabei, sich den Kopf an der Wand zu stoßen, ist, dass weder mein Freund noch sonst jemand meine Verletzungen bemerken können.

Wissen Sie, als mein Stiefvater zu uns kam, hatten meine Eltern sich nach langen Streitereien gerade getrennt. »Der Onkel ist für ein paar Tage zu Besuch bei uns«, sagte meine Mutter. Dieser Onkel war in Wirklichkeit aber kein Gast. Nach zwei bis drei Wochen merkten mein Bruder und ich, dass er nicht nur kein Gast, sondern auch noch jemand ist, der uns ständig herumkommandiert. Deshalb mochten wir ihn von Anfang an nicht. Vielleicht auch einfach aus Bockigkeit oder aus Eifersucht und Angst, dass ein Fremder unseren Vater zu ersetzen versuchte.

Damals habe ich zufällig das Foto von einem Mann in einer Zeitschrift gesehen, der sich ritzte. Er war dadurch sogar berühmt geworden. Wissen Sie, er war in einer Zeitschrift, in einer der am meisten gelesenen Zeitschriften.

Mein Bruder floh von zu Hause und zog zu unserem Vater. Ich war jünger als er. Meine Mutter sagte, wenn ich sie auch wie mein Bruder verlasse, würde sie sich das Leben nehmen. Ich ging also nicht zu meinem Vater, sondern fortan zu einer Rasierklinge und ritzte.

In meiner Klasse war ich die Erste, die sich selber verletzte. Allmählich machten mir einige das nach. Bald war es schon richtig Mode in unserer Schule, sich zu ritzen. Ich tat es aber keinesfalls, weil es Mode war. Vielleicht ahmte ich anfangs den Mann aus der Zeitschrift nach. Seit langer Zeit ritze ich mich, weil ich dadurch meinen Problemen entfliehen kann. Wie soll ich es erklären; Ritzen ist für mich wie ein Schmerzlinderungsmittel, ja, so etwas wie Aspirin etwa.

Meine Arme sind schon überall vernarbt. Jetzt ritze ich mich seit Neuestem unter meinem Bauchnabel. Wissen Sie warum? Weil niemand diese Stellen sieht und mich deshalb auch niemand tadelt, ich täte etwas Schlechtes.

Wer darüber Bescheid weiß? Meine Mutter und mein Freund. Mein Vater aber nicht. Er fragt kaum nach mir. Wir sehen uns selten. Er hält sich nie an seine Versprechen. Er liebt nur meinen Bruder und ist gekränkt von mir, weil ich mich, anstatt für ihn, für meine Mutter entschieden habe. Wäre es richtig, wenn ich meinem Bruder folgte und meine Mutter sich umbringen würde?
Meine Mutter und ihr Mann haben jede Menge Schulden angehäuft. Daher sind sie ständig im Streit. Ihr Mann will sie angeblich meinetwegen verlassen. Er lügt. Ich schwöre, es ist nicht meinetwegen. Ich sage, ich bin achtzehn und will meine eigene Wohnung haben, mein eigenes Leben führen. Ja, ich will selbstständig sein.
Mein Freund schlägt mir vor, mit ihm zusammenzuziehen. Ich habe ihm gesagt, dass das zurzeit nicht gehe. Wissen Sie, warum? Weil es möglich ist, dass er, wie mein Vater und Stiefvater, eines Tages einfach die Nase vom Zusammenleben voll hat und abhaut. Ich weiß nicht, was mit den Männern los ist, sobald sie eine Weile mit einer Frau, die sie liebt, unter einem Dach leben, haben sie keinen Bock mehr und hauen einfach ab.

»Dein Vater ist abgehauen, dein Stiefvater wird bald bestimmt dasselbe tun. Bleibe bitte bei mir, mein Schatz. Sonst werde ich zugrundegehen …«, sagt meine Mutter immer wieder und bricht in Tränen aus. Heulen, heulen, das verdammte Heulen, was mich quält und mich zwingt, ihr zu sagen:
»Ich liebe dich, Mama. Ich werde dich nie verlassen. Bitte! Bitte weine nicht mehr!«
Aber ich kann nicht immer bei ihr bleiben. Ich will diesen falschen Onkel nie wieder sehen. Ich will meine eigene Wohnung haben und irgendwann von meinem Freund ein Baby bekommen. Aber, aber wann? Wo? Wie? Auh… mein Kopf! Es blutet.

Die leeren Seiten

Der Mann zieht seine neue Kleidung, die er sich schon vor langer Zeit gekauft hatte, zum ersten Mal an, und betrachtet sich im Spiegel. Er runzelt die Stirn. Die Kleidung sieht schon fast wieder altmodisch aus.

Er verlässt seine Wohnung und schlendert in Richtung Stadtzentrum. Kurz vor dem Marktplatz, der stets überfüllt von Passanten ist, kommt eine alte Frau auf ihn zu. Sie fragt ihn, wie spät es sei. Da er keine Uhr trägt, kann er ihr diese Frage nicht genau beantworten. Dennoch möchte er nicht nur eine lakonische Antwort wie „keine Ahnung“ geben und an dieser freundlichen alten Dame einfach vorbeigehen.

»Oh, es tut mir leid! Als ich meine Wohnung verließ, habe ich auf die Uhr geschaut, ohne genau zu registrieren, wie spät es ist. Auf jeden Fall glaube ich, es könnte ungefähr …«

Die alte Frau bemerkt seine Unsicherheit. Daher kommt sie ihm zur Hilfe.

»Das macht nichts, junger Mann. Kein Problem …«

Sie steckt eine Hand in ihre Tasche, nimmt ein Buch heraus und reicht es ihm:

»Gott segne dich, junger Mann! Nimm es, wenn du Jesus Christus begegnest, gib es ihm bitte!«

Misstrauisch nimmt er das Buch und mustert es. Es ist die Bibel. Verwundert fragt er sich, wozu Jesus Christus das heilige Buch brauche. Außerdem …

»Gott segne dich, junger Mann! Nicht vergessen.«

Die alte Frau wendet sich von ihm ab und zieht ihrer Wege. Der Mann denkt, sie sei vielleicht verwirrt oder krank; daher will er ihr irgendwie helfen oder zumindest etwas Nettes sagen:

»Das werde ich auf keinen Fall vergessen. Seien Sie sicher, wenn ich Jesus Christus begegne, werde ich ihm das Buch geben.«

Der Klang fröhlicher Musik ertönt aus einer Ecke des Marktplatzes. Der Mann begibt sich dorthin. Ein junges Mädchen begleitet ihre Eltern, die Geige spielen, auf der Flöte. Alle drei spielen mit deutlich spürbarer Innigkeit ein aufmunterndes Stück. Obwohl die Passanten vor ihnen nicht stehen bleiben und desinteressiert weitergehen, sind die Musiker, ohne die Umgebung zu beachten, in ihr Spiel versunken. Eine unglaubliche Harmonie, nicht nur zwischen den Instrumenten, sondern auch in der Bewegung ihrer Hände und in ihren Gesichtszügen ist deutlich erkennbar. Den Mann überkommt unwillkürlich ein unbeschreibliches Gefühl von Freude und Lebenslust. Er fühlt sich vollkommen selig und beglückt. Plötzlich schweigen die Musikinstrumente. Das junge Mädchen kommt auf ihn zu und hält ihm eine Spendendose hin. Er wirft ein paar Münzen hinein und trennt sich frohen Sinnes mit einem Dank von ihnen.

Aus der anderen Ecke des Marktplatzes kommt ein Junge auf den Mann zu:

»Hallo! Gehört diese Armbanduhr nicht Ihnen? Ich habe sie eben gefunden.«

Der Mann betrachtet die Uhr. Sie sieht vornehm und sehr teuer aus.

»Ich trage fast nie eine Armbanduhr, und so eine wertvolle schon gar nicht.«

»Nehmen Sie bitte diese Uhr. Sie ist für Sie.«

Der Mann schaut sich die Armbanduhr genau an; sie hat ein merkwürdiges Ziffernblatt, ihre Uhrzeiger laufen mit einer schwindelerregenden Geschwindigkeit.

»Nein danke, mein Freund. Gib sie jemand anderem, oder behalte sie selbst.«

»Nehmen Sie sie. Bitte. Sie haben doch keine.«

»Doch ich habe schon eine Uhr. Sie ist aber zu Hause. Tausend Dank trotzdem.«

»Wo ist Ihr Zuhause?«

»Nicht sehr weit, mein Freund. Mach es gut.«
»Lassen Sie mich bitte mitkommen und diese Uhr gegen Ihre Uhr tauschen. Diese Uhr ist zu groß für mich.«
»Das geht nicht mein Freund. Meine Uhr ist nichts für dich. Es ist eine Wanduhr. Außerdem ist es bis zu meiner Wohnung ein gehöriges Stück zu laufen.«
»Sie haben eben gesagt, es wäre nicht sehr weit?«
»Ja, aber …«
»Aber was? Wo liegt denn nun Ihre Wohnung?«
Der Mann überlegt eine Weile, dann sagt er, in eine Richtung weisend:
»Jenseits dieses Platzes, am Ende der Straße, hinter den letzten Bäumen.«

Er hat sich noch nicht mehr als ein paar Schritte von dem Jungen entfernt, als er wieder die erquickende Straßenmusik hört. Er läuft weiter in die Gegenrichtung, die Musik hinter sich lassend. Seine Schritte haben jetzt einen besonderen Rhythmus. Wie bereits vor einigen Minuten überkommt ihn ein euphorisches Gefühl. Es scheint ihm, als ob er mit allen Wesen des Universums eins geworden wäre. Eine unbeschreibliche, unsichtbare, jedoch deutlich spürbare Kraft bewegt ihn. Berauscht und erquickt zugleich setzt er seinen Weg fort.
»Hallo! Hallo! Wo stehen die letzten Bäume in dieser Richtung? Oh, was ist los? Warum weinen Sie denn?«
Verlegen wischt sich der Mann seine Tränen ab und sagt lächelnd:
»Ich weine nicht, mein Freund. Manchmal fließen mir die Tränen einfach so aus den Augen. Was hast du mit deiner Uhr gemacht? Hast du ihren Besitzer endlich gefunden? Was willst du mit den letzten Bäumen?«
»Jeder, den ich frage, sagt, er habe seine eigene Uhr. Ich habe gedacht, vielleicht jemand in Ihrer Nachbarschaft …«
Der Mann holt die Bibel aus der Tasche und reicht sie ihm:

»Nimm bitte dieses Buch auch mit. Ein paar Minuten, bevor wir uns begegneten, habe ich es von einer netten alten Dame bekomme. Sie ging in diese Richtung. Es kann sein, dass die Uhr ihr gehört.«
Der Junge wirft einen Blick auf die Bibel. Ein dickes Taschenbuch; der Umschlag ist alt, die Seiten sind alle weiß, leer und unbeschrieben. Er schlendert in die Gegenrichtung, also in die Richtung, aus der die Musik mit all ihrer Fröhlichkeit ertönt.

Der Spatz

Eine Pille gegen die Rückenschmerzen, eine gegen das Fett, die andere gegen Zucker im Blut; eine Pille gegen den Knochenschwund, eine gegen Magenschmerzen, eine andere gegen Migräne, und die Letzte für die Nerven. Was für ein pillenreiches Leben! Mein Gott, was für ein Leben!

Ach, was soll das alles! Zur Hölle mit dem Altwerden und mit den Schmerzen! Es ist besser, dass ich nicht mehr jammere, sondern von der positiven Seite des Lebens etwas erzähle. Denn es ist mir nicht immer so schlecht gegangen. Ich habe auch sehr schöne Tage im Leben gehabt.

Hm, mir scheint, als wenn es gestern, nein, vorgestern, nein, nein, letzter Monat, was weiß ich, höchstens ein paar Jahre her wäre, als meine Mutter meine Hand in die ihre nahm und mit mir zum Kindergarten eilte.

»Verzeihen Sie die Verspätung …«, sagte sie zu einer Frau.

Diese wechselte freundlich ein paar Worte mit ihr, dann beugte sie sich über mich, streckte mir ihre rechte Hand entgegen, stellte sich vor und sagte:

»Wie heißt du denn, mein Spatz?«

Ich war immer noch schläfrig. Es hatte mir überhaupt nicht gefallen, von meiner Mutter so früh am Morgen aus dem Schlaf gerissen und an diesen komischen Ort gebracht worden zu sein, wo man mich erst für einen Vogel hielt, dann nach meinem Namen fragte.

»Ich bin kein Spatz. Halte deinen Schnabel, du Rabe!«, wollte ich sagen. Ich biss mir jedoch auf die Zunge und sagte bloß meinen richtigen Namen.

Jeden Morgen brachte mich meine Mutter eiligen Fußes zum Kindergarten. Spätnachmittags kam sie erschöpft von der Arbeit, und wir gingen gemeinsam nach Hause zurück.

Die Kindergartenzeit verstrich so schnell, als ob es sich um einen einzigen Tag, oder höchstens um eine Woche gehandelt hätte. Dann ging ich zur Schule. Auf einmal war Schluss mit dem Kind Sein. Dieses wurde durch Hausaufgaben, Pauken und Prüfungen ersetzt.

Ich war mit der Schule noch nicht ganz fertig, als ich wahrnahm, dass meine Mutter, ihre Freundinnen und unsere Verwandten an jedem Geburtstag in einer Tour von ihren Krankheiten und Medikamenten sprachen.

»Was für komische Leute! Anscheinend veranstalten sie einen Wettbewerb, um festzustellen, wer kränker als die anderen ist«, dachte ich und zog mich von ihnen zurück.

Ich bin nun 54 Jahre alt. Seit Langem geht es mir genauso, wie einst meiner Mutter und den anderen, mit dem Unterschied, dass ich außer meinen behandelnden Ärzten, niemanden sonst habe, mit dem ich über meine Beschwerden und Medikamente sprechen könnte.

Oh, hätte ich doch nur jemanden! Nicht um ihm etwas vorzujammern, sondern um mit ihm Hand in Hand zum Kindergarten zu laufen und zu sagen:

»Verzeihen Sie die Verspätung! Wir sind die Spatzen. Lassen Sie uns bitte hinein!«

Im Taxi

Der Wagen bewegte sich nahezu geräuschlos vorwärts. Die sanfte Musik, die darin zu hören war, wurde immer wieder durch das laute Hupen der anderen Autos übertönt. Der Fahrgast, anscheinend gerade aus dem Schlaf gerissen, betrachte flüchtig den stillen Fahrer. Dieser war wortlos auf seine Fahrt konzentriert. Verdutzt blickte er kurz auf die ihn umgebenden Gebäude, Autos und Straßen. Dann schloss er die Augen wieder. Er begriff nicht genau, was um ihn herum geschah. Ein vages Gefühl überkam ihn. Er dachte tatsächlich an gar nichts und wünschte sich auch nichts, außer dem einen, dass die Autos endlich aufhören würden zu hupen, damit er sich in die sanfte und beruhigende Musik vertiefen könnte. Dies war jedoch nicht möglich. Die ständige Huperei und das wiederholte, unnötige Treten auf das Gaspedal störten ihn maßlos. Widerwillig öffnete er erneut seine Augen. Die Autos fuhren auf mehreren Spuren dicht neben- und hintereinander. Nun bemühte er sich heraus zu finden, wohin sie fuhren und weshalb sie es wohl so eilig hatten. Dies gelang ihm jedoch nicht. Und schlimmer noch; es gelang ihm noch nicht einmal heraus zu finden, wo sein eigenes Ziel lag.

Eine Weile rieb er seine Augen, bemüht sich zu erinnern, wann, wo, warum und wie er diesen Wagen bestiegen hatte. Er konnte überhaupt nicht klar denken, geschweige denn, sich an irgendetwas erinnern. Alles schien ihm konfus. Er hörte auf, seine Augen weiter zu reiben. Wieder betrachtete er seine Umgebung. Der Fahrer saß immer noch wortlos hinter dem Steuer und fuhr konzentriert weiter. Die Autos hupten, gaben Gas und bewegten sich in einer von Abgas geschwängerten Luft vorwärts. Und die Hochhäuser, anscheinend statt Bäumen an den Rand der Straßen gesetzt, flogen an ihm vorbei. Unvermittelt blieb sein Blick auf einigen Zahlen, die auf

einem kleinen Display zu sehen waren, hängen. Bald wechselten diese und es erschien die Zahl 51.

»Oh, das ist ein Taxameter! Ich sitze in einem Taxi. Das Ding verschluckt andauernd mein Geld«, murmelte er verwundert vor sich hin.

»Halt! Halten Sie bitte sofort an!«

»Bitte?«

»Halten Sie bitte an! Ich steige hier aus.«

Der Taxifahrer freute sich sehr, dass er endlich die Stimme des Fahrgastes hörte. Seit Fahrtbeginn war er beunruhigt, denn sein Auftrag lautete, einfach weiter zu fahren, bis er zum Anhalten aufgefordert werden würde. Nun fuhr er bereits seit über einer halben Stunde ziellos durch die Stadt, und er fürchtete, dass der Fahrgast Probleme beim Zahlen bereiten würde.

»Ja, sofort. Warten Sie bitte, bis ich eine Möglichkeit zum Halten finde.«

Als der Wagen endlich am Rand der Straße anhielt, erschien die Zahl 52 auf dem kleinen Display. Während der Taxifahrer nervös nach vorn und hinten schaute, sagte er:

»Zweiundfünfzig! Ich stehe hier im Halteverbot. Beeilen Sie sich bitte! Meistens kann man die gemeinen Beamten überhaupt nicht sehen. Sie verstecken sich in irgendeinem Loch und lauern nur darauf, dass einer hier, verbotenerweise, anhält. Sofort notieren sie dann das Kennzeichen und es gibt ein Knöllchen. Blutsauger, elende!«

Eilig griff der Fahrgast in seine Tasche und zückte seine Geldbörse. Als er sie sah, wunderte er sich sehr, denn er hatte noch nie so eine alte, abgegriffene und schmutzige Geldbörse besessen. Er öffnete sie und hielt bestürzt inne. Sie enthielt lediglich einige handgeschriebene Notizzettel, Zeitschriftausschnitte, Kassenbons und ähnliches. Mit leiser und zugleich bedrückter Stimme seufzte er:

»O je! Das ist gar nicht mein Portemonnaie.«

Jetzt hörte der Taxifahrer auf, sich weiterhin nach Polizeibeamten umzuschauen, wandte sich wieder dem Fahrgast zu und fragte besorgt:

»Wie bitte?«

Der erblasste Fahrgast seufzte wiederum:

»Das ist nicht mein Portemonnaie.«

»Was soll das heißen, dass dies nicht Ihr Portemonnaie ist?«

»Ich weiß selbst auch nicht, was das soll. Jedenfalls ist dies nicht mein Portemonnaie. Und der Inhalt gehört mir auch nicht. Schauen Sie!«

Der angespannte Taxifahrer warf einen flüchtigen Blick auf die ihm vorgehaltene Geldbörse, genervt schaute er erneut nach den unsichtbaren Beamten und brummte:

»Machen Sie mir keinen Stress. Hier darf man nicht halten. Das kann mich mein ganzes Tageseinkommen kosten. Zahlen Sie mir jetzt die Fahrkosten und lassen Sie mich endlich weiterfahren.«

»Ich schäme mich, junger Mann. Mein Portemonnaie ist mir abhandengekommen, dafür ist aber ein falsches, voller Müll, in meine Tasche gesteckt worden. Ohne Geld natürlich. Es tut mir ja so leid.«

»Dass Sie sich schämen und es Ihnen sehr Leid tut, dafür kann ich mir auch nichts kaufen. Was meinen Sie damit? Wollen Sie sich mit dieser komischen „Entschuldigung“ etwa vor den Fahrtkosten drücken? Was soll ich meinem Chef erzählen? Wenn Sie an seiner Stelle wären, würden Sie Ihren Wagen einem wie mir geben, der Ihnen am Feierabend anstatt Geld das Märchen vom „verschwundenen Portemonnaie“ auftischt?«

Der Taxifahrer hatte recht. Er sollte ihn für seine Fahrt bezahlen. Ohne Geld sollte man nicht in ein Taxi steigen. Aber sein Portemonnaie? Sein Portemonnaie? Wer hatte es ihm aus der Tasche genommen und es durch ein altes, geldloses und vermülltes ersetzt? Warum hatte er auf sein Portemonnaie nicht besser aufgepasst? Warum hatte er es vor dem Einsteigen nicht

kontrolliert? Wie sollte er nun mit dem jungen Taxifahrer, der zu Recht seine Fahrtkosten verlangte, umgehen? Während der Fahrgast sich mit Selbstvorwürfen quälte, suchte er wieder und wieder zwischen den Papierfetzen in der Geldbörse nach Geldscheinen. Schließlich verlor er jedoch jegliche Hoffnung, zerriss wütend das Portemonnaie, warf all seinen Inhalt auf den Sitz zwischen seinen Beinen, und durchsuchte es ein weiteres Mal. Plötzlich strahlten seine Augen vor Freude:

»Oh, Gott sei Dank! Ein Zwanzigeuroschein und hier auch noch drei Euro Münzen.«

»Mein Lieber, ich muss eine vierköpfige Familie ernähren. Dieser Wagen gehört der Firma. Ich bin bloß ein einfacher Fahrer, der den ganzen Tag schuftet. Was wird mit dem Rest des Geldes? Soll ich den etwa aus meiner eigenen Tasche zahlen? Veräppeln Sie mich nicht. Schauen Sie genauer in Ihren Taschen nach, vielleicht finden Sie doch noch Ihr eigenes Portemonnaie. Und um Gottes Willen beeilen Sie sich bitte. Ihretwegen stehe ich schon die ganze Zeit im Halteverbot.«

Nochmals durchsuchte der Fahrgast eilig alle seine Taschen, eine nach der anderen. Er fand nichts. Die Taschen seiner Jacke suchte er ebenfalls ab. Auch hier kein Glück. Verzweifelt zog er seine Jacke aus und hielt sie zusammen mit den Geldmünzen und dem Zwanzigeuroschein dem Fahrer entgegen, sagte dann traurig:

»Ich bitte Sie inständig um Verzeihung, dass ich Ihnen solche Umstände mache. Bewahren Sie noch einen Augenblick einen kühlen Kopf und versuchen Sie, meine Lage zu verstehen. Mir ist etwas Unbegreifliches passiert. Jemand, ich weiß nicht wer, wo und weswegen, hat mein Portemonnaie weggenommen und es durch ein altes, vermülltes und fast geldloses ersetzt. Hier. Nehmen Sie bitte meine Jacke als Ersatz für den Rest der Fahrtkosten.«

Der Taxifahrer betrachtete den Fahrgast jetzt noch einmal genauer. Er machte eigentlich einen sehr anständigen Eindruck; Ein Mann mittleren Alters, wohl etwas jünger als sein Vater. Wie ein Betrüger

sah er nun wirklich nicht aus. Die Jacke konnte ihm jedoch nicht weiterhelfen. Den Rest der Fahrtkosten würde er trotzdem aus eigener Tasche begleichen müssen.

»Nein. Nein. Behalten Sie bitte Ihre Jacke. Sonst erkälten Sie sich bei diesen Temperaturen auch noch. Aber geben Sie mir doch einfach Ihre Adresse oder die Adresse Ihrer Arbeitsstelle. Dann fahre ich Sie hin, und Sie können dort von jemandem Geld leihen.«

»Eine gute Idee«, murmelte der Fahrgast lächelnd vor sich hin. »Warum bin ich nicht selber darauf gekommen? Meine Adresse. Meine Adresse? Ah…«

Er rieb sich die Stirn und dachte eine Weile angestrengt nach. Doch trotz ernsthaften Bemühens konnte er sich in keiner Weise an seine Wohnung erinnern. Verwirrt schaute er durch die Autoscheiben nach draußen, in der Hoffnung, zumindest feststellen zu können, in welchem Teil der Stadt er sich nun überhaupt befand. Der Platz, an dem das Taxi im Augenblick stand, kam ihm jedoch vollkommen unbekannt vor. Verzweifelt ließ er seinen Kopf hängen, sagte dabei leise und traurig:

»Oh, es ist mir äußerst peinlich, junger Mann! Ich weiß einfach nicht was passiert ist. Egal wie sehr ich mich auch bemühe, erinnern kann ich mich wirklich nicht.«

»Und die Adresse Ihrer Arbeitsstelle?«

Er bemühte sich erneut. Immer noch erfolglos:

»Ach, verdammtes Gedächtnis! Auch das fällt mir nicht ein. Ich kann mich an überhaupt nichts erinnern. Nichts ist mehr in meinem Hirn. Mein Kopf ist einfach leer.«

»Die Adresse eines Freundes, eines Bekannten oder eines Verwandten vielleicht?«

Der Fahrgast schüttelte mutlos seinen Kopf, verbarg sein Gesicht in den Händen und sagte mit einem Kloß im Hals:

»Stellen Sie mir bitte keine Frage mehr, junger Mann. Ich kann mich einfach absolut an gar nichts mehr erinnern. Als ob ich auf dieser Welt immer allein gewesen wäre und zu keinem Ort, zu keinem

Menschen gehört hätte. Bei Gott! Ich weiß nicht wer ich bin, woher ich komme und erst recht nicht warum ich hier in Ihrem Taxi sitze. Ich erinnere mich an rein gar nichts mehr. Scheiße! Nichts, nichts ist in meinem Hirn. Mein Kopf ist einfach leer.«

Inzwischen vergaß der Fahrer völlig, sich immer wieder einmal nach den vermeintlich lauernden Polizeibeamten umzuschauen und dachte verwundert:

»Mein Gott, was für eine Welt! Jeder hat irgendein Problem. Was ist mit diesem armen Mann passiert, dass es ihm so schlecht geht?«

Doch dann meldete sich in ihm eine andere Stimme zu Wort:

»Ach, was geht mich das an? Bestimmt lügt er wie all die anderen. Mehr oder weniger sind doch alle gleich. Eine „ehrbare“ Geschäftsfrau behauptet, ihr Kunde habe sie für ihre Dienstleistung unverschämter weise nicht bezahlt, ein anderer bezichtigt mich, das Taxameter manipuliert zu haben, daher seien die Fahrtkosten zu hoch, ein anderer wiederum meint, ich wäre einen Umweg gefahren um dadurch die Fahrtkosten in die Höhe zu treiben. Ein weiterer erwartet, dass ich das Taxameter ausschalte, um ihn unter dem Preis an sein Ziel zu bringen, der nächste Fahrgast verlangt eine Quittung mit einem höheren Betrag als er eigentlich bezahlt hat, der andere hat kein Geld dabei und will kurz in seine Wohnung flitzen, um mir angeblich mein Geld zu holen und kommt überhaupt nicht mehr zurück. Ein „honorige“ Geschäftsmann hat kein Kleingeld bei sich und will seine Fahrkosten möglichst bald auf mein Konto überweisen, und so weiter und so weiter. Schurken. Ihr seid alle gleich. Wenn einer von euch, ausnahmsweise, die Wahrheit sagt und wirklich in Not ist, kann man ihm doch gar nicht mehr glauben. Und warum soll ich gerade diesem hier nun Glauben schenken? Damit ich den Rest des Geldes aus eigener Tasche bezahle? Wie soll ich dann meinen Lebensunterhalt bestreiten? Bin ich etwa eine Wohlfahrtsorganisation? Oder das Sozialamt? Oder zufällig Rockefeller persönlich? Nein. Mein Gott! Ich bin ein Taxifahrer. Bloß

ein einfacher Taxifahrer. Was wollt ihr alle von mir? Verdammt nochmal!«

Währenddessen spielte sich im Gedächtnis des verzweifelten Fahrgastes, der immer noch sein Gesicht in den Händen verborgen hielt, eine diffuse und undefinierbare Szene ab. Ein junger Mann, er wusste nicht mehr wer, wo und wann, hatte zu ihm gesagt:

»Schluckst du es mit einem Glas Wasser hinunter oder soll ich es dir spritzen? Spritzen tut ein bisschen weh und die Einstichstelle wird wohl ein paar Tage geschwollen bleiben …«

Diese Szene verschwand jedoch unvermittelt aus seiner Erinnerung, als die gelangweilte und mürrische Stimme des Taxifahrers an sein Ohr drang:

»Soso. Sie können sich also an gar nichts erinnern. Hm, das ist aber sehr schlecht. Ausweis. Was ist mit Ihrem Ausweis? Den haben Sie doch bestimmt dabei? Oder?«

Der Fahrgast nahm seine Hände vom Gesicht, wies besorgt und verwirrt auf die zerrissene Geldbörse und deren Inhalt, der nun zwischen seinen Beinen auf dem Sitz verstreut war, und antwortete dann tief seufzend:

»Ich habe nichts dergleichen dabei. Der Müll, den Sie hier vor Augen haben, ist alles, was ich besitze. Ich selber kann das auch kaum glauben. Es ist mir aber irgendetwas Seltsames passiert. Fragen Sie mich bitte nicht danach. Ich weiß es wirklich nicht. Ich kann mich an nichts erinnern. Glauben Sie mir, nichts, gar nichts ist in meinem Hirn. Alle Erinnerungen sind auf einmal völlig gelöscht. Mein Kopf ist total leer. Es tut mir wirklich leid. Verzeihen Sie mir bitte.«

Das Wort „Verzeihen“ verstimmte den Taxifahrer. »Ich muss immer verzeihen, immer für andere Verständnis haben. Immer ich … immer ich … Was ist los? Bin ich Gott oder was? Verdammt noch mal! Wer hat denn für mich überhaupt auf dieser Welt Verständnis? Mein Chef etwa? Oder mein Vermieter?«, dachte er übellaunisch, sagte dann halb ernst gemeint und halb ironisch:

»Okay. Okay. Da ist nichts mehr zu machen. Seien Sie bitte unbesorgt. Ich verzeihe Ihnen. Nun haben Sie aber auch ein wenig Verständnis für mich und verzeihen Sie mir ebenfalls ein bisschen. Leider bin ich gezwungen diesen Vorfall bei der Polizei zu melden. Die kommen und protokollieren dann alles. Mit diesem Dokument kann ich meinem Chef beweisen, dass ich den Rest des Geldes nicht in meine eigene Tasche gesteckt habe, sondern der Fahrgast einfach nichts mehr bei sich hatte.«

Sobald der Fahrgast das Wort „Polizei“ hörte, überkam ihn ein Gefühl des Unbehagens. Er wurde blass und beugte sich nach vorn, lehnte seine Stirn auf das Armaturenbrett und sagte mit schwacher, zittriger Stimme;

»Meinetwegen. Wenn Ihr Problem dadurch gelöst wird. Rufen Sie doch in drei Teufelsnamen die Bullen. Scheiße! Ein Unglück nach dem anderen.«

Der Taxifahrer griff nach seinem Mobiltelefon und begann die Rufnummer der Polizei zu wählen. Dabei warf er einen Blick auf den Fahrgast. Er war immer noch an das Armaturenbrett gelehnt, sein Gesicht war bedeckt und machte den Eindruck, als würde er weinen. Nun bekam der Taxifahrer richtig Mitleid mit ihm. Der Mann sah vollkommen harmlos aus und konnte doch auf keinen Fall ein Betrüger sein, denn er hatte bis dahin mehr als genug Gelegenheit zu Flucht gehabt. Was war ihm tatsächlich passiert, dass er überhaupt nicht mehr wusste wer er war, wo er wohnte oder arbeitete? Gedankenversunken hörte der Taxifahrer auf, die Telefonnummer zu wählen und sagte zu sich:

»O je, o je! Was für Probleme die Leute haben! Ich dachte, ich wäre ein unglücklicher Mensch, weil ich nur ein einfacher Taxifahrer geworden bin und nicht genug verdiene, um meinen Kindern Markenartikel zu kaufen, damit sie in der Schule nicht gehänselt und diskriminiert werden. Schau dir diesen schick angezogenen und anscheinend wohlhabenden Mann an! Er ist sicher tausendmal schlechter dran als ich. Er sagt, dass er überhaupt keine

Erinnerungen mehr hat. Sein Gedächtnis ist auf einmal gelöscht, genau wie bei einem Computer, der mit einem Virus infiziert wird und dadurch alle seine Dateien verliert. Kann so was wirklich auch einem Menschen passieren? Doch. Warum nicht? Vielleicht leidet der Ärmste unter Alzheimer. Nein, nein. Dafür ist er noch zu jung. Aber was dann, wenn er tatsächlich Alzheimer hat? Dann darf man ihn doch nicht einfach in dieser turbulenten Stadt allein lassen. Ich muss die Polizei verständigen, damit sie ihn dorthin zurückbringen, wo er hingehört. Aber wovor hat er Angst und warum wurde er plötzlich blass, als ich das Wort „Polizei“ fallen gelassen habe? Ist er etwa ein Krimineller? Ahh, nun bin ich dabei, negativ zu denken. Nicht jeder, der die Polizeibeamten nicht mag, ist gleich ein Krimineller. Mag ich sie etwa, wenn sie mir einen Strafzettel verpassen? Strafzettel. Oh, Scheiße! Ich stehe immer noch im Halteverbot. Nur schnell weg hier. Vergiss das Geld. Wenn der Chef mir nicht glaubt, zahl ich eben aus eigener Tasche. Scheiß darauf.«

Der Taxifahrer verzichtete darauf, die Polizei anzurufen und fragte freundlich den verzweifelten Fahrgast:

»Wenn Sie das ganze Geld, was Sie jetzt dabeihaben, mir geben, was wollen Sie dann ohne Geld und ohne Ausweis machen? Wo wollen Sie hin? Vielleicht haben Sie doch eine Familie und die macht sich schon große Sorgen um Sie?«

Der Fahrgast freute sich sehr über den plötzlichen aber offensichtlichen Sinneswandel des Taxifahrers, daher hob er seinen Kopf, sagte dann aufgeregt und dankend:

»Oh, Sie sind der beste und freundlichste Taxifahrer der Welt! Vielen Dank. Machen Sie sich keine Sorge um mich. Ich lasse trotzdem meine Jacke als Pfand bei Ihnen. Geben Sie mir nur Ihre Rufnummer, damit ich Sie sofort anrufe und alles wieder gut machen kann, sobald mein Gedächtnis wieder funktioniert.«

Der Taxifahrer legte sein Mobiltelefon auf den eigens dafür vorgesehenen Platz zurück, nahm eine Visitenkarte und streckte sie dem Fahrgast entgegen:

»Bitte schön, hier meine Karte und die Rufnummer. Wie ich schon vorhergesagt habe, behalten Sie bitte Ihre Jacke, damit Sie sich nicht erkälten. Aber glauben Sie nicht, dass Ihnen besser gedient ist, wenn ich Sie zur Polizeiwache fahre? Wirklich nicht wegen meines Geldes oder wegen einer Anzeige. Die Polizisten werden ganz schnell herausfinden, wer Sie sind und wo Sie wohnen. Außerdem hat Ihre Familie Sie vielleicht inzwischen schon als vermisst gemeldet. Sie müssen Entwarnung geben.«

Der Fahrgast wurde wieder blass, als er das Wort „Polizei“ hörte und sagte dann verängstigt:

»Nein. Nein. Keine Polizei. Wenn Sie mich anzeigen wollen, ist das was anderes. Aber wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, lassen Sie mich einfach gehen. Momentan habe ich überhaupt keine Lust auf Polizisten. Hier bitte das Geld, das verdammte Portemonnaie und der ganze Müll.«

Menschlicher als mancher so Mensch

Laute Freude- und Jubelschreie vom Ende der Straße erregten meine Aufmerksamkeit. Ich blieb bewusst stehen und hörte genauer hin.

»Schlag zu! Schlag doch zu! Lass ihn nicht entkommen!«

»Wow! Was für ein präziser Treffer! Es hat genau seinen Fuß getroffen.«

»Oh, ja. Er hinkt schon.«

»Schlag zu!«

»Hier … nimm das!«

»Juhu! Juhu! Noch ein Treffer. Jetzt ist er hingefallen.«

»Klasse. Jetzt ist er am Verrecken.«

»Ja. Er ist am Verrecken. Mal gucken, ob er noch einen weiteren Stein aushalten kann. Hier … nimm das auch noch!«

»Unglaublich! Er ist wieder aufgestanden.«

»Schlag zu! Schlag zu!«

»Wow! Schon wieder ein Treffer.«

»Oh, ja! Er ist schon wieder gefallen. Jetzt schafft er es nicht mehr.«

»Doch. Solange sein Kopf nicht getroffen wird und sein Hirn nicht rausspringt, wird er nicht verrecken.«

»Scheiße! Er läuft wieder!«

»Wie hartnäckig er ist!«

»Schlagt ihn tot! Schlagt ihn endlich tot! Lasst ihn nicht entkommen!«

Diese lauten Freude- und Jubelschreie klangen nach einem kollektiven Spaß, motivierten einen geradezu, sich der Meute anzuschließen, um an ihrer Freude teilzuhaben. Mich hingegen überkam ein Gefühl des Unbehagens, und mein Körper begann auf einmal grundlos zu zittern. Das lag vielleicht an der schweren Last solcher Ausrufe wie: „Schlag zu … Es hat genau seinen Fuß getroffen … Er ist hingefallen … Solange sein Kopf nicht getroffen

wird und sein Hirn nicht rausspringt …“ Denn ich ging davon aus, dass ein Freudenschrei normalerweise vom Klatschen der Hände und dem Klang einiger Musikinstrumente begleitet sein sollte, jedoch nicht mit einer Anstiftung zur Ausübung solch einer brutalen Tat. Allmählich verschwand mein unbehagliches Gefühl, ich nahm arglos an, den jubelnden Menschen auf der Straße sei ein Roboter, ein Dämon, ein Ufo oder sonst irgendein menschenfeindliches, außerirdisches Wesen in die Hände gefallen, daher seien sie derart ausgelassen am Feiern. In dieser Annahme eilte ich neugierig auf die Leute zu.

Es dauerte nicht lange, als mir ein erbärmliches Winseln zu Ohren kam. Kurz darauf erblickte ich einen kleinen, verängstigten und hinkenden Hund. Sofort wurde mir die Tragik des ganzen Szenarios klar. Unbewusst rief ich ihn:

»Komm her! Komm hier her! Komm her zu mir, mein Kleiner!«

Der verletzte Hund blieb einen Augenblick voller Angst und Verzweiflung stehen. Bestimmt dachte er dabei, dass ein weiterer Tierquäler ihm den Weg versperren wollte, eine Flucht dadurch unmöglich wäre, was wiederum seinen sicheren Tod bedeuten würde.

Ich kannte seinen Namen nicht, entschied mich, der Einfachheit halber, aufgrund seines schwarzen Felles, für „Siyah“ und rief, mit meinen Händen einladend lockend und schmeichelnd:

»Hab keine Angst, Siyah. Komm zu mir! Komm zu mir, Siyah!«

Da begann sein zunächst eng zwischen den Beinen geklemmter Schwanz plötzlich zu wedeln. Anscheinend hatte er mich verstanden oder aber er hatte keine andere Wahl, als mir blind zu vertrauen, denn in gleichem Moment flogen ein paar Steine und Holzstücke genau in seine Richtung. Er begann erneut erbärmlich zu winseln, lief auf mich zu, warf sich vor meine Füße und begann, schwer atmend, meine Schuhe zu lecken.

Ich schmolz dahin vor Mitleid. Wieder zitterte mein Körper unwillkürlich. Das schutzlose Wesen war schwer verletzt, und aus

seinem geschundenen Leib tropfte Blut. Ich beugte mich über ihn und begann, voller Rührung, seinen Kopf und den Hals zu streicheln.
Dann erreichten uns zunächst ein, kurz darauf ein weiterer und plötzlich mehrere junge und auch ältere Männer, bewaffnet mit Steinen, Holzstücken und Schlägern. Eine mir nicht unbekannte Stimme rief mich beim Namen und sagte tadelnd:
»Äh äh äh äh! Ich kann meinen Augen kaum trauen. Was sehe ich? Du und Hundeliebe? Gott möge dir vergeben! Du streichelst wirklich einen dreckigen, gottverdammten Köter?«
Widerwillig wandte ich mich ihm zu. Er war ein Freund meines Vaters. Einige Male hatte ich ihn bei uns zu Hause gesehen. Beschämt streifte ich ihn mit meinem zornigen Blick und betrachtete dann den schwarzen Hund. Das atemlose Wesen hatte inzwischen mit dem Winseln und dem Schuhe Lecken aufgehört. Offensichtlich wartete er in Todesangst darauf, dass ich entweder für ihn, oder aber für die äußerst brutale Stimme, Partei ergreifen würde. Er schaffte es jedoch nicht länger als einige Sekunden mein Schweigen zu erdulden, hob seinen Kopf zu mir hoch und schaute mich an. Sobald ich Blickkontakt mit ihm hatte, stellte ich verblüfft fest, dass aus seinen harmlosen und verängstigen Augen ein Strom unbändiger Tränen floss.
Vollkommen ergriffen vor innerer Rührung stand ich auf, nahm das arme Tier zwischen meine Füße, und sagte vorwurfsvoll zu den Umstehenden:
»Wo ist eure Barmherzigkeit geblieben? Wer sagt, dass dieses arme Wesen schmutzig ist? Kommt einmal näher und schaut genau hin, wie brutal und unmenschlich ihr ihn zugerichtet habt! Es fließt ihm nicht nur Blut aus seinem geschundenen Körper, sondern auch ein Strom unbändiger Tränen aus seinen Augen. Schaut genau hin! Wie ein Mensch kauert er sich zusammen und heult vor Schmerzen. Kann ein schmutziges Wesen so bitterlich heulen und Tränen fließen lassen wie wir Menschen? Ist er nicht auch ein Geschöpf

Gottes wie wir? Ich beschwöre euch bei seinen Tränen, habt Erbarmen mit ihm und hört endlich auf, ihn weiter zu quälen!«
Während meiner Ansprache breitete sich unter den Anwesenden unvermittelt eine absolute Stille aus. Als ich meine Rede beendete, trat einer von ihnen, ein dickes Stück Holz in der Hand, näher und sagte erstaunt:
»Ja. Er hat recht. Dem Hund fließen tatsächlich Tränen aus den Augen.«
Eine Stimme aus dem Publikum wurde laut:
»Worauf wartest du denn? Hau ihm den Schläger auf den Kopf und schick ihn endlich zum Teufel!«
Ich fürchtete, dass bald der Schläger dem armen Hund den Kopf zerschmettern würde, daher beugte ich mich verzweifelt über ihn, nahm ihn in den Arm und brüllte:
»Ab jetzt gehört dieser Hund mir. Er steht unter meinem persönlichen Schutz. Der Weg zu ihm führt nur über meine Leiche.«

***

Sobald er das Wort „Siyah“ hörte, und in meiner Nähe war, erschien er hechelnd und schwanzwedelnd vor mir. Wohin ich auch ging, er folgte mir nun mehr unbehelligt. Auf das kleinste Zeichen meinerseits entfernte er sich jedoch und ließ mir meine Ruhe. Schon von weitem schnüffelte er bereits nach mir und wartete darauf, dass ich ihn irgendwann rufen würde. Dann kam er, hechelnd und mit dem Schwanz wedelnd, fröhlich und liebevoll, spielerisch und vor Lebenslust sprühend, wobei er einem fast das Herz zerriss.

***

Einen Tag bevor ich meine Heimat verließ, rief ich mehrmals nach ihm. Verzweifelt suchte ich überall. Er ließ sich überhaupt nicht

blicken. Einen Tag später, das heißt, genau zu dem Zeitpunkt, als ich unser Haus verlassen wollte, sah ich ihn plötzlich vor der Haustür liegend, still und traurig in die Ferne starrend. Ich ging auf ihn zu und streichelte ihn wie gewöhnlich.

»Siyah! Siyah! Wo warst du denn Gestern den ganzen Tag? Hey, warum schaust du mir nicht in die Augen! Was ist los? Siyah, ich rede mit dir! Was hast du denn? Bist du böse auf mich? Ach so, hast du etwa mitgekriegt, dass ich abhaue? So ist das also. Ehrlich gesagt, ich bin selbst durch und durch unruhig. Ich möchte auf keinen Fall dich und all die Menschen, die ich lieb habe, einfach hier zurücklassen und davonlaufen. Aber egal. Mach dir keine Sorgen, du bist hier in Sicherheit. Hey, Junge, schau mich doch bitte wieder an! Ich rede mit dir, Siyah! Nimm es nicht so schwer! Siyah! Siyah!«

Endlich hörte er auf, weiter in die Ferne zu starren, und schaute mir liebevoll und warmherzig in die Augen. Verdutzt nahm ich wahr, dass ihm genau wie am ersten Tag, als ich ihn vor den Hundejägern schützen wollte, unbändige Tränen aus seinen Augen flossen.

***

Zwei Jahre später, während eines Telefonats mit meiner Mutter, fragte ich, wie gewohnt, nach Siyah. Anfangs wich sie meiner Frage aus, gab vor, mich überhaupt nicht gehört zu haben und berichtete mir stattdessen über Familienangehörige, Freunde und Nachbarn. Als ich aber nachhakte und erneut nach Siyah fragte, seufzte sie laut auf und sagte dann bedauernd:

»Ach, der arme Siyah! Schade! Schade! Er ist nicht mehr da.«

»Er ist nicht mehr da? Was ist denn mit ihm passiert, Mama? Wo ist er denn?«

Meine Mutter schwieg eine Weile. Mein Bauchgefühl sagte mir, dass das nichts Gutes bedeutete und Siyah etwas Furchtbares zugestoßen sein musste. Ein Kloß setzte sich in meinem Hals fest. Ich blieb aber hartnäckig und wollte auf keinen Fall wahrhaben,

dass dieses liebenswerte Wesen nicht mehr lebte. Voller Hoffnung redete ich mir ein, Siyah sei sicherlich von unserem Haus geflohen und habe sich für das Vagabundieren auf der Straße entschieden.
»Hat Siyah sein vorheriges Leben auf der Straße wieder aufgenommen, Mama?«
»Nein. Ach, wäre er doch einfach nur herunvagabundiert! Um Gottes Willen, sei bitte nicht traurig. Was kann man dagegen tun. Er ist leider, wie viele andere Hunde, von uns gegangen.«
»Gestorben? Wann? Wie? Warum habt ihr nicht besser auf ihn aufgepasst?«
Meine Mutter seufzte erneut ganz tief und meinte nach einer Weile beschwichtigend:
»Ich weiß, wie dir zu Mute ist, mein Kind. Sei aber bitte nicht traurig und mach es mir nicht so schwer. Glaube mir, mein Herz blutet auch. Wir alle in der Familie haben ihn immer geliebt. Siyah war für uns wie ein Familienmitglied. In der Tat vertrat er dich hier und füllte deinen leeren Platz. Leider haben wir an einem einzigen Abend nicht gut genug auf ihn Acht gegeben. Das nutzte er aus und lief sofort auf die Straße. Dort wurde er von Ordnungshütern erledigt.«
Wütend schrie ich auf:
»Was? Mein Siyah ist einfach so erschossen worden, und ihr habt bloß zugesehen?«
Meine Mutter wurde nervös, fing verzweifelt an zu stottern und fügte hinzu:
»Ach, nein! Um Gottes Willen, urteile nicht so schlecht über uns! Wir haben ihn nach deiner Flucht wie immer geliebt. Er schien eigentlich mit deiner Abwesenheit irgendwie gut zurecht zu kommen. Immer schlief er mit ein paar Schuhen von dir in seiner Nähe. Ich weiß aber wirklich nicht, was in ihn gefahren war, dass er eines Nachts plötzlich auf die Straße lief. Vielleicht hatte er die Witterung einer Hündin aufgenommen, oder vielleicht rief ihn jemand von hinter der Mauer bei Namen und lockte ihn absichtlich mit allen Mitteln hinaus in die Gasse. Kaum war er in die Gasse gegangen, da fiel auch

schon der Schuss. Als wir die Haustür öffneten, war es schon zu spät.«

Unwillkürlich erinnerte ich mich an die Zeit, in der nicht die Hunde, sondern die schutzlosen, kritisch denkenden jungen Menschen auf der Straße einfach erschossen wurden. Der Kloß in meinem Hals löste sich nun völlig auf. Ich begann heftig zu schluchzen.

»Da ist keine freie Seele und kritische Stimme mehr am Leben geblieben, Mama, nicht wahr? Deswegen trachten sie nun den Hunden nach dem Leben.«

»Ja, es ist genau, wie du sagst, mein Kind. Wir machen gerade eine sehr schlimme Zeit durch. Sei nicht traurig und bleib bloß da, wo du bist. Die Regierenden hier bei uns sind jetzt moralisch so tief gesunken, dass sie selbst Treue und Menschenliebe bei den Hunden nicht mehr aushalten können, geschweige denn bei den Menschen. Sie sind einfach neidisch auf alles, was sie selber in ihren Herzen nicht fühlen können. Aus diesem bestialischen Neid heraus lassen sie dann die liebenswerten Hunde erbarmungslos erschießen. Mit der fadenscheinigen Ausrede, sie wären schon durch den Propheten und dessen Nachfolger für unrein und verdammt erklärt worden. Das Schlimmste daran ist, dass wir, die angeblich mündigen Bürger, alles stillschweigend erdulden. Was für eine Tragik, oh Gott! Was für eine Tragik!

Die Bunte

Schon seit einigen Jahren brachte sie keine Jungen mehr zur Welt. Sie hatte sogar schon ihre Enkel gesehen, doch nun lebte sie allein. Mit meinem kleinen Bruder und mir verstand sie sich sehr gut. Wann immer wir zu ihr gingen, leckte sie unsere Hände, Köpfe und Gesichter ausgesprochen liebevoll und mit großer Hingabe ab. Sah sie uns eine Weile nicht, muhte sie den ganzen Tag vor lauter Unruhe.
Wir nannten sie alle: Bunte Kuh. Eigentlich war sie wie unsere zweite Mutter, denn wir alle, außer meinen Eltern, waren mit ihrer Milch großgeworden.
Sie war die erste Kuh, die ich jemals melken durfte. Das sanftmütige Tier blickte mich so warmherzig wie immer an, während ich vor Ungeschicktheit ganz nervös war und Angst hatte, sie würde mich treten oder mich das Melken gar nicht erst lernen lassen. Als ich meine Hände nach ihrem Euter ausstreckte, leckte sie mir mit ihrer Zunge über den Kopf. Momente später zeigte ich meiner Mutter voller Stolz und Freude das Ergebnis meiner Arbeit.
Meine Mutter sagte lachend:
»Bravo, meine Tochter! Jetzt bist du wirklich erwachsen! Nun kannst du sogar schon eine Kuh melken! Gut gemacht! Von jetzt an muss ich mir wohl allmählich Gedanken um deine Aussteuer machen. In ein, zwei Jahren werden wohl wahrscheinlich schon die ersten Brautwerber auftauchen!«

Mein Vater hatte ihre Kinder und Enkelkinder eines nach dem anderen verkauft. Jedes Mal aus einem anderen Grund. Das älteste männliche Kalb, welches genau wie sie aussah, verkaufte er, um die Medikamente und die Behandlung für sein gebrochenes, lahmes Bein zu bezahlen. Mit dem Erlös aus dem Verkauf des letzten Kalbes reiste er nach Maschhad zur Pilgerfahrt zu Imam Reza, um sein Gelübde einzulösen, in der Hoffnung,

sein Bein würde dadurch wieder gesund heilen. Meine Mutter hatte ihn angefleht, von keinem dieser Tiere Fleisch zu kaufen und mit nach Hause zu bringen. Sie sagte, die Mutter, Bunte Kuh, würde das Fleisch ihrer Kinder riechen und anfangen zu trauern.

Als das Erdbeben kam, wurden sowohl unser Haus als auch der Stall unserer Kuh vollkommen zerstört. Deswegen waren wir gezwungen, bis zur Fertigstellung unserer neuen Unterkunft im Haus eines Nachbarn zu leben. Die Bunte Kuh kam auch mit und lebte im Stall des Nachbarn zusammen mit dessen Kühen.

Mit dem Einzug in unser neues Haus begannen unsere Probleme. Meine Mutter verlangte ständig von meinem Vater, einen neuen Stall für unsere Kuh zu bauen. Er hingegen entgegnete, dass der Bau eines Stalls ihm nur noch mehr Schulden bescheren würde; außerdem sei Bunte Kuh alt und unfruchtbar geworden und zu nichts mehr nütze, deshalb müsse man sie so schnell wie möglich an den örtlichen Metzger verkaufen.

Wir alle, besonders mein kleiner Bruder Mostafa, wurden sehr traurig, als wir den Vater so reden hörten. Wie konnte man nur auf die Idee kommen, unsere sanftmütige Bunte Kuh zu verkaufen? Meine Mutter hatte sie damals von ihren seligen Eltern als Teil ihrer Mitgift bekommen und mit in die Ehe gebracht. Das arme Tier kannte die ganze Geschichte der Familie mit all ihrem Leid und ihrer Freude. Wir alle waren eng mit ihr vertraut. Sie war schlichtweg ein Teil unseres Lebens. Und nun sollten wir sie dem Metzger übergeben?

»Mostafa, warum gehst du nicht zur Schule? Du kommst noch zu spät!«

»Ich will nicht zur Schule gehen. Ich habe Angst, dass Masht Gholi, der Metzger, kommt und meine Bunte Kuh mitnimmt.«

»Mama, hör doch mal, was Mostafa da sagt!«

»Was ist los, mein Sohn? Warum hast du deine Schuluniform noch nicht an?«

Mostafa brach in Tränen aus. Ich erklärte meiner Mutter den Grund. Sie beruhigte meinen Bruder und versprach ihm, dass seine Bunte Kuh niemals

verkauft werden würde. Zögerlich, aber ermutigt durch das Versprechen der Mutter, zog Mostafa nun seine Uniform an und rannte zur Schule.

Ein oder zwei Wochen später kehrte mein Vater eines Tages zusammen mit dem Metzger des Viertels nach Hause zurück. Meine Mutter war so traurig und zugleich wütend, dass sie das Haus nicht verließ und nicht einmal hinausging, um den Metzger zu begrüßen. Mein Vater rief mich zu sich und befahl mir, Bunte Kuh am Halfter her zu führen.
Masht Gholi deutete auf die Rippen des Tieres und sagte, sie sei sehr alt und mager und tauge nicht zum Schlachten. Sie feilschten um den Preis. Nachdem sie sich geeinigt hatten, zählte mein Vater die Geldscheine sorgfältig und wies mich an, das Tier samt Halfter dem neuen Besitzer zu übergeben.
Aus Angst, man könnte denken, ich sei noch ein kleines Kind, wischte ich mir schnell die Tränen weg, die über meine Wangen liefen. Ohne die arme Bunte Kuh anzusehen, starrte ich dem Metzger in die Augen und übergab ihm den Strick. Masht Gholi gab mir ein kleinen Geldbetrag, den der Käufer traditionell dem jüngsten Familienmitglied bei der Übergabe eines Nutztieres schenkt.
Ich versuchte, den Schmerz, der sich durch den Verlust von Bunte Kuh in meinem Herzen breitmachte, zu vergessen, indem ich mir vorstellte, wie ich Mostafa zum Trost mit diesem Geld eine kleine Freude machen könnte.

Als Mostafa zum Mittagessen aus der Schule nach Hause kam, freute er sich zuerst sehr über den Geldschein, den ich ihm überreichte. Doch als er vom Verkauf der Kuh erfuhr, zerriss er das Geld weinend in Stücke, griff nach einem Stock und kam drohend auf mich zu, weil ich zugelassen hatte, dass der Metzger seine Kuh mitgenommen hatte.
Als er mich nicht erwischen konnte, wälzte er sich eine Zeit lang schreiend und klagend auf dem Boden. Meine Mutter ging zu ihm und versuchte, ihn zu beruhigen. Doch anstatt sich zu beruhigen, stand Mostafa auf und rannte schimpfend in Richtung Marktplatz.

Es dauerte nicht lange, da kam mein Vater wütend und zornig zurück, in der einen Hand einen Sack, an der anderen den fest im Griff gehaltenen Mostafa. Er hatte ihn zufällig auf dem Weg getroffen. Mit Schlägen hatte er ihn gezwungen, den Mund zu halten, den Metzger nicht zu beschimpfen, nicht zu weinen und wie ein braves Kind mit ihm nach Hause zu kommen. Mein kleiner Bruder, der Ärmste, kauerte vollkommen verängstigt und traurig in der Ecke des Zimmers.
Mein Vater befahl mir, ihm eine große Schüssel zu bringen. Als ich sie vor ihm abstellte, holte er aus dem Sack den Kopf der seligen Bunte Kuh hervor und legte ihn hinein.
Meine Mutter versuchte, sich mit dem Feuer des Holzofens abzulenken und nichts zu sagen. Mein Blick fiel auf die unschuldigen Augen des Tieres. Sie waren noch offen und sahen mich so sanft wie eh und je an. Tränen strömten über meine Wangen. Unbewusst drehte ich meinen Kopf zu Mostafa. Auch er starrte in die gütigen Augen der verstorbenen Bunte Kuh; ohne zu weinen oder auch nur einen Laut von sich zu geben, zuckten seine Lippen krampfhaft.
Auf Befehl meines Vaters, der gerade dabei war, sorgfältig Fleischstücke von Kopf und Gesicht des Tieres abzuschneiden, holte ich die Grillspieße. Im selben Moment spürte ich, wie Mostafa mir wortlos aus dem Zimmer folgte.

Am Mittagstisch erschien mein kleiner Bruder nicht. Sogar meine Mutter rührte vor Kummer kein Bissen an.
Nach dem Mittagessen dachten wir, Mostafa sei wie üblich zur Schule gegangen, doch am Abend kehrte er nicht zur gewohnten Zeit heim. Wir fragten seine Schulkameraden. Niemand hatte ihn am Nachmittag in der Schule gesehen.
Die Sorge und Unruhe meiner Mutter wuchsen. Sie ging zum Haus des Metzgers, in der Hoffnung, mein Bruder sei dort zu finden. Aber er war wie vom Erdboden verschluckt.
Als es dunkel wurde, kam mein Vater vom Marktplatz nach Hause. Zuerst wollte er nicht glauben, dass Mostafa verschwunden war, doch als er meine

Mutter sah, die weinend in den Feldern und im Wald rund um unser Haus nach ihm suchte, packte auch ihn die Angst.

Einige Männer aus der Nachbarschaft schlossen sich uns mit einer Vielzahl von Laternen an. Einer von ihnen erzählte den anderen unterwegs, er habe vor Einbruch der Dunkelheit, die verzweifelt klingende Stimme eines Jungen im Wald gehört:
»Bunte Kuh! Bunte Kuh! Bunte …«

Der Onkel

Es hatte aufgehört zu regnen, aber ein orkanartiger, kalter Wind brauste nun weiterhin durch den völlig verwüsteten Stadtteil. Erschöpft und aufgeregt fand ich endlich den Mann, den ich schon so lange gesucht hatte. Ich erkannte ihn anhand eines Fotos. Er war mit meiner Kusine verheiratet.
An meine Kusine konnte ich mich nicht mehr erinnern. Mein Onkel dagegen war mir aus meiner Kindheit noch sehr gut im Gedächtnis. Er war ein netter, witziger und stattlicher Mann.
Nach vielen Jahren hatte ich mich entschlossen, meinen Onkel wiederzusehen. Die Sehnsucht nach ihm beschäftigte mich dermaßen, dass ich in den letzten Jahren Tag und Nacht an ihn denken musste. Der Einzige, der mir dieses Wiedersehen ermöglichen konnte, war der Mann meiner Kusine.
Als er mich sah, kam er auf mich zu. Ich streckte ihm meine Hand entgegen und wollte mich vorstellen. Er hatte mich sofort erkannt. Er umarmte mich warmherzig und schrie vor lauter Freude:
»Lieber Cousin! Lieber Cousin! Wie ähnlich du Papa bist!«
Sein Gesicht war knochig und von der Sonne gebräunt. Obwohl wir uns zuvor nie begegnet waren, verhielt er sich so herzlich, als ob wir seit Jahren befreundet wären. Ich fragte ihn:
»Wo ist mein Onkel?«
»Wir müssen ein Stück zu Fuß gehen. Er wohnt an einem abgelegenen Ort, am Rande des Waldes. Die Gegend wird dir bestimmt gefallen. Meine Frau hat gesagt, dass ich dich aber unbedingt zuerst zu uns nach Hause bringen soll …«
»Nein, nein. Bitte bring mich zuerst zu meinem Onkel. So schnell, wie möglich…«

Das ganze Gebiet war von einer Überschwemmung betroffen. Wir mussten bis zu den Knien im Wasser waten. Der Mann meiner

Kusine bahnte uns flink und geschickt den Weg. Nach einer Weile bekam ich Durst. Daher bückte ich mich und nahm eine Handvoll Wasser, um meinen Durst zu löschen. Als hätte der Mann meiner Kusine seine Augen überall, blieb er abrupt stehen und schlug sanft auf meine Hand:
»Trink das nicht. Trink das besser nicht, Cousin. Das Wasser vom Friedhof darf man nicht trinken.«
»Was? Friedhof? Wo ist denn hier ein Friedhof?«
»Hier, wo wir gerade stehen, ist schon das Friedhofsgelände.«
Ekel überkam mich. Ich war auf dem Friedhofsgelände, ohne mich der in Ewigkeit ruhenden Menschen zu besinnen.
»Verzeih mir, Cousin, wenn ich gerade etwas barsch zu dir gewesen bin.«
»Schon gut. Gibt es keinen anderen Weg zu meinem Onkel?«
»Leider nicht. Das ganze Gebiet steht unter Wasser. Der Friedhof ist der beste Weg …«

Die ganze Zeit redete er. Er sprach von meinem Onkel; davon, dass er immer wieder erwähnt hätte, ich sei seinem verschwundenen Bruder, meinem vertriebenen Vater, sehr ähnlich …
In meinen Füßen strömte eine außergewöhnliche Energie, als ich von meiner äußeren Ähnlichkeit zu meinem Onkel und meinem Vater hörte, sodass ich manchmal schneller lief als mein Verwandter, und ihn überholte.
»Langsam, Cousin. Renn nicht so schnell, sonst wirst du rasch erschöpft sein.«
»Wie weit ist denn der Weg noch, den wir vor uns haben?«
»Es ist nicht mehr weit, Cousin. Die Hälfte haben wir schon geschafft … Meine Frau hat unserem Sohn übrigens deinen Namen gegeben …«

Endlich erreichten wir eine Straße, die von der Flut nicht zerstört worden war. Es roch dort ekelerregend nach Mist und verfaultem

Fleisch. Mir wurde schlecht. Ich entfernte mich von meinem Verwandten und erbrach mehrmals. Er kam zu mir und sagte beschwichtigend:
»Es ist nicht schlimm, Cousin. Du wirst dich bald daran gewöhnen.«
»Was für eine verdammte Hölle ist das hier? Wo ist mein Onkel?«
»Hab noch ein bisschen Geduld, lieber Cousin. Wir sind gleich bei ihm. Die Überschwemmung hat alles zerstört. Niemand konnte sich eine Zerstörung dieses Ausmaßes vorstellen. Sie ist einfach gekommen, hat alles mitgerissen und mit sich genommen. Hier enden außerdem viele Abflüsse …«

Der Wind wehte den umherfliegenden Dreck auf mich. Ich fühlte mich so übelriechend und dreckig, dass ich dachte, selbst das ganze Wasser eines Ozeans könnte mich nicht säubern. Ich ekelte mich vor mir selbst. Gern würde ich sofort zurückkehren. Aber wo sollte ich denn hin? Ich wollte doch zu diesem Ort, von dem ich stammte. Ich schrie:
»Wo ist mein Onkel? Mein Onkel?«
»Reg dich nicht auf, lieber Cousin. Wir sind gleich da. Schau mal, da … wieder eine nicht zerstörte Straße. Siehst du die Bäume, Cousin dort beginnt der Wald. Papa wohnt dort …«
Als er einen Feigenbaum fand, zog er mich dorthin, stieg auf den Baum und begann, Feigen zu pflücken. Im Gegensatz zu ihm war ich von Durst, Dreck und von der Sehnsucht nach meinem Onkel so erfüllt, dass selbst die reifen Feigen meinen Appetit nicht anregen konnten. Mein Verwandter redete nun nicht mehr. Mit vollem Mund steckte er die gepflückten Feigen schnell in seine dreckigen Taschen.

Am Ende der asphaltierten Straße erschien ein Auto, welches uns entgegenfuhr. Bald hielt man bei uns an, und zwei gut gekleidete Männer stiegen aus. Als ich ihre saubere Kleidung sah, wurde ich

wütend auf meinen Verwandten, weil er mich auf den von Dreck überfüllten Weg geführt hatte. Unwirsch sagte ich zu ihm:
»Siehst du, wie sauber diese Leute aussehen? Warum hast du gesagt, dass es nur einen Weg gibt?«
Mein Verwandter stieg den Baum herab, schluckte ungekaut den Inhalt seines Mundes herunter und sagte verwirrt, mit trauriger Stimme:
»Ja, aber sie sind Leichenbestatter, Cousin. Siehst du das nicht? In diesen Tagen sehen nur Leichenbestatter gepflegt aus.«
Einer der Bestatter wandte sich uns zu und fragte:
»Können Sie uns bitte den Weg zum Friedhof zeigen? Stundenlang fahren wir schon hin und her, ohne ihn zu finden. Als ob sich der Friedhof in Luft aufgelöst hätte.«
Schneller als ich wies der Ehemann meiner Cousine mit der Hand auf den Weg, den wir hinter uns gebracht hatten, und sagte:
»Dort. Mit dem Auto können Sie aber nicht hinfahren.«
Ich fügte hinzu:
»Der Friedhof steht bis zu einem halben Meter unter Wasser. Bis Sie ihn erreichen, wird ihre Kleidung, wie unsere, ganz dreckig werden.«
»Scheiße. Nun, wenn es sein muss. Dann gehen wir zu Fuß … Helfen Sie uns bitte! Von den vielen Leichentransporten sind wir schon ganz müde und kraftlos.«
Mein Verwandter folgte ihnen zum Auto. Protestierend sagte ich:
»Haben Sie mich nicht verstanden? Der ganze Friedhof steht bis zu einem halben Meter unter Wasser. Wir sind gerade dort vorbeigekommen. Sie können doch die Leichen nicht im Wasser begraben …«
Mich ignorierend holten die Bestatter einen Leichnam aus dem Auto. Der Mann meiner Kusine stieß plötzlich einen lauten Schrei aus, blieb dann einen Augenblick reglos stehen. Während er den Leichnam anstarrte, trat er rückwärts auf mich zu. Traurig und verzweifelt stotterte er:

»Cou…Cou… Cousin. Pa…pa … Papa! Dein Onkel!«

Ein Tag wie alle anderen

Von der Arbeit und ihrem alltäglichen Leben fühlte sie sich völlig ausgelaugt. Immer wenn sie Feierabend hatte, versuchte sie, die Firma gedanklich hinter sich zu lassen, um sich zumindest etwas entspannen zu können. Sie mischte sich unter das unglaubliche Getümmel der Menschen in der Stadt, musste ihre Zeit mit Gebäuden, Autos und Straßen verbringen, und schleppte dann endlich ihren erschöpften Körper und ihre aufgewühlte Seele nach Hause.

Sie lebte alleine, hatte aber eine Beziehung zu einem Mann. Im Laufe der Woche telefonierten sie öfters, manchmal sogar täglich. Meistens trafen sie sich an den Wochenenden, selten verbrachten sie jedoch mehrere freie Tage zusammen. Es passierte häufig, dass sie einander nur eine einzige Nacht aushalten konnten und die nächste dann alleine verbringen mussten.

Diesen Tag begann sie mit „Guten Morgen!“, „Hallo! Wie gehts? …“, ohne den Kollegen oder deren Gesprächen besondere Beachtung zu schenken, und beendete ihn mit „Tschüss!“, „Schönen Feierabend!“

Als sie die Arbeitsstelle verließ, atmete sie tief durch. Ihr Kopf war immer noch nicht frei. Nicht nur jetzt, sondern schon seit Langem bereitete ihr die Beziehung zu ihrem Freund, selbst während der Arbeit, Kopfzerbrechen. Sie wollte sich von ihm trennen, weil auch diese Beziehung, wie alle vorherigen, in gewisser Weise sinnlos und eintönig zu werden begann. Sie könnte sich von der Qual und dem Stress der Arbeit nicht so einfach trennen, aber von dieser Beziehung …?

Sie parkte ihr Auto, packte ihre schwere Tasche und die Arbeitssachen und ging damit zu ihrer Wohnung. Nachdem sie eingetreten war, stellte sie, wie gewöhnlich, ihre Stereoanlage an und ging ins Bad. Während sie Musik hörte, stellte sie gleichzeitig

den Fernseher an, wobei sie die Tageszeitung und ein Magazin überflog. Danach öffnete sie die Arbeitstasche, sah die noch nicht erledigte Arbeit durch und bereitete sich in Ruhe auf den nächsten Tag vor.
Während sie etwas aß und trank, waren ihre Gedanken überall und bei allem, sogar bei dem Beziehungsabbruch zu ihrem Freund, sodass sie nicht merkte, wann sie schließlich endlich zu Bett ging.

Mit dem nervtötenden Klingeln des Weckers stand sie auf. Noch etwas verschlafen verließ sie die Wohnung, stieg in ihr Auto und fuhr in Richtung der Firma.
Es war ein seltsamer Morgen. Noch keiner der Nachbarn hatte die Wohnung verlassen. Sie schaute auf ihre Armbanduhr. Nein, es war die übliche Zeit, um zur Arbeit zu fahren.
»Was geht es mich an, dass die Leute noch nicht unterwegs sind?«, sagte sie sich.
Sie stellte ihr Radio an. Außer einem Rauschen ertönte weiter nichts. Sie hatte keine Lust, den Sender richtig einzustellen. Das war nicht das erste Mal, dass das Radio an einem so nebligen Morgen keinen richtigen Empfang hatte.
Als sie die Hauptstraße erreichte, wunderte sie sich. Hier gab es tagsüber und sogar nachts normalerweise immer Autos und auch jede Menge Menschen. An der Kreuzung hielt sie bei Rot an. Eine Weile blieb sie dort stehen und schaute sich verwirrt um. Auch hier war niemand zu sehen. Sie wusste nicht, wie lange sie dort gestanden hatte, merkte dann, dass das Warten umsonst war, weil die Ampel scheinbar permanent auf Rot stand. Nach langer Zeit entschied sie sich, zu riskieren, einfach loszufahren, da keine Gefahr für sie zu bestehen schien. Kein anderes Auto war unterwegs, und es würde keine Zeugen für ihr Vergehen geben. Sie fuhr weiter. Später hielt sie wieder an einer anderen roten Ampel kurz an und fuhr weiter. Unterwegs sah sie ein Auto auf dem Mittelstreifen stehen. Sie hupte. Keine Reaktion. So wie immer

fluchte sie einige Schimpfworte vor sich hin und fuhr an dem Auto vorbei. An der nächsten Ampel merkte sie, dass diese außer Betrieb war. Im Vorbeifahren sah sie ein paar Meter weiter vor sich zwei Autos, die aufeinandergeprallt waren. Von den Insassen war keine Spur zu sehen. Eine Weile blieb sie stehen. Kurz darauf registrierte sie, dass ein Teil des Asphalts rötlich gefärbt war. Ein kalter Schauer lief ihr den Rücken runter. Sie redete vor sich hin:

»Was ist los? Was ist hier in dieser Stadt passiert?»

Angst überwältigte sie. Sie ließ gleichzeitig die Kupplung des Wagens los und gab Gas. Laut ertönte das Quietschen der Reifen auf dem Asphalt.

Eine Weile fuhr sie auf der leeren Straße weiter in Richtung ihrer Arbeitsstelle. Sie überquerte ein paar Kreuzungen. Unterwegs sah sie ein in entgegengesetzter Richtung stehendes Auto auf der Straße, dessen Türen weit geöffnet waren. Ein Fuß des Fahrers hing aus dem Auto heraus. Sie stieg aus und ging auf den Fahrer zu. Es war ihr Freund. Seine Augen waren verdreht, der Mund stand offen und seine Hände hielten das Steuer fest umklammert. Regungslos blieb sie stehen und schrie laut auf. Niemand kam ihr zu Hilfe.

Mit großer Anstrengung zog sie ihren Freund aus dem Auto und legte ihn auf den Boden. In der Hoffnung, er wäre noch am Leben, schüttelte sie ihn mehrere Male. Da sie kein Lebenszeichen bei ihm feststellten konnte, begann sie plötzlich völlig verängstigt hemmungslos zu schluchzten:

»Nichts ist heute wie sonst.«

Die Benebelten

Als sie die Fußgängerzone erreichte, verwirrte sie das Getümmel der unermesslichen Zahl von Menschen. Wie ein Haufen Ameisen hasteten sie, als wären ihre Gehirne durch einen unsichtbaren Draht mit einem Ziel verbunden. Sie blieb an einer Ecke stehen und betrachtete die Menschen und ihre Ziele verängstigt. Paarweise oder einzeln, sich miteinander unterhaltend oder auch schweigend strömten sie in verschiedene Richtungen, ohne ein Lächeln im Gesicht.

In der Hoffnung, so wie die anderen mit einem Draht oder einem Ziel verbunden zu werden, lief sie einigen Menschen, die zusammen in eine Richtung gingen, nach. Bald löste sich auch diese Menschenmenge in einer größeren auf, sodass wieder einige in diese, einige in eine andere Richtung gingen. Um in dem Meer der unsichtbaren Ziele der vorbeigehenden Menschen nicht unterzugehen, suchte sie eine Passantin aus und folgte dieser beharrlich.

Nach einer Weile blieb diese Passantin stehen, drehte sich um und fragte barsch:

»Warum läufst du mir denn die ganze Zeit hinterher? Was willst du von mir?«

Verlegen schaute sie um sich, nach einer passenden Antwort suchend. Dann stotterte sie:

»Entschuldigung. Ich war einsam. Ich sah dich alleine gehen und dachte mir, ich könnte dich einfach ein Stück begleiten.«

»Ach so«, sagte die Passantin lächelnd, als ihr die Harmlosigkeit und die Ziellosigkeit ihres Gegenübers bewusst wurde. »Aber ich bin nicht allein. Mich begleiten immer drei Personen. Sieh, eine ist hier vor mir, eine ist an meiner rechten Seite und die andere da … an meiner linken. Egal wo ich auch hingehe, kommen sie mit mir mit, und wenn ich stehen bleibe, bleiben auch sie stehen …«

Verblüfft schaute sie die Passantin an. Außer dieser selbst war sonst niemand zu sehen.
»Darf ich auch mit dir mitkommen?«, fragte sie zögernd. Die Passantin warf einen Blick auf ihre Armbanduhr, machte sich eilig wieder auf den Weg und erwiderte dabei:
»Oh, nein. Es tut mir leid. Ich bin schon zu spät dran.«
Verdutzt starrte sie die Passantin an, die sich samt ihren angeblichen Begleitpersonen unter die Menschenmenge mischte. Nachdem sie aus ihrem Blickfeld verschwunden war, entsann sie sich ihrer Freunde und Verwandten, wobei sie den heftigen Drang nach einem Gespräch spürte.
Sie suchte einige Zeit nach einer Telefonzelle. Endlich wurde sie fündig. Sie wählte die Rufnummer einer Freundin, niemand nahm den Hörer ab. Danach wählte sie eine andere Rufnummer. Es war besetzt. Bei der dritten Rufnummer hörte sie endlich eine Stimme. Aber ihr kam weder die Stimme bekannt vor, noch erkannte man sie offenbar. Bei allen restlichen Rufnummern, die sie wiederholt wählte, war ebenfalls entweder besetzt, oder man sagte, sie habe sich verwählt.
Sie war völlig fassungslos, sodass sie sogar begann, an ihrem eigenen Verstand zu zweifeln.
»… Ich rufe mal bei meiner Mutter an«, murmelte sie vor sich hin. »so kann ich mich vergewissern, ob …«
Mehrmals wählte sie die Rufnummer ihrer Mutter.
»Kein Anschluss unter dieser Nummer. Kein Anschluss unter …«, verkündete jedes Mal eine unbekannte Stimme.
Entmutigt und übellaunig blickte sie durch die Scheibe der Telefonzelle nach draußen. Es war immer noch hell, und die Sonne war dabei, sich hinter Wolken zu verziehen. Nein, die Sonne stand da, und die Wolken waren dabei, allmählich die Sonne zu bedecken.

Die leeren Champagnerflaschen

Beschissene Hochzeitsnacht. Vor fünfunddreißig Jahren habe ich den Namen meines Ex-Mannes übernommen, den er wiederum in seiner ersten Ehe angenommen hatte. Anfangs kam es mir erniedrigend und peinlich vor, wenn man mich mit dem Namen ansprach, der eigentlich einer anderen Frau gehörte; nachdem die Kinder auf die Welt gekommen waren, gewöhnte ich mich aber allmählich daran.

Letztes Jahr habe ich mich dann scheiden lassen. Seit Jahren glich die Beziehung zwischen mir und meinem Ex-Mann der zwischen Freunden oder Geschwistern. Wir wohnten beide allein in getrennten Wohnungen. Unsere Kinder haben bereits geheiratet und uns Enkel geschenkt. Eigentlich wollten weder ich noch mein Ex-Mann diese Scheidung. Mein jetziger Mann beharrte jedoch darauf, weil er unbedingt heiraten wollte.

Ehrlich gesagt, fand ich es sogar nicht einmal schlecht, noch einmal ein Hochzeitskleid anzuziehen und mein Leben neu anzufangen, aber es war mir klar, dass ich keine Kinder mehr bekommen würde. Ich hatte meinem jetzigen Mann gesagt, dass ich im Fall einer neuen Ehe keineswegs meinen Namen erneut ändern würde, da ich mich an ihn gewöhnt und mich damit identifiziert hatte. Er akzeptierte das, weil er ebenso seinen Namen von seiner Ex-Frau übernommen hatte und nicht ändern lassen wollte.

Wir haben einen unvergesslichen Tag mit Freunden und der Familie gefeiert. Sowohl meine Kinder und Enkel waren da als auch die seinen. Das jüngste Enkelkind im Arm haltend, habe ich mich mehrmals mit meinem Mann fotografieren lassen und jede Menge Champagner getrunken.

Vor etwa einer Stunde, als Kinder und Gäste nach Hause gegangen waren, haben wir noch zwei Flaschen Champagner getrunken. Plötzlich änderte sich das vorher so glücklich wirkende Gesicht meines Mannes. Er brüllte mich an, warum ich seinen Namen nicht angenommen hätte und knallte sein Glas wütend auf den Tisch.

Ich habe mein weißes Hochzeitskleid noch an. Mein Ehemann liegt alleine im Bett. Ich starre auf die Glasscherben. Zwei leere Champagnerflaschen starren mich an. Beschissene Hochzeitsnacht. Eine wirklich beschissene Hochzeitsnacht.

Der falsche Zug

Nie bin ich so hektisch, verwirrt und überstürzt wie dieses Mal abgereist. In aller Eile habe ich meine Schuhe angezogen. Den Gürtel habe ich unterwegs zugeschnallt. Hätte mich eine Passantin mit ihrem vielsagenden Blick nicht darauf hingewiesen, stünde der Reißverschluss meiner Hose wahrscheinlich immer noch offen. Ich bin völlig hilflos. Mein Koffer ist spurlos verschwunden. Mein Ticket habe ich auch verloren. Mein Schlüssel liegt bei meinem Vermieter. Ich gehe entgegen der Fahrtrichtung von einem Waggon zum anderen. Alle Waggons sehen ähnlich aus; alle Züge und alle Menschen auch. Gott gebe, dass der Kontrolleur mich nicht erwischt. Es wäre vielleicht besser, wenn ich mich in einer der Toiletten verstecken würde; die Toiletten sind aber alle besetzt. Der Zug wird ohne Lokführer per Fernbedienung geleitet. Das Fahrziel ist nirgendwo angeschlagen. Oje!… Dieser Zug … Dieser Zug! Dieser Zug ist nicht mein Zug!

Arbeitslos

Ja, er verdiente einigermaßen gut, war zweiunddreißig Jahre alt und sein Platz in der Firma schien gesichert. Seine neue Freundin passte wirklich gut zu ihm. Seine Mutter meinte, allmählich würde es für ihn zu spät, noch Vater zu werden. Vater zu sein fand er eigentlich nicht schlecht, bis jetzt schien ihm der Zeitpunkt dafür jedoch noch nicht gekommen zu sein. Genau darüber sprach er auch einmal mit seiner Freundin. Insgeheim sehnte diese sich schon seit Langem, trotz des zwischen ihnen bestehenden Altersunterschieds, nach einem Kind, daher griff sie seine Äußerung, als wieder einmal das Thema zur Sprache kam, gerne auf, und motivierte ihn erfreut zu einem Zusammenleben.
Sie lebten erst einige Monate gemeinsam in der neuen Wohnung, als seine Firma unerwartet Konkurs anmeldete. Plötzlich überkam ihn eine Art Existenzangst. Er fürchtete sich davor, seinen finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen zu können. Zum Glück war kein Baby unterwegs, und seine Freundin hatte auch ihre Stelle noch.
Seit längerer Zeit bewarb er sich überall eifrig, um eine geeignete Arbeit zu finden, aber die Firmen waren entweder bankrott, oder rationalisierten ihre Arbeitskräfte und stellten daher keine neuen ein. Bald nahm er bestürzt wahr, dass seine Beziehung auseinanderzubrechen drohte, denn seine Misserfolge auf dem Arbeitsmarkt hatten so einen starken Einfluss auf ihn, dass sein sexuelles Verlangen dadurch drastisch sank. Zudem wurde er immer übellauniger. Als sich dieser Zustand in die Länge zog, hielt es seine Freundin, trotz ihres Verständnisses und guten Willens, nicht mehr aus und ging ihren eigenen Weg.
Niedergeschlagen zog der junge Mann in eine kleine Wohnung und reduzierte den Kontakt zu seinen Freunden und Bekannten, denn

er hatte keine Lust mehr, ständig auf seine miserable Situation angesprochen zu werden.
Eines Abends bügelte der junge Mann seinen besten Anzug und ging früh zu Bett. Er hatte am nächsten Tag einen Termin zu einem Vorstellungsgespräch, bei dem er, trotz der Schlaflosigkeit, mit der er seit Langem zu kämpfen hatte, ausgeruht erscheinen wollte.
Während er versuchte, Schlaf zu finden, fiel ihm ein, dass es sicher klug wäre, einige seiner vorherigen Vorstellungsgespräche Revue passieren zu lassen, um dadurch eventuell die Gründe für die Ablehnung herauszufinden. Der junge Mann stellte sich vor, er säße vor dem Personalchef; aufmerksam lauschte er allen Fragen und Antworten, wobei er seine Haltung und seine Mimik genau unter die Lupe nahm. Es dauerte eine gute Stunde, bis ihm klar wurde, dass er in allen bisherigen Vorstellungsgesprächen den Eindruck von Angst und Verzweiflung vermittelt haben musste.
»Wovor fürchte ich mich denn noch? Was? Was habe ich denn noch zu verlieren», fragte er sich frustriert.
Ein bitteres Lächeln breitete sich in seinem Gesicht aus.
»Nein. Nein. Ich bin nicht verzweifelt. Verzweifelt sind nur die Schwachen. Ich bin nicht schwach. Ich bin arbeitslos und meine Freundin hat mich verlassen, na und? Zur Hölle damit. Ich habe studiert, habe eine gute Ausbildung genossen. Ich werde bestimmt schon bald wieder eine Arbeit finden. Ich werde wieder in eine größere Wohnung ziehen. Ich werde …», redete der junge Mann laut vor sich hin, bis er endlich einschlief.
Während er schlief, träumte er, dass ihm Flügel wachsen würden und er wie ein Vogel fliegen könnte.
»Wow! Niemand wird mir glauben. Ich kann fliegen. Diese Hände funktionieren wie die Flügel eines Vogels. Was für ein Esel bin ich gewesen, dass ich nicht eher die Fähigkeit meiner Hände wahrgenommen habe? Uui! Wie schön. Mein Gott, danke. Danke. Tausendmal. Nun liegt die ganze Stadt unter mir. Ich sollte nach Hause fliegen …“

Er saß hinter dem Fenster des ehemaligen gemeinsamen Schlafzimmers. Der Trennungsschmerz war immer noch groß, und er sehnte sich wehmütig nach seiner Freundin zurück. Mit liebevollem Blick schaute er von außen in das Zimmer. Vor Schreck erstarrte er zur Salzsäule. Seine Freundin vergnügte sich mit einem fremden Mann im Bett. Eifersucht überwältigte ihn. Sein Körper begann zu zittern. Tränen rannen ihm aus den Augen. Etwas Salziges floss über seine Lippen und er erwachte. Da sah er, dass er gar keine Flügel hatte und auch nicht vor seinem alten Schlafzimmer saß. Hilflos und verzweifelt brach er schluchzend zusammen.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als der junge Mann sich entschloss, aufzustehen und zum Bahnhof zu gehen, damit er auch wirklich pünktlich zu seinem Vorstellungsgespräch erscheinen würde.

Er verließ das Bett, rasierte sich, dann duschte er. Nachdem er sich abgetrocknet hatte, cremte er sein Gesicht ein, und besprühte seinen Kopf und seinen Nacken mit Parfüm. Zuletzt zog er seinen am Vorabend so sorgfältig gebügelten Anzug an und stellte sich vor den Spiegel, um sein Äußeres zu begutachten. Plötzlich durchfuhr ihn ein Schreck. Ein äußerst zorniger Mann stand ihm gegenüber.

»Geh raus!«

»Jjja jawohl. Jawohl. Ich gehe.«

»Verschwinde! Sofort!«

»Jawohl. Jawohl…«

Verängstigt schloss der junge Mann die Tür hinter sich und betrat die Straße.

Wie in einem Spiegelbild sah er einen Fußgänger, der vor ihm lief und wiederholt schrie:

»Hilfe! Hilfe! Helft doch den Polizisten! Diese Leute zwingen mich, Polizisten zu töten. Hilfe! Hilfe …«

Der schreiende Fußgänger erreichte bald einen Müllwagen. Jemand, der anscheinend der Fahrer war und sich mit seinem Mobiltelefon beschäftigte, sagte gereizt:
»Schrei doch nicht so. Ich habe sie auch gesehen. Warte. Ich bin schon dabei, die Polizei zu rufen.«
»Um Gottes Willen hilf doch endlich den Polizisten. Ein paar Leute zwingen mich, die Polizisten zu töten. Um Gottes Willen …«
Der Fahrer unterbrach seine Tätigkeit und wendete ihm seinen Kopf zu. Ungläubig hörte er ihm erneut zu und sagte dann zweifelnd:
»Was? Polizisten töten? Ich versteh dich nicht. Ich war grade dabei, die Polizei anzurufen. Es ist gut, dass wir zu zweit sind, dann können wir gegenseitig unsere Aussagen bezeugen. Sag mal, wie heißt du eigentlich?«
»Ich weiß nicht. Um Gottes Willen hilf den Menschen! Ein paar Polizisten zwingen mich, Menschen zu töten …«
"Mach keine Scherze, Mann. Warum erzählst du hier so dummes Zeug? Guck mal dorthin. Siehst du die Leiche? Warte, bis die Polizei kommt. Vielleicht wirst du als Zeuge gebraucht."
Der noch immer schreiende Fußgänger ging langsam auf die Leiche zu, blieb dann aber bald erschrocken zwei Schritte davor stehen. Plötzlich sprang er gellend auf, als ob er von einer Tarantel gestochen worden wäre:
»Oh Gott! Das bin ja ich … Hilfe! Hilfe! Leute, helft doch bitte meinem Leichnam …«
Schreiend entfernte er sich.
Der Fahrer ignorierte sein Davongehen kopfschüttelnd und begab sich, während er dabei telefonierte, zu dem Toten, um der Polizei genauer Auskunft geben zu können. Als er das Gesicht des Verstorbenen sah, fiel ihm vor lauter Angst sein Telefon aus der Hand. Entgeistert sprach er flüsternd zu sich selbst:
»Ich? Ich? Nein … Nein, das kann doch nicht wahr sein …«

Ein Polizeiwagen überholte den noch immer vor Schreck davonlaufenden jungen Mann. Zwei Beamte stiegen aus. Einer von ihnen sagte:

»Was ist los? Warum schreien Sie denn hier so rum?«

Der junge Mann, der völlig außer Atem war, antwortete:

»Ich bin nicht schuldig. Ich bin wirklich nicht schuldig. Ich muss zum Vorstellungsgespräch. Jemand ist in meine Wohnung eingedrungen und hat mich einfach rausgeschmissen. Ein anderer schrie vor ein paar Minuten auf der Straße herum, dass ihn ein paar Leute dazu zwängen, Polizisten zu töten. Ein Straßenfeger hat dort eine Leiche gefunden und wollte Sie anrufen. Die Leiche … die Leiche … Ihr Gesicht … Ihr Gesicht ähnelte mir. Aber … Aber ich bin keine Leiche. Ich meine, ich lebe doch. Wirklich, ich lebe …«

»Beruhigen Sie sich! Beruhigen Sie sich doch bitte! Erzählen Sie langsam eins nach dem anderen. Was ist genau geschehen? Wo haben Sie eine Leiche gesehen?«

»Dort. Dort.«

»Okay. Okay. Wir fahren zusammen hin und gucken uns an, was da los ist. Ihren Ausweis bitte!«

Der junge Mann suchte eilig in seiner Hosentasche nach dem Verlangten. Er fand seine Geldbörse aber nicht. Er suchte in seinen anderen Taschen. Erfolglos. Schuldbewusst sagte er dann:

»Ich habe leider mein Portemonnaie zuhause liegen lassen. Ich muss gleich zu einem wichtigen Vorstellungsgespräch. Helfen Sie mir bitte! Sonst habe ich keine Chancen mehr.«

»So spät in der Nacht wollen Sie noch zu einem Vorstellungsgespräch? Wo wohnen Sie denn?»

»Ja, ich muss pünktlich in der Firma sein. Welche Wohnung meinen Sie?«

»Wie lautet Ihre Adresse? Wie viele Wohnungen haben Sie denn?«

"Zwei. Auch das noch. Jetzt muss ich erst noch einmal nach Hause zurück. Ich werde bestimmt zu spät kommen. Scheiße, aus diesem Vorstellungsgespräch wird wohl auch wieder nichts werden. Ich

weiß nicht, in welcher Wohnung mein Ausweis liegt. Bitte! Bitte! Fahren Sie mich …«

»Steigen Sie bitte ein! Machen Sie sich keine Sorge um Ihren Termin. Im Notfall fahren wir Sie direkt dahin."

Der junge Mann, der sich inzwischen wieder vollkommen beruhigt hatte, stieg in den Streifenwagen und sagte erleichtert:

»Ich weiß nicht, wie ich mich bei Ihnen bedanken soll? Sie beide sind die nettesten Polizisten der Welt. Seit einer Weile bin ich leider arbeitslos. Meine Freundin hat das nicht aushalten können, daher ist sie abgehauen. Ich stehe manchmal ein wenig neben mir. Sonst hätte ich mein Portemonnaie und meinen Ausweis nicht zuhause liegen lassen. Eine Frage, können Sie mir nicht vielleicht eine Stelle bei Ihnen vermitteln? Ich bin …«

Die Polizisten hatten schon längst begriffen, was mit dem jungen Mann los war, hörten ihm dennoch weiterhin verständnisvoll zu, während sie ihn in eine psychiatrische Klinik fuhren.

Das Manuskript

Mein letztes Manuskript in ein Buch gesteckt und dieses in der Hand haltend ging ich in der Fußgängerzone spazieren. Genauso wie die Waren hinter den Schaufenstern, die die Blicke der Vorbeigehenden auf sich zogen, erweckten die Gesichter der Menschen meine Neugierde und Aufmerksamkeit. Daher konnte ich immer wieder stundenlang wie ein Fisch, der im freien Wasser herumschwimmt, zwischen den Fußgängern flanieren.

Plötzlich merkte ich, dass mir jemand mein Buch aus der Hand riss. Schnell drehte ich mich um. Ein Mann hatte es mir gestohlen und rannte davon. In der Menschenmenge nahm ich die Verfolgung auf. Entgegen meiner Erwartung verließ der Dieb bald die Fußgängerzone und lief hastig auf ein Gebäude zu. Diese Entscheidung erleichterte mir die Verfolgung. Nach einer Weile erreichte er das Gebäude und ging ohne zu zögern hinein. Die Tür stand offen. Ich folgte ihm.

In dem Gebäude fand anscheinend eine Feier statt. Viele Menschen saßen dort fröhlich beisammen, aßen und tranken, wobei sie sich laut miteinander unterhielten. Diese Leute gefielen mir. Im Prinzip gefallen mir Menschen, die beim Essen und Trinken miteinander diskutieren, vielleicht deswegen, weil mir diese Fähigkeit fehlt.

Ich bahnte mir zwischen den feiernden Menschen den Weg zu dem Mann, der mein Buch gestohlen hatte. Er saß an einem Tisch und genoss ungestört sein Essen, wobei er gleichzeitig mein Buch durchblätterte, als ob er nicht vor ein paar Minuten entflohen wäre und sich dorthin begeben hätte. Abgesehen von seinem Diebstahl, missfiel er mir keinesfalls, denn er schien an Büchern interessiert zu sein. In einer Zeit, in der sich kaum jemand noch für Bücher interessiert, ist so ein Mensch tatsächlich hochzuschätzen.

Ich nahm ein Stück Papier aus der Tasche und schrieb: »Sehr geehrter Herr, wenn sie mein Buch gelesen haben und es nicht

mehr brauchen, geben sie es mir bitte zurück!«, und setzte meine Adresse darunter.

Dann ging ich auf seinen Tisch zu und war dabei, ihm diese Notiz zu geben. Sobald er mich wahrnahm, verbarg er mein Buch schnell hinter seinem Stuhl und widmete sich ruhig seiner Mahlzeit, ohne mich überhaupt eines Blickes zu würdigen. Ich sagte nichts. Das heißt, ich hatte nichts zu sagen, außer dieser Notiz, die ich schließlich auf seinen Tisch legte.

Als ich den Saal verlassen wollte, rief jemand meinen Namen. Ich wandte mich in die Richtung, aus der die Stimme kam. Ein Mann winkte mit seiner Hand und lud mich zu seinem Tisch. Ich kannte ihn nicht. Danach riefen mich noch einige andere Leute gleichzeitig bei Namen und luden mich ebenfalls ein.

»Danke, ich habe keine Zeit. Guten Appetit!«

Ich verließ den Saal und betrat den Korridor, wo eine hübsche junge Frau, mit vielen Aktenordnern auf dem Arm, vor mir erschien. Vertrauensvoll flüsterte sie mir zu:

»Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie sind außer Gefahr. In Ihrem Fall ist haargenau ermittelt worden. Ihre Unschuld wurde festgestellt.«

Sie zeigte mir eine von den Akten und fügte hinzu:

»Die wichtigsten Ermittlungsergebnisse über Ihren Fall stehen hier drin …«

Begriffe wie „Gefahr“, „Akte“ und „Ermittlung“ fand ich unwichtig und uninteressant. Diese junge Frau interessierte mich jedoch sehr. Sie schaute sich ein paar Mal um und schien unentschlossen, ob sie mir die Akte aushändigen sollte oder nicht.

Ich war erfreut. Nicht von der Akte oder von meiner angeblich erwiesenen Unschuld, sondern von dem Anblick ihrer feucht glänzenden Lippen, die einen zum Küssen animierten.

»Egal. Die Verantwortung übernehme ich. Ich glaube nicht, dass jemand überhaupt einmal wieder Lust haben wird, in deine Akte zu schauen. Verstecke sie schnell.«

Der Ton ihrer Stimme war noch vertrauensvoller und freundlicher geworden. Während ich ihre feuchten Lippen anstarrte, gehorchte ich ihr und versteckte die Akte unbeholfen unter meinem Hemd.
Ein zufriedenes Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Sie wandte sich von mir ab und ging fort, als ob zwischen uns nichts passiert wäre.
Später, irgendwann, öffnete ich die Akte. Ich konnte meinen Augen nicht trauen. Verblüfft sah ich genau dieses Manuskript in den Akten.

Die Sanduhr

»Hör auf mit deiner Grübelei!«, sagt er. »Du hast nicht mehr viel Zeit. Siehst du die Sanduhr? So schnell kann auch dein Leben verrinnen.«
Ich schaue sie an, die Sandkörner fallen, nein, fließen hastig hinunter.
»Erschrecke dich nicht. Du hast doch genügend Zeit um etwas Sinnvolles in deinem Leben zu verrichten, aber keine Zeit mehr zum Grübeln«, fügt er hinzu.
»Hänge nicht an deiner Vergangenheit. Keine Angst vor der Zukunft. Setze dir kleine Ziele, die du verwirklichen kannst. Glück oder Zufriedenheit kann dir niemand schenken; selbst der liebe Gott nicht. Du musst es dir holen!«, sagt er. Ich höre auf.

Die Narzissen

In den letzten zwei Jahren habe ich kaum etwas Schönes vor Augen gehabt, besser gesagt, kaum an etwas Schönes gedacht, außer an diese Geburtstagkarte, die ich heute in meinem Briefkasten fand.
Mein Vater starb vor zwei Jahren. Meine Mutter musste sich neun Monate später einer schweren Operation unterziehen und landete schließlich doch im Altenheim. Auf einmal überwältigte mich das Gefühl, ein echtes Waisenkind zu sein; mutterseelenallein, ohne Zuwendung, dem eignen Schicksal ausgeliefert.
So begann ich zu trinken; am Anfang trank ich nur, um etwas Trost zu finden, nun trinke ich, weil es anders nicht mehr geht.
Inzwischen habe ich meine Arbeit verloren, da mein Alkoholproblem in der Firma nicht mehr zu verbergen war. Auch meine Frau ist weg.
Ach, was für einen Scheiß erzähle ich hier? Wen interessiert es überhaupt, wie dreckig es mir geht?
Diese schöne Geburtstagskarte ist von meiner alten Schulfreundin, die ich damals unfairerweise sitzen ließ. Auf der Karte sind Narzissen zu sehen; schöne, gelbe, leuchtend gelbe, Narzissen.

Begleitung

Nachdem der Fahrgast im letzten Moment den Bus erreicht hatte, fuhr dieser los. Die Augen des Mannes suchten einen freien Sitzplatz, aber alle Plätze waren besetzt. Das störte ihn jedoch anscheinend nicht besonders. Er begann, aus dem Fenster zu schauen. Es schien, als ob er besorgt nach jemandem Ausschau hielt.

An der nächsten Bushaltestelle wurde ein Platz frei. Er setzte sich. Der Bus war eben losgefahren, als der Fahrgast wieder einmal, wie schon so oft, die ihm bekannte Stimme hörte:

»Du bist ganz geschafft, nicht wahr?«

Überrascht von ihrem erneuten Auftauchen, sagte er nichts und blieb noch eine Weile sitzen.

»Warum runzelst du die Stirn? Wo gehst du hin? Hast du dich wieder mit ihr verabredet? … Du armer Junge. Oje, oje! Ich weiß genau, was in dir vorgeht.«

»Lass mich in Ruhe!«, antwortete er nun genervt. Er konnte die Stimme nicht mehr aushalten. Er stand auf. Stets stellte sie ihm eine Frage nach der anderen oder schlimmer noch: Sie tadelte ihn sogar. An der nächsten Bushaltestelle stieg er eilig aus. Verwirrt überlegte er sich, wie er sie, wenn auch nur für eine kurze Zeit, loswerden könnte, als seine Füße plötzlich auf etwas Hartes stießen, und er taumelte.

»Wo bist du denn mit deinen Gedanken? Wie lange willst du sie denn noch suchen? Habe ich dir nicht zig Mal gesagt, es geht dir nicht gut, gehe nicht raus. Deine Füße sind nicht mehr so kräftig, wie sie einst waren. Ich kenne dich doch besser als irgendjemand sonst auf dieser Welt dich zu kennen glaubt. Hey … Warum magst du mich denn nicht? Warum fliehst du vor dir selbst? Habe ich dir nicht gesagt, dass du sie nie finden wirst? Niemals.«

»Lass mich endlich in Ruhe. Aua! …«

Ein paar Passanten schauten ihn unschlüssig an. Er lag auf dem Boden. Stimmlos bewegten sich seine blutigen Lippen. Eine junge Frau überwand ihre Bedenken und ging besorgt auf ihn zu:
»Geht es Ihnen gut, Opa? Haben sie sich irgendwo verletzt? Tut Ihnen irgendetwas weh?«
Seine Augen begannen plötzlich vor Freude zu glänzen. Entrückt starrte er ihr liebreizendes, schönes Gesicht an. Sie war jung, hübsch und anziehend; wie früher. Seine blutigen Lippen bewegten sich wieder mühsam und kraftlos: »Ich wusste, dass du einmal kommen würdest. Wie schön …«

Rechtzeitig

Jahrelang bin ich stets verspätet ans Ziel gekommen. Meine alte Uhr ging nämlich regelmäßig fünf Minuten nach. Es ist halt so, alte Uhren dürfen das. Gestern habe ich mir endlich eine neue Uhr besorgt, weil es wirklich schön ist, einmal rechtzeitig ans Ziel zu kommen.

Heute, als ich am Bahnsteig ankam, war der Zug nicht da. »Wieder Verspätung, verdammt noch mal!«, seufzte ich und verglich meine Armbanduhr mit der des Bahnhofs. Meine ging genau fünfzehn Minuten vor. »Diese blöde Uhr sollte ich dem Händler um die Ohren hauen. Neue Uhren dürfen weder vor- noch nachgehen. Hm, Schwamm drüber. Immerhin, einmal bin ich eher da«, zeterte ich vor mich hin.

Ich setzte mich auf eine Bank und begann meine Tageszeitung zu überfliegen.

»Hallo! Kannst du mir bitte sagen, wie spät es ist?«, fragte mich lächelnd eine junge Frau. Wie gewohnt schaute ich auf meine Armbanduhr.

»Welche Uhrzeit möchtest du denn lieber wissen?«, sagte ich und zwinkerte ihr zu: »Meine Uhr geht nämlich fünfzehn Minuten vor. Ich habe sie gestern gekauft. Weißt du, ich hatte bis jetzt kein Glück mit den Armbanduhren. Meine alte Uhr ging immer fünf Minuten nach. Die alten Uhren dürfen das, die neuen aber …«

So kam ich mit ihr ins Gespräch. Anschließend tauschten wir unsere Rufnummern aus.

Mein Zug fährt gleich ein. Ich bin mir sicher, dass ich heute endlich einmal rechtzeitig zu einem Termin erscheine. Aber … aber … wenn … Nein, ich darf mir wirklich keine Verspätung mehr leisten, falls ich mich mit ihr verabrede. Lieber eine neue Armbanduhr, als die alte.

Die Kürze

Sie konnte es nicht glauben, daher rieb sie sich mit der Hand die Augen, öffnete sie immer wieder und sah erneut hin. Sie hatte sich doch nicht getäuscht. Sie war gemeint. Aber es konnte einfach nicht wahr sein. Natürlich hatte man sich vertan.

Nachdem sie noch einmal genau die Richtigkeit ihres Geburtsdatums überprüft hatte, staunte sie noch mehr. Nein, sie hatte sich keinesfalls geirrt, alles passte genau; nur das Todesdatum, das Jahr, der Monat und der Tag stimmten nicht. Unheimlich. Surreal.

Vielleicht wollte jemand sich einen üblen Scherz mit ihr erlauben. Wie makaber! Nicht ohne Grund hatte sie seit Langem keine Zeitung mehr gelesen. Sie warf die Zeitung in die Ecke und erinnerte sich daran, dass sie sich eine Tasse Kaffee eingeschenkt hatte. Der Kaffee war inzwischen kalt geworden. Sie nippte an der Tasse. Während des Schluckens fragte sie sich, ob diese die erste Tasse Kaffee nach ihrem Tod sei oder die Letzte in ihrem Leben? Beim Nachdenken verschluckte sie sich und fing an, zu husten. Sie bekam Atemnot. Die Tasse fiel ihr aus der Hand. In ihrem Kopf kreisten die Gedanken umher: Sie war gekommen, sie würde gehen, viele würden noch kommen und wieder gehen, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Eine kalte Tasse Kaffee.

Vom Traum ein Amerikaner zu sein

Ich sitze hier und warte. Neben mir ein paar freie Stühle, vor mir eine Tasse Kaffee auf dem Tisch. Ein paar Schritte entfernt von mir, sitzt du allein mit einem Glas Wasser und schaust mich an. Du betrachtest mich mit einem Lächeln auf den Lippen. Ich lächle zaghaft zurück. Du fährst mit der Hand durch deine Haare. Irgendwie gefällst du mir sehr. Ich wende mich von dir ab. Verlegen führe ich meine Tasse zum Mund, stelle sie jedoch, ohne daran zu nippen, wieder zurück auf die Untertasse. Ich denke darüber nach, dass ich hier sitze, um mich vom eintönigen, langen Warten abzulenken, nicht um mich in eine Frau zu verlieben. Kurz darauf kreuzen sich unsere Blicke erneut. Ich schaue schnell von dir weg auf das Glas in deiner Hand. Du erhebst es, wobei sich deine Lippen bewegen. Unwillkürlich ahme ich dich nach, nehme meine Tasse Kaffee in die Hand und sage:
»Prost!«
Du lächelst. Ich lächle auch. Mit Kaffee und Wasser anstoßen!
Um die in mir aufkeimenden Gefühle zu verscheuchen, schaue ich mich im Café um. Neben dir ist ein Stuhl frei, alle anderen Stühle und Tische sind besetzt. Niemand nimmt Notiz von uns. Alle sind beim Essen und Trinken oder in lebhafte Gespräche vertieft. Ich schaue dich an; der oberste Knopf deiner Bluse hat sich gelöst. Mit der Handfläche wedelst du dir frische Luft zu und mit dem Mund bläst du in die Öffnung deiner Bluse. Du lächelst mich immer noch an.
»Warum sitze ich denn hier?«, frage ich mich und überlege, ob ich nicht doch zu dir kommen soll. In meiner Situation hat es wirklich keinen Sinn eine Frau kennenzulernen. Nun bin ich ernsthaft bemüht, mich von dir abzulenken. Als hättest du es geahnt, zeigst du einladend auf den freien Stuhl neben dir. Ich zeige ebenfalls auf einen freien Stuhl allerdings an meiner Seite. Du kommst nicht. Ich

auch nicht. Wir zucken beide enttäuscht die Schultern und wenden uns voneinander ab.

Ich beschäftige mich mit meinem Kaffee, du dich ebenfalls mit deinem Getränk. Nach einer Weile wendest du dein Gesicht wieder mir zu. Du siehst, dass mein Blick an dir hängen geblieben ist. Du lächelst. Ich lächle auch. Erneut lädst du mich zu dir ein. Ich komme nicht. Du auch nicht. Die Leute im Café aber kommen und gehen.

Das Café hat sich inzwischen einigermaßen gefüllt. Mehrmals treffen sich unsere Blicke kurz, dabei lächeln wir ab und an einander zu. Wir laden uns nicht mehr gegenseitig ein.

Ich weiß nicht mehr, wer von uns die Initiative ergriffen hat; wir sitzen endlich nebeneinander. Vor uns jeweils ein Glas Wasser. Kurz darauf erfährst du, dass ich mich in dieser Stadt nur vorübergehend aufhalte, um auf einen Bescheid von der Botschaft zu warten. Von dir erfahre ich außer deinem Namen nicht viel.

Nachdem wir zunächst über Oberflächliches geredet haben, nehme ich wahr, dass du mich lächelnd anstarrst. Die Art, wie du mich ansiehst, stört mich nicht sofort, erst nach einer Weile.

»Warum starrst du mich so an?«, frage ich dich.

Du sagst: »Dein Gesicht kommt mir irgendwie bekannt vor. Ich bin mir sicher, dass ich dich schon einmal irgendwo gesehen habe. Darf ich dein Gesicht kurz berühren?«

Ich weiß nicht, was das soll. Erstaunt sage ich: »Bitte!«

Deine Finger berühren mich sanft vom Kinn bis zur Stirn. Dein Blick ist woanders, als wärest du abwesend, schwebtest in anderen Sphären. Ich bin mir aber der Situation bewusst, ziehe meinen Kopf zurück und lasse deine Hände einen Moment einfach in der Luft hängen.

»Hey! Was ist mit dir los? Warum benimmst du dich so?«, frage ich dich verblüfft.

Entschuldigend bemühst du dich rasch um eine Erklärung:

»Oh, Entschuldigung! Ich bin von Beruf Maskenbildnerin. Dein Gesicht ist so sehr für die Herstellung von Masken geeignet, dass man davon tausendundeine Maske anfertigen könnte …«
Du lädst mich zu dir nach Hause ein.

Einen hellen Sari trägst du. Die Linien deiner Augenbrauen sind übermäßig langgezogen. Auch deine Ringe und Ohrhänger sind außergewöhnlich groß. Ich küsse deine Wange und betrete die Wohnung. Der Korridor ist schlecht beleuchtet. Du führst mich in dein Wohnzimmer. Ich bin überwältigt. Als ob ich in eine andere Welt käme. Über meinem Kopf hängt ein Fischernetz, über die ganze Wohnzimmerdecke hinweg, voll von Fischgräten, Skeletten von Schildkröten, Schlangen, Krebsen und anderen Meerestieren. Zwei ausgestopfte Eulen stehen in zwei Ecken des Zimmers auf Wandregalen einander gegenüber. Ich berühre eine von ihnen. Ihre Füße, Augen, ihr Gefieder und der Schnabel sind echt. Auch einige Spinnen hängen an den Wänden. Irgendwann atme ich wieder durch und schlucke. Bemüht, mir meine Furcht nicht anmerken zu lassen, betrachte ich neugierig die anderen Dinge im Zimmer. Der mit Hörnern versehene Schädel einer Kuh liegt in einer Ecke. Daneben ein Baumstamm, in dem eine Sichel und eine Axt stecken. Du sitzt auf dem Boden und erklärst, bei dir gäbe es keine Möbel. Man solle wie bei den Indern auf dem Boden sitzen. Mein entsetzter Blick bleibt an der Vitrine hängen. Ich bekomme Gänsehaut. Ich kann weder meine Augen schließen noch meinen Blick in eine andere Richtung wenden. Zwei menschliche Schädel starren mich mit ihren leeren Blicken und nackten Zähnen aus der Vitrine heraus an. Bestimmt beobachtest du mich gerade.
»Hast du meine Maske gesehen?«, fragst du.
Ich kann den Mund nicht öffnen, um dir zu antworten. Wie ein Magnet ziehen mich die Schädel an. Ich versuche, etwas zu sagen. Mein Blick hängt aber immer noch an den Schädeln. Stotternd frage ich:

»Hast du die vom Friedhof?«
Ohne mir eine Antwort zu geben, fragst du mich:
»Gefällt dir meine Maske?«
Du deutest auf die Wand, an die du dich gelehnt hast und sagst:
»Hier über meinem Kopf.«
Die Maske ähnelt dir haargenau, es gibt nur keine Augen in den Augenhöhlen; diese sind mit Aluminiumfolie ausgefüllt. Dein Gesicht ist mit Spinnennetzen bedeckt. Ich denke darüber nach, wie du es wohl geschafft hast, sie dort zu platzieren.
»Gefällt sie dir?«, fragst du mich erneut.
Zu keiner Antwort fähig starre ich sprachlos auf deine Maske. Du stehst auf und nimmst eine Flasche Wein und zwei antike Becher aus dem Regal.

Der Rotwein bewirkt, dass bei mir bald alle Ängste schwinden. Ich weiß nicht, wer begonnen hat, ich kann mich nur noch daran erinnern, dass wir einander wild küssten. Deine Lippen sind sanft wie eine reife Quitte, und sie haben die Faszination der Blüten eines Quittenbaums. Ich möchte deine Lippen so lange küssen, bis ich auch vom kleinsten Teilchen ihrer Schönheit erfüllt werde. Mit meiner Zunge möchte ich deine Tiefe erreichen, die Tiefe, welche hinter deinen wilden, schönen Augen steckt. Plötzlich stößt du mich weg und fängst an zu weinen.
Verdutzt frage ich dich nach dem Grund. Du sagst, du wärest noch nie von jemandem so innig geküsst worden.
Lächelnd nähere ich mich dir, um dich weiterzuküssen. Du schluchzt nun laut, sodass ich nicht weiter fortfahre. Ich verstehe nicht, warum es dir so schlecht geht. Ich nehme dich in den Arm und sage beruhigend:
»Weine meine Liebe. Weine an meiner Schulter so lange du willst.«
Weinend legst du meine Hände auf deine Brust.
»Drücke sie fest!«, sagst du. Daraufhin drücke ich sie ein wenig. Du sagst: »Fester!«

Ich drücke sie nun etwas fester. Herausfordernd schreist du:
»Ich habe nicht gesagt, streichle sie. Ganz fest drücken. Verstehst du fest drücken nicht?«
Du nimmst wahr, dass ich völlig perplex dastehe. Dann erzählst du mir eine sehr bewegende Geschichte. Du sagst, der erste Mann, der dich berührt hat, sei jemand aus deinem engsten Verwandtenkreis gewesen, der zweite ein Soldat, der dritte wieder ein Soldat, danach wüsstest du nicht mehr, wer, auf jeden Fall seien es immer wieder Soldaten gewesen. Alle Männer seien wie Soldaten, grob, gewalttätig, sadistisch und abartig.
Beschämt sage ich zu dir:
»Verzeih, dass auch ich ein Mann bin!«
Du sagst, schuld daran sei der Geschäftsmann von nebenan. Er habe allen seinen Bekannten erzählt, mit dir könne man es auch von hinten treiben. Neulich habe dich ein auf einem Gehstock gestützter zahnloser alter Mann im Dunklen des Treppenhauses erwischt. Er habe dir seinen Gehstock zwischen die Beine gesteckt und mit einem trockenen, abscheulichen Lachen gesagt:
»Heh! Mal gucken, ob er aus deinem Mund wieder herauskommt.«
Du sagst, er habe dich erst dann losgelassen, als er gesehen hatte, dass du vor Schmerz stöhnend fast verblutet wärest. Er sei dann spurlos verschwunden. Der Arzt habe behauptet, du fantasierest und hättest dir selbst einen Stock zwischen die Beine gesteckt. Die Polizei habe jedoch keinen Fingerabdruck von dir an dem blutigen Gehstock feststellen können.
Ich kann deine Geschichte einfach nicht glauben. Trotzdem muss etwas Schreckliches mit dir passiert sein. Traurig und entsetzt zugleich schüttle ich schweigend meinen Kopf. Du ziehst dich aus, fasst meine Hand und ziehst mich mit dir zur Tür.
»Wohin?«, frage ich.
»Komm mit mir ins Bett«, antwortest du.
Ich bleibe stehen und sage:
»Nein. Ich möchte nicht.«

»Komm, schlaf mit mir. Alle Männer wollen das.«
Vollkommen mitgenommen von deiner Geschichte schüttle ich den Kopf und sage verschämt:
»Verzeih, ich bin kein Mann.«
Provozierend zeigst du mir dein Hinterteil. Ich wende mich von dir ab und gehe aufgeregt und ziellos zwischen den Eulen und den Schädeln in deinem Zimmer hin und her.
»Bin ich nicht schön?«, fragst du unsicher.
»Doch, doch. Sehr schön sogar. Aber ich kann nicht«, erwidere ich verzweifelt.
Du kommst auf mich zu, berührst meinen Penis und sagst freudig:
»Oh, so groß! Trotzdem sagst du, du bist kein Mann?«
Ich kann es nicht mehr aushalten. Wütend schreie ich:
»Mann sein heißt doch nicht, dieses verdammte Ding zu haben. Ich bin weder einer deiner Verwandten noch jener Soldat noch jener Geschäftsmann oder sonst irgendein verdammtes Arschloch, dem du bis jetzt begegnet bist. Lass mich in Ruhe.«
Du lässt mich tatsächlich in Ruhe. Beschämt ziehst du dich an. Ich verlasse dein Zimmer. Mit der Absicht zu gehen, trete ich in den Flur. Du rufst:
»Einen Augenblick noch. Wir haben abgemacht, dass du mich besuchst, damit ich eine Maske von dir anfertigen kann. Bitte, lass mich einen Gipsabdruck von deinem Gesicht anfertigen.«
Ich kann dir diesen Wunsch nicht abschlagen. Mir gefällt es nicht, zu einer Frau „Nein“ zu sagen. Ich habe schon genügend Gewissensbisse, weil ich dich angeschrien habe. Daher komme ich wieder in dein Zimmer, in dasjenige mit Eulen, Schädeln und den anderen Dingen.
Vor Freude bist du fast euphorisch. Sofort legst du deine Werkzeuge zurecht, nimmst aus dem über uns hängenden Netz eine Muschel, teilst sie entzwei und erzählst, eine dünne Gipsbandage in der Hand haltend:

»Eine Hälfte der Muschel lege ich auf dieses Auge, die andere Hälfte auf das andere. Nun lege ich diese mehrfach zusammengelegte Bandage auf dein Gesicht. Es wird nicht lange dauern. Jetzt kommt feuchter Gips …«

Ich besuche dich wieder. Diesmal hast du einen langen, breiten, schwarzen Sari an. Deine Ohrhänger und Ringe sind, wie beim letzten Mal, außergewöhnlich auffällig und groß. Deine Augenbrauen hast du auch wieder mit einem schwarzen Stift übermäßig lang nachgezogen. Obwohl du von Kopf bis Fuß sehr exotisch aussiehst, bist du schön und attraktiv. Als ich den Korridor betrete, berühren sich schon unsere Lippen. Deine Lippen haben immer noch die Zartheit einer reifen Quitte wie letztes Mal. Ich fühle, dass ich allmählich von der Schönheit der Quittenblüten überwältigt werde.
Du führst mich in ein großes freundlich wirkendes Zimmer, in dem sich keine Eulen und Schädel befinden. Außer einem großen Bett und einem Kleiderschrank mit einem riesigen Spiegel gibt es hier keine Möbel. An der Wand hängt ein langes schwarzes Schwert. Ein paar Handbreit davon entfernt ist auch eine Maske von deinem Gesicht zu sehen, ähnlich der in deinem Wohnzimmer. Das Ungewöhnliche in diesem Zimmer ist ein Gemälde, das deinem Bett gegenüber an der Wand hängt. Auf diesem Gemälde sind nur zwei Augen abgebildet, präzise und meisterhaft. Diese Augen blicken irgendwie in einer ungewöhnlichen, verzaubernden Art und ziehen mich einfach magisch an. Ich bekomme nicht die Möglichkeit, sie genau anzugucken. Keiner von uns beiden sagt auch nur ein Wort. Nackt und bloß wälzen wir uns in deinem Bett.

Als ich meinen ermüdeten Körper von deinem trenne und mich neben dich lege, fragst du:
»Was denn? War das alles? So kurz?«
Ich schweige. Du fährst fort:

»Das macht nichts. Nun schlaf ein wenig. Nächstes Mal bringe ich dir bei, wie du länger durchhältst.«

Immer noch schweige ich, nicht weil ich zu müde wäre, sondern weil ich mich damit quäle, nicht auf das direkt vor meinen Augen an der Wand hängende Gemälde blicken zu müssen, um mich nicht in deinen verzaubernden Augen zu verlieren, denn trotz aller Faszination habe ich eine unerklärliche Angst davor. Deshalb fixiere ich meinen Blick auf deine Maske. Allmählich versinke ich so sehr in deinem schönen Gesicht, dass ich das Gefühl habe, nicht mehr sehen zu können. Ich merke, dass ich dem Innersten eines Menschen, der Tiefe seiner Seele, ganz nah bin. Einem Menschen, von dem ich kaum etwas weiß. Das Wundersame ist, dass ich überhaupt nicht daran interessiert bin, zu wissen, wer dieser Mensch ist, woher er kommt, in welcher Zeit er lebt oder welchen Sinn diese Tiefe hat. Als ob diese Tiefe „Nichtwissen“ bedeuten würde, ja, Nichtwissen. Nicht zu wissen, warum nur deine Augen auf dieses Gemälde gemalt wurden, was das Spinnennetz auf deinem Gesicht zu suchen hat, oder warum deiner Maske die Augen fehlen, warum … warum das Schwert dort an der Wand hängt.

»Alle Männer schlafen ein, nachdem sie einen Orgasmus bekommen haben. Du nicht?«, fragst du.

Ich möchte dir sagen, dass auch ich gerne einschlafen würde, aber dann sage ich: »Deine Maske ist sehr schön.«

Mich dabei streichelnd erzählst du, du seiest nicht du selbst, sondern eine Erscheinung von tausendundeinem Menschen. Dein wirklicher Name sei „Kundry“. Außerdem hättest du viele andere wirkliche Namen, wie „Maria Magdalena“, „Ariadne“, „Miriam“, „Calypso“, „Ephigenie“, „Shiva“, „Maria“ und noch einige andere. Außerdem kann ich mich besonders an einen Namen erinnern: „Ischtar“, „Anus“ Tochter, die heilige Dirne von Babylon.

Du fragst mich:

»Wer bist du eigentlich? Was machst du in diesem Land?«

Ich sage: »Ich habe es dir doch schon gesagt, ich bin hier auf der Durchreise. Ich warte darauf, dass mein Einwanderungsantrag in die USA bearbeitet wird.«
Lachend fragst du: »So weit willst du weg?«
Du ziehst einen Ring von deinem Finger und steckst ihn mir an. Wir wälzen uns wieder im Bett. Du bist auf mir und sagst:
»Sag „Ischtar“ zu mir.«
Ich sage: »Ischtar.«
Du sagst: »Gilgamesch, diesmal darfst du nicht schnell kommen. Versuche, an unangenehme Dinge zu denken, wie zum Beispiel an deine Einwanderungsangelegenheit.«
Und ich denke an New York. Du bewegst dich hoch, kommst runter … hoch, runter … Du stöhnst ganz wild. Ich komme und erreiche mein Ziel. Eine Dame mit Fackeln in der Hand heißt mich herzlich willkommen.
»Was ist los? Warum hast du aufgehört?«
»Verzeih, dass ich nicht lange aushalten konnte. Ich habe dir doch schon anfangs gesagt, dass ich kein Mann bin.«
Du küsst mich innig und sagst:
»Unterschätze dich nicht, „Parsifal“! Du hast lange genug ausgehalten. Mein Verlangen ist zu groß. Sag mir, woran hast du gerade gedacht?«
Ich sage: »An das Flugzeug, an New York, an dich und an die Dame mit der Fackel in der Hand jenseits des Atlantiks.«
Lachend sagst du:
»Konntest du nicht an etwas Schlimmeres denken?«
Ich lache. Du fragst: »Warum willst du nun unbedingt in die USA? Es gibt doch so viele andere Länder auf der Welt.«
Ich habe keine Lust, über meine Angelegenheit zu reden. Trotzdem erkläre ich:
»Was will ich denn in anderen Ländern? Amerika ist die ganze Welt. Ich möchte zu meinem Onkel.«

»Was macht dein Onkel denn da?«, willst du wissen. Deine Neugierde scheint kein Ende zu haben.
Ich antworte: »Er hat ein paar Firmen und Restaurant-Ketten. Ich möchte bei ihm arbeiten.«
Du erwiderst: »Man sagt, es sei schwer, eine Arbeit in den USA zu finden.«
Ich sage: »Ach, was. Alles Anti-Amerika-Propaganda. So schlimm ist es gar nicht. Außerdem kann ich zumindest in einem Restaurant meines Onkels als „Tellerwäscher“ arbeiten. Amerika ist nicht wie andere Länder. Dort gibt es unbegrenzte Möglichkeiten. Man kann sogar Präsident werden, wenn man es nur will.«
Du sagst: »Ich bin müde. Lass uns ein bisschen schlummern.«
Zufrieden, dass deine Neugierde endlich ein Ende gefunden hat, sage ich: »Okay.«

Ich kann aber nicht schlafen. Das an der Wand hängende schwarze lange Schwert und die zwei, im Gemälde dargestellten einsamen Augen, die mich anstarren und mich mit verzaubernder Anziehungskraft aus dem tiefen Innern heraus einladen, geben mir keine Möglichkeit zu schlafen. Ich habe Angst. Ich fürchte mich vor der Verführung dieser Augen, davor, dass diese mich in eine vage Ferne bringen, wenn ich die meinen schließe. Dann würdest du aufstehen und mich mit deinem Schwert enthaupten. Es klingt unglaublich, wenn ich sage, ich habe keine Angst vor dem Tod. Ehrlich, glaube mir. Ich habe keine Angst. Ich fürchte mich lediglich davor, dass ich mein Ziel nicht erreiche. Ich fürchte mich tatsächlich davor, ohne jemals New York erreicht zu haben, aus dem Leben scheiden zu müssen.
Um der verzaubernden Anziehungskraft deiner Augen nicht zu erliegen, fixiere ich meinen Blick auf deine Maske, auf dein augenloses, mit Spinnweben bedecktes Gesicht.
»Mein Gott, wie schön, jung und faszinierend dieses Gesicht ist!«, denke ich versonnen.

Du schläfst mit dem Rücken zu mir gewandt, ganz nackt. Vielleicht tust du nur so, als ob du schläfst und wartest eigentlich darauf, dass ich endlich einschlafe. Aber nein. Ich kann nicht schlafen. Ich bin erregt. Ich streichle deinen Po. Deine Haut ist sanft und Begierde erweckend wie die Blüte eines Quittenbaumes. Du wirst wach. Wir wälzen uns wieder im Bett.
»Es reicht mir, „Siegfried“. Ich kann nicht mehr.«
»Sag nicht Siegfried zu mir! Jetzt bin ich dabei dir zu zeigen, wie man es in die Länge zieht.«
»Doch. Doch. Du bist Siegfried und ich bin „Kriemhild“. Siegfried. Liebster Siegfried. Denke bitte nicht mehr an schlimme Dinge! Komm! Komm! Bitte komm und schlafe! …«

Ich kann immer noch nicht schlafen. Deine Augen sind schon zu. Vorsichtig streichle ich dein Gesicht. Du hältst es nicht länger aus, öffnest deine Augen. Dankbar und zufrieden schaust du mich an und küsst meine Finger.
Ich frage: »Du hattest vor, meine Maske zu bearbeiten. Was ist daraus geworden?«
Du stehst auf, gehst zum Eulen-Schädel-Zimmer. Nach einer Weile kommst du mit ein paar Maskenabdrücken zurück. Du legst sie nebeneinander auf das Bett. Alle Maskenabdrücke haben etwas von meinem Gesicht. Dass sie mich tatsächlich darstellen, bezweifle ich jedoch.
Ich frage: »Also, welche Maske ist von mir?«
»Alle«, antwortest du und verlässt das Schlafzimmer. Kurz darauf kommst du mit einer Kiste voller Malerwerkzeuge zurück. Ich schaue die Masken zweifelnd an, die eigentlich mich darstellen sollten.
»Du scherzt. So viele Maskenabdrücke können doch nicht alle von mir sein. Letztes Mal hast du nur einen einzigen Gipsabdruck von meinem Gesicht gemacht.«
Die Farbpalette vor dich hinstellend sagst du:

»Doch. Alle sind von dir. Ich habe sie von einem einzigen Abdruck kopiert.«

Erstaunt frage ich: »Wozu hast du denn so viele Masken gemacht?«

Zögernd hältst du deine Hände einen Augenblick bewegungslos in der Kiste und sagst lächelnd:

»Ich habe mit dir Vieles vor. Ich möchte an deinem Gesicht richtig arbeiten. Ich will eine Maske von dir malen, die zu hundert Prozent dich darstellt. Zur Probe habe ich schon mit einer davon begonnen. Schau mal …«

Ich kann es nicht glauben. Das ist tatsächlich mein Gesicht. Genauso wie ich letztens entsetzt vor den Eulen und Schädeln stand, sieht mein Gesicht jetzt in deiner Hand aus. Ich strecke aufgeregt meine Hand nach dir aus und schnappe mir die Maske. Vorsichtig streife ich mit meinen Fingern über den Gesichtsabdruck, der vor Kurzem meiner gewesen ist. Die Gesichtsfarbe sieht völlig natürlich aus. Selbst die wachsenden Barthaare sind zu erkennen.

Verdutzt sage ich:

»Unglaublich. Wie hast du nur mein Gesicht so haargenau gemalt?«

Du sagst bescheiden:

»Ach, so genau ist die Maske auch nicht. Gerade weil sie nicht genau ist, habe ich mehrere Kopien davon gemacht, um daran weiter arbeiten zu können. Du musst viel Geduld haben und mit mir zusammenarbeiten, bis ich dein Gesicht genau so hinkriege, wie es wirklich ist.«

Erstaunt schaue ich mir die Maske an und frage:

»Noch genauer als diese?«

Du erklärst:

»Ja. Guck sie dir genau an. Diese Arbeit ist mir misslungen. Dein Gesicht sieht übertrieben besorgt und ängstlich aus. So eine Furcht kann man nur bei jemandem sehen, zu dem der Sensenmann gekommen ist. Das Ungeschick meiner Arbeit besteht möglicherweise darin, dass ich mein Gedächtnis benutzt habe, um dich genau so, wie du letztes Mal in meinem Wohnzimmer standest,

zu malen. Wenn du einverstanden bist, male ich eine andere Maske, während du hier vor mir sitzen bleibst.«

Ich sage nichts, schaue nur mein augenloses, besorgt und erschrocken aussehendes Gesicht an. Ich schwöre mir, nie wieder meine Angst, so wie auf der Maske deutlich wurde, zu zeigen, nie wieder das Eulen-Schädel-Zimmer zu betreten. Du nimmst mir die Maske aus der Hand, hängst sie neben deine eigene, mit Spinnennetz bedeckte Maske an die Wand und sagst:

»Lass sie hier hängen. Wenn es mir auch tausendundein Mal misslingen würde, würde ich daran weiterarbeiten, bis ich dein Gesicht, genau so, wie du wirklich bist, dargestellt habe.«

Ich stehe auf, komme voller Freude auf dich zu und umarme dich. Du ziehst dich zurück und sagst gereizt:

»Vergiss nicht, dass du mich demnächst nicht berühren darfst, solange ich mit meiner Arbeit nicht fertig bin. Während der Arbeit bin ich sehr ernst und angespannt. Jede Kleinigkeit kann meine Konzentration stören. Dann werde ich total wütend und kann mich nicht beherrschen.«

Enttäuscht frage ich:

»Hey … Was ist los? Warum bist du so komisch?«

Du versuchst, die Nerven zu behalten. Du ziehst dich an und sagst: »Du musst es respektieren. Während der Arbeitszeit arbeiten, während der Zeit des Liebemachens lieben. Wenn du beides nicht voneinander trennen kannst, zieh dich bitte an und geh.«

Beleidigt wende ich mich von dir ab. Ein Gefühl sagt mir:

»Zieh dich an und geh fort.«

Deine grobe Art gefällt mir nicht. Deine Stimmung ändert sich plötzlich von einer Minute zur anderen.

Schweigend beugst du dich plötzlich über die Malerwerkzeugkiste und bringst sie in Ordnung, als ob du gemerkt hättest, dass ich beleidigt bin und vorhabe, dich zu verlassen. Das will ich tatsächlich, daher ziehe ich mich an. Wir sagen beide kein einziges Wort. Du verlässt mit der Malerwerkzeugkiste das Zimmer. Zunächst bin ich

ganz unschlüssig, doch dann werfe ich, vor dem Weggehen, noch einmal einen Blick auf meine Maske an der Wand. Da hänge ich, ohne Augen in den Augenhöhlen neben dir. Dein Gesicht ist hinter dem Spinnennetz verdeckt. Ein paar Handbreit davon entfernt schauen mich deine im Gemälde dargestellten Augen an. Ich bin neugierig und werde dazu verführt, in deine Augen zu schauen. Ich wende ihnen meinen Blick zu. Auf einmal verzaubern sie mich. Ich versinke in der Tiefe deiner Augen. Eine Stimme befiehlt mir:
»Setz dich hin und beflügle deine Gedanken, so gut du nur kannst. Ich male dich genau so, wie du bist. Vergiss nicht, je tiefer du in deine Gedanken versinkst, desto echter wird dein Gesicht werden.«

Meine Mutter nervt mich mit ihren unnötigen Sorgen und ihrem ständigen Weinen. Ich sage:
»Mama, um Gottes Willen hör schon auf! Wer ist denn gestorben, dass du so bitterlich weinst?«
Sie putzt ihre Nase mit dem Taschentuch und antwortet, weiterhin unentwegt heulend:
»Hast du den Film „Titanic“ nicht gesehen? Ich habe so eine Vorahnung, dass dir das Gleiche passieren wird wie „Jack“.«
Ich sage:
»Diese Geschichte ist aus dem vorigen Jahrhundert, Mama. In unserer heutigen Zeit setzen sich die Amerikaner in ihre Raumschiffe und fliegen wöchentlich einmal zu anderen Planeten, kontrollieren sie und kehren völlig unversehrt zurück. Warum bist du eigentlich immer so pessimistisch?«
Sie versteht mich kaum und weint hemmungslos weiter. Ich sage:
»Es reicht, Mama. Ich ziehe doch nicht in den Krieg, oder? Meinen Militärdienst habe ich unbeschadet hinter mich gebracht. Papa. Sag du auch mal was. Hör zu, Mama. Wenn ich in New York Fuß fasse und eine Greencard bekomme, hole ich euch bei der ersten Gelegenheit aus diesem verdammten Land hier heraus. Ein Tag in Amerika zu leben gleicht einem Jahr Leben in diesem Scheißland.

Hat man eine Greencard, wird man in einen „Sir“, eine „Ma’am“, in einen richtigen Menschen, einen Amerikaner verwandelt. Dazu bekommt man auch eine „American Express Card“, mit der man überall auf der Welt einkaufen kann, ohne Geld ausgeben zu müssen. Stell dir vor, Mama, du gehst in einen Supermarkt, kaufst dir Fleisch, Obst, Getränke und andere Lebensmittel, soviel du willst, anstatt dafür Geld auszugeben, zeigst du bloß deine American Express Card. Das ist noch nicht alles. Der Angestellte vom Supermarkt fragt dich ganz ergeben und höflich, ob er deine Sachen nach Hause tragen darf. Mama, wird man dort krank, sind Medikamente, Arzt- und Krankenhausbesuche kostenlos. Niemand kennt dort Arbeitslosigkeit und Armut.«

Mein Vater mischt sich ein:

»Amerika ist gut, aber nicht so, wie du es dir vorstellst, Junge. Aus der Ferne hört sich immer alles gut an.«

Als ob ich ihn nicht gehört hätte, sage ich, auf ihn anspielend, zu meiner Mutter:

»Mama, dort ist Amerika, verstehst du, Amerika. Eine andere Welt. Die Menschen dort sind so klug und gut, dass der Staat ihr Diener ist. Er plündert in der ganzen Welt, um den Wohlstand seines eigenen Volkes zu sichern. Wie ist es hier? Ganz umgekehrt. Eine Mafiabande kommt bei uns im Namen der Religion, Revolution oder so einem Scheiß an die Macht, plündert das eigene Volk und gibt den sie unterstützenden ausländischen Mächten den Löwenanteil. Irgendwann stinkt es dem Volk. Infolgedessen fliegt diese Bande raus, und eine neue Mafiabande beginnt das Machtspiel von Neuem. Wie lange noch, Mama? Wie lange noch? Ist das ein Leben? Ist das ein Volk? Ist das eine Kultur? Scheiß drauf. Scheiße von A bis Z. Scheiß auf alle. Auf die Guten und die Bösen. Sie kotzen mich alle an…«

Mein Vater unterbricht mich:

»Mein Sohn. Du hast ein schwieriges Studium hinter dir. Egal, welcher Firma du deinen guten Abschluss zeigst, man stellt dich

gerne ein. Was geht es dich an, was politisch hier im Lande los ist? Es wird nicht ewig alles weiterhin unverändert bleiben. Was hast du in der Fremde zu suchen? Du bist unser einziges Kind, außer dir haben wir doch niemanden.«

Ich sage:

»Papa, ich wundere mich, warum gerade du diese Einstellung hast? Du weißt doch genau, was hier los ist. Auf nichts ist hier Verlass. Selbst dich kann man, trotz des jahrelangen Dienstes, den du geleistet hast, von heute auf morgen grundlos entlassen. Die Wirtschaft ist bis auf die Knochen von den USA abhängig. Sogar die Reichen sehen hier ärmlich aus und wünschen sich, in den USA zu leben. Was nutzt Genialität, Talent und ein guter Studienabschluss, wenn man heutzutage ein elendes Wesen aus der Dritten Welt ist? Ihr wollt doch, dass ich glücklich werde, oder? Warum soll ich nun nicht nach Amerika? Warum soll ich denn kein Amerikaner sein? Warum darf ich nicht in einem sicheren und mächtigen Land leben? Was bin ich denn weniger wert als ein Amerikaner?«

Meine Mutter weint immer noch unentwegt, während sie mir zuhört. Mein Vater unternimmt seine letzten Versuche, mich umzustimmen:

»Mein Sohn, du bist noch zu jung, um die Welt zu verstehen. Allmählich wird überall Amerika sein. In ein paar Jahren wird auch unsere Stadt wie New York aussehen.«

Ich habe die Nase voll von seinem Optimismus. Ich verliere die Beherrschung und schreie:

»Mit der Eröffnung einiger McDonald Restaurants und Coca-Cola Firmen wird dieses Land selbst innerhalb der nächsten zehn Jahrhunderte nicht wie Amerika sein können. Warum lasst ihr mich nicht meinen Weg gehen? Was wollt ihr eigentlich von mir? Warum freut ihr euch nicht, dass ich mit meinem Studium fertig bin und nun nach New York gehen will? Wollt ihr vielleicht, dass euer Enkelkind, falls ich überhaupt einmal Vater werde, genau wie ich darunter leidet, kein Amerikaner zu sein? Warum seid ihr eigentlich nicht

selbst nach Amerika ausgewandert? Warum habt ihr mich nicht in Amerika auf die Welt gebracht? …«
Meine Mutter, die bis dahin bei jedem Streit zwischen meinem Vater und mir stets für mich Partei ergriffen hat, bekommt Mitleid mit mir. Sie hört auf zu weinen und redet dazwischen:
»Lass mein Kind in Ruhe! Er ist erwachsen genug, um selbst zu entscheiden, wie und wo er leben will. Gut, mein Sohn, bevor du abreist, fahre aufs Land und besuche deinen Großvater. Er wird sich vor Sorge zu Tode quälen, wenn er mitkriegt, dass du, ohne ihm Bescheid zu sagen, ins Ausland gehst.«

Ich miete einen „Land Rover“ und fahre zum Dorf meines Großvaters. Bis zu meinem Ziel habe ich einen langen und schwer befahrbaren Weg vor mir. Obwohl ich ziemlich schnell fahre, erreiche ich dennoch das Dorf nicht. An einer passenden Stelle des gebirgigen Weges halte ich den Wagen an und schaue mit einem Fernglas in die Weite. Ich muss einen hohen Berg umfahren, bis ich zum Aufenthaltsort meines Großvaters gelange. Ein so schwer zugängliches Ziel erreicht man in Amerika mit einem Hubschrauber; ich dagegen muss dazu einen gemieteten Land Rover nehmen.

Endlich komme ich doch noch an. Mein Großvater ist mit seinen Ziegen und Schafen auf der Weide. Er fragt mich, ob ich ihm etwas aus der Stadt mitgebracht habe. Ich reiche ihm einen doppelten Hamburger. Mit großem Appetit nimmt er ihn zu sich. Der arme Opa hat keine Zähne mehr. Meine Familie hat es leider noch nicht geschafft, das Geld für seine dritten Zähne aufzubringen.
»Was für ein Leckerbissen! Den kann man sogar ohne Zähne essen. Seitdem deine Mutter in die Stadt gezogen ist, kann sie sehr gut kochen. Hast du kein Wasser mit, mein Sohn?«
Ich reiche ihm eine Flasche Coca-Cola. Erstaunt fragt er:
»Schwarzes Wasser! Seit wann ist das Wasser in eurer Stadt schwarz?«

»Bis jetzt ist nur der Himmel unserer Stadt schwarz von Autoabgasen und Industriequalm, Opa. Dies ist ein Getränk. Probiere mal.«

Er trinkt und rülpst dabei laut. Danach nimmt er freudig seine Flöte aus dem Gürtel, hält sie mir hin und sagt:

»Nimm sie, mein Sohn. Spiele ein wenig.«

»Nein, Opa. Mach du das.«

»Was ist los mit dir, mein Sohn? Immer, wenn du mich besucht hast, wolltest du Flöte spielen.«

»Ich möchte gerne, dass du das diesmal für mich machst, Opa.«

Er lächelt und fängt an, seine Flöte zu spielen. Der Klang der Flöte ist so eigenartig, dass ich ihn nicht beschreiben kann. Er ist schön und gleichzeitig traurig. Beim Zuhören möchte ich auf einmal auf das Leben in der Stadt und auf meinen „American Dream“ verzichten, um dort bei meinem Großvater bleiben zu können. Ich reiße mich jedoch zusammen und erinnere mich daran, dass ich mich beeilen muss. Daher unterbreche ich meinen Großvater beim Flötenspiel und sage:

»Opa, ich bin hierhergekommen, um mich von dir zu verabschieden.«

Verdutzt unterbricht er daraufhin sein Flötenspiel und fragt:

»Du bist doch gerade eben gekommen, mein Sohn, warum willst du dich schon von mir verabschieden?«

»Opa, ich gehe bald auf eine Reise. Ich muss mich beeilen.«

Er lächelt und sagt verständnisvoll:

»Wir alle sind auf einer Reise, mein Sohn. Früher oder später müssen wir alle gehen. Der Mensch ist gekommen, um zu gehen, nicht um ewig zu bleiben.«

»Ja, Opa, du hast recht. Aber diese Reise ist etwas anderes. Ich habe vor, nach New York zu gehen.«

Er zieht seine Augenbrauen zusammen und fragt mit gerunzelter Stirn:

»New York? Das habe ich noch nie gehört. Liegt das vielleicht in der Nähe von „Rey“?«*1
»Die historische Stadt „Rey“ existiert seit Langem nicht mehr auf der Landkarte, Opa. Aber ja, New York liegt ungefähr dort. Besser gesagt, etwas weiter als „Rey“. Sie ist eine außergewöhnlich schöne und sehr zivilisierte Stadt, Opa.«
Er schüttelt seinen Kopf, als habe er etwas Seltsames gehört.
»Das ist gut. Gott möge diese Stadt noch schöner machen! Wann willst du aufbrechen, mein Sohn?«
»Wenn du es mir erlaubst, sofort. Ich muss noch viel erledigen, Opa.«
Er vertieft sich in seine Gedanken und singt dabei leise:
“Hör auf der Flöte Rohr, wie es erzählt, und wie es klagt
vom Trennungsschmerz gequält:
Seit man mich aus der Heimat Röhricht schnitt,
weint alle Welt bei meinen Tönen mit.
Ich suche ein Herz, vom Trennungsleid zerschlagen,
Um von der Trennung Leiden ihm zu sagen … “*2
Ich bin nahe daran zu weinen und sage:
»Opa, sing bitte doch nicht so traurig! Ich gehe zu einem Ort, wo die Menschen ein glückliches Leben führen. Ich werde dich, so häufig es geht, besuchen, Opa.«
Mein Großvater starrt mich an und sagt abwesend, mit einem liebevollen Blick:
»“Alles, was du mir beschert hast, habe ich in deinem Namen weitergeschenkt. Was kann ich dafür, das Reh meiner Seele sehnt sich nach deinem Feld …“«

Bei der Rückfahrt befinde ich mich plötzlich mitten in einer Wüste. Bestimmt habe ich mich verirrt. Die Hinfahrt verlief jedenfalls über einen gebirgigen Weg.
Plötzlich höre ich das quälende Geräusch von Kampfflugzeugen. Abrupt halte ich den Wagen an und schaue in den Himmel. Nicht zu

fassen. Es fliegen dort mehrere Flugzeuge mit schwindelerregender Geschwindigkeit. Bald sehe ich Feuer, Rauch und Staub in der Ferne aufsteigen. Todesangst überkommt mich. Ich will nicht an einem fremden Ort, an den ich nicht gehöre, oder in einem Krieg, dessen wahren Grund ich nicht kenne, sterben. Ich habe große Angst davor, dass mein Leben hier endet, ohne dass mein Ziel erreicht ist. Ich habe ein Kloßgefühl im Hals, kann jedoch nicht weinen.

Kurz nachdem die Flugzeuge außer Sichtweite sind, kommt eine Gruppe unbewaffneter Soldaten mit zerrissener, blutiger Kleidung, verletzten, schmutzigen Köpfen und Gesichtern, mit erhobenen Händen singend an mir vorbei:

“Lasst uns gehen und trinken,
den Wein aus dem Reiche Rey trinken.
Wenn nicht jetzt, wann sonst wollen wir trinken?“

Diesen in Gefangenschaft genommenen Soldaten folgt eine bis auf die Zähne bewaffnete Gruppe, die extrem laut, stolz und drohend singt:

„Wir sind gekommen, um Erdöl zu holen,
das kostenlose Erdöl zu holen.
Wenn nicht jetzt, wann sonst wollen wir es holen?“

Entsetzt fahre ich weiter. Um mich herum liegen Leichen, Reste von Panzern, Raketen, Kanonen und Patronenhülsen. Mir wird schlecht vom Anblick und Geruch der verbrannten und zerstückelten Körper. Unwillkürlich muss ich erbrechen.

Taub, verwirrt und konfus irre ich ziellos in diesem Schlachtfeld umher und denke:

»Ich muss einen Ausweg finden. Irgendwie muss ich einen Ausweg finden. Gott lässt mich nicht allein. Es gibt immer, trotz aller Hoffnungslosigkeit, eine Lösung. Nur nicht die Nerven verlieren. Ich werde dieser Hölle entfliehen. Ich gehöre nicht hierher. Ich bin irrtümlicherweise hier auf die Welt gekommen. Lieber Gott, lass mich nicht in dieser Hölle von verbrannten und zerstückelten

Leibern verrecken! Ich habe es nicht verdient, hier, so früh zu sterben. Niemand hat es verdient, so früh zu sterben …«

Nach langem, ermüdendem Herumirren begegne ich einem Droschkenfahrer. Ich frage ihn nach dem Weg. Der alte Mann sieht äußerst ungewöhnlich aus. Seinem Mund fehlen jegliche Zähne. Er stößt ein kreischendes, abstoßendes Lachen aus und sagt:
»Du hast den Weg verloren, wie? Hier sind wir nah bei „Scha Abol Azim“.*3 Einen besseren Platz kannst du nicht finden. Es fliegt hier nicht mal ein Vogel vorbei …«
Er ist mir unheimlich und richtig unsympathisch. Er muss eine heimtückische Hyäne sein. Er hat meine verzweifelte Situation bemerkt und will mich jetzt übers Ohr hauen. Bestimmt hat er es auf meinen Geländewagen abgesehen. Ohne auf ihn achtzugeben, drücke ich auf das Gaspedal und fahre weiter.
Unterwegs begegne ich wieder vielen Leichen und umgekippten, brennenden Autos. Wahrscheinlich haben schon einige Menschen vor mir versucht, über diesen Weg ihre Haut zu retten. Eine Stimme in mir schreit:
»Fahr weiter! Fahr weiter! Du musst unbedingt dein Ziel erreichen.«
Nach langer, entsetzlicher Fahrt nähere ich mich einer Brücke. Kurz davor winkt mir ein Mann mit der Hand. Ich habe genug davon, einsam durch diese Wüste zu fahren. Ein Mitreisender wäre gut. Zumindest könnte ich ihm von dem Ort erzählen, dessen Name einem Menschen Hoffnung auf Weiterleben schenkt. Ich bremse. Erfreut über eine Begegnung mit einem Lebenden, sage ich:
»Ich fahre nach New York, wohin möchten Sie?«
Ohne etwas zu sagen, steigt er ein. Er trägt eine Brille und sieht schwach, dürr, verzweifelt und genervt aus. Kein Anzeichen davon, dass er zum Militär gehören könnte. Um meine Aufregung und Angst zu beherrschen, fange ich an zu reden:
»Entschuldigung, wenn ich indiskret bin! Sie sehen nicht danach aus, als ob Sie aus dieser Gegend kämen.«

Er sagt nichts. Ich weiß nicht, wie ich ihn zum Reden bringen soll. Er wirkt sehr aufgeregt. Vorgebend, nicht auf seine Verfassung zu achten, sage ich lachend:
»Vor ein paar Minuten geriet ich auf einen Abweg. Dort tauchte auf einmal ein alter Droschkenfahrer auf. Er lachte so abartig, dass man Gänsehaut davon bekam. Anstatt mir den Weg nach New York zu zeigen, wollte mich der Alte überreden, mit ihm an einen Ort namens Scha Abol Azim zu gehen. Im Zeitalter der elektronischen Informationen und Weltallsatelliten ist die Erscheinung so eines Menschen wundersam, nicht wahr?«
Der Mitfahrer sagt immer noch nichts. Ich fahre fort:
»Ich weiß nicht genau, vielleicht war er ein Totengräber, der dachte, ich wäre ein verletzter Soldat oder jemand, der von Schallwellen getroffen wurde …«
Der Mann ist nervöser als zuvor. Er öffnet die Wagentür. Ich fürchte, er würde herausspringen und sich verletzen. Daher trete ich auf das Bremspedal. Hastig springt er aus dem Auto. Ohne etwas zu sagen oder die Tür zu schließen, verschwindet er wie ein verwirrter Geist. Ich bereue, einen so seltsamen und schweigsamen Menschen mitgenommen zu haben.

Ich fahre noch eine Weile weiter, bis unterwegs eine Gaststätte auftaucht. Um etwas trinken zu können, halte ich an.
Ein junges Mädchen bringt mir eine Tasse Kaffee und nimmt unaufgefordert neben mir Platz. Sie fragt:
»Bist du auch gekommen, um hier zu vermessen?«
»Nein. Wieso?«
»Ich möchte dir ein Geheimnis anvertrauen …«
»Ja, wenn du willst. Aber warum willst du mich überhaupt in dein Geheimnis einweihen? Wir kennen uns doch gar nicht.«
Kokettierend lacht sie, wobei sie mich neugierig betrachtet.
»Weißt du, bevor du hierherkamst, war schon einmal jemand hier, dem du sehr ähnelst. Der Arme sagte, er wäre ein Landvermesser

und hätte eine Einladung auf das Schloss. Also, wenn du auch so etwas vorhast, gehe bitte fort. Sonst bereitest du sowohl mir als auch dir Schwierigkeiten.«
Ich denke, sie will sich einen Scherz mit mir erlauben. Sie redet aber in sehr ernsthaftem Ton. Ich sage:
»Danke. Ich bin kein Landvermesser. Allerdings, wie könnte meine Erscheinung dir hier Schwierigkeiten bereiten?«
Liebevoll nimmt sie meine Hand in die ihre. Zufrieden lächelnd sagt sie:
»Ach, Gott sei Dank, dass du nicht vorhast, ins Schloss zu gehen! Schau mal, du gefällst mir sehr. Ich bin jetzt noch nicht in dich verliebt, aber nach kurzer Zeit wird das bestimmt der Fall sein. Weißt du, ich habe die Nase voll von der Gegend hier. Bitte, bitte, nimm mich irgendwohin mit, wo wir unbehelligt und menschlich leben können.«
Ich glaube zu wissen, was sie meint. Sie hat meinen Wagen gesehen und vermutet daraufhin, dass ich wohl ein reicher Mann wäre. Obwohl die Frauen heutzutage in der Regel berufstätig sind und ihr eigenes Geld verdienen, verlieben sie sich trotzdem schnell in Männer, von denen sie vermuten, dass sie finanziell gut situiert sind. Sie wollen dann sofort mit ihnen fortgehen. Ich bin froh, diesem Mädchen nicht von meinem Ziel „New York“ erzählt zu haben, andernfalls hätte sie bestimmt behauptet, sich beim ersten Blick sofort in mich verliebt zu haben. Also, ich muss sehr vorsichtig sein. Sonst habe ich sie bis Amerika andauernd am Hals. Sobald sie dann im Besitz einer Greencard ist, wird sie bestimmt mit einem Anderen durchbrennen.
Ich stehe auf und sage freundlich:
»Du bist eine sehr schöne Frau. Du gefällst mir. Ich habe heute leider keine Zeit. Nächste Woche bin ich wieder hier …«

Ich komme aus dem Gasthaus. Von meinem Auto ist keine Spur zu sehen. Aufgeregt gehe ich ins Gasthaus zurück. Niemand will

meinen Wagen gesehen haben. Ich erzähle, dass ich nicht der Eigentümer bin, sondern ihn nur geliehen habe. Die Leute schmunzeln und unterhalten sich weiter, mich dabei ignorierend.
Ich muss meinen Weg nun zu Fuß fortsetzen. Unterwegs fällt mir ein, dass ich eigentlich wegen der Greencard-Angelegenheit bald von der amerikanischen Botschaft eingeladen werden müsste. Ich warte schon lange darauf. Die Sorgen um meine Greencard beschäftigen mich so sehr, dass ich darüber sogar meinen verlorenen Leihwagen vergesse.

Bald erscheint ein riesiges Gebäude auf dem Weg. Die Tür steht offen. Ich klopfe ein paar Mal an. Niemand meldet sich. So beschließe ich, einzutreten.
»Hallo! Ist hier jemand?«, rufe ich laut. Keine Antwort. Eine halb geöffnete Tür erregt meine Aufmerksamkeit. Ich öffne sie ein wenig weiter und bleibe schockiert stehen. Ein Mann im mittleren Alter ist gerade dabei, mit einem Jungen zu vögeln. Beide sind splitterfasernackt.
»Oh, Entschuldigung!«, sage ich, während ich verlegen versuche, die Tür zu schließen.
Der ältere Mann lässt von dem jüngeren ab und sagt sehr freundlich zu mir:
»Komm herein, Dorian! Wie gelegen du gekommen bist! Komm!«
Ich weiß nicht, was ich machen soll. Wenn ich gehen würde, wäre es unhöflich, wenn ich bleiben oder eintreten würde, müsste ich ihrem Geschlechtsakt zuschauen. Der nackte Junge umarmt den älteren Herrn und sagt kokettierend:
»Oh, let him go, Oscar!«
Der ältere Mann trennt sich daraufhin von ihm, geht auf zwei, vor ihm auf dem Boden liegende, Schädel zu, nimmt einen davon und nähert ihn seinem Mund. Mich ekelt das an. Nicht, weil diese Leute homosexuell sind, das geht mich nichts an, aber den Mund eines verstorbenen Menschen, ja, eines Schädels, zu küssen, ist äußerst

ekelhaft. Der ältere Mann streckt mit einer Hand den Schädel in meine Richtung, mit der anderen Hand wischt er seinen Mund ab und sagt einladend:

»Trink einen Schluck aus Shakespeares Mund. Der Wein ist aus Bordeaux.«

»Verzeihen Sie meine Frechheit! Die Toten muss man ehren. Aus dem Mund eines Verstorbenen zu trinken, ist nicht gut.«

Der ältere Mann trinkt noch einen weiteren Schluck und sagt, laut lachend:

»To die or not to die, that's the answer of the Lord, said "Ibn Khaldon".«

Der Junge fängt an, seine weitere Lust auf Beischlaf zu zeigen. Er umarmt den älteren Mann und protestiert kokettierend:

»Sei nicht frech, Oscar. Du darfst nicht die Worte von Hamlet für Ibn Khaldon missbrauchen. Das ist schlecht und verursacht den „*Krieg der Kulturen*". Oh, Oscar, du bist böse! Böse. Sehr böse…«

»Mein Lieber, er ist der schöne Dorian, den mein Malerfreund …«

Als ich sehe, dass sie einander leidenschaftlich küssen, schließe ich die Tür hinter mir und lasse sie allein. Ich begebe mich in ein anderes Zimmer. Zwei Leute stehen vor einem Bett. Beide haben ihre Köpfe in Richtung Bett gesenkt und sehen sehr traurig aus. Ich sage:

»Verzeihung! Ist hier etwas passiert?«

Beide Männer wenden sich nun mir zu. Einer von ihnen sagt mitgenommen und traurig:

»Nichts zu machen, Godot. Du bist zu spät gekommen. Es ist zu Ende mit Meister Joyce. Zu Ende.«

Ich sage:

»Gott möge ihn segnen! Sie verwechseln mich aber mit jemand anderem, mein Herr. Ich bin eigentlich hier, um zu fragen, wie lange meine Greencard-Antragsbearbeitung noch dauern wird?«

Tränen vergießend wendet er sich dem Verstorbenen zu. Der andere Mann kommt auf mich zu. Der weinende Mann sagt zu ihm:

»Lass ihn gehen, Daedalus. Godot wird bestimmt morgen kommen.«
Der Mann reicht mir ein einziges blondes Haar und sagt freundlich: »Das ist Ariadnes Haar. Damit kannst du deinen Weg in diesem Labyrinth finden. Wie du gemerkt hast, ist Herr Becket sehr beschäftigt.«
Ich verstehe diese Leute nicht. Nach der Äußerung eines dieser beiden ist jemand namens Joyce gestorben, der andere Mann gibt mir ein Haar von einer Frau namens Ariadne. Was soll das alles hier? Vielleicht ist die angebliche Ariadne selbst diejenige, die im Bett liegt? Ariadne? Dieser Name kommt mir bekannt vor. Mein Gott, wo habe ich ihn schon gehört? Ach ja …
Ich erinnere mich daran, dass du mir einmal gesagt hattest, einer deiner vielen Namen sei Ariadne. Neugierig betrachte ich das einzelne Haar nun genauer. Bald stelle ich fest, dass dieses nicht von dir sein kann, denn deine Haare waren schwarz, dieses ist aber blond.
»… Ach, schwarz oder blond. Als Mann weißt du sowieso nie genau, ob die Haarfarbe der Frau, die vor dir steht, ihre natürliche Haarfarbe ist«, sage ich vor mich hin, stecke das Haar trotzdem in meine Hemdtasche und gehe weiter.

Ich bin noch nicht weit gegangen, als ich plötzlich das Streitgespräch eines Paares hören kann. Neugierig nähere ich mich dem Zimmer, in dem die Leute streiten. Ein Ohr an der Tür versuche ich mitzubekommen, worum es geht. Auf einmal wird die Tür geöffnet. Eine heulende Frau mit zerzausten Haaren kommt aus dem Zimmer. Ohne mich wahrzunehmen, läuft sie eilend weg. Durch die offene Tür sieht mich ein Mann im mittleren Alter an. Er steht von seinem Stuhl auf und kommt auf mich zu. Während er versucht, seine Verzweiflung zu verbergen, lächelt er mich freundlich an, lädt mich in sein Zimmer ein und deutet auf einen freien Stuhl. Er setzt sich, woraufhin auch ich Platz nehme. Er sagt:

»Verzeihen Sie, dass Sie Zeuge dieser unangenehmen Situation geworden sind! Virginia geht es seit Kurzem wieder ganz schlecht. Sie hat sehr starke Depressionen. Mir geht es eigentlich auch nicht viel besser. Wir alle stehen zurzeit Kopf. Wer hätte sich je vorstellen können, dass das Volk eines sehr zivilisierten Landes im Herzen von Europa ganz verhext einem Irren folgt; welches mit ihm behauptet, besser als andere Völker dieser Welt zu sein und es sogar genießt, unschuldige Kinder und Frauen seiner Nachbarn zu töten? Bis vor Kurzem dachte man, dass nur primitive und nicht weiter entwickelte Urwaldmenschen fähig wären, ihresgleichen bestialisch zu schlachten und dies auch noch zu genießen. Nun ja, was führt Sie zu mir, junger Mann?«
Ich kann das alles hier kaum glauben, daher schließe ich meine Augen kurz. Ich schüttele meinen Kopf mehrmals, öffne die Augen wieder und sage:
»Ich bin hier, um zu fragen, wie lange die Bearbeitung meiner Akten noch dauern wird?«
»Akten? Welche Akten meinen Sie?«
Nachdem er von meiner Greencard-Angelegenheit erfährt, steht er auf, unterbricht mich und sagt:
»Ach so, Amerika. Wenden Sie sich bitte an Mr. Pound, den Cousin von Virginia, am Ende des Korridors, das Zimmer auf der rechten Seite.«

Nach der langen Warterei freue ich mich, endlich Amerika oder zumindest einem Amerikaner etwas näher zu kommen. Aufgeregt klopfe ich leise an die Tür. Eine äußerst gelassen klingende Männerstimme sagt:
»Treten Sie ein!«
Ich trete ein. Neben einem alten Mann, der indischen Weisen und Gelehrten ähnelt, sitzt eine hübsche junge Frau. Sie trägt einen roten Pullover und ist mit zwei Stricknadeln und einem Knäuel Wolle beschäftigt. Ihre Gegenwart bringt mich ganz durcheinander. Sie

soll nicht erfahren, dass ich noch nicht im Besitz einer Greencard bin. Ihre schönen Lippen betrachtend, sage ich:
»Entschuldigung! Haben Sie vielleicht zufällig einen Stadtplan von New York?«
Der weise alte Mann wendet seinen Blick von mir und sagt schmunzelnd:
»Unreal city … One must be so careful these days. I think we are in rat's alley where the dead men lost their bones …«
Sein Verhalten kränkt mich. Ich bin noch damit beschäftigt, im Kopf einen Satz auf Englisch zu übersetzen, um ihm eine passende Antwort geben zu können, als die junge Frau auf mich zukommt. Mit einem Akzent, der ihre russische Muttersprache verrät, sagt sie lächelnd:
»Wir haben hier keinen Stadtplan. Gehen Sie bitte zu Mr. Pound. Sie haben sich vertan, hier ist das Zimmer von Mr. Eliot. Mr. Pound ist allerdings zurzeit in Italien.«
Die Bewegung ihrer Lippen, und ihre Stimme erregen mich und wecken Erinnerungen in mir. Ich bin so von dieser Frau fasziniert, dass ich mein Gedächtnis nicht nutzen kann.
»Hey… Schade um deine Schönheit, die im Zimmer dieses alten Mannes verwelkt!«, möchte ich ihr sagen, spreche es aber nicht aus. Um ihr zu imponieren, versuche ich es mit einem Bluff:
»Das ist nicht so wichtig. Mein Onkel ist neulich von Miami nach New York umgezogen, das heißt, dort hat er eine Villa gekauft. Deswegen wollte ich im Stadtplan schauen, wo sein Haus liegt.«
An der Fortführung des Gespräches nicht weiter interessiert, sagt sie „bye" und schließt die Tür. Mein Stolz ist verletzt. Ich spreche vor mich hin:
»Okay, wenn ich in Amerika erst einmal Fuß gefasst habe, werde ich euch alle missachten. Selbst die Frauen werden mir zu Füssen liegen.«

Es ist keine Tür mehr zu sehen. In dem langen, engen und verwinkelten Flur gehe ich ziellos weiter. Unterwegs sehe ich einen alten Mann, der sich mit Hilfe eines Stockes wie ein Blinder fortbewegt. Ich habe mich ihm nur wenige Schritte genähert, als er aufhört, zu gehen, und schreit:

»Hey, du da! Ich weiß, dass jemand da ist. Was suchst du hier in meinem Labyrinth?«

Der verzweifelte, verwirrte und schlecht gelaunte Mann, der vor Kurzem in der Nähe der Brücke in meinen Land Rover eingestiegen war, taucht plötzlich auf und sagt zu dem Blinden:

»Rege dich nicht auf, Borges. Dieser Junge will auch in die Welt des Pöbels eintreten. Komm, wir gehen hier entlang …«

Sich unterhaltend entfernen sie sich. Verdutzt bleibe ich stehen, bis sie aus meinem Blickfeld verschwinden. Kurz danach merke ich, dass etwas mit meinen Augen nicht stimmt. Ich kann auf einmal nicht mehr sehen. Ich reibe mir mit der Hand die Augen und öffne sie wieder. Es tut mir hinter den Augen höllisch weh. Mein Kopf fühlt sich an, als wenn er vor lauter Schmerzen platzen würde. Es ist mir fürchterlich kalt und mein Magen rebelliert. Ich fange an, zu weinen. Ja, ich weine ausgiebig.

Plötzlich höre ich ein kreischendes und widerwärtiges Lachen. Irgendwoher kenne ich das bereits. Ich erinnere mich an den alten Droschkenfahrer. Bestimmt hat er ein Gespür davon bekommen, dass ich dem Tod ganz nah bin. Aber nein, ich lebe noch. Selbst wenn ich mein Augenlicht verloren habe, muss ich doch New York erreichen und seine außergewöhnlich freie Luft einmal einatmen.

»Hau ab, du Totengräber! Weg von mir! Ich bin immer noch am Leben und habe keine goldenen Zähne, die du klauen könntest. Oh, du lieber Gott von Moses, von Christus, von Mohammed und anderen Menschen, hilf mir, damit ich nicht in dieser verdammten Dunkelheit sterbe! …«

Ich erinnere mich an das geschenkte blonde Haar. Ich stecke meine Hand in die Tasche und hole es heraus. Unerwartet erscheint die

schöne Russin vor mir. Ich bin erstaunt. Ich kann wieder sehen. Die Russin besitzt deine fantastischen Augen. Besorgt und nervös aussehend sagst du:
»Theseus, nimm dieses Knäuel Wolle und gehe weiter. Du wirst Erfolg haben. Vergiss mich aber nicht, wenn du die Greencard bekommen hast.«
»Hey! Du …«
Du verschwindest wenige Sekunden später und lässt mich nicht einmal meinen Satz aussprechen. Auf einmal hast du dich in Luft aufgelöst.
Das Knäuel Wolle in der Hand gehe ich von einem Korridor zum anderen. Irgendwann blitzt ein schwaches Licht in der Ferne auf. Plötzlich verschwinden alle meine Ängste und Sorgen. Sehnsüchtig laufe ich dem Licht entgegen. Bald wird das Licht stärker, wobei zusätzlich ein erquickendes Lied zu hören ist. Ich nähere mich noch ein weiteres Stück und bleibe dann stehen, um mir in Ruhe dieses fröhliche Lied anzuhören.
”… Oh, jingle bells, jingle bells
Jingle all the way
Oh, what fun it is to ride
In a one horse open sleigh
Jingle bells, jingle bells
Jingle all the way …”
Meine Freude hat nun keine Grenzen mehr. Mich überkommt eine unglaubliche Energie. Ich habe das Gefühl, das Land meiner Träume erlangt zu haben. Ich möchte alles und jeden auf der Welt lieben und umarmen. Ich möchte singen, ich möchte tanzen.
Tanzend nähere ich mich einer breiten Glastür, wobei ich „Jingle bells, jingle bells, jingles all the way …“ vor mir her singe. Als ich in das Gebäude trete, hört das schöne Lied plötzlich auf.

In einem Wartesaal sitzen einige Leute auf gemütlichen Möbeln. Alle sind elegant angezogen. Ich nehme neben einer schwangeren

Frau Platz und warte darauf, dass man meinen Namen aufruft. Die schwangere Frau sagt zu mir:
»Oh, men ai waght mada alentethar momel alaisa kathalek?«*4
Ich verstehe sie nicht. Auf Englisch sage ich: »Sorry?«
Sie sagt: »A La tatakalam arabi?«*5
Ich erkläre ihr, dass ich ihre Sprache nicht verstehe. Zweifelnd fängt sie an, mit mir auf Englisch zu sprechen:
»Verstehst du wirklich kein Arabisch?«
»Nein. Leider nicht.«
»Das macht nichts. Ich dachte, du wärst ein Araber. Sei froh, dass du kein Araber bist.«
Lächelnd frage ich: »Wieso?«
»Heutzutage wird den Arabern selten ein Visum erteilt. Früher war es ganz anders.«
Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Ich schaue sie nur an. Sie hat keine Ähnlichkeit mit arabischen Frauen. Zumindest sehe ich persönlich keine. Eine Araberin trägt normalerweise einen Schleier und ein Kopftuch. Ihr ist es auch nicht erlaubt, mit fremden Männern zu reden. Diese schwangere Frau hat kein Kopftuch und sieht genau wie eine Amerikanerin aus. Sie ist nervös und kaut an ihren Fingernägeln.
Nicht aus Neugierde, sondern einfach nur um etwas zu sagen, frage ich:
»Bist du schon mal in Amerika gewesen?«
Während sie immer noch an ihren Fingernägeln kaut, antwortet sie:
»Ja, ein paar Mal schon.«
Ich schaue auf ihren gewölbten Bauch und sage lächelnd:
»Ich glaube, jetzt ist die Zeit für einen langen Flug nicht gerade günstig.«
Sie lächelt auch. Anscheinend hat sie richtig Lust darauf, sich zu unterhalten. Sie sagt:
»Bis jetzt habe ich dreimal, während ich schwanger war, ein Visum bekommen und meine Kinder in Amerika geboren. Ich möchte, dass

mein viertes Kind auch einen amerikanischen Pass bekommt. In Amerika erhält jedes Kind, das dort auf die Welt kommt, einen amerikanischen Ausweis. Damit kann sich das Kind, bis es volljährig ist, als Amerikaner oder Amerikanerin überall in der Welt frei bewegen.«

Ich kann ihr nicht glauben. Ich habe gelernt, die Worte einer Frau nicht ernst zu nehmen, gerade die, einer Frau, die mit amerikanischem Aussehen vorgibt, eine Araberin zu sein. Ich hätte gerne gewusst, aus welchem Land sie wirklich kommt. Danach frage ich aber nicht. Ich sage:

»Schön. Drei Kinder hast du schon?«

Sie schaut erst die anderen Leute an die still sitzen und warten, erzählt dann froh, aber vorsichtig:

»Ja, eine Tochter „Eisha“ und zwei Söhne: “Osama“ und „Ata“. Wenn dieses Kind ein Mädchen wird, nenne ich sie „Laila“, sonst „Hani“.«

Man ruft einen Namen auf. Die amerikanische Araberin steht auf und geht in einen der vielen Interviewräume. Eine Weile später wird auch mein Name durch einen Lautsprecher aufgerufen.

Ich betrete ein Zimmer. Ein freundlicher Mann im mittleren Alter, namens „Louis“ bietet mir einen freien Stuhl an. Ich nehme vor ihm Platz. Ich spüre mein Herz pochen. Der Moment, auf den ich seit Langem gewartet habe, ist nun gekommen. Ich muss mich vorsichtig ausdrücken, um die Erwartungen des Beamten zu erfüllen, da ich sonst niemals mit meinen Füßen New Yorker Boden betreten werde. Der Mann hebt seinen Kopf von der vor ihm liegenden Akte und sagt gut gelaunt:

»Sehr schön. Deine Akte ist vollständig. Ich sehe keinen Grund dafür, dass du nicht in die Vereinigten Staaten einwandern könntest.«

Er schließt meine Akte und legt sie vor mich auf den Schreibtisch. Euphorisch berühre ich die Akte und lese meinen Namen darauf. Ich bin sprachlos. Ich war eigentlich auf viele Fragen vorbereitet und

darauf, einer amerikanischen Denkweise entsprechend, Antwort zu geben. Nun kündigt mir dieser höfliche Mann an, dass ich einfach so nach Amerika einwandern kann. Ich möchte meinen zukünftigen Landsmann umarmen und sagen, dass ich sehr stolz darauf bin, einen Landsmann wie ihn zu haben. Ich bin ziemlich aufgeregt, daher sage ich, ohne zu überlegen:

»Thank you, Sir. Thank you very much. God bless America!«

Der höfliche Mann steht auf und streckt mir lächelnd seine Hand entgegen. Hastig stehe ich ebenfalls auf und drücke seine Hand herzlich.

Bevor ich überglücklich sein Zimmer verlasse, zeigt er mir wieder den Stuhl und lädt mich freundlich ein, noch ein paar Minuten bei ihm zu verweilen. Ich setze mich wieder hin, auch er nimmt Platz und sagt:

»Beeile dich nicht. Du musst nur ganz kurz zum Leutnant „Huntington“ gehen. Er wird bei dir eine Routine B- und C-Waffen-Untersuchung vornehmen. Zurzeit ist sein Zimmer besetzt. Also, bis es frei wird, können wir ein bisschen über dein Land plaudern.«

Ich sage:

»Warum sagen Sie nicht „unser Land“, Sir? Ja, gerne. Bitte fangen Sie an.«

Er lacht. Ich lache auch. Er sagt:

»Das Wetter bei euch ist wunderschön. Deine Landsleute sind sehr gastfreundlich. Glaubst du nicht, dass du sie vermissen wirst?«

Ich war gut darauf vorbereitet, mich mit ihm über alles Mögliche zu unterhalten, über dieses Thema jedoch nicht. Ich dachte, er wolle mit mir über die politische, wirtschaftliche, geographische und historische Lage der Vereinigten Staaten reden. Erst jetzt verstehe ich, dass er mit dem Begriff „dein Land“ nicht die USA meint. Ich antworte:

»Nein, Mr. Louis. Man wird doch solche Dinge nicht vermissen. Seit meiner Kindheit hatte ich den Wunsch, ein Amerikaner zu sein. Das heißt, seitdem ist Amerika für mich mein Vaterland. Außerdem sind

die Amerikaner auch sehr gastfreundlich. Dort sind alle kultiviert und zivilisiert. Amerika ist das erste und größte Land, das den Menschen aus aller Herren Ländern seit Jahrhunderten die Möglichkeit gibt, als freie Bürger ihre unterschiedlichen Religionen und Kulturen friedlich zu praktizieren, ohne verfolgt oder irgendwie gesellschaftlich benachteiligt zu werden. Was die Gastfreundlichkeit angeht, kann kein Land das toppen.«

Er zieht seine Augenbrauen hoch und fragt mit sehr neugierigem Blick, als ob er einem wichtigen Geheimnis auf der Spur wäre:

»Du hast recht. Aber fast alle deine Landsleute, die in die USA einwandern wollen, sagen das Gleiche. Ich verstehe sie nicht. Vielleicht kannst du mir helfen, sie zu verstehen. Warum wollen alle aus ihrem eigenen Land abhauen?«

Einen Augenblick lang überlege ich vorsichtig, was ich ihm antworten soll und ob das, was ich sage, nicht eine negative Auswirkung auf meine Einwanderungsangelegenheit haben könnte. Ich sage dann:

»Mr. Louis, der einzige Weg, im Leben voranzukommen, ist hier bei uns: stehlen, betrügen und unterdrücken. Diejenigen, die dazu nicht fähig sind, bleiben entweder hier und gehen dabei zugrunde, oder müssen in ein anderes Land gehen, in dem man ein menschliches Leben führen kann. Ich glaube, sie würden auch auswandern, wenn Sie an unserer Stelle wären. Ihre Vorfahren haben das Gleiche getan.«

Zustimmend nickt er. Ich halte die Gesprächssituation für positiv und fahre fort:

»Die Leute hier haben kein Gehirn im Kopf, Mr. Louis … «

Er unterbricht mich:

»Was bedeutet, sie haben kein Gehirn im Kopf?«

»Das heißt, sie haben kein Denkvermögen, Mr. Louis. In Wirklichkeit funktioniert bei den Leuten hier außer dem Mund, dem Bauch und dem Geschlechtsteil kein anderes Organ im Körper richtig. Alle wollen um jeden Preis über Nacht reich werden.

Niemand gibt sich Mühe, einen Beitrag zur Weiterentwicklung seines Landes zu leisten. Jeder denkt, die Gesellschaft sei dafür geschaffen, den größtmöglichen Profit aus ihr zu ziehen. Die Zukunft der Kinder wird nur durch das Erbe, das die Eltern ihnen überlassen, garantiert, nicht durch ein von allen akzeptiertes, vernünftiges, Gesellschaftssystem, das durch Mitwirkung der einzelnen Menschen zustande kommt …«
Das Telefon schellt. Mr. Louis hebt den Hörer ab und legt ihn nach kurzem Gespräch wieder auf. Er sagt zu mir, dass Leutnant Huntington nun frei sei. Er steht auf und zeigt mir freundlich sein Zimmer.

Leutnant Huntington ist ein sehr netter und fröhlicher Mensch. Er trägt keine Militäruniform und ähnelt einem Leutnant kaum. Während er mir seine Hand gibt, sagt er:
»Ghatelu allesine lajumomenune bellahe wela ju …«
»Ich verstehe Sie nicht, Leutnant Huntington, was meinen Sie?«
»Sure von der Busse, Vers 29.«
»Wie bitte?«
»Verstehst du kein Arabisch?«
Als er feststellt, dass ich des Arabischen nicht mächtig bin, erzählt er mir beglückt, er sei seit Kurzem zum Islam übergetreten, und dieser Vers aus dem edlen Koran habe ihm sehr gut gefallen. Dann erklärt er mir freundlich, dass die letzte Untersuchung in seinem Zimmer stattfinde, um festzustellen, dass durch Immigranten keine B- und C-Waffen für terroristische Zwecke in die USA eingeschleust werden. Ich willige in die Untersuchung ein.
Zuerst habe ich keine Angst in seinem Zimmer, das wie ein gut ausgerüstetes Labor aussieht. Als ich aber die vielen Geräte, an die verschiedene Schläuche angeschlossen sind, sehe, beginne ich unwillkürlich zu zittern. Leutnant Huntington sagt scherzend:
»Take it easy, guy!«

Dann steckt er zwei Schläuche in meine Ohren, zwei in meine Nasenlöcher, einen Schlauch in meinen Penis und anschließend einen in meinen After. Er befiehlt mir, tief einzuatmen, was ich auch tue. Er sagt, dass ich nun die Luft anhalten soll. Auch das tue ich. Er klickt auf die Tastatur eines Computers. Mir wird schlecht. Sehr schlecht. Ein heftiger Drang auszuatmen quält mich. Ich schnappe nach Luft und bin dem Erstickungstod nah. Ein Fuß schmerzt mich sehr. Der Schmerz lässt mich aufwachen. Im Schlaf bin ich mit dem Fuß an die Wand gestoßen. Ich schaue mich in meinem dunklen Zimmer um. Du bist nicht da. Weder die Masken, noch die Eulen, noch die Schädel sind zu sehen. Was für ein Traum! Was für ein verrückter Traum!

*1*Eine alte Stadt im Iran*
2 Rumi*
3 Wallfahrtsort in der Nähe von Teheran*
4… Oje! Warten ist langweilig, nicht wahr?*
*5*Sprechen Sie nicht arabisch?*

Der Reisende

Die Ansagen aus dem Bahnhofslautsprecher ertönten laut und rasch hintereinander. Viele Menschen liefen in verschiedene Richtungen hin und her. In dieses Getümmel war er hineingeraten, weil er reisen musste. Aber er wirkte so, als ob er es, im Gegensatz zu allen anderen, nicht eilig hätte. Er schlenderte gemütlich.
Ein vorbeihastender Fußgänger rempelte ihn an und ging weiter. Ein anderer Fußgänger, der hinter ihm lief, schrie ihn an, er solle zur Seite gehen.
Er ließ die Treppe hinter sich. Ein paar Schritte von ihm entfernt stand der Zug schon bereit. Der Schaffner führte die Pfeife zum Mund. Unangenehme Bahnhofsgeräusche ertönten in seinen Ohren. Nun eilte er zur Tür und war froh, den Zug noch im letzten Moment erreicht zu haben.
Direkt im ersten Abteil nahm er Platz. Außer ihm saß dort niemand. Durch das Fenster sah er sich die Leute, die sich verabschiedeten, einen Moment lang an; mit ernsten Gesichtern und traurigen Blicken bewegten sie ihre Lippen. Er wandte seinen Blick von ihnen ab. Bestimmt sagte niemand „Adieu“ zu ihm, denn er war ohne Begleitung unterwegs.

Langsam bewegte sich der Zug. Irrtümlicherweise hatte der Mann das Gefühl, der Zug stünde, während sich die Leute und die Umgebung bewegten. Nach einer Weile kam der Kontrolleur in das Abteil und fragte höflich:
»Ist hier jemand zugestiegen?«
»Ja ich. Bitte, hier… mein Ticket.«
»Ein Ticket ist nicht nötig. Den Ausweis bitte!«
»Warum den Ausweis? Wozu werden denn Tickets verkauft?«
»Ich bin nicht zuständig für Erklärungen. Den Ausweis bitte!«

»Ja, ich habe ihn dabei, aber Ihre Aufgabe ist es nur, mein Ticket zu kontrollieren, nicht meinen Ausweis.«
»Ich weiß, Sie wollen sich, wie alle anderen, herausreden. Bestimmt kennen Sie auch Ihr Ziel nicht. Na gut, Sie sind an der letzten Station eingestiegen, die Zeit bis zur nächsten Station brauchen Sie zweifellos, um sich daran zu erinnern, wo Sie aussteigen wollen, nicht wahr?«
»Nein. Das stimmt überhaupt nicht. Alle Angaben stehen auf meinem Ticket. Bitte schön … Lesen Sie.«

Ohne sich das Ticket auch nur anzusehen, schrieb der Kontrolleur etwas in sein Notizbuch, und während er „Gute Reise!“ wünschte, verließ er den Waggon. Der Reisende, verdutzt durch das ungewöhnliche Verhalten des Schaffners, blieb eine Weile unschlüssig auf seinem Platz sitzen. Später, enttäuscht darüber, dass er das Ticket unnötigerweise gekauft hatte, nahm er seinen Ausweis aus der Tasche und lief dem Kontrolleur hinterher. Dieser war schon am Ende des Ganges und wollte den nächsten Waggon betreten. Der Reisende rief ihm etwas zu, aber der Kontrolleur blieb nicht stehen und entfernte sich, ohne ihn zu bemerken. Während der Reisende weiter hinter ihm herlief, bemerkte er, dass in keinem einzigen Abteil andere Reisende saßen, sondern alle Abteile voll von Ausweisen, Papieren, Ordnern, Akten und Ähnlichem waren. Er betrat den nächsten Waggon. Auch dort war außer Aktenbergen nichts zu sehen. Keine Menschenseele.
Eilig verließ er den Waggon. Von dem Kontrolleur gab es keine Spur mehr. Der Zug aber fuhr, ohne an irgendeiner Station zu halten, mit hoher Geschwindigkeit weiter.

Der Reisende, vollkommen verwirrt, blieb stehen, hielt sich sein Ticket vor Augen und betrachtete es mehrmals ganz genau. Entgegen seiner Erwartung war auf dem Ticket das Fahrziel nicht angegeben. Er hörte auf, den Kontrolleur zu suchen. Die mit

schwindelerregender Geschwindigkeit vorbeirauschende Landschaft sah er sich eine Weile deprimiert an. Dann lächelte er, so als ob er sich plötzlich wieder an etwas lang Vergessenes erinnern würde, und murmelte vor sich hin:
»Dieser Zug wird nirgendwo halten.«

Die Verabredung

Eiseskälte und Zittern steigen in mir auf, wenn ich mir ihr Gesicht und ihre Augen vorstelle. Seit Langem denke ich stets an sie, in der Kälte des Wartens; an jenes unschuldige Gesicht, jenen verzweifelten Blick, an jene traurige Stimme, die besorgt sagte:
»… Geh, versteck dich irgendwo!«
Mein Herz blieb vor Schreck stehen. Ich liebte sie und hatte Angst, sie nie im Leben wieder zu sehen. Bestürzt fragte ich:
»Und was willst du machen? Wohin gehst du?«
Ein vages Lächeln erschien auf ihren Lippen. Sie wandte ihren verzweifelten Blick von mir ab. Während sie losging, bemüht, sich zu beherrschen, sagte sie leise:
»Mach dir keine Sorgen um mich. Ich darf mich allerdings zur Zeit nicht mehr in dieser Gegend blicken lassen. Sobald sich die Situation entspannt hat, besuche ich dich. Pass gut auf dich auf! Vergiss nicht: Ich liebe dich bis in alle Ewigkeit!«
Oh, mir ist kalt !Eiskalt. Hätte ich doch ihre Hand festgehalten und sie nicht gehen lassen! Wäre ich doch mit ihr in die Fremde geflohen!

Verängstigt kam ich nach Hause zurück. Meine Mutter wartete wie immer vor dem Spiegel im Flur. In Panik sagte ich:
»… Jedem, der nach mir fragt, sag, dass ich nicht zu Hause bin, Mama. Auch du tu so, als ob ich tatsächlich nicht da wäre.«
Die Stecknadel, die sie zwischen ihren Lippen hielt, fiel auf den Boden. Besorgt fragte sie:
»Was ist mit deinem Vater? Was soll ich ihm sagen, wenn er zurückkommt und nach dir fragt?«
Es ärgerte mich. Ich hätte eigentlich gerne geschrien, dass ich es satthätte, auf meinen Vater zu warten, dass ich seinen Namen nicht mehr hören möchte, dass er nie wieder zurückkommen würde, dass

ich nun selbst in Schwierigkeiten geraten war. Trotzdem schwieg ich und senkte meinen Kopf, um eine überzeugende und beruhigende Antwort zu finden. Mir fiel nichts Passendes ein. Ich hatte kaum Zeit. Ich sagte:
»Wenn er, wenn er zurückkommt, sag ihm, ich käme bald, Mama.«
Sie wusste, dass ich log. Ich log immer, wenn ich meinen Kopf senkte. Sie wandte ihren Blick von mir ab und beschäftigte sich wieder mit ihren Haaren. Ich warf einen Blick auf ihre Haare. Sie wirkten länger und grauer als je zuvor. Ein kindliches, vertrautes Gefühl sagte mir, dass nichts passiert war, dass ich beruhigt sein, und weiterhin bei meiner Mutter bleiben sollte, da sie mich bis dahin stets in schwierigen Zeiten beschützt hatte. Auch dieses Mal wäre es ihr möglich, einen Ausweg zu finden, um mich zu retten. Ich sah mir ihr Gesicht im Spiegel an. Beschämt bemerkte ich, wie traurig sie aussah, als ob ihr bewusst geworden wäre, welch eine Katastrophe sich wieder in ihrem Leben ereignete, und als ob sie denken würde: »Was soll ich tun, wenn ich mutterseelen allein …«
Sie sagte jedoch nichts. Es erschien nur ein vages Lächeln auf ihren Lippen, genau wie das Lächeln, welches meine Freundin im letzten Moment auf den Lippen hatte. Unsere Blicke kreuzten sich im Spiegel. Sie versuchte, ihre Tränen zu verbergen.
Nach dem Anblick ihrer traurigen Augen begann meine Einsamkeit.

Die Schulzeit war gerade vorbei. Ich musste zum Militär. Es war Sommer, und ich hatte noch ein paar Monate Zeit bis zu meiner Einberufung. Als meine Freunde und Verwandten mitbekamen, dass ich bald den Militärdienst abzuleisten hätte, luden sie mich ein und veranstalteten unzählige Abschiedspartys. So verbrachte ich die meisten Wochenenden mit ihnen am Strand der Nachbarstadt.
Einmal wurde eine junge Frau gebeten, Gitarre zu spielen. Zuerst weigerte sie sich. Als aber eine Gitarre auf ihren Schoß gelegt wurde, nahm sie das Instrument in die Hand, und stimmte es eine Weile. Sie spielte anfangs ein paar kurze Stücke, dann längere,

wobei die Anwesenden gemeinsam die ihnen bekannten Lieder mitsangen. Als sie die Gitarre zur Seite stellte, wurde sie gebeten, weiter zu spielen. Eine andere junge Frau, die der Gitarristin sehr nah zu stehen schien, forderte sie laut auf, auch zu singen.

Sie nahm wieder die Gitarre in die Hand, spielte noch ein paar Stücke und begann irgendwann, dazu zu singen. Ich hatte ihr während des Gitarrenspiels keine große Aufmerksamkeit geschenkt, doch als ich ihre Stimme hörte, raste mein Herz plötzlich und ich fühlte Schmetterlinge im Bauch. Ich merkte, dass sich etwas in mir verändert hatte. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich eine Frau, von der ich mir wünschte, dass sie mir ewig vor Augen bliebe, dass sie für mich ewig singen würde und ich sie ewig anschauen dürfte.

Als ich nach Hause zurückkam, sagte meine Mutter, froh und zufrieden:

»Schön! Endlich hast du dich verliebt!«

Erstaunt und beschämt fragte ich:

»Wer? Ich?«

»Ja, du, mein Sohn. Gratuliere!«

»Was sagst du, Mama? Spinnst du?«

»Ich spinne nicht, mein Sohn. Dein Vater sah auch so aus, als er sich in mich verliebte. Oh, wie ich mich für dich freue! Nun, wenn ich mich vertan habe, schau mir in die Augen und sag, dass es nicht wahr ist!«

Ich konnte ihr nicht in die Augen blicken, daher senkte ich den Kopf, während ich auf mein Zimmer ging und unsicher sagte:

»Verliebt bin ich noch nicht, Mama. Da läuft zwar etwas, aber nimm es nicht so ernst.«

Die ganze Nacht hindurch konnte ich nicht schlafen. Bis in den frühen Morgen dachte ich an sie, und wälzte mich unruhig in meinem Bett hin und her.

Bei den nächsten Begegnungen versuchte ich einen Blickkontakt mit der jungen Frau zu vermeiden. Ich fürchtete, sie so offensichtlich

und verzaubert anzustarren, dass alle Anwesenden spüren würden, was in mir vorging. Deswegen distanzierte ich mich meistens von ihr und den anderen, mit der Ausrede, ich würde gerne am Strand spazieren gehen.

Irgendwann, als ich die Leute verließ, bat sie unvermittelt, mich auf dem Spaziergang begleiten zu dürfen. Mein Herz begann, heftig zu pochen. Einerseits freute ich mich über ihre Begleitung, andererseits aber auch nicht. Ich freute mich, denn ich hatte keinen größeren Wunsch, als mit ihr allein zu sein. Auf der anderen Seite hatte ich Angst davor, sowohl sie als auch das außergewöhnlich schöne Gefühl, welches neu in mir entstanden war, wieder zu verlieren.

»Ist es wahr, dass du zum “Zwangsdienst“ gehst?«, fragte sie mich.

»Zwangsdienst? Wo hast du dieses Wort her? Meinst du etwa den Militärdienst?«

»Ja. Ist es wahr?«

»Richtig. Was ist damit?«

Sie sprach nicht mehr weiter. Um dem zwischen uns herrschenden Schweigen ein Ende zu setzen, nahm ich ein breites Steinchen, warf es auf die Wellen ins Meer und sagte:

»Was für ein schönes und ruhiges Meer!«

»Ruhig?«

»Ja. Ruhig und schön. Sag mal, bist du hier in dieser Stadt geboren?«

»Ja. Darf ich dich auch etwas fragen?«

»Sicher, bitte!«

»Warum meidest du mich? Ich meine, warum wendest du deinen Blick von mir, wenn du mich siehst? Habe ich dich irgendwie gekränkt?«

Ich war überrascht. So eine Frage hatte ich von ihr nicht erwartet. Stotternd antwortete ich:

»Von dir gekränkt? Das ist nicht dein Ernst. Ich … ich …«

»Was ist mit dir? Sag ruhig, was du hast.«

Ich blieb stehen und schaute ihr in die Augen. Sie sah mich neugierig und ernsthaft an. Obwohl ihr Blick sympathisch war und mich anzog, war in ihm keine Spur von Freude zu erkennen. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als kenne ich ihre Augen schon seit vielen Jahren. Ein kindliches Vertrauen überkam mich. Während ich auf das endlose Meer schaute, sprach ich lächelnd:
»Ehrlich gesagt, mir gefällt deine Stimme sehr. Ich wünschte mir, sie immer zu hören, dich immer anschauen und immer bei dir sein zu können!«
»Wie schön du reden kannst! Hey, ich bin hier! Gucke mich doch an!«
Schüchtern schaute ich sie an. Sie lächelte fröhlich. Auf einmal fing sie an zu laufen und rief verspielt:
»Lass uns rennen! Mal sehen, ob du mich fangen kannst.«
Sie lief los, ich hinter ihr her. Sie blieb stehen. Ich fing sie. Es war Abendstimmung am Meer und die Wellen umarmten sich leidenschaftlich.

Ich stellte sie meiner Mutter vor. Zuerst war meine Mutter darüber sehr erfreut und glücklich. Nachdem sie aber Näheres von Herkunft und Familie meiner Freundin erfahren hatte, sagte sie überraschend, sie habe etwas Wichtiges in der Stadt zu erledigen. So ließ sie uns allein. Ich verstand ihr Verhalten nicht. Als sie nach Hause zurückkam, war meine Freundin schon gegangen. Ich fragte nun meine Mutter nach der Ursache ihres unerwarteten Verhaltens. Sie gab mir keine Antwort. Ich bohrte nach. Seufzend fragte sie schließlich:
»Hast du schon ihre Mutter kennengelernt?«
»Nein. Wieso?«
Während sie ihre Tränen abwischte, fuhr sie fort:
»Ihre Mutter ist diejenige, die lediglich noch die Kleidung ihres verhafteten Sohnes überreicht bekam, als sie ihn besuchen wollte.

Er war Student. Weißt du, wer der Gefängniswächter ihres ermordeten Sohnes gewesen war?«
Verdutzt sagte ich:
»Nein. Wer denn?«
Meine Mutter wandte ihr Gesicht von mir ab. Offensichtlich hatte sie einen Kloß im Hals. Sie ging zu ihrem Zimmer und sagte, weinend und stotternd:
»Ihr Mann, ihr Ehemann. Mein Gott! Mein Gott! Er selbst hat seinen Sohn verraten! Oh je, oh je, dieser eiskalte Vater! Dieser Mörder des eigenen Sohnes!«

Einen Tag, bevor ich mit dem Militärdienst beginnen musste, verabredete ich mich meiner Freundin, um von ihr Abschied zu nehmen. Sie war völlig deprimiert.
»Was ist los? Warum bist du so betrübt?«
Wortlos umarmte sie mich und drückte mich fest an sich. Einen Augenblick später merkte ich, dass aus ihren Augen Tränen flossen.
»Was ist denn? Warum weinst du?«
»Ich wünschte, du müsstest nicht zum Militärdienst! Ich mache mir solche Sorgen um dich. Ich fürchte, dass dir etwas zustoßen könnte.«
»Na, komm schon! Die Militärdienstzeit wird schnell vergehen. Danach habe ich eine Chance, zur Uni zu gehen oder eine Ausbildung zu machen, damit ich eine anständige Arbeit bekomme. Dann kann ich ein ruhiges Leben führen. Wartest du auf mich, bis ich zurückkomme?«
»Auf dich warten?«, fragte sie mich bestürzt und schaute mich traurig an.
»Ja. Wirst du auf mich warten?«
»Möchtest du wirklich, dass ich auch, wie deine Mutter, beim Warten graue Haare bekomme?« Ich hatte mit jeder Antwort gerechnet, sogar mit einem ‚Nein' – nur nicht mit dieser

Ich fror. Die Kälte ihrer Antwort ließ mich frieren. Mit jeder anderen Antwort hatte ich gerechnet, sogar mit einem „Nein“, aber nicht mit dieser.

»Was weißt du vom Warten meiner Mutter?«

»Jede Frau, die einmal deine Mutter gesehen hat, ahnt, aus weiblichem Instinkt heraus, was mit deiner Mutter los ist. Ich kann es nicht fassen, warum gerade du freiwillig zum Zwangsdienst gehst, während dein Vater …?«

»Ich gehe nicht freiwillig. Laut Gesetz muss Man ein paar Monate seines Lebens dem Land dienen. Sonst bleiben einem alle Türen für die Arbeit, für das Studium, oder für ein ganz normales Leben verschlossen.«

»Willst du deinem Land dienen oder diesem Regime?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Doch, doch. Das Land wird von diesem Regime regiert. Der Staatsapparat ist eine riesige Organisation, die zurzeit von den Mafiosi hinter den Kulissen geführt wird. Diese Leute geben dir Waffen in die Hand und sagen: >Verteidige unser System!< Stell dir vor, als Soldat bist du gezwungen, gegen jeden, den diese Mafiosi getötet haben wollen, deine Waffe zu ziehen!«

Ich vertiefte mich in meine Gedanken. Nichts von dem Land gehörte mir. Ich war mir sogar nicht sicher, ob ich nach meinem Militärdienst eine Arbeit bekommen würde. Was hatte ich denn, das ich verteidigen müsste? Warum gingen nicht diejenigen, die alles besaßen, zum Militärdienst? Wenn ich nicht zum Militärdienst gehen würde, müsste ich meine Mutter, mein Zuhause, meine Stadt verlassen, aber wo sollte ich denn hin?… Ich weiß nicht, wie lange ich mich mit diesen Gedanken gequält hatte, als sie mich plötzlich an der Hand fasste:

»Es reicht schon. Denk nicht zu viel nach! Komm, ich möchte dich mit jemandem bekannt machen!«

Obwohl ich immer noch mit meinen Gedanken beschäftigt war, legte ich meine Hand auf ihre Schulter, ging mit ihr und sagte:

»Alles, was du sagst, ist völlig richtig. Ich möchte aber weder Gefangener des Schicksals meines Vaters sein, noch dass deine schönen Haare, wie die meiner Mutter, durch langes Warten grau werden. Ja, ich weiß, dass wir alle Sklaven einiger weniger, bis zu Zähnen bewaffneter Plünderer sind. Hier ist aber unsere Heimat, nicht ihre. Wir haben das Recht und müssen notgedrungen irgendwie weiterleben. Es geht um das reine Überleben. Mal schauen, was die Zukunft noch so bringt.«

Niemand war bei ihr zu Hause. Sie sagte, sie lebe mit ihrer Mutter und ihrem Bruder zusammen. Ich bemerkte ein eingerahmtes Foto. Eine Frau, die meiner Freundin sehr ähnlich sah, hatte ein Kind im Arm.

»Bist du das Kind?«

»Nein. Das ist mein Bruder.«

Ich starrte das Bild ihres Bruders an. Es kam mir seltsam bekannt vor. Genau so ein Foto hatte meine Mutter in ihrem Fotoalbum.

Sie führte mich zu ihrem Zimmer. Außer ihrem Bett war alles im Zimmer unaufgeräumt. Selbst am Rand des Bildschirms, der auf dem überfüllten Schreibtisch stand, klebten mehrere Zettel. Sie ließ mich einen Augenblick in diesem chaotischen Zimmer allein. Dann kam sie zurück und sagte unschlüssig:

»Hör zu! Ich kann dir nicht versprechen, dass ich auf dich warten werde, bis du zurückkommst. Aber ich habe dich sehr lieb. Daher möchte ich dir das, was du dir später von mir wünschen würdest, jetzt geben. Das Problem ist nur, dass meine Blutung noch nicht richtig aufgehört hat …«

Als wir im Flur voneinander Abschied nahmen, und ich im Begriff war, ihre Wohnung zu verlassen, ertönte eine angenehme Musik aus einem Zimmer. Daraufhin sagte sie, erfreut und euphorisch:

»Wie schön! Ich glaube, mein Bruder ist da. Komm, du musst ihn kennenlernen.«

Sie klopfte an die Tür und öffnete sie. Die Musik wurde leiser, es antwortete jedoch niemand. Ohne zu zögern, zog sie mich mit ins Zimmer ihres Bruders und erklärte hastig:

»Mein Bruder ist bestimmt im Badezimmer. Er kommt gleich. Vielleicht hat er auch gesehen, dass Mama nicht zu Hause ist, hat sich Sorgen um sie gemacht und ist gegangen, um sie abzuholen. Er ist immer so, er lässt seine Stereoanlage einfach an und geht raus. Setz dich bitte ein bisschen hin. Du hast doch noch Zeit, oder?«

»Ja. Ich habe genug Zeit.«

Dieses Zimmer war im Vergleich zu ihrem eigenen Zimmer sehr aufgeräumt. Eine Menge CDs steckten in einem langen CD-Ständer. Die Vorhänge waren halb zugezogen. Das Bett war mit einer schönen Tagesdecke bedeckt, die genau dazu passte. Auf dem ordentlich aufgeräumten Schreibtisch lagen ein paar Bücher, Hefte und ein Behälter voller Kugelschreiber. In der Ecke stand eine Geige mit Bogen schräg in ihrem Koffer. Die Wände waren mit Postern von Che Guevara, Mandela und anderen berühmten Personen geschmückt. Während ich mir das Zimmer weiter anschaute, sagte ich:

»Dein Bruder ist sehr ordentlich. Ich sollte mir ein Beispiel an ihm nehmen.«

Sie sagte nichts. Ich wandte ihr mein Gesicht zu. Sie schwieg auf eine seltsame Art und Weise. Als wir das Zimmer betraten, war sie munter und sehr gesprächig, nun sah ihr Gesicht so betrübt aus, als ob alles Leid der Welt auf ihr ruhen würde. Mir fiel die Äußerung meiner Mutter über ihren Bruder wieder ein. Ich hatte mir bewusst vorgenommen, sie nicht darauf anzusprechen, um kein Salz in ihre Wunden zu streuen. Außerdem nahm ich an, sie hätte noch einen weiteren Bruder. War dieses Zimmer nicht das ihres ermordeten Bruders? Die Situation bedrückte mich, und ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich nahm sie in den Arm und sagte, sie dabei sanft streichelnd:

»Sei nicht traurig, mein Schatz! Sei bitte nicht so traurig! Ich mag es überhaupt nicht, dich so zu sehen.«

Sie lehnte ihren Kopf auf meine Schulter und begann, heftig zu weinen. Ihre Tränen rannen mir den Hals hinunter. Sie tat mir unendlich leid. Bestimmt schleppte sie einen herzzerreißenden Schmerz mit sich herum. Einen Augenblick lang hatte ich die Idee, sie auf die Verhaftung und den Tod ihres Bruders anzusprechen. Vielleicht hätte sie dadurch ein wenig Trost gefunden. Trotzdem verwarf ich schnell diesen Gedanken, weil sie in diesem Moment womöglich mit niemandem darüber reden wollte.

Aber was für ein schönes und bezauberndes Mädchen! Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, dass sie, wenn nicht mein ganzes „Ich“, jedoch zumindest die Hälfte meines Wesens war; eine Hälfte von mir, die mir ihr ganzes „Selbst“ geschenkt hatte, als sie am Bluten war.

Nach dem Ende der Militärausbildung gab man meinen Kameraden und mir ein paar Tage Urlaub, damit wir zu unseren Familien gehen konnten. Das Gerücht verbreitete sich, dass wir nach dem Urlaub in ein Gebiet geschickt würden, in dem die Zivilbevölkerung dem Militär bei Tag und Nacht heftigen Widerstand leistete. Ich hatte mich endgültig entschlossen, nicht mehr zur Kaserne zurückzugehen. Wie es das Gesetz vorschrieb, war ich zum Militär gekommen, um meinem Land zu dienen. Wenn der Staat mit meinen Landsleuten in Konflikt geriet, war das nicht meine Angelegenheit, sondern die des Staates. Diejenigen, die das Land regierten, sollten so klug und umsichtig sein, dass sie auf die Bevölkerung eingehen konnten statt meinesgleichen mit Waffen auf sie zu hetzten.

Als ich wieder zu Hause war, erzählte mir meine Mutter, dass meine Freundin sie ein paar Mal besucht, und sogar bei ihr übernachtet hätte. Ihr gefiel meine Freundin sehr. Merkwürdig fand sie allerdings, dass sie so seltsam nachdenklich sei. Rede man über

ihren Bruder, reagiere sie ganz eigentümlich und behaupte, er sei gar nicht ermordet worden, sondern studiere an der Universität.
Ich sagte:
»Mama, warum hast du über ihren Bruder gesprochen und sie damit unnötig gequält? Vielleicht hat sie noch einen anderen Bruder, der nun tatsächlich studiert.«
»Hat sie wirklich noch einen Bruder? Auf jeden Fall erzählt sie andauernd unglaubliche Dinge. Zum Beispiel behauptet sie, ich sei nicht sechsundvierzig Jahre alt, sondern mehrere Jahrhunderte. Ich würde ihrer Mutter ähneln, ihre Mutter würde meiner Großmutter ähneln, und wenn sie selbst eine Tochter bekäme, würde diese mir ähneln. Was meinst du? Sind ihre Vorstellungen nicht seltsam? Ich kann sie nicht verstehen. Obwohl ich zugeben muss, dass auch dein Papa manchmal, wenn er etwas getrunken hatte, so etwas behauptete. Ich weiß nicht, vielleicht steckt etwas Wahres in ihren Äußerungen. Sie ist auf jeden Fall eine ausgesprochen nette junge Frau.«
Ich sah meine Mutter an. Sie war noch nicht sehr alt, dennoch sah sie alt aus. Wie bei meiner Freundin war in ihrem Gesicht und in ihren Augen deutlich etwas Weibliches zu sehen. Etwas, was nicht unbedingt mütterlich war und kaum mit ihrem Alter zu tun hatte.
Lächelnd sagte ich:
»Nimm sie nicht beim Wort, Mama. Die jungen Menschen meiner Generation fühlen sich manchmal gezwungen, den Mystikern und Philosophen nachzueifern, weil sie mit ihrem Leben nicht zurechtkommen und für die chaotische Situation der Welt keine konkrete Lösung finden. Daher verwenden sie manchmal schöne, mehrdeutige, vage und diskussionsbedürftige Ausdrücke.«

Um sie wieder zu sehen, fuhr ich in ihre Stadt. Als ich an der Tür schellte, erschien eine junge Frau mit einem Kind im Arm an der Haustür. Ich grüßte sie und erkundigte mich nach meiner Freundin.

Die junge Frau erzählte mir, dass sie erst vor Kurzem dorthin gezogen sei und von ihrer Vormieterin nichts wisse.
Bestürzt sprach ich mit meiner Mutter darüber und fragte sie, ob meine Freundin je mit ihr über ihren bevorstehenden Umzug gesprochen hätte.
»Etwas stimmt mit deiner Freundin nicht. Sie sah ganz mager aus, als sie mich zuletzt besuchte …«, sagte meine Mutter.
Drei meiner Urlaubstage waren schon verstrichen, als sie endlich zu mir kam. Sie begrüßte und umarmte meine Mutter sehr herzlich. Mir gegenüber verhielt sie sich jedoch ganz anders als früher. Mir fiel auf, dass ihr Gesicht und ihre Augen kaum mehr etwas von ihrer ursprünglichen Schönheit und Anziehung ausstrahlten. Ich erzählte ihr von meinem Vorhaben, nicht zum Militär zurückzugehen. Plötzlich strahlten ihre zuvor so sorgenvoll blickenden Augen. Sie küsste mich wieder ganz innig.
»Ich bin bei eurer alten Wohnung gewesen. Eine neue Mieterin ist eingezogen. Sie erzählte, dass ihr umgezogen seid. Wo wohnst du denn jetzt?«, fragte ich, worauf sie ihre Stirn wieder zusammenzog, als ob ich sie an etwas Schreckliches erinnert hätte. Ungern erwiderte sie:
»Zurzeit wohne ich bei meinen Freundinnen.«
»Warum bei deinen Freundinnen? Warum seid ihr aus eurer alten Wohnung ausgezogen?«
Angespannt stand sie auf, hing ihre Tasche über die Schulter und sagte:
»Ich muss mich jetzt beeilen. Später werde ich dir alles erzählen. Wir sehen uns morgen Abend um achtzehn Uhr vor dem Kino …«

Es war schon Viertel nach sechs. Ich hatte die Hoffnung aufgegeben, dass sie noch kommen würde, daher war ich schon im Begriff, nach Hause zu gehen. Plötzlich tauchte sie doch noch, ganz aufgeregt, auf. Sie atmete hastig und schaute sich verängstigt um.

»Du hast dich verspätet. Der Film läuft schon. Ich besorge schnell die Eintrittskarten.«
»Nein. Ich bin in Eile. Ich kann nicht lange bleiben.«
»Was hast du denn? Ist etwas geschehen?«
»Ich werde verfolgt. Hör zu, es gibt einige Dinge, von denen du lieber nichts wissen solltest. Ich bin eigentlich heute gekommen, um dir zu sagen, dass sie von unserer Beziehung wissen. Du bist in unsere Sache nicht verwickelt. Falls sie dich verhören, sag ihnen alles über mich, was du weißt, damit sie dich in Ruhe lassen. Du weißt eigentlich nichts, was mich oder jemand anderen im Falle einer Aussage in Schwierigkeiten bringen könnte …«
»Sprich nicht so schnell. Wen geht es etwas an, dass wir zusammen sind?«
»Es wäre besser für dich, wenn du zum Militär zurückgingest.«
»Ich habe schon die Entscheidung getroffen. Ich werde nicht zum Zwangsdienst zurückgehen.«
»Das musst du selbst wissen. Dann … Dann …«
»Was dann?«
»… Geh, versteck dich irgendwo!«
»Und was willst du machen? Wohin gehst du?«
Ein vages Lächeln erschien auf ihren Lippen. Sie wandte ihren verzweifelten Blick von mir ab. Während sie losging, bemüht, sich zu beherrschen, sagte sie leise:
»Mach dir keine Sorgen um mich. Ich darf mich allerdings zur Zeit nicht mehr in dieser Gegend blicken lassen. Sobald sich die Situation entspannt hat, besuche ich dich. Pass gut auf dich auf! Vergiss nicht: Ich liebe dich bis in alle Ewigkeit!«

Von meinem Vater war im Keller ein Zimmer eingerichtet worden, das eine Geheimtür hatte. Das heißt, ein Teil der Wand funktionierte durch eine besondere Technik wie eine Tür. Nach der Erzählung meiner Mutter hatte sich mein Vater vor seinem Verschwinden lange Zeit dort versteckt gehalten. Selbst als die Beamten unsere

Wohnung stürmten, konnte niemand von ihnen dieses Versteck entdecken. Nun verkroch ich mich auch dort, ohne zu wissen, wie es enden würde.

Um Mitternacht kam meine Mutter in den Keller und teilte mir mit, dass meine Freundin am Telefon sei und mich dringend sprechen möchte.

»Bist du dir sicher, dass sie es ist, Mama?«

»Wieso? Meinst du, ich könnte sie nicht an ihrer Stimme erkennen? Ich habe ihr mehrmals gesagt, dass du nicht zu Hause wärst. Sie hat gesagt, sie weiß, dass du da bist, und will dir etwas Wichtiges sagen. Beeil dich! Sie sagte, dass sie nur wenig Zeit hätte.«

In der Hoffnung, dass die Äußerung meiner Freundin vor dem Kino nicht so ernst gemeint gewesen wäre, verließ ich mein Versteck und lief gespannt zum Telefon. Ein paar Mal rief ich: »Hallo! Hallo …« Es meldete sich aber niemand. Enttäuscht legte ich den Hörer auf und sagte zu meiner Mutter:

»Niemand dran.«

»Ich habe selbst mit ihr gesprochen. Vielleicht hat sie geglaubt, du wärst tatsächlich nicht zu Hause, da du nicht schnell genug ans Telefon gekommen bist.«

»Du hast ihr doch gesagt, du würdest mich holen, oder?«

»Doch, doch. Das habe ich.«

Verzweifelt begab ich mich auf den Weg zurück zu meinem Versteck. Ich war noch auf der Treppe, als erneut das Telefon schellte. Wie vom Blitz getroffen, lief ich zurück und hob den Hörer ab. Sie war nicht am Apparat. Eine männliche Stimme nannte mich beim Namen und begrüßte mich freundlich. Ich grüßte ihn missmutig zurück und fragte nach seinem Namen. Er behauptete, der Bruder meiner Freundin zu sein. Verdutzt schwieg ich einen Augenblick und fragte dann:

»Welcher Bruder?«

»Was heißt denn welcher Bruder? Ich bin doch der einzige Bruder.«

»Ich weiß nicht. Ich habe gedacht … Ich habe gedacht …«

»Ach was! Denk nicht so viel. Hör mal, ich würde dich gerne gleich treffen. Hast du Zeit?«
»Jetzt? Um Mitternacht?«
»Ja, was ist denn so schlimm daran? Bist du etwa zu beschäftigt?«
»Nein. Okay, nennen Sie mir bitte Ihre Adresse.«
»Du brauchst meine Adresse nicht zu notieren. Ich schicke gleich ein Taxi zu dir. In einer Viertelstunde ist der Wagen bei dir vor der Tür. Der Fahrer weiß schon Bescheid.«
»Gut. Bis gleich.«

Das Taxi stand schon vor der Tür. Ich grüßte den Taxifahrer und stieg ein.
»Hoffentlich habe ich Sie nicht lange warten lassen.«
»Nein, Kumpel, ich bin gerade eben angekommen.«
»Schön. Sie wissen wohl die Adresse, oder?«
»Sei zuversichtlich, Kumpel. Ich weiß, wo ich dich hinbringen muss. Dein Freund ist ein anständiger und großzügiger Mensch. Er hat mir sogar die Fahrt zusammen mit einem guten Trinkgeld bezahlt. Ich liebe anständige Menschen. Seit sechs Jahren bin ich Nachtfahrer. Ich habe alle Arten von Menschen erlebt, gute, schlechte …«
Etwas geschwätzig, aber nett war der Taxifahrer. Ich war total müde und hatte keine Lust, ihm weiter zuzuhören. Gähnend blickte ich auf die Straßen. Vom starken Autoverkehr des Tages war nun nichts zu sehen. Nach einer Weile unterbrach ich den Taxifahrer in seinem Redeschwall und fragte:
»Haben wir noch einen langen Weg vor uns?«
»Sei zuversichtlich, Kumpel. Vielleicht noch eine halbe Stunde. Hahaha… keine Angst, wir gehen nicht verloren. Ich kenne die Stadt wie meine Westentasche. Du bist aber ganz schön müde, nicht wahr? Du kannst ruhig schlafen. Wenn wir da sind, wecke ich dich auf … Willst du nicht eine Zigarette rauchen? Nimm dir eine. Bitte nimm …«

Auf sein beharrliches Angebot hin nahm ich eine Zigarette. Er zündete sie mir mit dem Autoanzünder an und fuhr fort zu reden. Er erzählte, dass er zwei Kinder hätte, aber nicht mit seiner Frau zusammenleben würde. Er hatte eines Nachts unerwartet seine Schicht früher beendet und zu Hause einen fremden Mann in seinem Bett vorgefunden … Ich konnte nicht mehr verstehen, was er erzählte. Ich nahm nur noch wahr, dass sich seine Lippen bewegten. Ich fand es witzig und begann, zu lachen. Dabei sagte ich:

»Wa wa waaa re re re reee…«

Ich gab mir große Mühe, einen kurzen Satz oder ein ganzes, vollständiges Wort herauszubringen, was mir jedoch nicht gelang. Ich hatte das Gefühl, dass es sehr lange dauerte, bis ich einen einzigen Buchstaben aussprechen konnte. Plötzlich nahm ich sechs Autos nebeneinander, frei in der Luft schwebend, wahr. Hinter dem letzten Auto reihten sich mehrere, nur verschwommen sichtbare, kleinere Wagen aneinander. Ich sah meine Umgebung überfüllt mit Bilderrahmen. Nicht nur die Straßen, Autos und Lampen waren umrahmt, sondern auch ich erschien in einem Bilderrahmen und schaute mich selbst erstaunt an. Mich überkam ein eigenartiges Gefühl der Angst. Grundlos fürchtete ich, etwas zu verraten, etwas, von dem ich nicht einmal wusste, was es überhaupt war. Ich wandte mich dem Taxifahrer zu, um mich zu vergewissern, dass auch er das Gleiche sähe. Verdutzt fand ich auch ihn in einem Bilderrahmen, wobei er von einem Teller Würmer anstelle von Nudeln aß. Zwei andere Leute standen neben ihm in ihren eigenen Rahmen. Sie redeten beim Essen in einer Tour miteinander und boten mir, äußerst gastfreundlich, Würmer und Blut an. Ich weiß nicht, ob ich etwas davon nahm oder nicht, doch ich weiß noch genau, dass ich etwas fragte. Das heißt, ich hatte vor, etwas zu fragen, als die Bilderrahmen sich plötzlich in Luft auflösten. Dafür tauchten Treppen vor meinen Augen auf.

Nicht nur ein paar, sondern eine schier nicht enden wollende Zahl von Stufen erschienen unter meinen Füßen. Ich rieb mir mit der Hand die Augen, weil ich dachte, ich würde träumen. Aber nein, die Treppen hatten kein Ende. Bei diesem endlosen Hinuntersteigen fiel mir auf, dass die Treppen von unzähligen kleinen Kammern umgeben waren, die wie enge Betten nebeneinander aufgereiht waren. Da die Höhe dieser Kammern sehr niedrig war, musste ich mich bücken, um das Innere sehen zu können. Ich bemerkte, dass in den Kammern so etwas wie Schädel oder Skelette lagen. Kalter Schweiß lief mir über den Rücken. Ich seufzte:
»Oh mein Gott, wo auf der Welt bin ich hier?«
Ich starrte verängstigt auf die Skelette, als ich plötzlich einen kräftigen Schlag auf meinem Rücken spürte. Unwillkürlich wendete ich mich vor lauter Schmerzen um. Ein im Gesicht voller Kriegsbemalung, brutal aussehender und bewaffneter Soldat brüllte drohend:
»Geh runter, Hurensohn!«
Aus Angst vor einem weiteren Schlag, nahm ich zwei Stufen auf einmal, während ich herunterlief. Die Treppen waren noch nicht zu Ende, als ein anderer Soldat, kriegerisch bemalt wie der Erste, vor mir erschien. Seinen Gewehrkolben auf mein Knie schlagend, stieß er mich in einen Korridor und schrie:
»Arschloch, lauf nicht so schnell!«
Ich wollte seinem schmerzhaften Schlag ausweichen, als mich drei weitere Soldaten, die zwar nicht bewaffnet waren, aber genauso brutal wie die anderen aussahen, mit ihren Fäusten und Fußtritten empfingen. Ein paar Mal wollte ich nach dem Grund ihres Verhaltens fragen, aber bevor ich meine Gedanken in Worte fassen konnte, wurde ich von Schmerzen überwältigt. Nur “ Oh, Mama!“ war das Einzige, was ich über die Lippen brachte.

Irgendwann kam ich in einer Zelle wieder zu Bewusstsein. Mir tat alles weh. Meine Hände waren hinter dem Rücken gefesselt. Der

starke Harndrang zwang mich, zur Zellentür zu kriechen und mit dem Kopf darauf zu schlagen. Kurze Zeit später öffnete ein alter Wächter die Tür. Einfühlsam und freundlich sagte er:
»Oje, oje! Schau in welchem Zustand du bist, mein Junge! Was ist? Hast du Durst? Warte, ich hole dir sofort Wasser.«
»Toilette. Bitte, Toilette.«
Er entfesselte meine Hände, griff mir unter den Arm und schleppte mich von einem Korridor zum anderen. Irgendwann brachte er mich zum Klo.
Es ging nicht, ich konnte überhaupt kein Wasser lassen, obwohl ich einen schmerzhaften Druck auf der Blase hatte. Nach ein paar qualvollen Minuten spürte ich etwas Brennendes in meinem Penis. Blut schoss fontänenartig ins Toilettenbecken. Es kam so viel Blut, dass ich das Gefühl hatte, bald sterben zu müssen. Irgendwann hörte ich die gelangweilte Stimme des alten Wächters:
»Was treibst du denn da so lange? Komm endlich raus?«
Ich konnte nicht aufhören, Blut zu pinkeln. Es ging einfach nicht. Der Wächter brüllte nun:
»Anscheinend verstehst du meinen freundlichen Ton nicht. Komm endlich raus!«
Ich fürchtete mich davor, dass auch er mich, wie die brutalen Soldaten es getan hatten, verprügeln würde. Trotz des nicht enden wollenden Blutstroms aus meinem Penis, zog ich meine Hose hoch und mit großer Mühe verließ ich den Toilettenraum.

Ich hatte kein Zeitgefühl mehr, als irgendwann die Zellentür unerwartet geöffnet wurde, und zwei grobe Soldaten auf mich zukamen. Durch den Blutverlust und die starken Schmerzen war ich so geschwächt, dass ich nicht mehr auf den Füßen stehen konnte. Jeder der beiden Soldaten griff einen meiner Füße. So schleiften sie mich über den Boden von einem Korridor zum anderen, bis sie ein ziemlich großes, übelriechendes Zimmer erreichten. Der Gestank

nach Verfaultem war so stark, dass ich unwillkürlich erbrechen musste.
Ein Soldat, über mir stehend, nahm mich zwischen seine Beine und hielt mich so fest an den Haaren, dass ich vor einem eine Schutzmaske tragenden Mann, der hinter einem Tisch saß, knien musste. Der Mann sagte:
»Junger Mann, willkommen! Wie gefällt es dir hier?«
Vor lauter körperlichen Schmerzen konnte ich ihn nicht weiter ansehen, meine Augen schlossen sich.
»Arschloch, warum grüßt du ihn nicht?«, brüllte der Soldat, der mich zwischen seinen Beinen festhielt, und zog noch stärker an meinen Haaren. Ein für mich kaum hörbares „Hallo!“ kam aus meiner Kehle.
Der Mann mit der Schutzmaske deutete rechts neben sich an die Wand und fragte mich:
»Kennst du ihn?«
Ich schaute an die Wand. Eine verwesende Leiche hing mit beiden Händen an einem Haken, sodass die Füße den Boden berührten. Würmer wühlten in der ganzen Leiche herum. Ich schloss meine Augen und erbrach ein weiteres Mal. Ein harter Fußtritt traf meinen Brustkorb. Jemand brüllte:
»Antworte, Hurensohn!«
Ein Soldat, der bis jetzt neben seinem Kollegen gestanden hatte, trat nun vor mich. Auch er trug eine Schutzmaske. Er war dabei, mir weitere Fußtritte zu verpassen, als der hinter dem Tisch sitzende Mann zu ihm sagte:
»Das reicht ihm. Er wird gleich reden. Guck mal, Junge, dieser Leichnam ist von demjenigen, mit dem du dich verabredet hattest. Wenn du vernünftig bist, tun wir dir nichts. Nur ein paar Fragen und Antworten, dann bist du frei. Wenn du aber nicht vernünftig sein willst, verreckst du genau wie der Kerl hier. Nun sag mir, wo sich diese Nutte, die Studentin versteckt?«
»Ist sie eine Studentin?«

Der Mann, der das Verhör durchführte, bewegte sich ein bisschen mit seinem Stuhl vom Tisch nach hinter, schaute mich eine Weile zögernd an und fragte, ruhig wie zuvor:
»Du wusstest das nicht?«
»Nein, das wusste ich nicht, Herr. Ich habe sie kurz vor meinem Einzug zum Militär kennengelernt. Gerade habe ich meine Ausbildung absolviert und habe eine Woche Urlaub…«
»Wann hast du sie zuletzt gesehen?«
»Gestern, ich weiß nicht genau, vorgestern. Oh, am Abend, als man mich hierher brachte.«
»Wo hast du sie getroffen?«
»Vor dem Kino.«
»Warum dort?«
»Einen Tag zuvor kam sie zu uns nach Hause. Wir haben uns dann verabredet, ins Kino zu gehen. Sie hatte es anscheinend sehr eilig. Trotz meines Beharrens kam sie aber nicht ins Kino hinein. Sie sagte, sie sei in großen Schwierigkeiten und wolle nicht, dass ich darin verwickelt würde …«

Der alte Wächter öffnete meine Zellentür, brachte mir verschiedene Lebensmittel und sagte freundlich und lobend:
»Bravo, mein Junge! Das war sehr gut, dass du alles ausgepackt hast. Die Verhörer sind mit dir zufrieden. Wenn Gott will, wirst du wahrscheinlich bald freiegelassen. Nun iss mal tüchtig. Danach ruf mich. Ich muss dich zum Duschen bringen. Deine Wunden müssen behandelt werden.«

Er legte mir die Handschellen wieder an und brachte mich zum Badezimmer. Dort zog er sich ganz aus, selbst die Unterhose. Ich fragte ihn:
»Duschen Sie auch hier im Gefängnis?«
Ein freundliches Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Er antwortete:

»Es ist kein Unterschied zwischen hier und zuhause. Ich dusche mal hier, mal da. Ich habe den Auftrag, deine Wunden zu desinfizieren. Diese Seife hier ist extra dafür geeignet.«
Zuerst ließ ich nicht zu, dass er meine Verletzungen berührte. Darauf beharrend sagte er:
»Ich habe Erfahrung damit, wie man Wunden behandelt. Das ist hier eine meiner Aufgaben. Sie müssen unbedingt mit dieser Seife desinfiziert werden, sonst wirst du verrecken, mein Junge.«
Er führte mich, an den Händen gefesselt, unter die Dusche und ging mit der Seife über meinen Kopf und mein Gesicht. Meine Verletzungen brannten höllisch. Allmählich gewöhnte sich mein Körper an die Seife, und es brannte weniger. Durch den angenehmen Geruch der Seife verschwanden für einen Augenblick alle meine Schmerzen. Nachdem der Wächter mit der Desinfizierung meines Oberkörpers fertig war, zog er meine Unterhose herunter. Verschämt öffnete ich meine von Seifenschaum bedeckten Augen und wich etwas zurück. Er lachte laut und sagte:
»Hehe… he! Schäm dich nicht, mein Junge. Halte mich einfach für deinen Vater. Wir beide sind Männer. Da braucht man sich für das Nacktsein nicht zu schämen. Hehe… he! Ich muss leider deinen ganzen Körper desinfizieren, sonst entzünden sich deine Wunden und du verreckst daran, glaube mir doch, mein Junge!«
Der Seifenschaum brannte unentwegt in meinen Augen. Ich ließ zu, dass der Wächter meine Unterhose auszog. Kurz danach wich ich ihm wieder aus, denn er berührte mit seiner Seife meinen Hintern. Der alte Wächter lachte nun belustigt und laut. Das Echo seines Lachens wiederholte sich mehrmals im Badezimmer, wodurch ich das Gefühl bekam, es wären noch andere Leute im Raum. Ich öffnete meine Augen wieder. Ich fürchtete, es wären Soldaten anwesend, die vorhätten, mich zu vergewaltigen. Zum Glück war niemand außer ihm und mir da. Ich nahm mir vor, mit meinen Knien

und Füßen den Wächter zu erledigen, falls er mich vergewaltigen würde.
»Hab keine Angst, mein Junge. Ich, der alte Mann, kann doch gar nichts mehr. Verschwende keine Zeit. Ich muss deinen ganzen Körper desinfizieren.«
Meinen Hintern berührte er nun nicht mehr. Diesmal ging er mit seiner Seife von meinen Fußzehen bis zu meinen Oberschenkeln. Unwillkürlich bekam ich eine Erektion. Ich schämte mich. Der Wächter nahm meinen Penis in seine Seifenhand, ohne etwas zu sagen. Nun war ich total erregt.
Allmählich verstand ich nichts mehr. Nur noch die amüsierte Stimme des alten Wächters war zu hören:
»Fester! Fester … So einen großen und starken Penis habe ich noch nie erlebt …«

Vor der Tür wartete ein Militärauto auf mich. Einer der beiden Soldaten, die mich begleiteten, schob mich ins Auto und saß anschließend neben mir. Der Fahrer startete sein Auto und fuhr los. Seit geraumer Zeit hatte ich einen Kloß im Hals, mit einem Gefühl von Scham, Schande, Abscheu, Eckel, Hass und Sinnlosigkeit, das wie eine innere Selbstzerstörung, unaufhörlich an meiner Seele zehrte. Ich hatte den Drang, laut zu schreien, dass ich meine Freundin verraten und …
Tränen flossen mir aus den Augen. Mir war kalt. Eiskalt. Schluchzend zitterte ich am ganzen Leib.

Die Flucht

Ja, hier war es. An der Haltestelle gegenüber dem beschriebenen Gebäude sollte er auf sie warten. Die Frau stand tatsächlich dort. Beruhigt atmete er durch. Die ganze Zeit hatte er Sorge, nicht rechtzeitig zur verabredeten Zeit am Treffpunkt erscheinen zu können. Bevor er auf sie zuging, blickte er sich um. Alles sah aus wie immer. Er entschloss sich, die Straße zu überqueren und auf die wartende Frau zuzugehen. Plötzlich bemerkte er, dass ihm ein Polizist in Zivil entgegenkam. Seine Pistole konnte man deutlich unter seiner Kleidung erkennen.
»Hey! Sag ihr, dass sie umsonst wartet. Die Strecke ist stillgelegt«, sagte der Polizist. Ein Passant fühlte sich irrtümlicherweise angesprochen, ging auf die wartende Frau an der Haltestelle zu und führte die Anordnung des Beamten ordnungsgemäß aus. Mit einem flüchtigen Blick, der dennoch so etwas ausdrückte wie “Du bist erledigt“, ging der Polizist an ihm vorbei.
Jetzt durfte er auf keinen Fall zu der wartenden Frau hinüber gehen. Die Umstände waren nicht normal; er konnte aber auch nicht zurückkehren. Die Straße kannte er ganz genau. Stehen bleiben war auch zu gefährlich. Er ging zu dem ersten Haus, grüßte den Besitzer freundlich. Er kannte ihn bereits von früher. Sein Haus hatte eine Hintertür, die zu einer anderen Straße führte. Eine Tür, die stets verschlossen war.
»Ich bin in einer Falle. Die Hintertür …?«
»Hintertür? Welche Hintertür? Nein… Aber bleib doch eine Weile hier.«
Er wusste, dass es die Tür gab, aber der Besitzer wollte sie nicht öffnen. Bestimmt hatte er Angst vor den Folgen.

Er ging auch noch an einigen anderen Häusern vorbei. Es war aussichtslos. Eine Fluchttür in diesen Häusern zu suchen, war

aussichtslos. Ein anderer Bekannter kam ihm unerwartet entgegen. Mit seinem Blick zeigte er ihm, dass er über sein Dilemma Bescheid wusste. Er lief hinter ihm her. Eine Tür wurde geöffnet. Er trat hindurch. Vor lauter Eile schaffte er es nicht, hinter sich zu blicken. Daher bat er seinen Begleiter, nachzuschauen, ob jemand hinter ihm her wäre. Er lief zu der einzigen Tür, die ihn aus dieser höllischen Falle befreien konnte.
»Hey, gib mir zum Abschied deine Hand oder sag zumindest Auf Wiedersehen!«
»Es liegt doch nicht an mir. Sie könnten jede Sekunde hier erscheinen, und diese Tür kann mir nur ein einziges Mal Zuflucht bieten. Was nützt da Händedrücken, mein Freund? Was bedeutet denn Abschied?«

Er blickte nicht zurück. Seine Augen waren voller Tränen. Er hatte den Eindruck, ein Felsbrocken läge auf seinem Herzen, und es überkam ihn das Gefühl, nicht mehr zu existieren; weil er fortging, um vielleicht nie wieder zurückzukehren, nie wieder zu sehen, nie wieder gesehen zu werden.
»Aber mein Gott, warum denn nur? Warum? Was habe ich denn verbrochen?«

Die komische Schutzkleidung

Die Entscheidung, wann wir uns trafen, lag immer bei ihr. Sie rief mich an und teilte mir mit, wann sie kommen würde. Den Grund dafür habe ich nie erfahren. Sie wollte nicht, dass ich sie anrufe. Ohne Widerworte hielt ich mich daran. Bis auf einmal, nachdem sie sich eine längere Zeit nicht gemeldet hatte. Entgegen unserer Abmachung versuchte ich ein paar Mal, sie zu erreichen. Jedes Mal schaltete sich der Anrufbeantworter ein, woraufhin ich missmutig den Hörer auflegte.
Eine Zeit lang machte ich mir Sorgen um sie. Irgendwann aber fand ich mich damit ab, in der Annahme, sie wolle auf diese Weise die Beziehung zu mir wortlos beenden.
Ich weiß nicht, wie viel Zeit seit unserm letzten Treffen vergangen war, als ich feststellte, dass ich nur noch deprimiert zu Hause herumsaß und noch nicht einmal mehr Lust hatte, hinauszugehen, um Lebensmittel einzukaufen. Ich nahm mir vor, mich zuerst daran zu gewöhnen wenig zu essen und später überhaupt nichts mehr zu mir zu nehmen. War nicht das Leben, die Liebe, die Sehnsucht, der Tod und das Vergessen selbst eine Art Gewohnheit? Wenn ja, dann wäre es mir doch möglich, mich auch an den Hunger zu gewöhnen.

Seit einigen Tagen war eine Flasche Wein das Einzige, was noch in meinem Kühlschrank stand. Als ich den Korken herausziehen wollte, merkte ich, dass die Flasche schon einmal geöffnet worden war. Ich schaute die Weinflasche genauer an. Sie war noch zu einem Drittel gefüllt. Ich erinnerte mich daran, dass ich mit meiner Freundin von diesem Wein getrunken hatte, als sie das letzte Mal bei mir war. Versunken in diese Erinnerung, trank ich nun den Rest. Der Geschmack hatte sich etwas verändert, trotzdem wirkte der Wein bei meinem leeren Magen so stark, dass ich bald volles Verlangen nach meiner Freundin war.

Immer, wenn sie ein Glas Wein getrunken hatte, wurden ihre Lippen unheimlich anziehend und erregten mich. In Erinnerung an sie, hatte ich mir angewöhnt, Weißwein zu trinken. Nun stand die leere Weinflasche vor mir, aber wo waren nur ihre warmen Lippen?
Schwankend verließ ich meine Wohnung. Draußen fiel mir auf, dass sich niemand auf den Straßen oder Gehwegen befand. Als ob die Menschen vergessen hätten, wie gewohnt, aus ihren Wohnungen heraus zu kommen.
Ich beschäftigte mich eine Weile mit der Vergesslichkeit meiner Mitmenschen, als unvermittelt zwei Polizeiwagen vor mir bremsten. Das Aussehen der Polizisten löste bei mir einen Lachanfall aus. Statt einer Uniform trugen sie astronautenähnliche Kleidung. Sie hatten keine Waffen bei sich, dafür aber jeweils einen langen Schlauch in der Hand, verbunden mit einem ziemlich großen feuerlöscherähnlichen Behälter, den sie auf dem Rücken trugen. Ich sagte nichts. Ich lachte nur laut und unentwegt über ihre komische Ausstattung.
Vier astronautenähnliche Polizisten umzingelten mich nun. Ich konnte sie nicht hören, aber an ihrer Mimik merkte ich, dass sie miteinander kommunizierten. Da sie ärgerlich zu sein schienen, versuchte ich meinen Lachanfall zu unterdrücken. Plötzlich wurden die Schläuche auf mich gerichtet, und ich wurde von einer sehr kühlen Flüssigkeit von Kopf bis Fuß besprüht. Eine starke Müdigkeit und ein Taubheitsgefühl überwältigten mich, sodass das letzte Lächeln auf meinen Lippen gefror. Meine Augen blieben jedoch geöffnet, und ich konnte weiterhin alles sehen. Ich hätte die Polizisten sehr gern gefragt, warum sie sich so große Mühe damit gaben, mich auf einer Trage zu transportieren, statt mich einfach in ihr Auto zu bugsieren. Meine Lippen bewegten sich aber nicht. Ich wusste nicht, warum. Vielleicht hing es mit der Wirkung des alten Weins zusammen. Ich dachte an meine Freundin, an ihre anziehenden Lippen, die nach Weißwein schmeckten, und so fiel ich in tiefen Schlaf.

Irgendwann wurde ich in einer mir fremden Umgebung wach. Von den komischen, astronautenähnlichen Polizisten und ihren Autos und Tragen war nichts mehr zu sehen, jedoch schlenderten einige Passanten herum. Ich schrie:

»Hallo! …«

Zuerst lief eine Person, dann rannten mehrere Leute mit Freudenschreien auf mich zu. Sie waren noch nicht ganz dicht bei mir, als ich schon große Angst bekam. Ich schloss ein paar Mal meine Augen und öffnete sie anschließend wieder, in der Hoffnung, nicht richtig gesehen zu haben. Die Leute kreisten um mich herum, zeigten mit Zeigefingern auf mich und flüsterten, dabei sehr erstaunt aussehend:

»Neuankömmling! Neuankömmling!«

Mein erschreckter Blick schweifte von einer Person zur anderen. Jede hatte zumindest eine furchtbare, sich durch den Körper fressende Wunde an Füßen, Händen, am Kopf oder im Gesicht, welche ihr das menschliche Aussehen raubte. Mir wurde übel. Und ich erbrach.

Als sie mich in diesem Zustand sahen, entfernten sie sich frustriert von mir, als wären sie durch mich gerade wieder einmal ihres ausweglosen Unheils bewusst geworden.

»Atme tief ein und aus! Ganz tief! Bleib ruhig, gleich geht es dir besser!«

Diese Stimme kam mir bekannt vor. Erfreut wendete ich mich ihr zu. Auf dem Platz, an dem vorher die anderen gestanden hatten, stand sie nun, ja, sie, meine verlorene Freundin, mir direkt gegenüber. Ihre Hände und ihr Gesicht bedeckt von Wunden. Hilflos brach ich in bittere Tränen aus. Die furchtbaren körperzerfressenden Wunden begannen an ihrer linken Wange, bedeckten ihr halbes Gesicht und die ganzen Lippen, gingen über den Hals und zerfraßen einen Teil ihrer Brust.

»Deine Lippen? Mein Gott, deine Lippen?«, heulte ich und starrte ihre Augen an. Sie waren wie immer, schön und lieb, blickten dennoch traurig, sehr traurig.

»Du hast noch Zeit. Bevor dein Leib auch, wie die unseren, zerfressen wird, geh und besorge dir irgendwie eine Astronautenkleidung! Geh! Beeil dich!

Sie sagte nichts mehr. Gar nichts mehr. Sie blieb noch nicht einmal vor mir stehen. Wortlos ging sie fort.

Die Kloake

Der Vater der Kinder war vor einiger Zeit ums Leben gekommen. Mit ihrer verletzten Tochter im Arm schleppte sich die Mutter mühsam vorwärts und folgte ihrem jugendlichen Sohn, der sie hastig zu dem Schacht des städtischen Abwasserkanals führte. Die Kleidung der Drei war zerrissen, und ihre Köpfe und Gesichter waren verschmiert von Blut, Schmutz und Rauch.
Das Pfeifen von Schüssen und das bedrohliche Gebrüll einer Gruppe, die plötzlich wie giftige Pilze überall in der Stadt aus dem Boden geschossen war, hallten aus der Ferne wie aus der Nähe in den Ohren. Die junge Witwe konnte kaum glauben, dass eine ehemals geringe Anzahl von Extremisten, die mit der Überlegenheit ihrer Rasse und Religion prahlten, sich nun so vermehrt hatte und so stark geworden war, dass sie ohne Weiteres jeden Beliebigen angreifen und töten konnte. Sie plünderten sowohl Häuser als auch Geschäfte und steckten alles in Brand. Die anderen, die ehrlichen und friedvollen, die vorher die Extremisten als Pöbel bezeichnet, ausgelacht und ihre Vorhaben und Ideen lächerlich gefunden hatten, schlossen sich ihnen nun aus Angst, oder manchmal auch aus Bequemlichkeit an. Einige versteckten sich auch zu Hause, flohen oder wurden beraubt, verwundet oder getötet.

Der kleine Junge schrie plötzlich auf und blieb stehen. Seine Mutter hielt ihm daraufhin mit der Hand den Mund zu. Bis jetzt hatte der kleine Junge keine derartige nackte Grausamkeit so direkt aus der Nähe gesehen. Eine Leiche voller Blut lag vor seinen Füßen auf dem Boden und versperrte ihm, der so früh der Retter der Familie sein musste, den Weg.
»Sieh sie dir nicht an, mein Sohn! Lauf!«
Verstört ging er an der Leiche vorbei. Seine Mutter, die die ganze Zeit hinter ihm hergelaufen war, blieb einen Moment lang stehen

und sah sich die Umgebung an. Die Stadt hatte sich in eine wahre Hölle verwandelt. In jeder Ecke lagen Tote oder Verwundete.

»Lauf! Schau die Leiche nicht an! Aber wenn dein Blick auf sie fällt, hab keine Angst! Die Getöteten tun uns nichts mehr, mein Sohn. Vor den Lebendigen muss man Angst haben. Nur vor den Lebendigen.«

»Nein, ich habe überhaupt vor niemandem Angst, Mama. Komm.«

»Wasser! Wasser! Gebt mir einen Schluck Wasser …«

»Hilfe! Hilfe …«

»Au, bringt mich zum Krankenhaus! Ich verrecke …«

Man hörte einige der Verletzten schreien. Der Junge blieb, von Mitleid erfüllt, stehen und sagte:

»Mama, die leben noch.«

»Lauf! Wir können ihnen nicht helfen. Sie kommen!«

»Helft mir, ich verblute, um Gottes Willen! Ich bin Arzt. Helft mir doch!«

»Ich bin nicht schwer verletzt, ich wurde nur von einer Kugel ins Bein getroffen. Reicht mir die Hand …«

»Mama, lauf du weiter. Ich helfe ihm.«

»Nein. Geh nicht! Siehst du nicht, dass sie kommen?«

»Fangt sie! Lasst sie nicht entkommen!«, brüllte einer der Verfolger.

»Bieg bei der ersten Straße ab!«, rief die Mutter ihrem Sohn zu. Plötzlich wurde sie von einer Kugel getroffen und fiel unsanft zu Boden.

»Was ist mit dir, Mama? Warum bist du gefallen?«

»Leg dich flach auf den Boden, damit die Kugeln dich nicht erwischen! Wir müssen vorwärts robben … Bravo, mein Sohn! So ist es gut. Weiter vorwärts robben!«

»Zeig mir, was mit dir geschehen ist, Mama!«

»Es ist nur eine Platzwunde. Beweg dich, mein Sohn! Dafür ist keine Zeit.«

»Es bringt doch nichts, Mama. Hör die Kugeln. Tun wir einfach so, als ob wir getötet worden wären.«

»Noch ein kurzes Stück. Nur noch ein …«

Bevor die Verfolger kamen, lief die Mutter mit ihren Kindern von einer Straße zur nächsten. Einige Häuser standen in Flammen. Die Türen einiger anderer Häuser waren geschlossen. Sie blickte zu den Fenstern. Hinter ihnen bewegten sich Menschen.
»Mama, lass uns bei ihnen schellen. Vielleicht macht jemand auf.«
»Das tun sie nicht, mein Sohn. Bevor sie kommen, lass uns laufen!«
»Warum öffnen sie nicht, Mama? Warum eigentlich nicht? Was haben wir ihnen getan?«
»Was weiß ich? Sie werden so lange teilnahmslos bleiben und nur zuschauen, bis sie schließlich selber an der Reihe sind. Dann werden ihre Häuser, wie das unsere, in Brand gesteckt. Entweder werden sie geschlachtet, oder sie schließen sich ihnen an, wenn sie merken, dass sie unterlegen sind. Auf jeden Fall wollen sie jetzt nicht Partei ergreifen, weder für uns noch für die anderen.«
»Guck mal hier, Mama! Hier kann man rein …«
Der Junge zeigte auf einen Gully Deckel.
»Nein. Siehst du nicht, dass sie uns genau beobachten?«, erwiderte die Mutter.
»Zur Hölle mit ihnen! Lass sie uns doch beobachten! Du hast doch gerade gesagt, dass sie für niemanden Partei ergreifen. Komm, wir heben den Gully Deckel hoch!«
»Lass uns noch ein Stück weitergehen, mein Sohn! Schau … dort gibt es keine Häuser mehr. Beeile dich!«
»Hier ist es gut. Bevor sie kommen, heben wir den Gully Deckel hoch, Mama.«
»Komm! Verschwende keine Zeit! Dort ist es sicherer.«

Nachdem sie eine Weile in Richtung des Abwasserkanals der Stadt gelaufen waren, blieben sie vor einem der Gully Deckel stehen und hoben ihn unter großen Mühen hoch. Das Gebrüll der Extremisten und das Pfeifen der Kugeln kamen immer näher. Der Pestgeruch

der Kloake breitete sich aus, und die Stadt stank nach der überlegenen Rasse. Nach der überlegenen Rasse.

Die Trödelmarktverkäufer

In Gedanken war ich damit beschäftigt, eine Geschichte zu schreiben. Nein, besser gesagt, ich wollte eine Geschichte schreiben, von der ich noch kein genaues Konzept im Kopf hatte, als unvermittelt meine Mutter zu mir kam und sagte:
»Komm, lass uns kurz zum Trödelmarkt gehen! Ich habe gehört, dass der heute außergewöhnlich sei, und wir uns den auf keinen Fall entgehen lassen sollten.«
»Nein«, entgegnete ich. »Geh du da lieber alleine hin, Mama. Ich möchte zu Hause bleiben und in Ruhe ein bisschen nachdenken.«
»Was? Willst du wieder allein hier rumhocken und grübeln? Du übertreibst es damit noch völlig, mein Kind. Wie viele Jahre willst du denn noch allein sein und philosophieren? So wirst du nie einen Mann abbekommen. Komm …«
Ich hatte keine Lust mehr, mir ihr ständiges Nörgeln und Tadeln anzuhören. Deshalb entsprach ich, wenn auch widerwillig, ihrem Wunsch.

Sie hatte recht. Es war tatsächlich ein außergewöhnlicher Trödelmarkt. Reihenweise waren Container aus Metall aufgestellt worden. Wir betraten einen dieser Container, der von außen sehr klein wirkte. In einer Ecke erregten unzählige Schraubenzieher, Zangen, Muttern, Schraubschlüssel und Ähnliches meine Aufmerksamkeit. Ein paar Meter davon entfernt standen einige Fahrräder samt Zubehör. Bald stellte ich staunend fest, dass der Container nicht nur riesig groß war, sondern auch endlos lang zu sein schien. Soweit das Auge reichte, waren überall Motorräder, Autos und die dazugehörigen Ersatzteile zu sehen.
»Was für ein Trödelmarkt ist das hier, Mama? Wo kommen solche riesigen Container her? Guck mal, dieser scheint gar kein Ende zu haben!«, sagte ich zu meiner Mutter. Sie erwiderte:

»Ach… mein Kind, womit du dich schon wieder beschäftigst? Guck dir lieber die Männer an. Vielleicht könntest du dir heute einen von den besten hier angeln … Denk dran, falls du einem begegnest, der sich für dich interessiert, bloß nicht viel reden. Lass ihn reden und schau ihn einfach an. Lächle ihn an und nicke ab und zu zustimmend. Männer mögen schweigsame Frauen, weil sie selbst geschwätzig genug sind. Gott hat ihnen ein Stückchen mehr Gehirn gegeben, offenbar nur, damit sie Blödsinn erzählen und verzweifelt versuchen zusammenhanglose Dinge wie Erde und Himmel irgendwie doch zusammenzubringen.«

Überwältigt von den Eindrücken, die ich gewonnen hatte, verließ ich mit meiner Mutter den ersten Container. Als wir einen weiteren Container sahen, machte meine Mutter Anstalten, auch diesen zu betreten.
»Nein Mama, nicht jetzt. Lass uns bitte kurz an der frischen Luft spazieren gehen. Mir ist übel von dem Gestank der Reifen, des Leders und des anderen Krams.«
Meine Mutter gab nach, aber plötzlich griff sie meinen Arm und sagte aufgeregt:
»Dein Vater! Dein Vater! Sieh mal da …«
»Was ist los, Mama? Wer? Papa? Wo?«
»Da … guck mal!«
Vor der Tür eines Containers stand tatsächlich mein Vater. Wir gingen auf ihn zu. Meine Mutter sagte kein Wort. Ich grüßte ihn. Er wandte seinen Kopf zu mir und schaute mich erfreut an.
»Erkennst du deine Tochter …«, fragte ihn meine Mutter in leicht tadelndem Ton.
»Hallo Papa? Geht es dir gut? Bist du gesund?«, wollte ich wissen. Er antwortete immer noch nicht.
»Er ist anscheinend stumm geworden«, schimpfte meine Mutter. »Ach du meine Güte, er hat nichts zu verkaufen! Mann, was für

einen Irrsinn treibst du hier? Bist du wirklich da, um einen leeren Stand zu betreiben?«
Neugierig schaute ich mir den Innenraum des Containers an, vor dem mein Vater stand. Auch dieser war riesig und endlos wie der vorherige, mit dem Unterschied, dass dieser völlig leer war.
»Lass Papa in Ruhe, Mama! Seine Waren sind bestimmt noch nicht eingetroffen. Komm! Wir gehen weiter.«
»Was? Seine Waren sollen noch nicht eingetroffen sein? Ich kenne ihn doch. Er ist bettelarm. Seine Waren sind nur …«
Ich schaute mich um. Andere Verkäufer standen, desinteressiert an der Nörgelei meiner Mutter, in der Nähe. Auch sie sprachen nicht und hatten keine Ware auf ihrem Stand. Es war irgendwie unheimlich.
»Komm Mama, lass uns gehen. Bei Gott, mach bitte nicht wieder so ein Theater! Komm bitte!«
»Geh du allein. Ich komme gleich nach. Dein Vater muss …«
Ziemlich mitgenommen schlenderte ich an einigen Containern vorbei. Nach der Begegnung mit meinem Vater war mir eigentlich überhaupt nicht mehr danach zumute, meinen Spaziergang über den Trödelmarkt weiter fortzusetzen.

Eine Menschenmenge strömte unentwegt in einen der Container, andere Leute kamen wiederum heraus. Doch ein wenig neugierig geworden, näherte ich mich der Eingangstür. Von außen waren Bildschirme und Computer zu sehen. Die Menschen waren anscheinend von den Neuheiten der Technik begeistert. Ich verzichtete darauf, hineinzugehen.
Nicht mehr als ein paar Schritte entfernt sah ich einen Kugelschreiber vor meinen Füßen liegen. Ich bückte mich danach und hob ihn auf. Der Kugelschreiber war ziemlich alt, schrieb aber noch sehr gut. Ich erinnerte mich an die Geschichte, die ich eigentlich schreiben wollte.

»Ich muss sie niederschreiben, bevor ich sie vergesse», dachte ich. Dazu fehlte mir allerdings mein Notizblock.
Kurze Zeit später fand ich einen weiteren Kugelschreiber auf dem Boden, der genauso aussah, wie der erste. Dieser war nicht nur alt, sondern schrieb auch nicht mehr. Verärgert schmiss ich beide Kugelschreiber weg.

Ziellos spazierte ich weiter über den Trödelmarkt, bis ich plötzlich einen Container voller Bücher bemerkte. Ich ging hinein. Auch dieser Container schien, wie die anderen, riesig und von unendlicher Länge zu sein. Unzählige Bücher und Verkäufer waren dort. Überwältigt schaute ich mich um. Auf einmal fiel mein Blick auf einen Stand, der so leer zu sein schien, wie der meines Vaters. Der Mann hatte kein Buch zu verkaufen, stand aber dennoch da und lächelte mich an. Unüberlegt sagte ich zu dem jungen Verkäufer:
»Mein Vater verkauft „Schweigen“, was verkaufen Sie denn hier?«
Der junge Mann steckte seine Hand in die Tasche, holte einen Kugelschreiber hervor und hielt ihn mir vor die Augen. Verblüfft starrte ich auf den Kugelschreiber. Er sah genauso aus wie die beiden, die ich weggeschmissen hatte. Oh nein, das war bestimmt einer von ihnen! Aber … mein Gott, welcher von den beiden war es denn nur?

Die Namen

Es war eine ungewöhnliche Nacht. Außer einigen Polizeiautos, die ab und zu auftauchten, bewegte sich in der Stadt überhaupt nichts. Entweder schliefen die Leute oder sie schlugen ihre Zeit vor dem Fernseher tot.
Er hatte weder Lust zu schlafen noch konnte er sich dazu durchringen fernzusehen, daher verließ er seine Wohnung und ging eine Weile ziellos in der Innenstadt spazieren.
Auf einmal bewegte sich der Boden unter seinen Füßen. Er erschrak, weil er dachte, ein Erdbeben würde sich ankündigen. Schutz hinter einem Baum suchend, schaute er nun auf die Stelle, an der er zuvor gestanden hatte. Die Erdoberfläche hatte tatsächlich einen Riss bekommen und sah aus, als ob jemand oder etwas aus der Tiefe herauskommen wollte. Die Finger einer Hand wurden allmählich sichtbar. Er traute seinen Augen nicht und rieb sie daher ungläubig mit der Hand. In der Tat sprossen ein paar Meter von ihm entfernt auch noch andere Hände aus der Erde. Es dauerte nicht sehr lange, bis zunächst ein Kopf, dann der Hals und schließlich der ganze Oberkörper eines Wesens, das bestimmt einst ein Mensch gewesen war, auftauchten. Danach wuchsen ganze Körper mehrerer Wesen überall vor seinen Augen empor.
In seiner Hose breitete sich unvermittelt eine warme Nässe aus. Vor Angst erwog er den Gedanken, den Baum hinauf zu klettern, ließ es jedoch bleiben, weil jede auch noch so kleine Bewegung bestimmt die Aufmerksamkeit dieser unheimlichen Gestalten auf ihn lenken würde. Außer an der nassen Stelle, an der er wie angewurzelt stand, stiegen die Gestalten überall, soweit das Auge reichte, eine nach der anderen, aus der Erde. Sie trugen verstaubte aber dennoch bunte Kleidung und gingen alle gemeinsam in eine Richtung.

»O Gott, so viele außergewöhnliche Wesen hast du unter der Erde versteckt?«, flüsterte er ganz leise vor sich hin. Nachdem sich die unheimlichen Gestalten weit von ihm entfernt hatten, merkte er, dass er seine Arme um einen Baum geschlungen hielt, und seine Hose feucht geworden war.

»Tausend Dank! Sie tun wirklich niemandem etwas. Ganz harmlose Wesen. Mein Gott, wie kannst du nur so komische Wesen erschaffen? Sind sie vielleicht taub und stumm? Wohin gehen sie wohl?«, flüsterte er weiter.

Er ging ihnen nach. Eine Gruppe dieser Gestalten betrat ein Geschäft, ohne die Eingangstür zu öffnen oder sie zu beschädigen.

»Was? Unter so vielen Geschäften haben sie sich ausgerechnet eine Buchhandlung ausgesucht?«, dachte er.

Eine andere Gruppe stürmte in ein Geschäft, in dem Zeitungen und Magazine verkauft wurden.

»Ach, sie wollen bestimmt durch die Zeitung in Erfahrung bringen, was auf dieser Welt los ist!«

Plötzlich liefen einige Gestalten in schnellem Tempo in eine andere Richtung. Er begann ihnen nachzulaufen. Ein Teil von ihnen drang in ein Computerfachgeschäft ein und setzte sich sofort vor die Bildschirme. Er folgte dem Rest der Gestalten weiter. Nun stand er hinter ihnen vor dem Gebäude der Stadtbibliothek. Diesmal beschloss er, mit hineinzugehen.

Er näherte sich einer Gestalt, die ein Buch in der Hand hielt und es schnell durchblätterte.

»Hey! Was machst du denn da?«

Ohne ihm darauf eine Antwort zu geben, zerriss die Gestalt jegliche Seiten des Buchs, auf denen der Name des Autors geschrieben war, und steckte die Papierfetzen in den Mund. Neugierig schaute er sich ein paar andere Gestalten an. Alle konzentrierten sich darauf, die Namen der Autoren zu zerkauen.

Die Frau unterm Regenschirm

Es war ein äußerst angenehmes Gefühl, das mich überwältigte und vorwärts trieb. Mein Körper wurde auf eine sonderbare weise von einer unheimlichen Energie erfüllt. Ich folgte der Frau, die dies alles in mir ausgelöst hatte. Je länger ich ihr nachlief, desto mehr wuchs mein unstillbares Verlangen nach ihr. Ich entschloss mich, wenn nötig, dieser Frau sogar bis ins Jenseits zu folgen. Allein der Gedanke an sie, an sie, die wahrhaftig vor mir auf und ab flanierte, schenkte mir eine unbändige Lebenskraft.

Sie blieb stehen, was ich auch tat. »Was für ein Duft! Oh …«, berauscht summte ich vor mich hin. Das konnte nur ihr Duft sein, der Duft ihres einzigartigen Körpers, nein, ihres Daseins, ja, ihrer Anwesenheit. Ich entsann mich dadurch auch meiner eigenen Anwesenheit. Ich dachte, dass nicht nur ich in diesem Moment der ganzen Welt gehörte, sondern auch die ganze Welt in diesem Augenblick meine wäre. So besann ich mich aller Dinge, aller Wesen, aller Menschen, die ich jemals gesehen oder auch nicht gesehen hatte. Ja, ich liebte sie alle.
»Oh … was für eine Wonne, das Gefühl, mit allen Wesen verbunden zu sein. Gott muss ein erstaunlich glückliches Wesen sein, da er mit allen Menschen verbunden ist“, dachte ich wie beseelt.

Sie schlenderte weiter durch den Regen, im Schutz ihres Schirmes, ich wieder hinter ihr her. Allmählich machte mich das Gemenge in der Fußgängerzone unruhig und nervös.
»Was wäre, wenn ich sie unter so vielen Menschen plötzlich verlöre?«, fragte ich mich besorgt.
Kurz danach geschah unvermittelt genau das, was ich befürchtet hatte. Sie verschwand tatsächlich aus meinem Blickfeld. In diesem Moment streckte mir ein Bettler seine dürre Hand entgegen und bat

um eine kleine Spende. In der Eile schenkte ich ihm fast die Hälfte des Inhalts meines Portemonnaies. Der Bettler schaute erst mich und dann erneut das Geld verblüfft an. Ich ging hastig weiter an ihm und an den anderen Passanten vorbei.
Bald fand ich sie wieder. Sie lächelte mich an. Ihr Lächeln zeigte mir, dass sie auf mich gewartet hatte.
»Hey, mir gefällt dein Lächeln sehr!«, sagte ich.
Sie schwieg. Nein, vielleicht hatte sie doch etwas gesagt, was ich nicht mitbekommen hatte. Oder vielleicht hatte sie mich überhaupt nicht gehört?
Sie ging weiter. Beinahe wäre ich ganz dicht neben ihr gewesen, als eine alte Frau besorgt zu mir sagte:
»Oje! Sieh, wie nass du geworden bist! Geh nach Hause und wechsele deine Kleidung. Sonst erkältest du dich.«
Ich schaute kurz an mir herunter. Sie hatte recht, ich war klitschnass. Freundlich lächelte ich sie an und war im Begriff, ohne einen Wortwechsel meinen Weg weiterzugehen, denn ich war besorgt, dass die Frau mit dem Regenschirm auf einmal wieder verschwinden würde. Die alte Frau ließ mich aber nicht gehen.
»Bei diesem Wetter sollte man ohne einen Regenschirm nicht aus dem Haus gehen …«
»Ja, Sie haben recht«, sagte ich eilig. »Ich habe aber leider zurzeit nur diese Kleidung. Wissen Sie, mein Regenschirm ist verloren gegangen, mein Weg und mein Zuhause sind mir auch abhandengekommen. Bis vor ein paar Minuten hatte ich sogar mein Ziel verloren geglaubt. Das Letztere habe ich gerade, zum Glück, wieder gefunden. Gestatten Sie mir bitte, weiter zu gehen, bevor ich es wieder verliere.«
»Gott, oh Gott! Wie hastig er spricht! Wie er rennt …«

Es dauerte lange, bis ich sie wiederfand. Sie ging ruhig ihrer Wege, ohne dabei auf mich zu achten. Nach einer Weile drehte sie sich dann doch um und warf mir, ohne zu lächeln, einen kurzen Blick zu.

Allmählich fühlte ich mich von ihr enttäuscht, ohne den Grund dafür zu kennen. Ich fasste den Entschluss, so zu tun, als ob ich ihr nicht mehr folgen würde.
Schon bald bemerkte sie mein Verschwinden. Trotzdem ging sie unbeirrt weiter, wobei sie manchmal vor einem Schaufenster verweilte und ab und zu auch ein Geschäft betrat. Dicht hinter ihr verfolgte ich sie unermüdlich.

Vor einem Kino blieb sie stehen und sah sich die Werbeplakate an. Ihr Entschluss, eine Vorstellung zu besuchen, schien nicht endgültig festzustehen. Nach einer Weile kaufte sie sich aber dann doch eine Karte und ging hinein.
Kurz dachte ich nach; über ihre Unschlüssigkeit, ihre Gründe dafür und auch darüber, ob ich ebenfalls ins Kino gehen sollte. Was sprach eigentlich dafür? Was hatte ich da verloren? Was für einen Menschen hätte ich dort getroffen? Eine unbekannte Frau? War es angebracht, eine Frau, die man nicht kennt, in der Dunkelheit aufzusuchen, nach ihrem Namen zu fragen und …?
Ich entschloss mich schließlich, ebenfalls den Film anzusehen und nahm in der letzten Reihe des Saales Platz. Meine Gedanken waren jedoch überhaupt nicht beim Film. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, suchte ich unter den Zuschauern erneut nach der Frau.
Plötzlich kam der Platzanweiser auf mich zu, hielt seine Taschenlampe direkt vor meine Augen, bewegte sie mehrmals hin und her, und fragte:
»Leben Sie noch?«
»Nehmen Sie Ihre Taschenlampe von mir weg, Mann! Und ob ich noch lebe! Sehen Sie nicht, dass ich den Film gucke?«
»Verzeihung.«
Er ging zu einigen der anderen Zuschauer. Ich wollte hinter ihm hergehen, um mit Hilfe der Beleuchtung seiner Taschenlampe meine Suche fortsetzen zu können. Diesen Gedanken setzte ich

tatsächlich in die Tat um. Der Platzanweiser weckte einige der Kinobesucher auf. Eine Besucherin wurde offensichtlich nicht wach. Ich betrachtete sie genauer. Ihr Gesicht kam mir bekannt vor. Langsam näherte ich mich ihr. Es war die Frau, der ich gefolgt war. Der Platzanweiser hielt seine Taschenlampe auf die Wand und zeichnete mit dem Lichtstrahl ein Kreuz darauf. Kurz danach kamen zwei Angestellte. Still und gelassen fassten sie die Frau routiniert an Händen und Füßen und schleppten sie dann heraus. Das Licht der Taschenlampe leuchtete nun zuerst auf mein Gesicht dann auf den soeben freigewordenen Sitz. Auf Anweisung des Platzanweisers schlängelte ich mich an den Füßen der in den Film vertieften Zuschauer vorbei und setzte mich auf den leeren Platz.
Der Sitz war kalt, extrem kalt. Selbst bei der Berührung eines Eiswürfels hatte ich so eine Kälte noch nie zuvor erlebt. Ich war schockiert. Saß hier nicht bis vor Kurzem noch ein Mensch? Warum war der Sitz nur so ungewöhnlich kalt?

Ich bedauerte meinen Endschluss ins Kino gegangen zu sein. Das hätte ich hätte nicht machen sollen. Anfangs, als ich an der Eingangstür über die Unschlüssigkeit der jungen Frau nachgedacht hatte, sagte mir mein Gefühl, dass ich lieber nicht hineingehen sollte. Wieso war ich dieser inneren Stimme nicht gefolgt? Warum saß ich nun hier? Um jene Frau zu sehen, die sehr wahrscheinlich hierhin gekommen war, um in einen tiefen Schlaf zu versinken? Gut, als die Angestellten sie nicht wecken konnten und sie daraufhin wegschleppten, warum war ich ihnen nicht gefolgt? Was hielt mich davon ab? War es der Wille des Platzanweisers, der mich zu diesem freien Platz geführt hatte, oder war ich selbst, aus eigenem Antrieb, hier gelandet?
Ich war dabei, mich mit diesen Fragen zu quälen, als ich merkte, dass der neben mir sitzende Zuschauer seinen Kopf plötzlich an meine Schulter lehnte. In keiner Weise geneigt, mich mit jemandem

anzulegen oder ihn auch nur höflich aufzuwecken, redete ich mir ein:
»So bin ich, zumindest hier im Kino, wenigstens einem Menschen eine Stütze.«
Dann vertiefte ich mich in meine Gedanken über mich selbst, über die junge Frau, die weggetragen worden war, über den ermüdeten Sitznachbarn und über alle anderen schutzlosen Wesen dieser Welt.
Es dauerte nicht lange bis das Licht der Taschenlampe auf mein Gesicht gerichtet wurde.
»Gehört der Mann zu Ihnen?«
»Wieso? Nein. Wecken Sie ihn bitte trotzdem nicht auf. Er kann seinen Kopf ruhig auf meine Schulter lehnen. Es stört mich keinesfalls. Bestimmt ist er müde. Sehr müde sogar.«
Der Platzanweiser faste den benachbarten Zuschauer unter das Kinn und schüttelte ihn leicht. Er blieb regungslos sitzen.
»Lassen Sie sich bitte nicht stören. Es ist nicht wichtig. Gucken Sie Ihren Film ruhig weiter.«
Wieder wurde ein Kreuz mit der Taschenlampe an die Wand gezeichnet. Wieder kamen zwei Angestellte, befreiten meine Schulter, fassten auch diese Person wieder still und routiniert an Händen und Füßen, und schleppten den Mann hinaus.

Neugierig berührte ich den freigewordenen Sitz mit der Hand. Eisige Kälte durchzog wie ein starker Schmerz meine Knochen. Ich zitterte heftig. Plötzlich bemächtigte sich etwas wie Angst, wie ein Albtraum, oder wie der Tod persönlich, meiner. Ich versuchte, diesem Gefühl zu entgehen, indem ich mich nun mit dem Film beschäftigte. Ich vertiefte mich in die Handlung.
Wie weit war der Film schon gelaufen? Worum ging es überhaupt? Ach ja, da waren eine Frau und ein Mann. Es regnete. Die Frau unter dem Regenschirm lächelte dem Mann zu …

Der zweite Job

»Hallo! Wie geht's? Alles klar?«

»Hallo. Wie du siehst, lebe ich noch. Bist du wieder hier?«

»Ich muss einkaufen gehen. Ich dachte, ich komme kurz bei dir vorbei und sehe, wie es dir geht.«

»Ich weiß schon, worum es dir geht. Hier … Nimm und verzieh dich!«

Der Mann, der am Straßenrand auf seinem Klapphocker saß, nahm eine Schachtel Zigaretten und streckte sie der Frau entgegen. Sie war seine Schwester. Er vermied es, ihr in die Augen zu schauen.

»Was willst du denn noch? Warum stehst du denn immer noch vor meinem Stand herum?«

Die Frau war seine schlechten Launen gewohnt, daher tat sie so, als hätte sie ihn nicht gehört. Sie wechselte die halb volle Einkaufstüte, die sie bei sich trug, von einer Hand zu anderen, dabei streiften ihre Finger bewusst kurz ihre Haare. Mit einem kokettierenden Blick versuchte sie nun die Aufmerksamkeit der männlichen Passanten auf sich zu lenken, und brachte einigen von ihnen ihr aufgesetztes Lächeln entgegen. Der Straßenhändler zündete sich verbittert eine Zigarette an.

»Was ist aus deinem Buch geworden? Haben sie es angenommen?«

»Lass mich zufrieden! Du weißt selber, diese Ärsche verschieben es immer wieder aufs Neue und am Ende …«

Die Frau wandte ihren Blick von den vorbeilaufenden Männern ab, wurde ernst und unterbrach ihn:

»Du darfst nicht aufgeben. Irgendwann werden sie es annehmen. Es ist wirklich gut, was du schreibst.«

Er wusste, sie war keine, die ohne Grund lobte. Sie war Lehrerin. Seit ihrer Jugend hatte sie ein Gespür für Literatur. Nach ihrer Heirat

und der Geburt ihrer Kinder war sie gezwungen, für den Lebensunterhalt einen zweiten „Job“ anzunehmen.

Ein fremder Mann näherte sich seinem Stand und kaufte ein Feuerzeug. Seine Augen waren auf die Frau gerichtet. Die Frau, die eine Plastiktüte in der Hand hielt, legte diese neben ihrem Bruder ab.

»Krimskrams für zu Hause. Ich hole es später ab.«

Der Straßenhändler zündete sich erneut eine Zigarette an. Seine Schwester und der Kunde mischten sich, dabei miteinander redend, unter die Leute. Ein verkrampftes Lächeln erschien auf seinen Lippen. Es kam jemand und kaufte eine Schachtel Zigaretten.

Er starrte auf den Bürgersteig und die Passanten. Seine Aufmerksamkeit und Gedanken waren jedoch nicht auf sie gerichtet.

»Du darfst nicht aufgeben«, waren die einzigen beruhigenden Worte seiner Schwester, die in einer weitaus schlimmeren Lage war als er selbst, die er ab und zu hörte. Er nahm einen Kugelschreiber und den Notizblock aus seiner Tasche, und fing plötzlich an zu schreiben. Es war der Entwurf einer neuen Geschichte. Vielleicht würde diese Geschichte einem Verlag gefallen, vielleicht auch nicht. Aber zweifellos würde seine Schwester sich darüber freuen.

Das Feuerzeug

Nach den blutigen Niederschlagungen der letzten Straßenproteste bin ich seit langer Zeit zu einem Hausarrest verdammt. Die Situation meiner Freunde und Bekannten ist bestimmt nicht viel besser als meine Eigene. Von den meisten weiß ich überhaupt nichts, nur gelegentlich höre ich von gewaltsamem Verschwinden, erzwungenen Geständnissen, langen Haftstrafen ja und teilweise sogar von Hinrichtungen einiger von ihnen.

Seit Monaten besteht mein einziger Kontakt zur Außenwelt lediglich durch meine Mutter. Ihren Beobachtungen zufolge wird jedes Treffen, ja sogar jede Begrüßung in den Gassen und Straßen von unsichtbaren Kameras aufgezeichnet und verfolgt. Am schlimmsten ist die Kommunikation über das Telefon oder über die sozialen Medien; In kürzester Zeit brechen unbekannte Männer in Zivil in das Haus einer Person ein, schlagen sie nieder und verschleppen sie in geheime Gefängnisse. Nach diesen Entführungen gehen die Angehörigen der Opfer wochen- und monatelang immer wieder verzweifelt zu jeder erdenklich Polizeistation und zu allen Sicherheitsbehörden, um zumindest herauszufinden, ob ihre Lieben noch am Leben sind oder wo sie eventuell festgehalten werden.

Ein weiteres schockierendes und wirklich grauenhaftes Phänomen, das in diesen Tagen viele Angehörige von Gefangenen zutiefst beunruhigt, ist die Situation der Entführten, die das Glück haben, nach langer Zeit freigelassen zu werden. Nur wenige Tage nach ihrer Entlassung erleiden einige von ihnen einen Herzstillstand und sterben plötzlich daran. Einige andere begehen Selbstmord, ohne je vorher in ihrem Verhalten auch nur das geringste Anzeichen von Verzweiflung oder Depression gezeigt zu haben. Alle jung, gesund, voller Energie, Lebensfreude und Hoffnung für die Zukunft.

Diese Situation ermüdet mich schwer. Deshalb haben meine Mutter und ich beschlossen, nach reiflicher Überlegung, dass es das Beste sei, mich in eine andere Stadt zu begeben, um dort bei einem entfernten Verwandten Zuflucht zu suchen, bevor man bald auch mich gewaltsam entführt.

Bei Einbruch der Abenddämmerung verlasse ich mit leeren Händen, das heißt ohne Rucksack oder Koffer, das Haus und gehe so unauffällig wie möglich in Richtung Hauptbahnhof.
Als ich den Bahnsteig von dem mein Zug abfahren soll erreiche, nähert sich mir eine Bahnangestellte und fragt unvermittelt:
»Bist du hierhergekommen, um Selbstmord zu begehen?«
Verdutzt frage ich:
»Wie bitte?«
»Ich weiß, du willst nicht, dass jemand von deinem Plan erfährt. Du bist nicht der Erste, der zu diesem Zweck hierher kommt. Alle kommen, genau wie du, ohne Rucksack oder Koffer. Euer Aussehen verrät jedoch ganz offensichtlich, dass ihr dieses Lebens überdrüssig seid und es eilig habt, zu gehen. Aber der Zug, der jetzt kommt, ist für dieses Vorhaben wenig nützlich. Der danach ist sehr viel schneller und daher gut genug für den Sprung ins Jenseits. Hä… Hä… Hä… «
Als sie lacht, kommt der Spalt zwischen den beiden Vorderzähnen in ihrem Mund zum Vorschein. Ich empfinde tiefes Mitleid. Sehr wahrscheinlich reicht ihr Einkommen nicht aus, sich einen Zahnersatz leisten zu können. Ich entferne mich von ihr, damit sie nicht weiter mein Mitleid erregt.
Ich lege nur wenige Schritte zurück, als jemand, wie ich ohne Rucksack und Koffer, mit einer Zigarette zwischen den Fingern, auf mich zukommt und fragt:
»Hast du Feuer?«

»Ja«, antworte ich und greife in meine Tasche, hole mein Feuerzeug heraus und halte es ihm entgegen. Gleichzeitig spüre ich, wie sich mit einem leichten Schlag etwas Hartes in meinen Rücken drückt, und ein anderer Mann hinter mir sagt leise aber bestimmt und drohend:

»Keine Widerstände! Du kommst mit uns! Nur für ein paar Fragen und Antworten, dann bist du wieder frei.«

Ohne mich zu der drohenden Person umzudrehen, starre ich überrascht und zugleich fragend die Person an, die ihre Zigarette grade eben mit meinem Feuerzeug angezündet hat.

Während er den Rauch aus seinem Mund bläst, nickt er wiederholt mit dem Kopf und bestätigt die Aussage seines Kollegen. Unbewusst fällt mein Blick auf den herannahenden Zug. Der Raucher sagt mit sanfter Stimme:

»Natürlich werden wir dich nicht davon abhalten, wenn du dich vor den Zug werfen willst. Springe! Aber sei dir bewusst, dass die Geschwindigkeit dieses Zuges sehr gering ist. Du wirst nur gelähmt und lebenslang hilfsbedürftig sein.«

Mein Blick wendet sich wieder an mein Gegenüber und ich versuche trotz meiner inneren Anspannung möglichst ruhig zu antworten:

»Ich habe nie die Absicht gehabt, Selbstmord zu begehen. Auch jetzt will ich mich überhaupt nicht umbringen. Wer hat das denn behauptet? Ihr müsst mich bestimmt mit jemand anderem verwechseln.«

Der heftige Druck der Waffe des Mannes hinter mir lässt ein wenig nach. Der rauchende Beamte in Zivil sagt meinen Namen, mit der gleichen Sanftmut wie zuvor, und bietet mir seine Schachtel Zigaretten an:

»… Nimm dir eine und rauche! Es wird deine Nerven beruhigen. Wir wissen, dass du kein Verbrechen begangen hast. Ohne die Aufmerksamkeit der Anderen zu erregen, komm einfach mit. Nur für ein paar Fragen. Das wäre es dann. Selbstverständlich arrangieren

wir dir, nach deinem Wunsch, einen einfachen und schmerzlosen Selbstmord.«

Gefährlich

An dem Stiel einer einfachen aber jungen und zartgrünen Pflanze in den Auslagen eines Supermarktes hing ein Etikett mit folgenden Adjektiven: „Frisch. Wohlduftend.“
Viele Kunden übersahen diese Pflanze, manche nahmen sie wahr, gingen aber denn doch desinteressiert an ihr vorbei, einige von ihnen bestaunten sie andächtig und liebevoll, genossen ihren Duft einen Moment lang, und entfernten sich schließlich unentschlossen.
Ein paar Tage später wurde das bisherige durch ein neues Etikett ersetzt: „Wild. Geschmackneutral.“
Diesmal würdigte ihr kaum jemand eines Blickes, als ob da überhaupt keine frische, zartgrüne und wohlriechende Pflanze stünde.
Eine Weile blieb auch dieses Etikett an ihr hängen, bis es eines Tages wieder durch ein neues ersetzt wurde: „Fremd! Gefährlich!“
Es verging kaum eine Stunde, dass von der armen frischen und zartgrünen Pflanze nichts mehr übrig blieb, außer ihrem zertretenen, zerschundenen und zerstückelten Körper und dem letzten Etikett.

Der Schlaf

Mein Tagesablauf hat sich völlig verändert, nachdem ich die Hoffnung aufgab, jemals wieder eine Arbeit zu finden. Entweder verlasse ich, wie damals, als ich noch berufstätig war, morgens früh wie gewohnt meine Wohnung und komme spät abends zurück, oder ich bleibe den ganzen Tag über zu Hause und warte auf die Nacht, um dann unbemerkt von neugierigen Nachbarn, wie eine Fledermaus in der Dunkelheit zu verschwinden.

Überdrüssig und völlig genervt von diesem Arbeitslosendasein, von Arbeitgebern, von Nachbarn und von allen, die mich immer wieder in flüchtigen Gesprächen nach meiner Berufstätigkeit fragen, begebe ich mich auf nächtliche Spaziergänge über den Friedhof, anstatt zum Beispiel durch die Fußgängerzone zu laufen und mir dabei Schaufenster anzuschauen. Die nächtliche Stille beeinflusst mich so stark, dass ich meine Arbeitslosigkeit und sogar mein ganzes Leben darüber vergesse.

Gestern Nacht ermüdeten meine Füße, so wie meine Seele, nach einem endlos langen Spaziergang. Daher setzte ich mich neben ein Grab, auf dem eine Kerze in einem Glas brannte. Das Grab schien von einem ehemals wohlhabenden Menschen zu stammen. Ich entschuldigte mich bei der Seele des Verstorbenen für eine eventuelle Ruhestörung und versprach, hier nur ein paar Minuten still sitzen zu bleiben.

Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich schlief einfach ein. Normalerweise leide ich unter ständiger Schlaflosigkeit, das heißt, dass fast alle meine Sinne vierundzwanzig Stunden lang wach bleiben, auch wenn meine Augen vor Müdigkeit geschlossen sind.

Ich nehme stets alles um mich herum mit großer Intensivität wahr. Gerade deshalb bin ich des Wachseins, der Gedanken an das Wachsein und aller, die diese Schlaflosigkeit verursachen so überdrüssig. Mit dieser Überdrüssigkeit, ja, mit diesem Hass in mir, bete ich immer wieder vor mich hin:
»Lieber manchmal mächtiger Gott! Lasse mich bitte, bitte in einen tiefen und erholsamen Schlaf sinken, sodass ich diese verdammte Welt nie wieder erblicken muss!«
Jedes Mal, kurz nachdem meine Augen müde werden, und sich meine Lider geschlossen haben, wache ich schweißgebadet aus einem Albtraum über den sorgenvollen und stressigen Alltag auf.
Gestern Nacht verfiel ich neben dem Grab in einen sehr tiefen Schlaf, als hätte Gott mir meinen sehnsüchtigsten Wunsch tatsächlich erfüllen wollen. Aber nach einer Weile hörten meine verdammten Ohren dann doch unverhofft ein Schnarchen, sodass ich wieder wach wurde. Ich schaute verdutzt um mich. Niemand war zu sehen. Das Schnarchen hörte aber nicht auf. Bestürzt über mein spontanes Einschlafen neben einem Grab, stand ich auf, entschuldigte mich bei dem Verstorbenen und ging eilig davon.

Mein Leben lang habe ich versucht, niemanden zu stören oder Schaden zuzufügen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ich in meiner Kindheit beim Spazierengehen immer genau auf den Boden schaute, um nur ja auf keine Ameise zu treten.
Bevor ich mich entschloss, den Friedhof für meinen Spazierweg auszuwählen, hatte ich lange überlegt, ob ich nicht die in Ewigkeit ruhenden Seelen dadurch stören würde. Ich ging anfangs zögernd, Schritt für Schritt, mit Abertausenden Entschuldigungen dorthin. So betrat ich den Friedhof beim ersten nächtlichen Gang nur ein paar Meter, beim nächsten ein paar weitere Meter, bis ich irgendwann auf allen Friedhofswegen spazieren ging.
Bei allen nächtlichen Spaziergängen hatte ich bisher nie ein Schnarchen gehört.

Ich hatte mich noch nicht weit von dem erwähnten Grab entfernt, als ich mich umdrehte und zurückblickte. Dort, wo ich vorher in Schlaf versunken war, saß nun ein Mann. Merkwürdigerweise sah er so aus wie ich. Und es war kein Schnarchen mehr zu hören. Ich zog ernsthaft in Erwägung, zurückzukehren, um mir den Mann näher anzusehen, entschied mich jedoch dagegen. Es könnte sein, dass er auch, wie ich, nicht aufgeweckt werden wollte. Deshalb entfernte ich mich hastig.

Eine Weile setzte ich meinen Spaziergang fort. Sobald meine Füße wieder müde wurden, beschloss ich, nach Hause zu gehen, bevor ich wieder neben einem Grab einschlafen würde.
Bei der Rückkehr wurde ich von dem Bedürfnis getrieben, noch einmal an dem Grab vorbei zu gehen, an dem der Mann gesessen hatte. Als ich die Stelle erreichte, saß er immer noch dort. Ich musste mich ihm jetzt unbedingt nähern. Etwa einen Schritt entfernt von ihm blieb ich stehen. Im schwachen Kerzenlicht sah ich, mit meinen eigenen Augen, mich selbst dort schnarchend schlafen.

Der Gefangene

Ich gehe mit einem Freund spazieren und höre ihm dabei zu. Er ist ein sehr redseliger Mensch und hat zu vielen Dingen eine eigene Meinung. Seiner Ansicht nach ist die Ordnung der Welt und die Beziehung zwischen den Menschen tief traurig und zugleich beunruhigend, so sehr, dass man keinerlei Hoffnung auf eine auch nur geringfügig bessere Zukunft als die heutige hegen kann. Aus seiner Sicht waren und bleiben die Menschen immer Sklaven; Sklaven des Geldes, der Macht, der Religion, des Konsums, der Werbung, ihrer eigenen Vorstellungen … Ja, Sklaven der Systeme und Gesetze, nach denen sie leben. Jeder Wunsch, jede Handlung führt unweigerlich zum Untergang der Menschheit und damit letztendlich auch dieses Planeten.
Seinen oft durchaus berechtigten Worten zuzuhören, ist für mich gleichermaßen belastend und ermüdend; so sehr, dass ich mich manchmal frage, wie er mit einer so negativen Weltanschauung überhaupt leben kann.

Während des Spaziergangs nähern wir uns einem Baugelände. Um mich für einen Moment aus der düsteren Welt meines Freundes zu lösen, richte ich meinen Blick auf das Gebäude. Hinter dem Fenstergitter winkt mir ein Mann zu und ruft mich mit einer Handbewegung zu sich. Ich bitte meinen Freund, kurz innezuhalten, um zu sehen, was der Mann von uns will. Glücklicherweise verstummt mein Freund und blickt nun auch neugierig zu dem Mann. Dieser redet aufgeregt vor sich hin. Ich verstehe nur das Wort „Hilfe!“.
Mein Freund wird blass, und unruhig bittet er mich eindringlich, nicht zu dem Mann zu gehen, sondern einfach unseren Weg

fortzusetzen. Seine heftige Reaktion überrascht mich, doch um ihn zu beruhigen, stimme ich zu.
Wir sind kaum ein paar Schritte weitergegangen, da höre ich erneut den flehentlichen Ruf des Mannes. Diesmal schreit er laut meinen Namen. Verwundert drehe ich mich um. Ein anderer Mann nähert sich der offenbar mit mir bekannten Person. Ich kenne keinen der Beiden. Doch Stimme und Verhalten des verzweifelten Mannes wirken nun äußerst beunruhigend auf mich. In dem ich auf ihn zu renne, bitte ich meinem Freund, er möge kurz auf mich warten.

Um zu dem Mann zu gelangen, muss ich zunächst einen Zaun überwinden. Mit etwas Mühe schaffe ich es und frage:
»Was ist los? Was kann ich für Sie tun?«
Der Mann antwortet erschrocken etwas, was ich nicht verstehe. Ich sehe nur, wie der andere Mann, der sich ihm genähert hat, professionell wie ein Polizist, ihn in Windeseile fesselt. Während er ihn fortzerrt, droht er zornig in meine Richtung:
»Warte nur, ich komme gleich. Mit dir rechne ich auch noch ab!«
Der bedauernswerter Gefangene schreit weiterhin herzzerreißend um Hilfe. Eine Stimme in mir sagt, dass ich ihm im Moment nicht helfen kann; abgesehen davon stehe ich auf einem fremden Territorium. Ich bin nicht legal durch das Eingangstor, sondern über den Zaun hereingekommen; mit anderen Worten also ohne Erlaubnis eingedrungen.
»Ich muss hier weg! Ich muss sofort verschwinden! Aber der arme … Nein, ich darf nicht …«, sage ich mir und trete die Flucht an.
Im Weglaufen bemerke ich plötzlich, dass ich einen Schuh verloren habe. Am Zaun sehe ich ein Paar Schuhe stehen. Ich gehe auf sie zu, aber keiner der Beiden gehört mir. Mein rechter Fuß ist barfuß. Barfußlaufen ist seit Jahren für mich schmerzhaft und unmöglich. Panik überwältigt mich. Ich muss so schnell wie möglich weg von hier. Ich versuche, den rechten Schuh des fremden Paares anzuziehen. Doch beides sind linke Schuhe. Notgedrungen zwinge

ich meinen Fuß in einen von ihnen. Noch ehe ich einen Schritt gehe, denke ich: Ich trage einen falschen Schuh; einen, der mir nicht gehört. Plötzlich versagen mir die Beine. Ich bin wie gelähmt.

Verzweifelt und voller Angst suche ich den Freund, den ich vorhin auf der Straße jenseits des Zauns habe warten lassen. Keine Spur von ihm. Panisch rufe ich seinen Namen. Keine Antwort. Enttäuscht wimmere ich:
»Oh Gott, was ist das nur für ein Unglück? Der Mann, der eben noch meinen Namen rief und verzweifelt um Hilfe bat, das bin anscheinend ich selbst, der den Namen eines Freundes ruft und dringend seine Hilfe benötigt. Hilfe! …«

Das Geständnis

Seit einer ziemlich langen Zeit hockte ich zu Hause und verließ vor lauter Angst und Abscheu nie die Wohnung. Schließlich fasste ich eines Tages den Entschluss, mich aus diesem selbstgewählten häuslichen Exil zu befreien und wieder unter die Leute zu gehen.
Kaum hatte ich die Haustür hinter mir geschlossen und die Straße betreten, bremste auch schon ein Auto vor mir. Zwei Männer in Zivil stiegen aus, fesselten meine Hände und verfrachteten mich geschickt ins Auto. Ich folgte ihnen widerstandslos. Es war mir völlig gleichgültig, wohin sie mich brachten. Aus reiner Gleichgültigkeit fragte ich nicht einmal danach, wer sie waren oder was sie von mir wollten.
Erst im Gefängnis erfuhr ich von meinem angeblichen Vergehen. Ich musste laut lachen. Man klagte mich tatsächlich ernsthaft an, mich selbst in meiner eigenen Wohnung getötet zu haben. Erstaunt sagte ich:
»Meine Herren, diese Ihre Behauptung ist einfach lächerlich, denn zuvor, bevor ich für eine lange Zeit zum Stubenhocker wurde, hatten Ihre anderen Kollegen mich bereits einmal, wegen Selbsttötung auf der Straße, festgenommen, mich zur Genüge schikaniert, ungerecht behandelt und missbraucht, so sehr, dass ich jede Gasse, jede Straße und die Menschen darin verabscheute und ich mich für eine lange Zeit, bis vor wenigen Minuten, zu Hause verkroch. Bitte lassen Sie mich in Ruhe!«
Sie ließen jedoch kein bisschen locker. Sie meinten, dass sie mir früher oder später auf jeden Fall ein Geständnis entlocken würden. Verängstigt durch ihre Behauptungen und Drohungen versuchte ich wiederholt, sie geduldig und mit Gelassenheit irgendwie davon zu überzeugen, dass sie sich in meinem Fall, genau wie ihre Kollegen damals, im Irrtum befanden. Aber es schien, als hätten sie kein

Interesse daran, meine Worte und Argumente zu hören. Ihr Interesse galt einzig einem Geständnis.
Allmählich verlor ich die Geduld. Ihr Verhör zermürbte mich auf das Äußerste, daher sagte ich genervt:
»… Unabhängig von meiner Person, können Sie sich selber überhaupt vorstellen, dass sich jemand zu Hause umgebracht hat und jetzt hier quicklebendig mit Ihnen spricht? In diesem Land werden so unfassbar viele Morde begangen, nun, dann erklären Sie mich doch zum Verursacher von all diesen, damit ich Ihnen wenigstens auf diese Weise glauben kann, denn dann wüsste ich zumindest, dass ein Mord geschehen ist, ein Mord, dessen Täter Sie aus irgendeinem Grund nicht fassen konnten oder, Gott bewahre, nicht fassen wollten, und keine leichtere Beute gefunden haben als mich.«
Einer von ihnen, von dem ich später erfuhr, dass er ihr Chef war, bat seine Kollegen, ihre Augen zu schließen. Dann, außerhalb ihres Blickfeldes, gab er mir zornig eine schallende Ohrfeige, so dass es sich anhörte, als würde ein Telefon in meinem Ohr klingeln. Die Sekretärin, deren Augen verbunden und deren Bluse großzügig geöffnet war, rülpste laut und gelangweilt. Eine theatralische Stimme erklang im Raum:
»Das Geständnis beginnt!«
Ich sagte zu ihrem Chef:
»Herr, Sie brauchen sich nicht aufzuregen. Ich werde alles akzeptieren, was Sie sagen, auch ohne Ohrfeige. Sie haben recht. Das heißt, ich hatte recht. Ich bin der Mörder; mein eigener Mörder, Ihr Mörder, der Mörder eines jeden, der irgendwo in diesem Nirgendwo auf eine Mine tritt, dessen Hand den Abzug einer Waffe drückt, oder für den ein Waffenabzug gedrückt wird. Bitte notieren Sie auch alle Kriege und Blutbäder, die auf der ganzen Welt stattfinden, in meiner Akte. Ja, ich gestehe. Ich gestehe. Gut, jetzt erlauben Sie mir bitte, nach Hause zurückzukehren. Ich verzichte auf jede Gasse, jede Straße, jede Stadt, jede Menschenmenge und

auf … die ganze Gesellschaft! Es scheint, als sei jeder wohlwollende Blick auf sie ein Verbrechen.«

Ein nervöser Beamter fesselte meine Füße und zwängte mir gewaltsam etwas Ähnliches wie das Zaumzeug eines widerspenstigen Pferdes in den Mund. Dann gab er mir einen Bleistift in meine gefesselte Hand und brüllte drohend:

»Dreckiger Hund, du brauchst deine Schnauze nicht zu öffnen und dummes Zeug zu reden! Schreib alles von A bis Z auf!«

Ich wollte fragen, was ich schreiben sollte? Sollte ich schreiben, das heißt gestehen, dass ich ein dreckiger Hund bin? Sollte ich die Beziehungen und Regeln zwischen mir und ihnen und den anderen Tieren beschreiben? Aber welches Tier? Welche Art? Beziehungen und Regeln? Außer zu mir selbst, den ich nach ihrer Behauptung zu Hause getötet hatte, hatte ich doch keine Beziehung zu einem anderen Tier, außer jetzt, nach langer Zeit, diese ungewollte Beziehung zu ihnen.

Aber ein eisernes Zaumzeug lag in meinem Mund und auf meinen Zähnen, wodurch ich kein Wort herauszubringen vermochte. Mir fiel ein, dass sie vielleicht ein Geständnis über den Ort des Mordes von mir wollten. Ja, wahrscheinlich wollten sie das. Es war ihnen vermutlich sehr wichtig, endlich zu erfahren, ob ich meinen Mord zu Hause oder auf der Straße begangen hatte. Danach würden sie vielleicht meine Akte schließen und … ich wäre erlöst.

Ich sah mich einen Moment lang um. Plötzlich fühlte ich, dass ich mich an einem fremden Ort befand, einem Ort, der Wände hatte und einem Haus ähnelte, aber überhaupt kein Haus war. Der Ort sah nach Straße aus, aber es gab keine Merkmale einer Straße darin. Ich wurde traurig, sehr traurig, und ich schrieb auf das Papier:

»Mein Gott, mein Gott, ich beschwöre dich beim Leib deines Sohnes Jesus, sei zumindest einmal ein lieber Gott und verlass mich nicht, wie du einst deinen Sohn verlassen hast. Ich sehne mich so sehr nach ihm, nach meinem Zuhause, nach der Straße, nach

meiner Mutter „Mari“ und nach … allen harmlosen und liebenswürdigen Menschen.«

Die Sekretärin der Vernehmer rülpste erneut. Ihr Chef nahm eine Zeitung auf, ohne Notiz von ihr zu nehmen. Ich starrte ihn fragend an. Er hatte die Füße auf dem Tisch ausgestreckt und gab vor, einen wichtigen Artikel zu lesen. Ich dachte, die Zeitungen hätten vielleicht über meinen angeblichen Mord berichtet, deshalb versuchte ich, den Namen der Zeitung herauszufinden. Aber sie war verkehrt, die Zeitung war verkehrt. Sah ich verkehrt herum oder hielt der Chef sie so verkehrt?

Einer von den Vernehmern zog brutal an meinem Zaumzeug. Ich wollte stöhnen: »Autsch… meine Zähne!«, aber seine zornige Stimme drang in mein Ohr:

»Du Hurensohn, hör auf mit deinem „Mein Gott, mein Gott und Sehnsucht, Sehnsucht!“ Jeder von uns hier ist dein Gott. Wir sind sehr gut über alle deine Gedanken, Taten und sogar deine Gefühle informiert. Das Zaumzeug deines Schicksals liegt in unseren Händen. Wenn du nicht zur Hölle fahren willst, gestehe! Gestehe, und zwar sofort!«

Ich sah, dass diese menschenähnlichen Kreaturen, mit ihren scharfen Zähnen, wirklich alle hier selbsternannte Götter waren. Verängstigt, gedemütigt und verwundet zugleich versuchte ich, folgsam wie ein Menschenkind zu sein, damit mir nicht alle Zähne ausfielen; daher schrieb ich:

»… Sagen Sie mir bitte, was soll ich schreiben? Ohne Gewalt und ohne Zwang werde ich es mit ehrlichem Interesse schreiben.«

Ein Vernehmer riss mir das Papier aus der Hand und schrie glücklich:

»Das ist es!«

Dann zeigte er den Zettel zuerst der Sekretärin, die sich nun anscheinend für ihr Rülpsen schämte und meine ausgefallenen, zerbrochenen Zähne mit der Hand vor ihren Mund hielt, dann allen

Kollegen einem nach dem anderen, und schließlich der hochwohlgeborenen Person des Chefs.

Der Chef legte die Zeitung beiseite, als er meine Notiz sah. Ich nutzte die Gelegenheit und sah verstohlen, dass das Zeitungspapier völlig weiß war. Ich starrte einen Moment auf ihn, einen Moment auf die Zeitung und einen Moment auf mein Papier, das vor ihm lag. Die Sekretärin rülpste wiederholt, dieses Mal aber ununterbrochen und lauter denn je. Die Kollegen drehten sich alle tadelnd zu ihr um. Der Chef wollte etwas sagen, aber er tat es nicht; ich las es in seinem Blick. Ich verstand jedoch nicht, ob es sich auf mich, auf sie oder auf die Kollegen bezog. Ich drehte meinen Kopf auch zu ihr. Ich sah, dass der Kopf der Sekretärin gesenkt war, und ohne etwas zu sagen, kaute sie mit ihrem Mund; vermutlich meine Zähne, schmatz … schmatz …

Mir fiel ein, dass das Schreiben normalerweise die Beschäftigung untätiger Menschen wie sie ist, und dass ich durch mein Schreiben eine arme Sekretärin um ihr Brot bringen würde. Und wie ungerecht das wäre? Ich seufzte und bereute, auf die Straße gegangen zu sein, und sagte mir:

»Siehst du, sogar dein Atmen schadet anderen. Nun, klammerst du dich immer noch an dieses Elend, das man „Leben“ nennt!«

Ich spürte, wie meine stramm gefesselten Füße furchtbar schmerzten. Ich blickte den Chef an. Sein Blick ruhte immer noch auf dem meinen. Mit meinem Blick ließ ich seinen Blick wissen, dass ich etwas schreiben wollte. Man gab mir das Blatt Papier von eben zurück. Nichts war darauf geschrieben. Ich staunte. Wo … wo … war dann die Tinte hin, die Tinte meiner vorherigen Notiz, jener paar Worte, jenes Satzes, jener Frage, jener Ankündigung meiner Bereitschaft für ein eventuelles Geständnis?

Vorsichtig, aber leserlich und besonders deutlich schrieb ich auf das Papier:

»Ich bin entsetzt; entsetzt, über den grausamen Lauf der Dinge, zutiefst entsetzt bin ich, entsetzt.«

Plötzlich traf mich der fürchterlich schmerzhafte Schlag von so etwas wie einem Elektroschlagstock am Bein. Daraufhin erfüllte das Geräusch einer Kettensäge den Raum. Gleichzeitig durchzuckte ein starker, unerbittlicher Schmerz den Knochen dieses Beins. Zugleich zog der Knochen desselben Fußes so hart und erbarmungslos, dass ich mir vorstellte, etliche Schlangen würden sich zischend um meinen Kopf und Körper schlängeln. Ich verlor das Bewusstsein, wie ein lebloser Körper.

Als ich nach einigen Minuten wieder zu mir kam, strich ich schnell das Geschriebene, aus Angst vor einer Wiederholung dieser Qual, durch, und versuchte, neu, kurz und prägnant zu schreiben. Mit einer gefesselten Hand, die vor Taubheit und Schmerz zitterte, schrieb ich schief, krumm und unleserlich: „Geständnis“. Dann setzte ich einen Punkt daneben, und es wurde: „Geständnis.“ In diesem Moment, verzweifelt und benommen, bemerkte ich, dass einer meiner Füße nicht mehr bei mir war. Meine Augen suchten unwillkürlich danach. Ich sah, wie einer der Vernehmer mit drei Füßen den Raum verließ. Der Schmerz zerriss mich. Heulend wimmerte ich unverständlich:

»Soll der Hund doch den Fuß fressen!«

Zweifellos hatte niemand verstanden, was ich sagte, denn das Zaumzeug im Mund hinderte mich daran, auch nur ein Wort deutlich auszusprechen.

Die Sekretärin entschuldigte sich und mit einem offensichtlichen Brechreiz rannte sie zur Toilette. Ein Vernehmungsbeamter lockerte mein Zaumzeug ein wenig. Nach dieser Großzügigkeit spürte ich, dass das Zaumzeug zumindest an meiner Zunge und an den Zähnen nicht mehr so scheuerte. Der Schmerz war aber immer noch unerträglich. Um der Intensität dieses Schmerzes zu entkommen, versuchte ich, mich mit dem Schicksal meiner Zähnen und meines Fußes zu beschäftigen:

»Fuß, Fuß, mein abgetrennter Fuß, allein und ohne mich, wohin bist du gegangen? Zähne, Zähne, meine Zähne …«

Es dauerte nicht lange, da klingelte das Telefon. Der Chef nahm den Hörer ab und tauschte lachend Freundlichkeiten mit jemandem aus. Die Sekretärin kehrte sehr bald in den Raum zurück. Plötzlich sah sie unwiderstehlich attraktiv und bezaubernd aus, sodass alle sie lüstern anstarrten.

Der Drucker, der an den Computer auf dem Tisch angeschlossen war, begann geräuschvoll, zahlreiche Blätter auszuspucken. Der Chef, der immer noch in das Telefongespräch vertieft war, nahm sie nacheinander der Sekretärin ab und sah sie durch. Mir fiel ein, dass ich nur ein paar Zeilen auf ein einziges Blatt Papier geschrieben hatte. Und nun all diese Papiere? Im selben Moment trat eine andere attraktive junge Dame, in einem körperbetonten weißen Kittel mit einer um den Hals hängenden Brille, kokettierend, ein. Ein Hund begleitete sie. Alle Köpfe drehten sich wie verzaubert, sinnlich und lechzend nach ihr um, selbst der Kopf der Sekretärin. Ich gab den Gedanken an das Schicksal meines Fußes und meiner Zähnen auf und fragte mich:

»Wer ist das denn? Ein Pornostar? Eine Ärztin? Eine Krankenschwester? Eine Laborspezialistin? Nein, vielleicht keines von alldem. Sie sieht eher aus wie eine Chefköchin oder eine Metzgerin. Jedenfalls ist sie ein Teil dieses höllischen Verhörapparates. Es lohnt sich überhaupt nicht, dich mit ihr zu beschäftigen. Konzentriere deine Gedanken auf ihren Begleiter, auf das liebenswerte Geschöpf, das du immer geliebt hast, damit du den Schmerz vergisst!«

Sobald mein Blick auf den Hund fiel, sah ich, noch verwunderter als zuvor, dass das Tier meinen abgetrennten Fuß zwischen den Zähnen hielt. Mit einem liebevollen Blick bedeutete ich ihm:

»Lass es dir schmecken! Lass nicht zu, dass auch nur ein Stück meiner Haut, meines Fleisches und meiner Knochen an diese Vernehmer gelangt!«

Der Hund verstand meinen Blick und bellte dreimal. Daraufhin fiel mein Fuß aus seinem Maul. Er tat mir leid, ich habe Tiere immer mehr gemocht als Menschen, weil …

Die aufgedonnerte junge Dame im weißen Kittel setzte ihre Brille auf, hob meinen abgeschnittenen Fuß vom Boden, schwenkte ihn kokettierend kurz in der Luft und legte ihn dann auf den Schreibtisch des Chefs. Schwerfällig ließ ich meine Augen um den Tisch und um meinen Fuß kreisen. Mein Blick blieb bald auf einem der auf dem Tisch ausgebreiteten Papiere hängen. Meine Unterschrift war darauf. Nicht mit der Hand, sondern mit dem Fuß schien ich den gesamten unausgesprochenen Text eines erzwungenen Geständnisses bestätigt zu haben.

Vor völliger Entkräftung fielen meine Augen zu. Während meiner Ohnmacht schoss ein Flüstern in meinen Kopf:

»Du, der Entsetzte über den grausamen Lauf der Dinge, hier ist deine Signatur! Sig…na…tur…«

Identität

Schweißgebadet wachte er auf und blickte sich voller Panik um. Es dauerte einige Sekunden, bis er wahrnahm, dass er sich in den vier Wänden seines eigenen kleinen Zimmers befand. Ganz allmählich kam er ein wenig zur Ruhe. Nacht, Schlaf, Tag, Wachsein, Arbeit, Sehnsucht und überhaupt das ganze stressige Leben waren für ihn nichts als ein Albtraum, ein einziger nicht enden wollender Albtraum.

Ohne Hoffnung auf Rückkehr hielt er sich schon seit einiger Zeit an einem fernen Ort auf, welcher einer sicheren Insel glich. Doch er konnte dort keine Ruhe finden, denn wenn man ihn nach seinem Namen fragte, krampfte sich sein Herz zusammen, seine Augen flackerten unruhig hin und her, eine ausgeprägte Schwäche und Kraftlosigkeit übermannten seinen ganzen Körper, und wie sehr er sich auch bemühte, er konnte sich nicht an seinen Namen erinnern. Manchmal sagte eine Stimme tief in seinem Inneren:
»Sag: Diskriminierung, Unterdrückung, Festnahme, Folter, Völkermord, Hinrichtung, Krieg, Bombardierung, Zerstörung, Obdachlosigkeit, Mafia, Religion, Markt, Macht, Politik … Nein, sag eventuell: Erderwärmung, Dürre, Hungersnot, Durst, Brot, Wasser … Nein, nein, sie können es sich nicht vorstellen. Sag doch einfach: Mein Name ist Schule, Unterricht, Hausaufgaben, Rechnen, Geometrie, Geografie. Und vielleicht, vielleicht sag so etwas wie: Mein Name ist Erde, mein Name ist Stein, mein Name ist Ich, mein Name ist Du, mein Name ist Wir, mein Name ist Mensch Mensch Mensch … mein Name ist Ihr Ihr Ihr …«
Doch egal wie sehr er sich auch bemühte, er konnte seine Gedanken nicht in Worte fassen.

Immer wieder mischte er sich nach langem, angstvollem, Rückzug erneut unter die Leute. Irgendwie mochte er sie und hätte gerne gewusst, wie es ihnen ging und über was sie sich so den Kopf zerbrachen. Nun versuchte er sogar, den Blickkontakt mit ihnen zu meiden, damit sie ihn nur nicht nach seinem Namen fragten. Damit sie nicht fragten, woher er komme, was er suche, wann er zurückkehre. Doch wer auch immer er war, wie fremd, wie fern und wie unbekannt auch immer, er war dennoch ein Mensch und hatte Ähnlichkeiten mit ihnen. Und Menschen überall auf der Welt werden manchmal füreinander interessant. Sie schauen einander an, lächeln sich zu, sagen „Guten Tag!“, tauschen ein Wort, einen Satz, oder sogar ein Gefühl aus. Und das war gut so. Es wäre gut, wenn auch er mit einigen von ihnen Kontakt hätte; mit ihnen über das Wetter, über den Wind, den Regen, die Bäume oder über viele andere belanglose aber auch über bedeutsame Dinge des Alltags sprechen könnte. Vor allem aber brauchte er dafür seinen Namen; er musste sich an ihn erinnern, er musste sich beim Kennenlernen vorstellen können. Wie könnte man denn ohne Namen und Identität unter Menschen leben?

Als der Wecker klingelte, stand er auf, duschte hastig, aß eine Kleinigkeit und eilte widerwillig zu seinem Arbeitsplatz. Unterwegs, sobald er die ersten Passanten sah, sagte er sich:
»… Ich hoffe, dass niemals, nirgendswo auf der Welt, einer dieser Menschen von einem solchen Albtraum heimgesucht wird!«

Der Blumenstrauß

Im letzten Moment bestieg er den noch stehenden Bus. Die ersten Sitzreihen waren schon vollständig besetzt, nur ein Doppelsitz, auf dem eine alte Dame am Fenster saß, war noch frei. Er rückte seinen schweren Rucksack auf der Schulter zurecht und fragte höflich, mit einer Geste auf den freien Platz deutend:
»Darf ich mich vielleicht neben Sie setzen?«
Die alte Dame antwortete freundlich:
»Ja, das dürfen Sie sehr gerne. Ist dieser Blumenstrauß mit den wunderschönen roten Rosen für mich?«
»Oh, nein. Tut mir leid. Der ist für meine Frau. Sie kriegt jeden Donnerstag den gleichen Blumenstrauß von mir, seit sechzehn Jahren.«
»Schade! Er ist wirklich sehr schön. Ihre Frau wird sich darüber bestimmt richtig freuen. Aber warum jeden Donnerstag?«
»Ich habe meine Frau an einem Donnerstag kennengelernt; daher muss dieser Tag der Woche bei all dem Alltagsstress für uns ein besonderer immer Tag werden.«
»Wirklich Rührend! Mir bringt leider schon seit Jahren niemand mehr einen Blumenstrauß, geschweige denn einen mit roten Rosen. Mein Mann ist leider schon vor achtzehn Jahren verstorben. Er war ein sehr lieber Mensch. Danach habe ich keinen Mann mehr gefunden, der so gut war wie er, bis ich schließlich die Männer ganz aufgegeben habe. In dem Wohnblock, in dem ich lebe, bin ich mit drei Frauen befreundet, die fast so alt und allein sind wie ich. Gelegentlich gehen wir zusammen aus, setzen uns irgendwo hin und trinken Kaffee. Außer ihnen habe ich niemanden mehr auf dieser Welt. Mutterseelenallein. An den meisten Tagen, wenn ich gerade keinen Arzttermin habe, fahre ich wie jetzt mit diesem Bus bis zur Endstation. Dort steige ich in einen anderen Bus um und

fahre auch mit dem bis zur Endstation. Danach nehme ich denselben Weg zurück. Immer Haltestelle für Haltestelle, für Haltestelle. Immer weiter, weiter und weiter. Immer näher, näher und näher. Entschuldigung, falls ich Ihnen Kopfschmerzen bereitet haben sollte. Vergessen Sie bitte nicht, rechtzeitig auszusteigen! Wie heißt denn ihre Station?«

Kurz darauf erblickte er an der U-Bahnstation, beim Umsteigen, aus der Ferne ein vertrautes Gesicht. Er war sich nicht sicher, ob es wirklich die Person war, die er meinte. Er hatte ihn seit einigen Jahren nicht gesehen. Trotzdem fasste er sich ein Herz, ging auf ihn zu und rief ihn beim Namen:
»… Bist du das?«
»Ja, ich bin's. Hast du mich denn nicht erkannt?«
»Deine Haare, wie lang du sie hast wachsen lassen!«
»Ja. So wie deine Haare in deinen jungen Jahren. Was hast du denn mit deinen gemacht?«
Er fuhr sich mit der Hand über seinen glatten, kahlen Kopf und sagte scherzhaft:
»Meine Haare? Der Wind hat sie einfach davongeweht.«
Er war aus seiner Heimatstadt. Sein Bekannter war etwa zehn Jahre jünger als die alte Dame, neben der er zuvor im Bus gesessen hatte. Er erkundigte sich nach Frau, Kindern und eventuellen Enkeln. Allen ging es offenbar gut.
»Was gibt es Neues aus unserer Heimatstadt?«
»Ich bin schon lange nicht mehr dort gewesen. Alle Freunde und Verwandte sind inzwischen verstorben. Wenn du da bist, siehst du kaum mehr ein bekanntes Gesicht. Die meisten Straßen und Gebäude erkennt man so wie so nicht mehr. Alles hat sich inzwischen stark verändert, Alles. Die Stadt mit den ärmlichen Lebensverhältnissen der Menschen zu sehen, bricht einem wirklich das Herz, und das erst recht bei meinem ohnehin schon schwachen Herzen! Warst du inzwischen wieder einmal da?«

»Nein.«
»In all diesen Jahren immer noch nicht?«
»Genauso ist es.«
»Seltsam. Vielleicht ist es besser so. Wo wohnst du denn überhaupt momentan? Warum hört man nichts mehr von dir? Wir sind inzwischen umgezogen. Wir haben jetzt auch einen kleinen Garten, einen sehr schönen kleinen Garten. Jedes Jahr pflanzen wir jede Menge Tomaten, Gurken und Kräuter darin an. Wenn du Zeit und Lust hast, komm uns doch mal besuchen. Wir würden uns sehr freuen. Vor einer Woche wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Ach, ach, ach! Die haben mich dort wirklich ganz zerlegt. In zwei Wochen muss ich wieder …«

Als er sich von seinem Bekannten verabschiedet hatte, schnürte ein schwerer Kloß ihm Kehle zu. Es war, als hätte er nach all den Jahren der Trennung, für einen Augenblick wieder in seiner Heimatstadt verweilt; in einer Heimat, die für ihn längst keine Wirklichkeit mehr war, sondern nur noch Erinnerung. Eine traumhafte, nebulöse und unendlich ferne Erinnerung. Versunken in eine tiefe innere Traurigkeit, sagte er zu sich selbst:
»Auch ich gehe immer Haltestelle für Haltestelle, für Haltestelle. Immer weiter, weiter und weiter. Immer näher, näher und näher. Aber nicht dem Anfang entgegen, sondern leider dem Ende; mehr oder weniger wie all die fremden Menschen auf dieser Welt.«
Nachdenklich ging er weiter. Er ging erneut in Richtung eines Blumenladens; den Blumenstrauß, der eigentlich für seine Frau bestimmt war, hatte er der einsamen alten Dame geschenkt.

Der ungewöhnliche Gast

Die Frau saß gelangweilt mit ihrem Mann vor dem flimmernden Fernseher auf einem abgewetzten Sofa im Wohnzimmer. Als sie ein Geräusch von draußen hörte, blickte sie neugierig zur Tür und sagte zu ihrem Mann:

»Von draußen kommt irgendwo ein Geräusch. Hörst du das auch?«

Der Mann, den Blick immer noch starr auf den Bildschirm gerichtet, brummte müde und missmutig:

»Ach, das bildest du dir nur ein. Draußen ist nichts.«

Die Frau lauschte einen Augenblick konzentriert, sagte dann entschlossen:

»Ich meine es ernst. Ich höre da etwas. Lass uns rausgehen und nachsehen, was da los ist.«

Der Mann erwiderte:

»Ich höre auch etwas. Aber das sind sicher die Stimmen der Schauspieler. Nimm das nicht ernst; es ist keine Wirklichkeit, sie schauspielern bloß.«

Die Frau warf einen widerwilligen Blick auf den Fernsehbildschirm. Sie war so angewidert von dem Flimmerkasten, dass sie manchmal am liebsten aus dem Haus geflohen wäre oder das Gerät kurzerhand einfach durchs Fenster geworfen hätte. Sie horchte erneut. Das Geräusch war noch immer zu hören. Gähnend sagte sie:

»Film oder Wirklichkeit, was macht das heute noch für einen Unterschied? Wenn du nicht mitkommst, gehe ich eben allein«, setzte sie hinzu und stand auf.

Der Mann erhob sich notgedrungen ebenfalls, während sein Blick weiterhin am Fernseher hängen blieb. Die Frau ging hastig zur Tür und fragte:

»Wer ist da?«

Ein Geräusch wie das Scharren auf einer rauen Oberfläche war zu hören. Der Mann sagte selbstgefällig:
»Habe ich doch gesagt, da ist nichts. Das ist nur das Rauschen vom Fernseher der Nachbarn. Ihr Empfang ist wieder mal sehr schlecht. Komm, lass uns unseren Film weiterschauen.«
Die Frau sagte, jetzt noch entschlossener:
»Nein. Das Geräusch kommt nicht vom Fernseher. Du hörst wohl nicht mehr gut. Es kommt ganz eindeutig von draußen, direkt hinter dieser Tür. Lass mich die Tür öffnen, damit wir sehen, was los ist«, und sie griff nach der Türklinke.
Der Mann kam ihr zuvor, packte rasch ebenfalls nach der Klinke und hielt sie fest.
»Nein, nein! Mach bitte nicht auf! Wie du selbst schon gesagt hast, Film oder Wirklichkeit, das macht keinen Unterschied mehr. Und außerdem, was geht es uns an, ob der Fernseher der Nachbarn schlecht empfängt oder ob tatsächlich jemand vor der Tür steht? Komm, wir schauen weiter unseren Film.«
Das Geräusch, das nun nicht mehr wie ein Scharren, sondern eher wie die Regungen eines lebendigen Wesens klang, wurde lauter. Die Frau bekam es mit der Angst zu tun. Es war spät in der Nacht, die Gassen menschenleer. Zögernd bat sie ihn:
»Du hast recht. Eben weil es keinen Unterschied mehr macht und es auch keine Bedeutung hat, ob es Wirklichkeit oder Film ist, komm und mach bitte die Tür auf, damit wir sehen, was dort draußen eigentlich für ein Film läuft!«
Der Mann dachte einen Moment lang über die Worte seiner Frau nach. Sie hatte recht; was spielte es überhaupt noch für eine Rolle? Im Fernsehen gab es außer den erschütternden Nachrichten über Waldbrände, Dürre, Hungersnot, Krieg und Blutvergießen kaum etwas anderes, der Rest war alles nur Film, nichts als Film und Fiktion. Die Fernsehsender versuchten in einem geradezu lächerlichen Wettbewerb, seine Aufmerksamkeit so sehr auf sich zu ziehen, dass er seine alltäglichen Sorgen darüber fast vergaß. Als

gäbe es in der wirklichen Welt keine Preise, die nicht nur von Tag zu Tag, sondern sogar von Moment zu Moment stiegen, keine Krankheiten, die einen zermürbten, und kein Verblassen der Hoffnung auf die Zukunft.

Ein schiefes Lächeln huschte über seine Lippen. Zögernd drückte er den Türgriff ein wenig nach unten. Noch bevor sich die Tür ganz geöffnet hatte, schlüpfte eine vollkommen durchnässte Katze durch den schmalen Spalt und rannte laut maunzend ins Haus.

Der Mann erschrak. Auch die Frau war zunächst verblüfft wie er, fing sich aber schnell wieder und brach in ein schallendes Gelächter aus:

»Oh, diese Katze! Diese Katze! Die ist wohl vor dem Fernseher ihres Besitzers geflohen!«

Der Koffer des Freundes

Mir ging es eigentlich sehr gut. Ich arbeitete bei einem angesehenen Verlag; eine Arbeit, die für mich nicht nur ein Beruf, sondern eine Art Identität war. Meine Freundin und ich führten in einer modernen, komfortablen Wohnung ein ruhiges gemeinsames Leben. Unsere Wochenenden verbrachten wir mit Freunden, Feiern, Musik und Tanz. Zwei oder dreimal im Jahr bereicherten Reisen unser unbeschwertes Dasein in dieser chaotischen Welt. Alles schien auf trügerische Weise stabil zu sein, bis die zunehmende und flächendeckende Verbreitung von E-Books den Markt für herkömmliche Papierbücher herausforderte.

Glücklicherweise reagierte unser Verlag im Gegensatz zu vielen anderen schnell. Durch gezielte Investitionen passte er sich dem aktuellen Buchmarkt an und profitierte für eine kurze Zeit sogar von diesem Wandel. Wir hatten diese Krise gerade erst überstanden, als neue Fortschritte und Errungenschaften der Künstlichen Intelligenz beim Schreiben von Texten uns Lektoren neuen Ärger bereiteten. Plötzlich traten Autoren mit flüssigen und teils besser als durch uns lektorierten Texten, nun voller Stolz an den Verleger heran, die bis gestern noch mit rohen und fehlerhaften Manuskripten auf unsere fachliche Arbeit angewiesen waren.

Eines Tages übergab mir mein Chef das neue Werk eines Autors, der schon seit Jahren mit uns zusammenarbeitete, zur Bearbeitung. Während des Lektorats bemerkte ich mit Erstaunen, dass der Text sehr sauber, flüssig und nahezu perfekt war. Ungläubig las ich ihn, nun mit noch größerer Sorgfalt, erneut durch. Es gab nichts zu korrigieren. Überrascht ging ich zum Chef und sagte:

»… Der Stil dieses Werkes unterscheidet sich wie Tag und Nacht von seinen anderen Arbeiten. Es ist überhaupt kein Lektorat nötig. Es scheint, als hätte er neuerdings sowohl die Grammatik gründlich

studiert als auch die Mühe auf sich genommen, mehrere erfolgreiche klassische Romane von Anfang bis Ende zu lesen!«
Mein Chef schüttelte widersprechend den Kopf und sagte mit besorgtem Ton:
»Nein. Ich wünschte, es wäre so! Er hat mir erzählt, dass er seinen Roman nicht mehr allein schreibt. Den Großteil der Arbeit erledigt die Künstliche Intelligenz für ihn. Die bittere Folge ist, dass nicht nur unser Verlag, sondern auch fast alle anderen Verlage inzwischen keine Lektoren mehr benötigen. Du weißt selbst sehr gut über die aktuell schlechte Lage des Buchmarktes Bescheid. Es gibt so wenige Leser und die Konkurrenz ist so groß, dass wir diese Firma kaum noch über Wasser halten können. Einige unserer Teilhaber haben sogar schon vorgeschlagen, Insolvenz anzumelden. Leider habe ich die undankbare Aufgabe, dich davon in Kenntnis zu setzen, dass es besser wäre, wenn du dir auf dem Arbeitsmarkt einen anderen Job suchen würdest…«
Plötzlich trat mir kalter Schweiß auf die Stirn. Es war, als hätte sich der Boden unter meinen Füßen aufgetan und ich würde in eine dunkle, leere Tiefe stürzen. Jahrelange Arbeit, Erfahrung und Expertise, ja sogar meine eigene Identität waren nun vom Winde verweht.

Als ich nach Hause kam, war meine Freundin noch nicht von der Arbeit zurück. Mit einem unterdrückten Kloß im Hals setzte ich mich auf das Sofa und starrte deprimiert auf mein Bücherregal. Ich hatte sie alle gelesen, jedes einzelne, Zeile für Zeile und Seite für Seite bis zum Ende, manche sogar mehrmals. Plötzlich fiel mein Blick auf den Namen eines Buches jenes Autors, dessen jüngstes Werk ich vor wenigen Stunden im Büro gelesen hatte. Wütend stand ich auf, nahm es in die Hand und überflog die zwei ersten Seiten. Nicht nur die Zeichensetzung, sondern auch die meisten Formulierungen und die Atmosphäre waren mein Werk gewesen. Wie von Sinnen begann ich, alle Seiten herauszureißen. Dann nahm ich ein anderes

Buch aus dem Regal, dessen Lektor ich auch gewesen war. Ich zerriss jede einzelne Seite und machte dann mit den anderen Büchern weiter.
Ich weiß nicht, wie lange ich damit beschäftigt war, die Bücher zu zerfledern, bis plötzlich ein Schrei in meinen Ohren widerhallte:
»Was ist passiert? Warum zerreißt du im Dunkeln die ganzen Bücher?«
Ich drehte mich nach der Stimme um. Meine Freundin hatte das Licht im Zimmer eingeschaltet und sah mich voller Angst, aber zugleich auch mit großer Sorge an. Ich blickte um mich herum; der gesamte Zimmerboden war mit zerfetzten Büchern übersät. Der unterdrückte Kloß in meinem Hals platzte. Ich brach in heftiges Schluchzen aus.

Die ersten Tage der Arbeitslosigkeit verbrachte ich mit dem Gefühl der Benommenheit und der Taubheit. Nachts fand ich bis spät in die Puppen keinen Schlaf. Immer wieder nahm ich ein Buch zur Hand und begann zu lesen. Doch mein Blick glitt nur von einer Zeile zur nächsten, ohne dass ich die Bedeutung der Worte erfasste. Morgens erwachte ich, wie gewohnt, um sechs Uhr zeitgleich mit meiner Freundin. Wenn sie eine Stunde später zur Arbeit ging, flüchtete ich wieder ins Bett. Den ganzen Tag Grübeleien, den ganzen Tag Überdruss, den ganzen Tag Sinnlosigkeit.
Nach einer Woche umarmte mich meine Freundin morgens, als sie dabei war, das Haus in Richtung ihres Arbeitsplatzes zu verlassen, und sagte:
»Schatz, ich möchte, dass ich mich abends, wenn ich nach Hause komme, wie früher eine halbe Stunde auf dich freue und ständig auf die Uhr schaue, wann du wohl heimkehrst. Bitte versuche, nicht den ganzen Tag in der Wohnung zu bleiben, oder zumindest nicht da zu sein, wenn ich zurückkomme, damit mein psychisches Gleichgewicht nicht zusammenbricht.«

Dann drückte sie flüchtig ihre Lippen auf meine und ging hastig davon. Ohne ein Wort zu sagen, kehrte ich fassungslos ins Bett zurück. »… mich auf dich freue … damit mein psychisches Gleichgewicht nicht zusammenbricht.« Diese Sätze hämmerten wie schwere Schläge pausenlos auf meinen Verstand ein. »… O je, es scheint, als würde ich ihr schaden! Die Arme leidet unter meinem Zustand«, sagte ich mir und lag in diesen Gedanken versunken im Bett. Bald suchten mich die chronischen Grübeleien, der Überdruss und die Sinnlosigkeit wieder heim, unter denen ich schon seit Tagen litt. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustand verharrte, bis ich plötzlich zu mir kam und merkte, dass es schon Mittag war und ich den halben Tag lang, anstatt zu schlafen, nur die Zimmerdecke angestarrt hatte. Ich ekelte mich vor mir selbst. Ich stand auf und ging unter die Dusche. Ich beschloss, entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, kalt zu duschen. Nach einem kurzen Moment unter dem kalten Wasser sprang ich hervor, zog mich schnell an und verließ ziellos die Wohnung.

Wenig später bemerkte ich, dass ich mich meinem alten Arbeitsplatz näherte. Erschrocken änderte ich meine Richtung. »Wo sind nur meine Gedanken? Warum zur Firma, verdammt nochmal? Ich bin doch entlassen worden«, sagte ich mir und beschloss spontan, meine Eltern zu besuchen.

Ich verbrachte einige Stunden bei ihnen. Beide waren bestürzt, von meiner Arbeitslosigkeit zu hören. Meine Mutter tröstete mich und meinte, ich würde sicher bald in einem anderen Verlag Arbeit finden. Mein Vater hingegen übte harsche Kritik:

»… habe ich dir nicht gesagt, du sollst dein Studium nicht abbrechen? Du hast nicht auf mich gehört und behauptet, du hättest deinen Traumberuf gefunden. Selbst wenn du dein Studium beendet hättest, hättest du doch diesen Beruf gewählt. Deine Mutter ist Zeugin: Ich habe oft gesagt, Junge, Bücher zu lesen und die Texte anderer zu korrigieren, ist kein richtiger Beruf, eher eine brotlose Kunst. Das kann doch wirklich jeder Idiot. Beende dein

Studium, dann kannst du wenigstens als Lehrer verbeamtet werden. Jetzt bade die Sache auch aus. Du bist achtunddreißig Jahre alt, hast bis jetzt keine Familie gegründet, hast keinen Abschluss, keinen Job. Das nennt man wohl Versagen auf der ganzen Linie…«
Meine Mutter stärkte mir den Rücken:
»Halt den Mund! Ein Versager warst du selbst. Meckere nicht so viel an meinem Kind herum! Ja, als du achtunddreißig warst, hattest du Beruf, Frau und Kind, aber die Hälfte deines Einkommens hast du für Saufereien und andere Ausschweifungen ausgegeben. Hätte ich dir die andere Hälfte nicht mit Gewalt abgenommen und wäre nicht selbst arbeiten gegangen, hätte unser Leben nicht funktioniert. Wenn mein Sohn aus der Schule kam, ist er losgerannt und hat entweder in einem Restaurant oder an einer Tankstelle gearbeitet oder anderen Kindern Nachhilfe gegeben. Wenn du kein Versager gewesen wärst, hättest du nicht zugelassen, dass dein Sohn gleichzeitig lernen und zusätzlich arbeiten musste. Er hat die Uni abgebrochen, weil er seine Ausbildung selbst finanzieren musste. Mein Kind stand, genau wie seine Mutter, immer auf eigenen Beinen und hat eine Arbeit gefunden. Er wird wieder eine finden. Warte ab, du wirst sehen!«
Verärgert über das Genörgel meines Vaters verabschiedete ich mich nur von meiner Mutter und machte mich auf den Heimweg. Unterwegs beschloss ich, mich sofort bei fünfzehn Verlagen zu bewerben. Fünfzehn Bewerbungen symbolisch für fünfzehn Jahre verlorene Erfahrung in einem Beruf, der nun kein Beruf mehr war, in der Hoffnung, dass es vielleicht doch noch möglich sei, bei einem anderen Verlag Arbeit zu finden und damit meinem Vater zu beweisen, dass meine Entscheidung damals richtig gewesen war.
Nachdem ich die Bewerbungen abgeschickt hatte, spazierte ich noch einige Stunden umher. Am Abend kehrte ich, wie früher, genau eine halbe Stunde nach meiner Freundin nach Hause zurück. Als sie mich sah, kam sie mir erfreut entgegen. Erst küsste sie mich liebevoll, dann nahm sie mich fest in den Arm und sagte aufgeregt:

»Ich liebe dich, Schatz! Ich liebe dich wie eh und je. Endlich bist du nach einer Woche mal aus dem Haus gegangen. Du glaubst nicht, wie glücklich du mich damit gemacht hast.«

Ich erzählte ihr vom Besuch bei meinen Eltern, wobei das Genörgel meines Vaters natürlich von mir zensiert wurde. Die Nachricht über die fünfzehn Bewerbungen überraschte sie positiv.

In dieser Nacht gingen wir wieder gemeinsam ins Bett. Seit etwa einer Woche hatten wir nicht mehr miteinander geschlafen. Ein starkes Verlangen nach körperlicher Nähe brodelte in uns beiden. Wir begannen liebevoll wie immer, doch als es darauf ankam, versagte meine Standfestigkeit plötzlich. Panik ergriff mich. So etwas war mir noch nie passiert. Meine Freundin sagte verwundert: »Oh! Was ist passiert? Gerade eben war er doch noch wach! Lass mich mal sehen …«

Glücklicherweise erwachte er bald wieder. Wir begannen von vorn, aber …

»Es ist nichts Wichtiges, Schatz. Das wird wieder. Es ist sicher der starke psychische Druck dieser Tage. Lass mal … schau ihn dir an! Jetzt ist er wieder wach … ach Gott, jetzt schläft er schon wieder! Was hat er nur heute Nacht?«

Am Morgen verließen wir gleichzeitig das Haus. Sie in Richtung Arbeit, ich in Richtung Arztpraxis.

Auch der Arzt war der Meinung, es gäbe keinen ernsthaften Grund zur Sorge. Der psychische Druck durch die Kündigung, die Angst vor der Arbeitslosigkeit und der daraus resultierenden ungewissen Zukunft hätten eine vorübergehende erektile Dysfunktion verursacht.

Einige Monate vergingen, doch auf keine einzige meiner fünfzehn Bewerbungen erhielt ich eine Antwort. Auch mein Körper versagte weiterhin im entscheidenden Moment, was meine Angst noch steigerte. Ich beschloss, mich nach einem anderen Beruf umzusehen. Ich meldete mich bei einem Institut an, um den Taxischein zu machen. Das war der einfachste Job, dem ich mich

gewachsen fühlte, und er hätte mein zweitliebster Beruf sein können, denn beim Warten auf Fahrgäste gab es immer wieder Zeit, in einem Buch zu lesen. Ich musste eine Weile den Unterricht besuchen. Nach ein paar Tagen merkte ich jedoch, dass ich aufgrund mangelnder Konzentration nichts von dem Stoff verstand. Obwohl ich viel Geld für die Anmeldung und das Material ausgegeben hatte, brach ich die Ausbildung ab.
Schließlich hielt meine Freundin es nicht mehr aus und wollte, dass wir eine Zeit lang getrennt lebten. Schockiert von ihrer Entscheidung überließ ich ihr die Wohnung mitsamt der Einrichtung und zog notgedrungen und verzweifelt wieder bei meinen Eltern ein.
In jenen Tagen war ich psychisch so am Ende, dass ich zunächst nicht konnte und später, auf dem schwierigen Wohnungsmarkt, gar nicht mehr nach einer Wohnung suchen wollte. Zudem wurde die Anwesenheit meines Vaters für mich allmählich unerträglich. Deshalb sagte ich meiner Mutter eines Tages, dass ich für eine Weile verreisen würde. Ich nahm meinen Rucksack und auch meinen Schlafsack und begann, erst in zwei anderen Städten, dann aber in meiner Geburtsstadt, als Obdachloser zu leben. Natürlich hatte ich Freunde, die mir zweifellos geholfen hätten, wenn sie von meiner Lage gewusst hätten, aber ich schämte mich zu sehr, auch nur einen von ihnen zu kontaktieren.

Nach etwa drei Jahren der Obdachlosigkeit erhielt ich mit Hilfe einer Wohltätigkeitsorganisation ein eigenes kleines Zimmer. In der Folgezeit gelang es mir durch die wirksame Beratung einer Sozialarbeiterin, die dort tätig war, meinen Kopf unter den Trümmern des schwersten Scheiterns meines Lebens hervorzuziehen und wieder vorsichtig Kontakte zu anderen Menschen zu knüpfen. Schließlich rief ich einen meiner alten Freunde an und erzählte ihm meine Geschichte. Ich sagte ihm, dass ich vorerst keinen Kontakt zu meinen anderen Freunden und Bekannten wünsche. Auch würde ich keinerlei Hilfe von ihm

annehmen, außer dass wir uns, wie früher ein oder zweimal im Monat in einem Café zusammensetzen und ein wenig plaudern könnten.

Aus persönlichen Gründen nenne ich diesen Freund B. Wir beide sowie ein weiterer gemeinsamer Freund namens K hatten damals zusammen die Zeit am Gymnasium verbracht. Die einzigen Gemeinsamkeiten zwischen mir und ihnen waren die guten Noten und das Interesse am Lesen von Büchern, insbesondere Romanen. Da sie aus wohlhabenden Familien stammten, verfügten sie über deutlich mehr Möglichkeiten und hatten mehr gemeinsame Interessen; ihre Beziehung zueinander war dadurch auch deutlich enger und tiefer. Im Gegensatz zu ihnen musste ich nicht nur an den Wochenenden, sondern sogar täglich bis in die Abendstunden arbeiten.

Mein einziger, geringfügiger Vorteil gegenüber diesen beiden Mitschülern war, dass meine schulischen Leistungen etwas besser waren. Dieses kleine Privileg führte anfangs zu einem mir gegenüber unangemessenen und herablassenden Verhalten ihrerseits. Anstatt diese Rivalität, ihren Neid und ihr Überlegenheitsgefühl anzuheizen, versuchte ich, ihren Talenten, positiven Eigenschaften und Möglichkeiten mit Lob und Bewunderung zu begegnen, um eine gleichberechtigte und freundschaftliche Beziehung aufzubauen. Nach kurzer Zeit reagierten die beiden schließlich positiv auf meine aufrichtigen Bemühungen, und wir wurden echte Freunde.

Später studierte B Maschinenbau, wurde erst Ingenieur und promovierte danach sogar auch noch. Ich studierte nur drei Semester Literatur und brach das Studium dann ab, als ich meinen Beruf fand. K studierte, wie ich, zunächst einige Semester Literatur, widmete sich dann eine Zeit lang der Musik, führte auch dieses Studium nicht fort und verbrachte einige Semester mit Management-Informationssystemen, Wirtschaft und anderen Fachrichtungen. Dennoch zog auch er am Ende, genau wie ich,

ohne Abschluss einen Schlussstrich unter das Studium und die Universität. Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass er in der Zwischenzeit mit meiner Hilfe, ich war inzwischen ein erfahrener Lektor, einen vielgelesenen Liebesroman veröffentlichte. Durch den Ruhm, den ihm dieses Buch einbrachte, kandidierte er für den Stadtrat, schaffte problemlos den Einzug und lernte sehr schnell aus den politischen und wirtschaftlichen Verflechtungen der Stadtverantwortlichen, wodurch er sich lukrative finanzielle Möglichkeiten schuf.
Wir drei hatten uns nach dem Gymnasium bis zu dem Zeitpunkt, als ich obdachlos wurde, mindestens einmal im Monat in einem Café getroffen und uns beim Genuss eines Getränks unterhalten. In dieser Zeit reduzierten sich die gemeinsamen Interessen zwischen mir und ihnen nur noch auf Gespräche über neue Bücher. Die gemeinsamen Themen zwischen den beiden hingegen waren zahlreicher und weitreichender geworden. Mit demselben besonderen Enthusiasmus aus der Schulzeit sprachen sie nun bei jedem Treffen über Fußballmannschaften, kurzlebige Affären, die neuesten Sportwagen, Familiengründung, Hauskäufe und die täglichen Schwankungen von Dax, Dow Jones und… Bitcoin.
Mein Freund B erzählte mir bei diesem Treffen, dass die Ex-Frau unseres Freundes K, von der er sich vor langer Zeit hatte scheiden lassen, vor etwa einem Jahr nach einer kurzen, aber schmerzhaften Krankheit verstorben sei. Er sagte, K habe seine Ex-Frau vor ihrem Tod mit Hilfe ihrer einzigen gemeinsamen Tochter davon überzeugt, dass beide in sein Haus ziehen, und sie so mit großer Selbstaufopferung bis zum Moment ihres Todes gepflegt. Ergriffen von diesem schmerzlichen Ereignis bat ich B, K in meinem Namen auszurichten, dass mich der Tod der Mutter seiner Tochter sehr traurig mache. Doch vorerst könne ich ihn nicht kontaktieren.

Gestern Abend rief mich mein Freund B an und sagte, dass unser gemeinsamer Freund K bei ihm sei und darauf bestehe, dass ich

entweder zu ihnen komme oder die beiden zu mir. Auf keinen Fall wollte ich zu ihnen gehen. Ich mochte ihr luxuriöses Haus, ihre Freunde und Bekannten, ihren Lebensstil und ihre familiären Beziehungen nicht. Das wussten sie genau. Sie wussten, dass diese Einstellung von mir nicht aus Neid, sondern aus moralischen Prinzipien resultierte. Andererseits hatte ich momentan überhaupt keine Lust, irgendeinen Besuch zu empfangen und wie manche sagen würden, dadurch mein Elend und meine Armut zu offenbaren. Verzweifelt sagte ich:

»Aber… aber mein Zimmer ist wirklich sehr klein!«

Wie immer vertraulich und scherzend sagte er:

»Ach was, wenn dein Zimmer groß genug ist, dass du, alter Bär, darin Platz findest, dann passen wir zwei Häschen auch noch da rein.«

Eine halbe Stunde später läutete es an der Tür meines kleinen Zimmers. Unwillig und beschämt öffnete ich. Gemäß meiner Bitte, mir keinerlei Geschenke mitzubringen, hatte B glücklicherweise nichts in der Hand, aber K hielt einen kleinen Koffer. Bevor B eintrat, sagte er:

»Ich habe K mehrmals gesagt, dass du es nicht magst, wenn wir etwas mitbringen. Aber es ging nicht in seinen Schädel; er sagt, dieser Koffer sei kein gewöhnlicher Koffer, deshalb müsse er ihn unbedingt dabeihaben.«

Ich war so froh, die beiden zu sehen, dass ich die Erklärung von B und den Koffer von K weiter nicht sonderlich ernst nahm. Es war etwa drei Jahre her, dass wir drei nicht mehr zusammengesessen hatten. Plötzlich spürte ich, dass ich sie in dieser Zeit mehr in meinem Leben vermisst hatte als meine frühere Freundin. Unsere Freundschaft war wie ein Fisch: Egal, wann man ihn aus dem Wasser holte, er wirkte immer frisch.

Nach der Umarmung und der Begrüßung setzte sich K auf einen der zwei klapprigen Stühle, warf einen kurzen Blick auf die wenigen,

armseligen Habseligkeiten in meinem Zimmerchen und sagte bedrückt:

»Junge, wenn du wüsstest, wie sehr ich dich vermisst habe! Wo warst du die ganze Zeit? Dein Telefon war abgeschaltet. Ich musste mehrmals zu deinen Eltern gehen. Die Armen waren auch sehr besorgt um dich. Sie erzählten, dass du nach der Trennung von deiner Freundin eine kurze Zeit bei ihnen warst und dann plötzlich spurlos verschwunden bist. Nur am Geburtstag und zu Neujahr rufst du sie an. Dein Vater meinte, du seist wegen des Jobverlusts in diesen Zustand geraten. Deine Mutter sagte, deine Freundin hätte dich wahnsinnig gemacht. Was ist los mit dir? Warum hast du so lange nichts von dir hören lassen? B und ich haben dir damals mehrmals gesagt: Häng dich nicht nur an eine Frau und einen Job, am Ende bekommst du die Quittung. Was hast du dir da nur angetan? Warum hast du so schnell aufgegeben und dich so hängen lassen?«

B, der schweigend auf dem anderen klapprigen Stuhl saß, konterte mit seinem gewohnten Humor:

»Lass ihn in Ruhe, K. Wir sind nicht hier, um ihm Vorwürfe zu machen. Was war, ist vorbei. Das Wichtige ist, dass wir drei jetzt wieder zusammen sind. Hey, du alter Knabe! Meine Kehle ist staubtrocken. Findet sich in diesem Haus nicht ein Schluck Wein?«

Das gefiel mir; seine Einmischung gefiel mir. Ich stand vom Bett auf, auf dem ich mangels eines dritten Stuhles saß, und sagte:

»Verzeiht mir, wenn ihr könnt! Es war nicht nur die Arbeitslosigkeit und die Trennung; ich habe Probleme mit dem, was in der Welt vor sich geht. Aber glaubt mir, ich habe euch nie vergessen. Ich wollte euch nur nicht mit meinen Problemen belasten. Ihr seht ja, kaum dass es mir ein kleines bisschen besser geht, habe ich mich gemeldet. Leider habe ich außer Wasser und Tee nur eine Flasche Roséwein hier.«

»Rosé? Das ist doch ein Frauengetränk! Gibt es etwa Neuigkeiten?«, fragte K sichtlich vergnügt. Als Antwort entgegnete B scherzhaft:
»Ach, K, du bist heute Abend aber auch pingelig! Er hat ihn sicher gekauft, um ihn mit einer jungen Frau zu trinken. Bring ihn her, Alter, bring ihn einfach her! Immerhin besser als nichts.«
Ich holte aus dem Schrank meines Zimmerchens die einzige Weinflasche, die mir vor einiger Zeit eine Bekannte geschenkt hatte, und stellte sie auf den Tisch. Dann stellte ich beschämt, weil ich keine richtigen Weingläser hatte, zwei normale Gläser und eine Teetasse daneben. B nahm die Flasche in die Hand und fragte:
»Und der Korkenzieher?«
»Oh, tut mir leid. Habe ich nicht.«
»Und wie machst du sie dann auf?«
»Ich habe schon lange keinen Wein mehr angerührt.«
»Gib her. Ich weiß, wie man diese Flasche öffnet.«
K nahm B die Flasche ab und während er sie mühelos mit den Händen öffnete, sagte er stolz:
»Schau ihn dir an, er hat keinen Korken, weil die Produktion zu teuer wäre. Du drehst den Verschluss, einfach wie bei einer Wasserflasche, auf und fertig. Kapiert?«
»Wahnsinn! So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Nachdem wir einen Schluck Wein auf unser Wiedersehen getrunken hatten, wandte sich K an mich:
»Darf ich dich vielleicht um etwas bitten?«
»Sicher, schieß los! Um was geht es?«
»Verlass du auch diese gottverdammte, überfüllte Stadt, genau wie ich! Ich war hier am Ende auch nicht mehr glücklich. Deshalb bin ich weggezogen. Komm noch heute Abend mit zu mir nach Hause. Wir haben jede Menge Platz. Nur meine Tochter und ich wohnen dort. Meine Freundin lebt in ihrem eigenen Haus mit ihren Kindern; wir sehen uns nur am Wochenende. Meine Tochter wünscht sich sehr,

dich wieder einmal zu sehen. Erinnerst du dich an diese banale, wirre Geschichte, an der du damals gearbeitet und die du für mich veröffentlicht hast?«

»Mach dich nicht selbst schlechter, als du bist! Es war eine gute Liebesgeschichte. Dein Werk war tadellos, sonst wäre es bei den Lesern nicht so gut angekommen. Ich habe es nur lektoriert und die Struktur geordnet. Weißt du eigentlich, wie viele solcher Werke ich in fünfzehn Jahren als Lektor umgeschrieben und korrigiert habe? Nun ja, das ist eben mein Beruf.«

»Beruf, genau! Das hast du gut gesagt: Das ist dein Beruf und zugleich deine Berufung. Meine Tochter hat dieses Buch gelesen und beschlossen, wie schon ihr Papa, Schriftstellerin zu werden. Sie hat bereits jede Menge Kurzgeschichten und einen Roman geschrieben, in dem es hauptsächlich um ihre Mutter und die Welt der Frauen geht. Ein Drehbuch von ihr hat sogar einen Preis gewonnen. Sie ist ein Phänomen, sie hat jetzt schon siebenundachtzigtausend Follower. Sie ist wirklich sehr talentiert im Schreiben. Komm doch mal vorbei, wirf einen Blick auf ihren Roman und hilf ihr ein bisschen! Um die Veröffentlichung kümmere ich mich dann selbst.«

»Danke. Im Moment nicht. Vielleicht später einmal.«

»Dann… dann sag mir, sag mir einfach, was ich tun muss, damit du wieder der Alte wirst!«

»Mach dir keine Sorgen um mich, K. Mir fehlt wirklich nichts. Ich komme nur mit dieser Gesellschaft und dieser kaputten Welt, in der wir leben, nicht mehr klar. Wohin man auch schaut: nur Armut, Elend, List, Lug und Betrug, Gier und Plünderung. Die Regierungen sind, statt sich um die elende Lage der Menschen in ihrem Land zu kümmern, wie die Wahnsinnigen mit der Aufrüstung beschäftigt. Alle schlagen die Kriegstrommeln. Unsere Umwelt kannst du sowieso schon lang vergessen. Um ehrlich zu sein: Ich will gar kein Teil dieser Gesellschaft und dieser verkommenen Welt sein. Radio, Fernsehen, Zeitungen, das Internet, soziale Netzwerke, die

gewissenlosen Promis und Politiker, die von den Konzernen geschmiert werden, das alles widert mich einfach nur an.«

»Glaubst du etwa, dass all das, was du aufgezählt hast, nur dich allein anwidert? Heutzutage gibt es kaum noch jemanden, der von diesem Mist nicht übersättigt und angewidert ist. Jeder weiß, dass wir Gefangene eines Haufens unersättlicher Konzerne und Technofeudalen sind. Aber im Moment können wir leider nichts dagegen unternehmen. Man muss dieses Leben irgendwie weiterführen. Vielleicht geschieht morgen ein Wunder und diese Blutsauger kommen zur Vernunft und begreifen, dass sie so nicht nur die Menschheit, sondern den gesamten Planeten Erde zerstören. Dann wird niemand mehr einen Ort zum Leben haben, nicht einmal ihre eigenen Enkel und Urenkel.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich der Einzige bin, der mit diesem Leben, das in Wahrheit Sklaverei ist, nicht klarkommt. In diesen paar Jahren habe ich unter den sogenannten „Straßenschläfern“ Menschen kennengelernt, von denen ich mir früher niemals hätte vorstellen können, dass sie eines Tages obdachlos werden würden. Darunter war einer der Autoren, von dem ich früher selbst zwei Bücher lektoriert habe. Er schreibt nicht mehr und er liest auch nicht mehr. Er sagt, die Bücher, die jetzt herauskommen, seien allesamt Meisterwerke der KI. Ich habe einen Anwalt kennengelernt, dem das Justizsystem zum Hals heraushängt und der nicht länger der Verteidiger eines Haufens von Lügnern und Betrügern sein will. Ich habe einen arbeitslosen Journalisten gesehen, der vor den Lügen der Medien geflohen ist, und …«

B fiel mir ins Wort, stieß mit seinem Weinglas an meines und sagte scherzhaft:

»Wenn du uns dazu ermuntern willst, uns dir anzuschließen und auch Straßenschläfer zu werden, ganz ehrlich, ich wäre dabei, Alter. Vor kurzem habe ich in einer einzigen Nacht einhunderttausend Euro durch den Absturz des Bitcoins verloren. Schwamm drüber! Zum Wohl!«

Auch K hob sein Glas und sagte ernst:
»Zum Wohl! Ich habe auch ordentlich verloren. Egal. Es ist eben ein Spiel. Man kann nicht immer gewinnen; manchmal verliert man eben. So. Aber das Leben ist so kurz, dass es sich gar nicht lohnt, sich zu grämen und sich selbst zu quälen. Wir alle werden eines Tages gründlich verlieren, nämlich alles, was wir haben. Und zwar dann, wenn wir sterben. Bis dahin sollte man gut leben. Nicht gut zu leben bedeutet, zweimal zu sterben; oder besser gesagt: vor dem Tod zu sterben. Ich jedenfalls will nicht zweimal sterben. Einmal reicht mir völlig. Also, komm mal wieder runter von deinem hohen Ross und zieh mit zu mir!«
Bevor ich etwas sagen konnte, kam mir B zuvor:
»Dräng ihn nicht, K. Wie er schon sagte, sein Problem ist nicht das Zuhause, die Arbeit, das Geld oder ob er gut oder schlecht lebt. Man nennt dieses Problem „Midlife-Crisis“. Dabei können wir beide ihm auch nicht helfen. Nur drei Leute können das; er selbst, ein guter Psychologe und eine herzensgute Frau, deren Blutgruppe zu seiner passt. Alter, lass uns eine Weile zusammenwohnen! Ich bin, genau wie du, allein. Meine beiden Kinder leben bei ihrer Mutter und kommen nur ein paar Tage im Monat zu mir. Wenn du auf mich hören willst: Lass das Lektorieren und das Romanelesen sein. Wer liest denn heute zu Tage überhaupt noch Bücher? Ich selbst, der früher wie du ein richtiger Lesewurm war, habe seit vier oder fünf Jahren kein Buch mehr in die Hand genommen. Wenn du willst, mache ich dir einen Termin bei einem guten Psychologen. Nach der Trennung und dem Rechtsstreit mit meiner Frau ging es mir psychisch so schlecht, dass ich mir eines Nachts auf einer Geschäftsreise im Hotel sogar die Pulsadern aufgeschnitten habe. Ich war betrunken und hatte keine Lust mehr zu leben. In diesem Moment musste ich an euch beide denken. Deine Nummer war tot. Ich rief K an und wollte mich von ihm verabschieden. Den Rest frag ihn selbst. Zweieinhalb Jahre lang bin ich zum Psychologen gegangen und habe ihm von mir und meinen Sorgen erzählt. Die

Therapie hat mir sehr geholfen, sie wird dir sicher auch helfen. Denk einfach nicht mehr an deinen alten Beruf, den gibt es nicht mehr. Deine Vorstellung, dass der Beruf eines Menschen seine Identität ist, mag vor hundert Jahren richtig gewesen sein. Heute wechseln viele Leute drei oder viermal in ihrem Leben den Beruf. Man geht arbeiten, um Geld zu verdienen, um wiederum damit sein Leben zu bestreiten. Wenn es dieser Beruf nicht ist, dann eben jener; wenn der nicht klappt, dann ein anderer. Wann immer du arbeiten willst, sag mir Bescheid, ich finde dir einen leichten und gut bezahlten Job.«

»Therapie. Ja, ja, Therapie. B hat recht. Sowohl ich als auch meine Tochter sind seit etwa einem Jahr bei einem Psychologen in Behandlung. Ich nehme auch Antidepressiva. Meine Freundin ist selbst Neurologin; sie hat uns die Therapie empfohlen. Heutzutage gibt es kaum jemanden, der nicht zum Psychologen geht oder schon mal dort war. Die Arbeit, das Leben und die Beziehungen zwischen uns Menschen sind so kompliziert geworden, dass selbst der genialste Mensch manchmal Beratung und ein Gespräch mit einem Fremden braucht, einem Unbeteiligten, dessen Job es ist, einfach zuzuhören. Geh du doch auch zu so jemandem. Nach einer Weile Therapie wird es dir deutlich besser gehen und du wirst lernen, diese paar Tage des Lebens nicht zu schwer zu nehmen und dich irgendwie mit dieser Welt zu arrangieren. So. Weißt du eigentlich was? Schreiben ist selbst eine Art Therapie. Komm zu mir und fang an zu schreiben. Nicht nur ein Zimmer, ich stelle dir alles zur Verfügung, was du willst, damit du in aller Ruhe dasitzen und all das zu Papier bringen kannst, was du in diesen Jahren auf der Straße gesehen hast. Bei meiner Ehre, das wird das beste Buch des Jahres. Es wird sich massenhaft verkaufen. Ich habe mehr als vierhundertachtzigtausend Follower. Wenn ich ein paar Zeilen Werbung für dein Buch schreibe, wirst du Millionär.«

Ich musste lachen. Ich wusste nicht, ob es die Wirkung des Weins war oder die aufrichtige Herzlichkeit und kompromisslose Aufrichtigkeit meiner alten Freunde. Ich fing an, lauthals zu lachen. B, erfreut über meine offensichtliche Heiterkeit, sagte scherzhaft:

»He! Schau ihn dir an, wie er gackert! Mensch, du hast uns eingeladen, du bist der Gastgeber. Wo bleibt die Bewirtung? Bring noch eine Flasche Wein, aber zackig!«

Während ich mühsam versuchte, mein Lachen zu unterdrücken, sagte ich:

»Tut mir leid. Ich hatte nur diese eine Flasche. Wenn ich früher gewusst hätte, dass ihr kommt, hätte ich vorher zwei oder drei besorgt.«

»Davon will ich nichts wissen. Heute Abend will ich, wie in alten Zeiten, saufen, bis nichts mehr geht. Los, steh auf! Entweder du packst deine Sachen und wir gehen zu mir, oder du flitzt kurz zum Restaurant oder zum Kiosk und holst zwei Flaschen Wein!«

Das Lachen schüttelte mich immer noch so sehr, dass ich kaum atmen konnte. Tränen lachend, in einem Ton zwischen Scherz und Ernst, sagte ich:

»Das Weinvergnügen müssen wir für heute abhaken. Ich bin jetzt schon betrunken. Ich denke, es ist besser, wenn ihr euch langsam aufmacht und zurück in euer Leben und an eure Arbeit geht.«

B fragte erstaunt:

»Du bist von zwei Gläsern Wein schon betrunken? Damals warst du nach zwei Flaschen gerade erst mal in Stimmung!«

»Damals, ja. Aber ich habe nach anderthalb Jahren gerade eben zum ersten Mal wieder etwas Alkohol angerührt, und das nur, um auf unser Wiedersehen anzustoßen.«

»Das glaube ich nicht. Wie hast du denn dann die ganze Zeit die Kälte auf der Straße ertragen?«

»Am Anfang war ich richtig dabei, mit dem Alkohol zu übertreiben, bis ich einmal, nach längerer Zeit, meine Eltern besuchte. Als meine Mutter mich sah, meinte sie erschrocken, dass ich genau wie mein

Vater aussähe. Diese Reaktion erinnerte mich an meine Jugend; mein Vater trank zu viel. Meine Mutter stritt ständig mit ihm. Damals hatte ich mir geschworen, niemals so zu werden, wie er. Aber die Reaktion meiner Mutter zeigte mir, dass ich zu seiner Kopie geworden war. In diesem Moment beschloss ich, mich eine Zeit lang zusammenzureißen. Du hast recht, die Kälte auf der Straße zu ertragen, besonders im Winter, ist wirklich hart und manchmal sogar unmöglich. Aber es gibt Obdachlose, die rühren keinen Tropfen Alkohol an.«

K stand auf. Plötzlich bekam ich Angst, er könnte meine Worte ernst genommen haben und beleidigt mein Zimmer verlassen wollen.

»Setz dich, K! Bitte setz dich! War nur ein Scherz. Sei nicht beleidigt! Ich gehe jetzt los und bin in zehn Minuten mit zwei Flaschen Wein zurück.«

K ging zu seinem Koffer und fragte in ernsthaftem Ton:

»Wollt ihr, dass ich eine Flasche Champagner aus meinem Koffer für euch hervorzaubere?«

Ich antworte nicht, einerseits froh, dass er offenbar nicht gekränkt war, andererseits aber auch verwundert. B warf einen erstaunten Blick auf K und dessen Koffer, erwiderte dann freudig:

»Wow, K! Genial! Gut, dass du nicht auf mich gehört und diesen ominösen Koffer doch mitgebracht hast. Oh, Champagner! Da sagt man nie nein.«

»Dann schließt eure Augen und macht sie nicht auf, bis ich es euch sage!«

Ich schloss meine Augen, genau wie B. Man hörte das Geräusch des Öffnens eines Koffers und wie offenbar Dinge auf den kleinen Tisch meines Zimmers gestellt wurden. Danach wies uns K an, nun die Augen zu öffnen. Drei zierliche, elegante Sektkelche und eine Flasche echter Champagner auf meinem bescheidenen Tisch ließen uns staunen. B sagte begeistert:

»Mann! Du hast es echt drauf, K! Du überraschst einen immer wieder. Sag bloß nicht, dass dein Koffer voller Champagnerflaschen ist!«

»Und was wohl sonst? So viele, du willst. Wie ich dir schon sagte, dieser Koffer ist kein gewöhnlicher Koffer, sondern ein magischer Koffer der Genusskunst, der gleichzeitig unser schwindendes Gedächtnis aufwertet. So. Natürlich mit ein paar Kniffen. Ich habe drei Monate lang bei einem berühmten Zaubermeister Tricks und Techniken der Magie gelernt. Schweigen wir lieber über die Unmengen an Geld, die dieser Scharlatan mir und den anderen Teilnehmern für jeden seiner Kniffe aus der Tasche gezogen hat.«

Wir hatten das erste Glas Champagner noch nicht ganz geleert, als K mich fragte:

»Willst du, dass dieser magische Koffer mit all den Zaubertricks dir gehört?«

Meine Gedanken waren noch bei seinen Erklärungen darüber hängengeblieben, dass der Koffer kein Koffer sei. Lustlos sagte ich: »Nein, danke. Ich habe überhaupt kein Interesse daran, etwas zu besitzen.«

B sagte eifrig:

»Gib ihn mir! Dann gib ihn doch mir! Behalt deine Zaubertricks und die Aufwertung des schwindenden Gedächtnisses einfach für dich. Bring mir nur bei, wie man diesen Champagner daraus hervorzaubert, bitte!«

»Nein. Für dich taugt er nichts. Dieser Koffer ist nur für Leute, die schreiben. Willst du ihn nun oder nicht?«, fragte K mich erneut.

Als er mein Desinteresse bemerkte, wechselte er das Thema und erzählte, dass vor ein paar Tagen der Todestag seiner Ex-Frau sich gejährt und seine Tochter eine Gedenkfeier gewollt habe, die prunkvoller als die eigentliche Beerdigung sein sollte.

B wandte sich mir zu und sagte:

»Ja, warum nicht. Das ist eine gute Idee. Lass uns doch zusammen hingehen!«

K sagte:

»Leider haben wir den Jahrestag schon gefeiert.«

B erwiderte pikiert:

»Na toll, du hättest mir auch Bescheid geben können, K. Ich wäre sicher gekommen.«

K sagte entschuldigend:

»Das ging nicht. Ich meine, meine Tochter war eigentlich die Hauptorganisatorin der Zeremonie und sie hat die Gäste ausgewählt.«

B dachte einen Moment nach und sagte dann zögernd:

»Oh, verstehe! Deine Tochter hat ihren Patenonkel nicht eingeladen. Jetzt begreife ich. Sag mal, K, was ist da los? Das Verhältnis zwischen mir und deiner Tochter war doch immer sehr gut. Aber seit einiger Zeit ist es so: Jedes Mal, wenn ich bei euch anrufe und sie abnimmt, reicht sie den Hörer sofort an dich weiter, ganz im Gegensatz zu früher, als sie mir in solchen Situationen immer gern und viel von sich erzählt hat. Oder wenn du nicht da bist, reagiert sie kühl und das Gespräch ist sehr schnell beendet.«

«Ich weiß nicht. Du musst sie selbst fragen.«

»Aber aber, K, erinnerst du dich an das letzte Mal, als ich mit den anderen Freunden zu deinem Geburtstag bei dir war?«

«Ja.«

»Hast du da auch bemerkt, dass ihr Verhalten mir gegenüber sehr kühl war?«

K antwortete, während er sichtlich bemüht war, seine Worte mit Bedacht zu wählen, um keinen Fehler zu begehen:

»Nein. Ich war die ganze Zeit damit beschäftigt, der Gastgeber für die Freunde zu sein. Und selbst wenn es so war, wie du sagst, nimm es nicht persönlich. Kinder, besonders Mädchen im Teenageralter, kann man nicht immer verstehen. Das weißt du als Vater von zwei Teenagern sicher besser als ich. In diesem Alter haben sie oft

wechselhafte Gefühle und legen dann auch dementsprechende Verhaltensweisen an den Tag. Übrigens, meine Tochter und ich haben mithilfe von künstlicher Intelligenz aus ihrem Drehbuch einen erstklassigen Kurzfilm produziert. Er wurde bisher noch nirgends gezeigt. Meine Tochter wollte ihn ins „Netz“ stellen, aber ich habe sie davon abgebracht. Mit dem Preis, den ihr Drehbuch gewonnen hat, ist es wahrscheinlich, dass ein Filmemacher irgendwann darauf aufmerksam wird. Ich habe ihn mitgebracht. Er ist im Koffer. Wollt ihr ihn sehen?«

Wir beschlossen, den Film gemeinsam anzuschauen. K griff nach seinem Koffer. Wie immer fuhr er etwas übertrieben und zugleich mit einer gewissen Geltungsbedürftigkeit fort:

»Ihr wisst ja, dass ich auch drei Semester Filmwissenschaften studiert habe. Der Film ist beispiellos. Er ist ein ganz eigenes Genre. Man wird beim Zuschauen ein bisschen hypnotisiert. Aber zuerst müssen wir den Raum kinotauglich machen.«

B kehrte zu seinem gewohnten Humor zurück und sagte lachend:

»Hör endlich auf mit dem Witze reißen und dem Unfug erzählen, K! Hol deinen Laptop aus dem Koffer und zeig endlich den Film! Was für eine tolle Tochter! Hat einen Roman über das Leben ihrer Mutter geschrieben! Und einen Film gedreht! Respekt! Auf ihren Erfolg und ihr Wohl noch einen Schluck Champagner, bitte!«

Ich goss für alle noch ein Glas Champagner ein und sagte beschämt:

»K, was erzählst du da? Was hat mein kleines Zimmerchen mit einem Kinosaal zu tun!«

»Ach was. Ich habe auch drei Semester Bauwesen studiert. Und von IT verstehe ich auch eine Menge. Mit Hilfe dieses Koffers und ein paar technischer Kniffe mache ich dein Zimmer im Handumdrehen groß und verwandle es in einen Kinosaal. So. Schließt einfach eure Augen und macht sie erst auf, wenn ich es sage. Wenn es geht, konzentriert euch nur auf meine Stimme. In wenigen Sekunden sind wir drei nicht nur in einem Kinosaal,

sondern im Film selbst oder besser gesagt, sogar Teil eines Films, eines Films ohne Werbung. Gut, jetzt betreten wir langsam den Saal. Unsere Plätze sind auf den drei freien Sitzen zwei Reihen vor der letzten Reihe. Dort… Augen auf!«
Vor unseren Augen öffnete sich auf der Leinwand ein Koffer, genau wie der kleine Koffer von K. Aus seinem Inneren sprang ein weiterer Koffer hervor, und aus diesem Koffer wiederum ein weiterer… B, K und ich saßen inmitten der anderen Zuschauer am Ende eines Kinosaals.

In diesem Kurzfilm schrieb eine Mutter auf ihrem Krankenbett in einem Brief an ihre Tochter über die Höhen und Tiefen ihrer ersten Liebe, ihrer Ehe und schließlich über den Grund für die Trennung von ihrem Ehemann. Sie erklärte darin im Detail, dass sie während der Geschäftsreisen und der häufigen Abwesenheit ihres Mannes eines Nachts im Zustand der Trunkenheit mit einem Mann schlief, der ein langjähriger Bekannter war. Am nächsten Tag bereute sie ihre Untreue sofort und weigerte sich, die außereheliche Beziehung weiterzuführen. Der Mann jedoch sprach monatelang beharrlich von seiner tiefen und ehrlichen Liebe zu ihr. Sie empfand wirklich keine Abneigung gegen ihn, ganz im Gegenteil. Ein heftiges, zwiespältiges Gefühl tobte in ihrem Herzen. Sie stand zwischen zwei Männern: dem einen, ihrem Ehemann, und dem anderen, seinem besten Freund und Kameraden aus Schultagen. Sie wollte beide. »… Warum auch nicht? Warum sollte eine Frau nicht zwei Männer gleichzeitig lieben können?«, diese Gedanken teilte sie dem Mann mit und sagte, dass sie nur unter der Bedingung bereit sei, die Liebesbeziehung mit ihm fortzusetzen, wenn sie sich zu dritt zusammensetzen würden und dabei offen und ehrlich über ihre Gefühle sprächen. Der Mann lehnte dies jedoch vehement ab, da er seine langjährige Freundschaft zu ihrem Ehemann nicht aufs Spiel setzen wollte. In ihrer Ratlosigkeit und Verzweiflung beschloss die Frau, sich ohne Erklärung von ihrem Mann zu trennen, um sich

aus der Gefangenschaft einer verlogenen und kranken Beziehung zu zwei Männern zu befreien.
Mit dem Ende des Films schoben sich die Koffer mit einem sanften Geräusch ineinander. Plötzlich bemerkte ich, dass ich statt im Kinosaal wieder in meinem Zimmerchen neben meinen Freunden saß. K schloss mit besonderer Sorgfalt seinen Koffer. Ich warf einen Blick auf B. Er hielt verschämt sein Gesicht in seinen Handflächen verborgen und ließ schweigend den Kopf hängen. Der Grund dafür war mir bekannt. Ich hatte Mitleid mit ihnen allen dreien. Seufzend sagte ich:
»Was für eine komplexe und schmerzvolle Liebesbeziehung!«
«Ja, was für eine komplexe und schmerzvolle Liebesgeschichte!»
Überrascht von dem, meiner Meinung nach, unpassenden Begriff „Liebesschichte“, fragte ich mit einigem Zögern:
»Was hast du gesagt? Ich habe dich nicht verstanden.«
K warf B, der sein Gesicht immer noch in den Händen verborgen hielt, mit einem bitteren Lächeln einen verzweifelten Blick zu und fuhr fort:
»Ich sagte: Nicht Liebesbeziehung, sondern Liebesgeschichte. So.«
»Geschichte?«
»Ja, Geschichte. Niemals ist das, was erzählt wird, die ganze Wahrheit; jede Menge Fantasie und Interpretation des Erzählers spielen dabei eine wichtige Rolle. Wir Menschen sind gezwungen, in Fantasie und Interpretation Zuflucht zu suchen, um die Komplexität des Lebens und unsere eigenen bitteren Erfahrungen zu verstehen und zu ertragen, sonst würden wir daran zerbrechen. So. Ich muss jetzt gehen, meine Tochter wartet schon auf mich. Pass gut auf unseren Freund auf! Wie er selbst vorhin erzählte, hat er sich schon einmal die Pulsadern aufgeschnitten. Glücklicherweise kam er damals noch rechtzeitig zur Besinnung und rief mich an. Es tobte damals ein richtiger Rosenkrieg zwischen ihm und seiner Frau. Seitdem ist er wirklich ein sehr einsamer

Mensch. Seine Ex-Frau hat damals die Kinder zu sich genommen und lässt immer noch nicht zu, dass sie einen normalen Kontakt zu ihrem Vater pflegen. Wenn du kannst, geh zu ihm und leiste ihm eine Weile Gesellschaft. Lass nicht zu, dass ihm etwas Schlimmes zustößt!«

Ich war überrascht über seine plötzliche Eile. Ich fragte:

»Was ist denn los? Warum hast du es so eilig?«

»Um ehrlich zu sein, wurdet du und B während des Films ein wenig hypnotisiert. Du bist nicht eingeschlafen, er aber schon. In ein paar Minuten wird er aufwachen. Es ist besser, wenn ich dann nicht mehr hier bin, wenn das geschieht. Ich möchte seine Scham und seine Gewissensbisse nicht mitbekommen, um nicht gezwungen zu sein, ihn bis spät in die Nacht beruhigen zu müssen. Zwischen ihm und meiner Ex-Frau gab es eine kurze aber äußerst leidenschaftliche Affäre, die sich irgendwann ergeben hatte. Man kann niemanden für seine Gefühle oder Gedanken verurteilen, besonders dann nicht, wenn es um die Liebe geht. Das ist alles nur menschlich. So. Wenn B damals auf meine Frau eingegangen wäre und sie Beide mit mir gesprochen hätten, hätte keiner von uns so sehr leiden müssen. Nun ist es eben passiert. Die Vergangenheit lässt sich nicht zurückdrehen, erst recht nicht, wenn einer von uns dreien nicht mehr am Leben ist.«

»Hypnose! Und das in einem Film? Und was, wenn ‚B' nicht mehr aufwacht? Warum hast du nicht schon früher mit ihm darüber gesprochen?«

»Keine Sorge. Weder du noch B wurden gezwungen, etwas gegen euren Willen zu tun. Ihr habt nur einige Augenblicke in der Vorstellung dessen verbracht, was der Film erzählte. Am Ende der Erzählung ist B eingeschlafen, ein ganz normaler Schlaf. Er wird in ein paar Minuten wieder aufwachen. Bitte sprich nicht mit ihm über den Film, solange er es nicht von sich aus tut. Falls er nach mir fragt, sag ihm, dass ich nicht auf ihn gewartet habe, weil er eingeschlafen war und ich es eilig hatte. Und jetzt habe ich es wirklich eilig. Meine

Tochter ist ganz allein zu Hause. Morgen rufe ich B an. Bei passender Gelegenheit werde ich mit ihm darüber sprechen, damit er sich nicht länger zerfleischt. So. Ich gehe.«
Er hatte die Hand schon auf der Türklinke und wollte mein Zimmerchen verlassen. Da fiel mein Blick auf seinen kleinen Koffer, der noch in einer Ecke stand. Hastig sagte ich:
»Dein Koffer! Du hast deinen Koffer vergessen!«
Während er die Tür hinter sich schließen wollte, entgegnete er:
»Ich habe ihn nicht vergessen. Er gehört jetzt dir. Ein Geschenk von meiner Tochter. Öffne ihn, wenn du Zeit hast.«
Nachdem K gegangen war, starrte ich einen Moment lang unschlüssig auf den Koffer. Ich brauchte ihn überhaupt nicht. Vielleicht war es besser, ihn jemand anderem zu schenken, zum Beispiel B. Ich drehte meinen Kopf und blickte in seine Richtung. Er hielt sein Gesicht immer noch in den Händen verborgen und ließ schweigend den Kopf hängen; nein, wie K gesagt hatte, befand er sich noch immer im vorübergehenden hypnotischen Schlaf. »… Dieser Koffer ist nur für Leute, die schreiben…«, fiel mir die Aussage von K ein. »Jetzt oder nie!«, flüsterte ich mir zu und eilte zum Koffer. Vorsichtig und sehr behutsam öffnete ich ihn. In seinem Inneren kam ein weiterer Koffer zum Vorschein. Aus Angst, dieser Koffer könnte ebenfalls, wie in dem Film, herausspringen und in seinem Inneren weitere Koffer offenbaren und mein Bewusstsein mit einem weiteren Film beschäftigen, klemmte ich den ersten Koffer fest zwischen meine Knie und legte zuerst schnell beide Hände auf den zweiten Koffer. Dann versuchte ich vorsichtig, ihn mit einer Hand zu öffnen. Bald erregten in seinem Inneren eine Flasche Champagner, ein flacher, breiter Laptop mit außergewöhnlicher Ausstattung, darunter einige dünne, faltbare Displays, sowie daneben mehrere Stapel Notizen, meine Aufmerksamkeit. Das erste Bündel wirkte schwer und dick. Darauf stand geschrieben:
Eine Frau zwischen zwei Männern

Ich legte es beiseite, um es später zu lesen. Doch als ich nach dem zweiten Notizstapel griff, blieben mir beim Anblick der Mund und die Augen vor Staunen weit offenstehen. Auf der allerersten Seite hatte jemand in meinem Namen geschrieben:

Mir ging es eigentlich sehr gut. Ich arbeitete bei einem angesehenen Verlag; eine Arbeit, die für mich nicht nur ein Beruf, sondern eine Art Identität war. Meine Freundin und ich führten in einer modernen, komfortablen Wohnung ein ruhiges gemeinsames Leben. Unsere Wochenenden verbrachten wir mit Freunden, voller Freizeit, Feiern, Musik und Tanz. Zwei oder dreimal im Jahr bereicherten Reisen unser unbeschwertes Dasein in dieser chaotischen Welt. Alles schien auf trügerische Weise stabil zu sein, bis …

Die alte Frau am Fenster

Allein und sichtlich gelangweilt sitzt die alte Frau wie gewohnt am Fenster und schaut hinaus auf die Straße. Ein Auto, welches in Richtung ihres Wohnhauses fährt, erregt ihre Aufmerksamkeit. Plötzlich beginnen ihre Augen zu strahlen und auf ihren Lippen erscheint ein Lächeln. Neugierig steht sie auf, eilt aus dem Zimmer zum Balkon und betrachtet erwartungsvoll das Auto auf der Straße. Der Wagen hält kurz an, wendet und fährt dann zügig weiter. Erst nachdem er fortgefahren ist, bemerkt sie, dass offenbar eine Person aus dem Wagen gestiegen war. Trotz großer Anstrengung kann sie das Gesicht dieser Person nicht erkennen. Aufgeregt hofft die alte Dame auf Besuch.

Entgegen ihrer freudigen Erwartung geht der Unbekannte an ihrer Haustür vorbei.

»Hallo! Hallo! Ich bin hier. Hier bin ich«, ruft unwillkürlich die alte Frau. Er scheint sie nicht gehört zu haben.

»Hallo! Hallo! Ich bin hier. Hier«, schreit sie diesmal deutlich lauter. Der Fremde entfernt sich, ohne sie bemerkt zu haben.

Aus den Augenwinkeln der alten Frau tropfen dicke Tränen. Deprimiert lehnt sie sich an die Wand und weiterhin sind vorbeifahrende Autos zu hören.

»Vater, lass du mich wenigstens nicht allein!«, schluchzt sie jämmerlich wie ein einsames, verlassenes Kind.

Eine Hand scheint sich aus dem Boden ihr emporzustrecken und ihren Fuß zu greifen. Schimpfend geht die alte Frau wieder ins Zimmer zurück.

Allein und gelangweilt sitzt sie wie an jedem Tag am Fenster und schaut hinaus. Bald wird sie erneut auf ein Auto aufmerksam, welches in Richtung ihres Wohnhauses fährt.

Adam ohne Eva

1

Den ganzen ersten Tag über war ich in meiner neuen Wohnung damit beschäftigt, die Sachen einzuräumen, die man im Laufe der Jahre angesammelt hat und bei einem Umzug so mit sich herumschleppt. Eigentlich musste ich nicht viel tun, weil ich das Appartement möbliert, inklusive Kücheneinrichtung, von den Vormietern gegen eine Abstandszahlung übernommen hatte. Am zweiten Tag ging ich froh und erleichtert darüber, das Gröbste geschafft zu haben, zur Arbeit.

Unterwegs machte ich mir Gedanken darüber, ob ich überhaupt eine Einweihungsparty geben sollte. Eigentlich war ich in dieser Stadt außer mit einem Arbeitskollegen mit niemandem sonst eng befreundet. Ich entschied mich daher gegen die Feier. Wen hätte ich auch einladen sollen?

Die jetzige Wohnung hatte ich mit Hilfe des besagten Kollegen gefunden. Er wohnte auch hier, in dieser ruhigen, nichtsdestoweniger besonders bei jungen Leuten sehr beliebten Gegend. Ich hatte mehr als sechs Jahre suchen müssen, um dieses komfortable und geräumige Appartement zu einem vernünftigen Preis zu finden.

An diesem Tag war mein Kollege nicht in unserer Firma erschienen. Da ich mir den Tag zuvor freigenommen hatte, kannte ich den Grund für seine Abwesenheit nicht. Vielleicht hatte er etwas Wichtiges vorgehabt. Nach Feierabend könnte ich auf dem Heimweg vielleicht bei ihm vorbeischauen und mich nach seinem Wohlbefinden erkundigen. Das tat ich dann aber doch nicht, denn einerseits schellte ich nicht gern bei anderen Menschen, andererseits vermutete ich, dass er mich abends von sich aus

anrufen würde, um sich zu erkundigen, wie weit ich mit dem Einräumen meiner Habseligkeiten in der neuen Wohnung vorangekommen wäre.
Als ich die Tür zu meinem Appartement öffnete und den Flur betrat, hörte ich unerwartet ein Gespräch zwischen zwei Leuten. Ich erschrak zunächst sehr, aber sobald ich meinen Kollegen dort sah, beruhigte ich mich ein wenig. Mir fiel ein, dass ich ihm meinen Reserveschlüssel überlassen hatte. Wir hatten allerdings nicht abgemacht, dass er ohne Erlaubnis meine Wohnung betreten dürfe. Das musste ich unbedingt später, bei passender Gelegenheit, mit ihm klären. Jetzt wollte ich zunächst einmal wissen, was eigentlich hier los war.
Beim Betreten meiner Wohnung grüßte mich ein Unbekannter, der mein Appartement daraufhin hastig verließ. Anscheinend spürte er, dass seine Anwesenheit hier in keiner Weise erwünscht war. Mein Kollege stellte zwei Gitarren und einige weitere Musikinstrumente zur Seite und sagte:
»Er ist in Schwierigkeiten geraten und braucht dringend Geld. Ich habe ihm etwas geliehen. Diese Sachen hier hat er als Pfand dagelassen.«
Verdutzt fragte ich ihn:
»Wer ist dieser Kerl überhaupt? Kennst du ihn näher? Warum hast du ihn hierhergebracht? Was habe ich denn mit diesem Pfand zu tun?«
»Was?«, sagte er ebenso verwundert, während er mir misstrauisch in die Augen schaute. »Sag bloß, du hast ihn nicht erkannt?«
»Nein. Woher denn auch? Ist er irgendeiner dieser neuen Popstars, die zurzeit wie Pilze aus dem Boden schießen?«
Einen Augenblick starrte er mich mit vor Verwunderung weit offenstehendem Mund und weit aufgerissenen Augen an, erklärte dann umständlich:
»Er hat gesagt, er wäre ein Freund von dir. Er hat bei mir geschellt, sich vorgestellt und von seinem Problem erzählt. Er traue sich nicht,

mit dir über Geld zu reden. Seine Sachen habe er schon vorher in deine Wohnung gebracht. Ich bin mit ihm hierhin gekommen, habe die Pfandsachen gesehen und ihm daraufhin das Geld geliehen.«
»Was soll das? Er soll mein Freund sein? Ich kenne ihn gar nicht. Von wem hat er den Schlüssel? Woher hat er das Recht, seine Sachen hierher zu bringen?«
Sein Gesicht wurde plötzlich blass. Leise, nachdenklich und auch ein wenig kleinlaut fügte er hinzu:
»Warum regst du dich so auf? Du hast ihm den Schlüssel doch selbst gegeben, oder etwa nicht?«
»Hä? Von mir? Machst du Witze? Ich habe gerade mit meinem eigenen Schlüssel die Tür aufgeschlossen. Den zweiten hast du und einen weiteren gibt es nicht.«
Ich hörte auf, weiter zu reden, um meinen einzigen Freund und Kollegen im Eifer des Gefechts nicht zu verletzen. Am liebsten hätte ich gesagt, dass es keine gute Idee gewesen sei, ihm den Reserveschlüssel zu überlassen, weil er einfach einen Fremden samt seiner Sachen in eine fremde, nämlich meine, Wohnung gelassen hatte.
»Ja, tatsächlich. Du hast recht. Für meine Wohnung habe ich damals auch nur zwei Schlüssel von der Wohnungsgesellschaft ausgehändigt bekommen«, bestätigte er verlegen.
»Es ist nicht so schlimm. Geschehen ist geschehen. In Zukunft sprich so etwas aber bitte vorher mit mir ab!«
»Es tut mir leid! Es tut mir wirklich leid! Ich bin anscheinend reingefallen. Ich hätte überhaupt nicht mit diesem Typ hierherkommen dürfen. Ganz leichtsinnig von mir. Das gibt es doch wohl nicht! Nein, das darf einfach nicht wahr sein! Ich glaube, ich bin im falschen Film!«
»Ich genauso wie du auch. Ach, was soll's! Wir vergessen das Ganze einfach. Komm …«
Ich nahm meine Zigarettenschachtel aus der Tasche und bot ihm zur Versöhnung eine Zigarette an.

Einen Tag später kam mein Kollege in der Firma unvermittelt auf mich zu. Sein Verhalten mir gegenüber war kalt und abwesend. Er gab mir den Reserveschlüssel zurück und sagte, dass dieser besser bei mir oder jemand anderem aufgehoben sei, denn es sei möglich, dass er eventuell nicht da wäre, wenn ich den Schlüssel einmal dringend bräuchte. Ich wusste, dass dies nur eine Ausrede war. Obwohl ich am Tag zuvor nichts Unfreundliches zu ihm gesagt hatte, überkam mich das Gefühl, ihn mit meinem Verhalten gekränkt zu haben. Also entschuldigte ich mich dafür. Mein Freund erwiderte gelassen:

»Vergiss es! Du hast doch nichts Schlechtes zu mir gesagt.«

»Und warum bist du dann so gekränkt, dass du mir den Schlüssel zurückgibst?«

»Den Grund dafür habe ich dir doch genannt.«

»Wie du meinst«, sagte ich enttäuscht. »Was soll ich mit den Pfandsachen von diesem Kerl denn jetzt machen?«

Er schwieg kurz, antwortete dann nachdenklich:

»Wenn er kommt, gib sie ihm bitte zurück. Mein Geld brauchst du nicht von ihm zurückzu¬verlangen. Falls er es dir von sich aus gibt, nimm es. Wenn nicht, dann soll er bleiben, wo der Pfeffer wächst. Es war mein Fehler, dass ich mit ihm in deine Wohnung gegangen bin, aber glaub mir, er hatte einen eigenen Schlüssel. Bevor ich mit ihm in deine Wohnung ging, hatte er schon seine Sachen bei dir abgestellt.«

»Na gut. Ich muss mich wohl an die Wohnungsgesellschaft wenden, die mir diese Wohnung vermittelt hat. Außer mir darf niemand einen weiteren Schlüssel besitzen. Selbst ein Schlüsseldienst dürfte, ohne eine besondere Genehmigung, den Schlüssel nicht einfach so nachmachen …«

Er unterbrach mich und bemerkte desinteressiert:

»Das ist deine Sache. Ich habe genügend eigene Probleme.«

Ich betrachtete ihn genauer. Er sah betrübt und nachdenklich aus. Besorgt fragte ich ihn:
»Was für Probleme hast du denn? Möchtest du darüber reden?«
Er antwortete lakonisch:
»Nichts. Da ist nichts.«
»Komm, erzähl schon!«
»Ach, nichts. Ich muss jetzt wirklich!«, antwortete er, indem er Anstalten machte zu gehen. Ich drängte mich aber weiter auf und ließ mich nicht so schnell abwimmeln:
»Was ist mit dir los? Du siehst total verändert aus. Kann ich irgendetwas für dich tun?«
»Nein, danke. Wirklich nicht. Mach´s gut! Frag einfach nicht weiter nach!«
Mit einem verkrampften Lächeln im Gesicht entfernte er sich von mir.

2

Als ich abends nach Hause kam, fühlte ich mich miserabel. Ich hätte die Pfandsachen am liebsten zertrümmert, aber ich konnte mich gerade noch bremsen. Es hatte keinen Sinn, wenn ich meine Wut gegen ein paar einfache Gegenstände richten würde. Ich musste abwarten und den Dingen ihren freien Lauf lassen.
Am Tag darauf erschien mein Kollege erneut nicht zur Arbeit. Auch an den folgenden Tagen war von ihm nichts zu hören und zu sehen. Ich fühlte mich verpflichtet, bei ihm zu Hause anzurufen, aber ich erreichte ihn nicht. Abends, auf dem Heimweg, schellte ich mehrmals an seiner Wohnungstür. Keine Spur von ihm. Ich schellte verzweifelt bei drei seiner Nachbarn. Zwei von ihnen meldeten sich durch die Gegensprechanlage. Ich fragte, ob sie vielleicht zufällig meinen Freund in den letzten Tagen gesehen hätten. Sie antworteten wortkarg „Nein“ und legten sofort den Hörer auf. Niemand gab sich Mühe, die Tür zu öffnen, um nachzuschauen, wer

im Flur stand und worum es überhaupt ging. Einen Moment lang dachte ich daran, die Polizei zu benachrichtigen, da die Möglichkeit bestand, dass ihm etwas zugestoßen sein könnte. Ich stellte mir vor, wie Menschen in ihren eigenen Wohnungen sterben und erst Wochen später, wenn sich der Verwesungsgeruch bereits im ganzen Haus ausgebreitet hatte, gefunden wurden. Obwohl diese Vorstellung mich ängstigte, entschloss ich mich trotzdem, vor dem nächsten Morgen nichts zu unternehmen. Zuerst wollte ich mich bei unserem Vorgesetzten nach ihm erkundigen. Vielleicht hatte er sich nur ein paar Tage Urlaub genommen.
»Ja. Bestimmt ist er irgendwo im Urlaub und ich, der dümmste Esel persönlich, mache mir unnötige Sorgen um ihn«, flüsterte ich vor mich hin, beruhigte mich auf diese Weise und schlenderte langsam nach Hause.

Als ich die Tür meines Appartements aufschließen wollte, merkte ich plötzlich, dass ich vor einer fremden Wohnung stand. Die Tür war mit bunten Papierblumen geschmückt. Aus der Wohnung ertönten laute Musik und die Stimmen einiger Menschen, die sich offensichtlich gut zu amüsieren schienen. Hier fand offenbar gerade eine Party statt. Beschämt über meine Gedankenlosigkeit dankte ich Gott dafür, dass ich den Schlüssel noch nicht in das Schloss gesteckt und niemand meine Dummheit bemerkt hatte. Schnell stieg ich in den Aufzug und drückte den Knopf meiner Etage, aber nichts bewegte sich. Wiederholt drückte ich den Knopf. Noch immer geschah nichts. Endlich nahm ich wahr, dass ich mich bereits auf meiner Etage befand. Mir fiel spontan ein, dass es sinnvoll wäre, einen Blick auf das Namensschild neben der Tür zu werfen. Tatsächlich stand da mein eigener Name.
Nach kurzem Zögern wagte ich nun, den Schlüssel ins Schloss zu stecken. Ich drehte ihn vorsichtig und noch ein wenig unentschlossen um. Wie gewöhnlich öffnete sich die Tür. Ja, ich sah richtig, das war eindeutig meine Wohnung. Aber dort, in meiner

Wohnung, waren unbekannte junge Frauen, die tanzten, tranken und sich laut miteinander unterhielten.

»Was ist hier los? Was macht ihr in meiner Wohnung?«, schrie ich fassungslos.

Durch mein Gebrüll wurden die Frauen augenblicklich still. Aus einer Ecke des Zimmers erschien der Mann, der vor ein paar Tagen ohne mein Wissen seine Sachen hierhergebracht hatte. Im Gegensatz zu unserem ersten Treffen schien sich dieser Eindringling jetzt sehr über unser Wiedersehen zu freuen.

»Na, habe ich es nicht gesagt? Mit ein paar Minuten Verspätung ist unser Mitbewohner endlich da!«, sagte er zu den anderen, während er mich anlächelte. Verblüfft fragte ich:

»Wer seid ihr? Wer hat euch erlaubt, meine Wohnung zu betreten?«

Ohne mich weiter zu beachten, nahm der Mann die Hand einer jungen Frau und fing fröhlich an zu tanzen. Die anderen Frauen umringten mich und versuchten kokettierend, mich dazu zu bringen, ebenfalls mitzumachen. Wütend stellte ich die Stereoanlage aus, woraufhin die Leute gezwun¬gener¬maßen mit dem Tanzen aufhörten.

»Können wir einen Augenblick vernünftig wie kultivierte Menschen miteinander reden? Was macht ihr hier in meiner Wohnung?«, wiederholte ich.

»Sieh mal einer an, wie stolz er auf sich ist! Nur, weil er eine Arbeit hat, gutes Geld verdient und sich eine große Wohnung in einer teuren Gegend leisten kann, bildet er sich ein, kultiviert zu sein. Hahaha …«, bemerkte der Mann.

»Komm, nimm bei mir Platz, Herzchen!«, umgarnte mich schäkernd eine junge Frau.

»Nein, komm her zu mir!«, sagte eine andere.

»Hahaha … ist der aber süß!«, meinte eine zu den anderen.

»Nicht ganz. Schau mal, wie ernst er aussieht!«, erwiderte eine von ihnen grinsend.

»Stell dich nicht so an! Mach die Stereoanlage an, damit wir ein bisschen tanzen können!«, giftete die erste junge Frau plötzlich.
»Gefalle ich dir etwa nicht?«, fragte mich gekränkt die Zweite. Wieder eine andere forderte mich mit sanfter Stimme auf:
»Komm her zu mir und lass uns plaudern! Erzähl doch mal etwas über deinen Arbeitstag heute!«
Eine deutlich jüngere Frau, die etwas reserviert aussah, schlug mir vor:
»Komm! Wir gehen zusammen raus! Mir gefällt es hier auch nicht so besonders.«
»Du Spielverderberin!«, meckerte eine andere scherzhaft.
»Lass bitte wieder Musik spielen! Ohne Musik ist es einfach öde und langweilig!«, bat mich eine weitere.
»Komm, Mann, genieß es doch einfach! Hast du schon jemals solche hübschen Mitbewohnerinnen gehabt?«, sprach mich der einzige Mann unter diesen fremden Eindringlingen an.
»Lasst mich einfach in Ruhe! Raus aus meiner Wohnung! Sofort raus jetzt! Ich werde gleich die Polizei holen …«, brüllte ich entnervt. Alle lachten laut. Ich ging zum Telefon. Als ich den Hörer abhob, deutete eine der Frauen mit einem süffisanten Lächeln auf das lose Telefonkabel. Ich drohte vor Wut zu platzen.
»Schweinerei! Wo auf der Welt gibt es denn so etwas, dass Unbekannte sich in die Privatsphäre eines Menschen einschleichen und derartige Dinge anstellen? Nee! Nee, nee! Das alles hier kann doch wohl nicht wahr sein! Ich bin bestimmt im falschen Film! Oder ich träume vielleicht?«, dachte ich verzweifelt und rieb mir mit den Händen die Augen. Nein, es war kein Traum.
»Oh, er ist müde!«, stellte eine der Ruhestörerinnen fest.
»Ja, tatsächlich. Er sieht total müde aus«, bestätigte spöttisch eine andere.
»Jetzt schon?«, äußerten sich einige der Quälgeister amüsiert.
»Wir müssen ihn dann irgendwie wachkriegen. Sonst ist unser Abend verdorben«, schlug eine der jungen Frauen vor.

»Ja. Keine schlechte Idee!«, juchzte eine andere.
Auf einmal kamen einige der jungen Dinger auf mich zu und fingen an, mich wie wild zu kitzeln.
»Nein! Nein!«, schrie ich laut und versuchte, mich mit Händen und Füßen zu wehren. »Lasst mich los! Lasst mich los! Ihr Rücksichtslosen, lasst mich los! Verdammt noch mal! Hört sofort auf! Naaa… Ohh… haha hehe…«
Jeder Widerstand war zwecklos. Ich war ihnen hilflos ausgeliefert und konnte mich weder richtig wehren noch überhaupt nachdenken. Mein Gott, was war denn nur mit mir los? Trotz meiner ungeheuren Wut musste ich plötzlich laut loslachen:
»Hört auf! Hehe haha hehe… Bitte nicht! Bibibit… Hehe Haha … Bi… Bitte, bitte nicht! Heh… Hört auf!«
Mit großer Mühe gelang es mir endlich, mich von ihnen zu befreien. Darauf lief ich erst in die Diele, dann direkt in Richtung der gegenüberliegenden Wohnungstür.

3

Dort im Hausflur wartete eine neue Überraschung auf mich. Unglaublich. Es war, als stünde ich in einem unbekannten Gebäude, und zwar vor einer völlig fremden Tür, denn die Tür der gegenüberliegenden Wohnung hatte eine andere Farbe. Ich schaute schnell zu meiner eigenen Wohnungstür.
»Nein. Ich bin hier doch richtig. Außer diesem scheiß-Papierschmuck an meiner Tür ist mir alles bekannt. Ich wohne hier. Ja, das da ist mein Namensschild. Aber … aber diese Farbe … Warum ist mir diese neue Farbe an der Tür der Nachbarn vorher nicht aufgefallen? Wie dumm, dämlich und unaufmerksam ich bin! Die Tür hat nicht mehr dieselbe Farbe wie bei meinem Einzug. Na ja, vielleicht haben sie die Tür einfach neu gestrichen. So einfach ist das. Verliere keine Zeit. Schell doch einfach!«, dachte ich und drückte den Klingelknopf.

In dieser Wohnung lebte ein Ehepaar mittleren Alters. Ich hatte die beiden schon einige Male im Aufzug gesehen. Sie wirkten ruhig, anständig und warmherzig. Immer, wenn sie mich sahen, lächelten sie mich freundlich an.

Entgegen meiner Erwartung öffnete ein muskulöser junger Mann die Tür und brummte mit stolzgeschwellter Brust:

»Hei! Komm rein! Die Bedingung kennst du. Erst zahlen, dann …«

Fassungslos unterbrach ich ihn:

»Verzeihen Sie die Störung! Dürfte ich bitte Ihr Telefon benutzen?«

»Hä?«, fragte er enttäuscht, während er mich mit angesäuertem Gesicht anschaute.

»Entschuldigung! Ich muss dringend telefonieren!«

»Was? Telefonieren?«

»Ja. Ich muss dringend bei der Polizei anrufen. In meiner Wohnung …«

Er wurde ungeduldig, ließ mich nicht aussprechen und raunzte wütend:

»Polizei!? Hau ab, Mann! Das fehlt uns gerade noch.«

Er wies mich drohend zurück und wollte die Tür schließen. Ich sagte verzweifelt:

»Warum sind Sie so wütend? Ich bin Ihr Nachbar …«

»Wer ist da?«, fragte eine Frauenstimme aus der Wohnung. Der muskulöse junge Mann antwortete in einem gemäßigten Ton:

»Er meint, er sei unser Nachbar. Will telefonieren.«

Eine halbnackte, faszinierend aussehende und meine Fantasie beflügelnde junge Frau kam auf die Tür zu. Sie streckte mir ihre Hand entgegen und sagte freundlich:

»Hei! Ich bin … Gut, dass du gekommen bist. Ich habe es bis jetzt nicht geschafft, zu dir rüberzukommen und mich vorzustellen. Wir sind die neuen Nachbarn. Wir wohnen und arbeiten hier. Weißt du, … ein kleiner Privatklub. Ich würde mich persönlich sehr freuen, wenn du uns mal besuchen würdest. Selbstverständlich machen wir

dir wegen der Nachbarschaft einen guten Preis und bieten einen speziellen Service …«

Zur gleichen Zeit öffnete eine der Frauen aus meiner Wohnung die Tür, schenkte der Nachbarin einen bösen und eifersüchtigen Blick, griff meinen Arm und zog mich, den die halbnackte Frau vor lauter Überraschung anstarrte, sanft zu sich hinein.

Ich war verwirrt. Einen Augenblick konnte ich weder denken noch wahrnehmen, was um mich herum geschah. Unwillkürlich begab ich mich in die Hände dieser Frau. Sie hielt mir ganz fürsorglich ein Getränk an den Mund und steckte mir danach eine Zigarette zwischen die Lippen. Ich zog ein paar Mal kräftig daran. Das Getränk schmeckte mir ausgezeichnet. Bald wurde mir ein zweites gereicht.

Allmählich bemerkte ich, dass etwas mit mir nicht stimmte, denn ich sah plötzlich alle Leute doppelt. Der Eindringling redete jetzt ununterbrochen über Dinge, von denen ich nichts verstand. Sein Kopf schien mehrfach auf seinen Körper geklont, als ob er hunderte von Köpfen, Augen, Lippen, Mündern und Zähnen hätte. Mit all diesen Augen starrte er mich mit durchdringendem Blick an und erzählte ununterbrochen weiter.

Mein Kopf fiel auf den Schoß der Frau, die mich eben aus dem Flur geholt und so nett und liebevoll behandelt hatte. Sie war diejenige, die zuvor gelangweilt und reserviert aussah und mir vorschlug, mit ihr hinauszugehen. Sie strich mir nun über die Haare und lächelte mir anmutig zu, was ich sehr genoss. Sie hatte wunderschöne Augen. Ihre roten Lippen erinnerten mich an die zauberhafte Frische und Lebendigkeit der Granatapfelblüten. Vor Scham und Sehnsucht schaffte ich es nicht, ihr länger in die Augen und in ihr Gesicht zu schauen. Mein Blick wanderte über den Ausschnitt ihrer Bluse auf ihre Brust. Da luden mich zwei absolut entzückende und reife Granatäpfel ein, sie zu pflücken. Ich streckte meine Hände unwillkürlich nach diesen süßen und fantastischen Früchten aus, erreichte sie jedoch nicht, weil meine Hände sich sehr langsam

bewegten, so extrem langsam, als ob man für eine winzige Entfernung eine Stunde Zeit bräuchte. Trotz dieser Unerreichbarkeit war ich gerade dabei, Gott dafür zu danken, dass er mir eine so hübsche, nette und sympathische junge Frau geschickt hatte, als plötzlich das gemeinsame Lachen aller Anwesenden in meinen Ohren ertönte. Kein Wunder; ich stand im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Alle lachten mich anscheinend aus.

4

Zwei der Frauen brachten mich zur Toilette und bespritzten mein Gesicht mit Wasser, wobei sie sich über mich lustig machten.
»Oh, oh! Schon verliebt in die Kleine, was?«, fragte die eine. Ihre Begleiterin scherzte:
»Nein. So sentimental ist der Herr leider nicht. Ein harter Typ ist er und versteht, wie alle Snobs, nicht viel von der Liebe, sonst würde er kein Sololeben führen, nicht wahr?«
»Ach was? Du vertust dich, meine Liebe. Er ist ein ganz liebes Kerlchen. Er weiß bloß nicht, wie man mit einer Frau umgeht. Alles okay, mein süßes Kerlchen? Geht es dir nun etwas besser?«
Ich nickte. Sie fuhr fort:
»Gut. Aber versuche nie wieder, einer Frau, die einmal ein bisschen nett zu dir gewesen ist, an die Brüste zu fassen und dann auch noch in Anwesenheit der anderen! Was hast du dir nur dabei gedacht? Keine Angst gehabt, dafür geohrfeigt zu werden?«
Die andere junge Frau öffnete betont langsam einige Knöpfe ihrer Bluse und schäkerte:
»Komm! Meine Brüste darfst du anfassen! Aber hier, unter uns, nicht vor den anderen …«
Ich verstand nicht ganz richtig. Ich fühlte nur einen leichten Druck auf der Blase. Daher bat ich sie beide, mich einen Augenblick im Badezimmer allein zu lassen.

»Wo liegt das Problem? Mach doch, auch wenn wir dabei sind«, sagte eine.
»Das geht nicht. Um Gottes Willen lasst mich bitte zumindest hier allein!«
»Schäm dich nicht! Guck mal, sie zeigt dir gleich, wie einfach das geht!«, sagte sie und zwinkerte ihrer Freundin zu. »Du wolltest vorher, als du in die Wohnung kamst, mit uns wie mit kultivierten Menschen reden; siehst du, dass du selber überhaupt nicht kultiviert bist? Wie kann man kultiviert sein, wenn man sich für die Verrichtung seiner Grundbedürfnisse schämt?«
Die eine der beiden Frauen setzte sich auf das Toilettenbecken und verrichtete lachend und sehr geräuschvoll vor mir und ihrer Freundin ihr Geschäft. Der Gestank ihres Stuhlgangs provozierte meinen Magen maßlos. Ich erbrach über dem Waschbecken.
»Oh, der arme Kerl ist am Kotzen!«, bemitleidete mich die andere. Die junge Frau, die noch immer auf dem Toilettenbecken saß, fragte mich lachend, während sie sich weiterhin laut und geräuschvoll entleerte:
»Was hast du denn?«
»Anscheinend ist er an das Zusammenleben nicht gewöhnt. Dem einsamen Kerl ist viel Menschliches unbekannt«, bemerkte die stehende Frau. Die andere stimmte ihr lachend zu:
»Oh, ja. Sehr wahrscheinlich. Er denkt bestimmt, dass alle schönen Frauen Engel sind und Engel nie kacken. Hahaha … armer, einsamer und dummer Kerl …«
Das war alles zu viel für mich. Ich hielt es einfach nicht mehr aus. Nachdem ich durch das Erbrechen wieder einen einigermaßen klaren Kopf erlangt hatte, stürzte ich in Rage aus dem Badezimmer, begab mich in die Küche, nahm ein Messer, betrat das Wohnzimmer und sagte, während ich mit der Waffe drohend durch die Luft fuchtelte, zu der Frau, die vorhin so nett zu mir gewesen war:

»Verzeih, dass ich mich so benehme! Du kannst hier bleiben, solange du willst, aber all die anderen müssen verschwinden! Dies ist meine Wohnung«, wandte ich mich nun an die anderen. »Erst schmeiße ich die Sachen, die ihr mitgebracht habt, auf die Straße, dann euch alle hinterher, wenn …«
Einige Frauen fingen an, miteinander zu flüstern. Ein paar von ihnen schauten mich ängstlich an und sagten gleichzeitig:
»O nein! Leg bitte das Messer weg! …«
Die Jüngste von ihnen, die mir zugeneigt schien und mich aus dem Flur geholt hatte, streckte mir ihre Hände entgegen und sagte besorgt:
»Mach bitte keinen Scheiß! Komm! Lass uns von hier abhauen!«
»Hey, Mitbewohner, es ist abgemacht, dass wir hier …«, erklärte der einzige Mann unter diesen unerwünschten Eindringlingen. Ich unterbrach ihn wütend und schimpfte:
»Halt´s Maul, du Dreckskerl! Dich mache ich zuerst fertig! Vor allen anderen!«

5

Ich war noch dabei, ihre Sachen auf die Straße zu werfen, als plötzlich ein Streifenwagen vor dem Haus anhielt. Zwei Polizisten stiegen aus. Einer von ihnen befahl mir:
»Halt! Was treibst du hier so spät in der Nacht? Hände hoch! Keine Bewegung!«
Mir fiel ein, dass ich ein Messer in der Hand hatte. Ein Unglück nach dem anderen. Okay, ich hatte nichts Verbotenes getan. Diese Aktion hier konnte ich irgendwie erklären, aber das mit dem Messer?
»Scheiße!«, fluchte ich vor mich hin.
»Alles in Ordnung. Es war nur ein Missverständnis«, erklärte der Mann, der vorhin in meiner Wohnung war. »Die Mädels haben sich

ihm gegenüber etwas danebenbenommen, daher ist er ausgerastet. Es ist aber nichts passiert. Alles in bester Ordnung.«

Durch die Einmischung dieses Eindringlings beruhigten sich die Polizisten. Einer von ihnen bemerkte, nun äußerst verständnisvoll: »Ach so!« Der andere befahl mir:

»Bring die Sachen in deine Wohnung zurück!«

»Die gehören mir nicht«, beharrte ich. »Das sind Sachen von diesem Kerl und ein paar anderen Leuten, die ohne meine Einwilligung …«

»Schon in Ordnung. Ich helfe ihm, seine Sachen hochzubringen, Herr Wachtmeister«, unterbrach mich der Eindringling mit bedeutungsvollem Blick in Richtung der beiden Polizisten.

Diese entfernten sich mit einem spöttischen Zug um den Mund, ohne jedoch meiner Beschwerde nachzugehen.

»Hey, sei nicht so stur! Du bringst dich nur selbst in Schwierigkeiten. Sei froh, dass außer mir nur Frauen bei dir wohnen!«, sagte der Eindringling zu mir. Ich beschimpfte ihn erneut, während ich anfing, nicht nach Hause, sondern der Straße entlangzugehen:

»Verschwinde, Dreckskerl! Heute Nacht werde ich die Sache mit euch klären.«

»Hey, warte mal! Wo gehst du hin? Wenn du spät nach Hause kommst und mich aufweckst, dann kannst du was erleben! Ich muss morgen früh auch zur Arbeit. Idiot, auch wir arbeiten hart und brauchen unsere Ruhe und unseren Schlaf! Sei nicht so egoistisch! Ich habe einfach keinen Bock mehr auf deine Ausrastereien und Beschimpfungen! Ich …«

Ich habe nicht weiter mitbekommen, was er noch sagte. In der Dunkelheit ging ich fort. Ich hatte vor, zum Polizeipräsidium zu gehen und dort die Sache von A bis Z zu klären. Danach wollte ich am nächsten Morgen zu meinem Vermieter …

Mit diesen Gedanken war ich beschäftigt, als von einem Wohnblock aus das mitleiderweckende Geschrei einer Frau in der Dunkelheit

zu mir herüberschallte. Ich blieb besorgt stehen und hörte genauer hin.

»Au… Nein! Bitte nicht! Hilfe! Hilfe …«, jammerte eine Frau schluchzend. Unwillkürlich ging ich in die Richtung, aus der dieses Geschrei kam. Es wurde intensiver und leidvoller, je mehr ich mich dem Gebäude näherte. Es hörte sich so an, als ob sie vergewaltigt würde. Bald erreichte ich den Wohnblock und blieb besorgt vor dessen Eingangstür stehen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Mein Blick schweifte langsam über eine Anzahl zahlreicher Namensschilder und Klingelknöpfe. Einen Moment lang dachte ich hilflos, dass es vielleicht sinnvoll wäre, bei allen Hausbewohnern zu schellen, um sie auf die verzweifelt schreiende Nachbarin aufmerksam zu machen. Bevor ich jedoch diesen Gedanken in die Tat umsetzen konnte, merkte ich, dass auch aus den Nachbarhäusern das herzzerreißende Gezeter von Frauen ertönte. Voller Furcht blieb ich wie erstarrt stehen. Teilweise verstummten manchmal die Schreie oder wurden leiser, aber aus einer anderen Richtung war plötzlich wieder ein: »Hilfe! Hilfe! … Nein! Nein! Aua… Mein Gott, nein! … Lasst mich los! Au…« zu hören.

Angst überwältigte mich, und ein kalter Schweiß lief mir über den Rücken. Auf einmal erschien mir alles, was in den letzten Tagen geschehen war, besonders das, was die Eindringlinge zu mir gesagt hatten, erneut vor meinem geistigen Auge:

»Wo liegt das Problem? Mach es doch, auch wenn wir dabei sind! Siehst du, dass du selbst überhaupt nicht kultiviert bist?… Es ist abgemacht, dass wir hier … Du bringst dich nur selbst in Schwierigkeiten … Sei froh, dass außer mir nur Frauen bei dir wohnen!…«

Mir kam der Gedanke, dass mein Kollege auch in derartig seltsame und gefährliche Umstände verwickelt sein könnte, worüber er wahrscheinlich deshalb nicht sprechen wollte, weil ihm schon vor mir klargeworden war, dass alle Versuche, sich zu wehren,

vergeblich sein würden. Verängstigt, verwirrt und ohne ein bestimmtes Ziel fing ich an zu laufen.

6

Nachdem ich eine Weile schnell gerannt war, spürte ich, dass mir das Atmen schwerfiel. Nun musste ich das Tempo drosseln. Während ich hechelnd und mit erhöhtem Herzschlag in normalem Schritt weiterging, schaute ich mich um. Vereinzelte Fußgänger liefen, ohne etwas von der Umgebung wahrzunehmen, die Hilferufe ignorierend und offenbar ziellos umher. Das Geschrei war immer noch zu hören, jedoch nicht in derselben Intensität wie zu Beginn. Es vermischte sich mit einem verächtlichen Lachen und mit dem Lärm der vorbeifahrenden Fahrzeuge.
Ich erreichte endlich eine der Hauptstraßen der Innenstadt. Bald blieb ich vor dem Hochhaus des Polizeipräsidiums stehen. Eine Zeitlang überlegte ich, was und in welcher Reihenfolge ich den Beamten erzählen sollte. Ich musste ihnen alles sagen, einfach alles. Nicht nur von meiner Wohnung oder dem Verschwinden meines Freundes, sondern auch von dem Gezeter der Frauen, dem spöttischen Lachen und der Gleichgültigkeit der Fußgänger musste ich ihnen berichten.
Überzeugt davon, Recht zu haben und dadurch äußerst motiviert, stieg ich die Treppe hinauf.

In der Eingangshalle gab es einen beleuchteten Raum aus Glas, in dem sich zwei Polizisten miteinander unterhielten. Ich war noch nie auf einer Polizeiwache, geschweige denn in einem Polizeipräsidium gewesen, und wusste nicht, an wen ich mich wenden musste und wo das richtige Zimmer war. Ich ging an dem gläsernen Raum vorbei. Die Eingangshalle war groß und führte zu vielen Räumen und mehreren Etagen. Ich sah mir die Umgebung genauer an. Mein

Blick fiel auf ein großgeschriebenes Wort an der Scheibe des gläsernen Raums. „Information“ stand dort. Ich hätte gerne einen der beiden sich unterhaltenden Beamten angesprochen, befürchtete aber, sie zu stören. Nach einer Weile, noch immer völlig verwirrt, bemerkte ich, dass aus einem anderen Zimmer ein weiterer Beamter trat.

»Entschuldigung! Würden Sie mir bitte sagen, wo ich hier eine Anzeige erstatten kann?«, fragte ich leise und unsicher. Der Beamte musterte mich von Kopf bis Fuß und zeigte dann wortlos mit dem Finger auf den gläsernen Raum. Ich bedankte mich bei ihm und ging zu den beiden Beamten, die sich noch immer miteinander unterhielten. Einer von ihnen sah sehr unfreundlich aus, weshalb ich mich an den anderen wandte:

»Verzeihung! Würden Sie mir bitte helfen?«

»Ja«, sagte der Polizist. »Worum geht es denn?«

»Heute Abend, als ich von der Arbeit nach Hause kam, waren fremde Leute in meiner Wohnung …«

»Oje, wieder Scheidungsstreitigkeiten!«, unterbrach mich der unfreundlich aussehende Polizist, der eigentlich nicht von mir angesprochen worden war, und kommentierte: »Es wäre viel besser, wenn niemand mehr heiraten würde, dann bräuchte man sich so spät abends nicht mit so etwas Banalem zu befassen!«

»Nein, es geht hier nicht um Scheidung …«

»Lass ihn bitte aussprechen!«, bat der freundliche Beamte seinen Kollegen, und zu mir gewandt:

»Erzähl ruhig weiter!«

Ich fuhr mit meinem Bericht fort:

»Ich weiß nicht, woher sie meinen Wohnungsschlüssel hatten …«

»Vielleicht hat deine Frau die Leute eingeladen!«, deutete verständnisvoll der freundliche Polizist an.

»Nein, ich habe keine Frau. Der Wohnungsschlüssel …«

Eigentlich wollte ich sagen, dass der Wohnungsschlüssel die ganze Zeit allein in meinem Besitz gewesen war, als ich mich plötzlich an meinen Kollegen erinnerte.

»Was ist mit dem Wohnungsschlüssel?«, fragte neugierig der sympathische Beamte. Ich wechselte das Thema und erklärte:

»Wissen Sie, irgendjemand hat einfach seine Sachen in meine Wohnung gebracht …«

Der freundliche Polizist unterbrach mich und sagte grinsend:

»Sei froh, dass man dir sogar Sachen gebracht hat, anstatt welche zu entwenden! Anscheinend gab es bei dir zu Hause nichts zu holen. Normalerweise haben wir es hier mit Leuten zu tun, die nicht nur bestohlen, sondern auch verprügelt, verletzt und teilweise sogar verkrüppelt worden sind. Zum Glück sehen Sie nicht so aus, als ob Ihnen so etwas in der Art passiert wäre, oder?«

»Nein, nein. Aber mehrere Leute …«

Er runzelte seine Stirn, wurde dann plötzlich ungehalten und unterbrach mich erneut:

»Es reicht jetzt! Ich habe dich verstanden. Du hast Probleme mit deiner Freundin. Sie hat Leute in die Wohnung hereingelassen. Das ist ein privates, zivilrechtliches Problem. Geh' nach Hause und erscheine morgen nebenan, im Justizgebäude auf der siebten Etage, Abteilung drei! Wir versehen hier die Nachtbereitschaft für wirklich ernsthafte und gefährliche Fälle wie Mord, Einbruch, Unfall und so weiter. Private und familiäre Angelegenheiten müssen während der Bürozeiten geklärt werden!«

»Glauben Sie mir, es geht hier wirklich nicht um eine familiäre Angelegenheit. Ein paar Fremde …«

Er schaute nun, offensichtlich desinteressiert an dem, was ich erzählte, seinen Kollegen an, der auf seinen Wunsch hin die ganze Zeit still dagesessen hatte. Daraufhin stand dieser unfreundliche Polizist auf und donnerte:

»Geh nach Hause! Sonst nehmen wir dich vorläufig für mindestens vierundzwanzig Stunden in Gewahrsam! Deine Alkoholfahne verrät, in welchem Zustand du bist. Raus hier, und zwar sofort!«
Sein wütendes Gesicht und seine Uniform bereiteten mir Angst, zudem fiel mir plötzlich ein, dass ich durch den Einfluss der mir zugeneigten jungen Frau in meiner Wohnung tatsächlich nicht gerade wenig Alkohol konsumiert hatte. Was für ein alkoholisches Getränk und wie viel davon sie mir gegeben hatte, wusste ich nicht genau. Während ich flehentlich den sympathischen Beamten anstarrte, ging ich rückwärts zum Ausgang und verlor kein weiteres Wort mehr.

7

Ich fühlte mich völlig deprimiert, aufgeregt und verwirrt. Die unverschämten Beamten hatten sich noch nicht einmal die Mühe gemacht, mich richtig anzuhören. Wenn nicht an die Polizei, an wen sollte ich mich so spät abends denn sonst wenden? Die Leute hatten mich aus meiner eigenen Wohnung vertrieben, nein, ohne Einladung, ohne mich zu kennen, hatten sie sich in meine Wohnung geschlichen und sich dort regelrecht eingenistet.
»Wo auf der Welt gibt es denn so was? Und die Beamten auf der Straße …«, überlegte ich nun, und dachte daran, dass mich auch die Polizeibeamten vor meinem Wohnblock überhaupt nicht richtig angehört hatten, als ich damals die Sachen der Eindringlinge auf die Straße geworfen hatte. Anstatt mir zu helfen, hatten sie sich einfach pflichtwidrig benommen und waren mit einem spöttischen Lachen einfach davongefahren.
»Ich warte, bis diese verdammte Alkoholfahne verflogen ist. Dann werde ich alle anzeigen. Alle. Scheißkerle …«, dachte ich laut.
»Hey, leise Mann! Hast du eine Zigarette für mich?«, fragte plötzlich jemand hinter mir.

Ich schaute um mich und bemerkte einen am Straßenrand liegenden Mann, dem es offensichtlich noch schlechter zu gehen schien als mir. Eigentlich wollte ich an ihm vorbeigehen, ich überlegte es mir jedoch anders. Ich sollte wirklich nicht meine ganze Wut an einem armen Obdachlosen auslassen. Er war doch weder Polizist noch fiel er mir in meiner Wohnung zur Last. Deshalb gab ich ihm eine Zigarette.

Als er sie mit meinem Feuerzeug anzündete, sagte er:

»Denk nicht so laut, Kollege! Wenn sie das mitkriegen, werden sie dich sofort in die Klapsmühle bringen.«

»Wie bitte?«, fragte ich ihn verblüfft. Er wiederholte gelassen:

»Denk nicht so laut, Kollege! Sonst landest du am Ende noch in der Klapsmühle. Glaub mir! Ich weiß, wovon ich rede.«

Während ich sein Gesicht anstarrte, versuchte ich, seine Warnung zu verstehen. Darin verbarg sich irgendetwas, was mich zugleich an meinen verschwundenen Kollegen und Freund als auch an den fremden jungen Mann in meiner Wohnung erinnerte. »Mach dir keine Sorgen um mich! Egal, ob ich will oder nicht, ich bin schon dabei, verrückt zu werden. Denk an dich selbst! Warum liegst du hier auf dem Asphalt? Ist dir nicht kalt?«

Grinsend schaute er mich an und antwortete:

»Unter mir ist Pappe. Hier pennen und die Leute um Zigaretten und Kleingeld anbetteln ist wirklich gut. Viel besser als sich mit ihnen vergeblich anzulegen.«

Verdutzt fragte ich mich, woher er wusste, dass ich mich mit einem oder mehreren angelegt hatte? Warum schien er so besorgt um mich zu sein? Wegen einer Zigarette?

»Guter Freund, sag mir mal bitte, woher du weißt, dass ich mich mit jemandem angelegt habe? Und wen meinst du überhaupt mit “sie“?«

»Eine Zigarette, und dafür so viele Fragen?«, sagte er lächelnd. Ich streckte ihm die ganze Packung entgegen:

»Hier! Bitte, nimm alle …«

Er nahm noch zwei weitere Zigaretten.
»Bitte nimm die ganze Schachtel!«
»Nein, diese zwei reichen mir. Nun geh schon! Pass auf, dass du nicht alle verschenkst! Heutzutage gibt einem kaum jemand eine Zigarette, weil es Arsch teuer ist. Kleingeld hat sowieso keiner.«
»Ich habe noch welche. Nimm dir bitte die ganze Schachtel! Du hast mir noch keine Antwort gegeben.«
»Ich will keine Zigaretten mehr, Kollege! Geh schon, ich will schlafen! Ich habe dir doch schon gesagt, dass du nicht laut denken sollst! Wenn du etwas zu denken hast, vergiss es. Vergessen und nichts im Leben ernst zu nehmen, sind die beste Umgangsart mit dieser verrückten Welt. Sonst hast du ein großes Problem. Es ist halt so, pass' dich der Welt irgendwie an, die Welt wird sich dir niemals anpassen.«
»Erstaunlich! Du redest wie ein richtiger Philosoph. Wie bist du auf der Straße gelandet?«, fragte ich ihn, nun wirklich interessiert. Er legte sich still auf den Boden, den Kopf auf die eine Hand gestützt, und bedeckte sein Gesicht mit der anderen. Ich merkte, dass er definitiv nicht weiter mit mir reden wollte. Eigentlich hätte ich mich gern ihm oder jemandem anderen anvertraut. An die Ereignisse nur zu denken und zu mutmaßen, ohne die Möglichkeit zu haben, mit einem Menschen darüber zu reden, bedrückte mich sehr. Es ging aber nicht. Niemand wollte mich hören, selbst dieser Obdachlose oder Stadtstreicher nicht. Ich zündete mir eine Zigarette an und legte den Rest der Schachtel neben den Mann.

Die Straßen in der Innenstadt waren beleuchtet, aber fast menschenleer. Genauso sah die Fußgängerzone aus. Die Schaufensterpuppen standen einsam hier und da in den beleuchteten Fenstern der Geschäfte. Niemand ging an ihnen vorbei und bewunderte ihre Kleider. Ab und zu fuhren Streifenwagen langsam an einzelnen Passanten vorbei. Alles in der Stadt wirkte an diesem späten Abend ganz normal.

Ein Filmwerbeplakat an der Fensterscheibe eines Kinos erweckte meine Aufmerksamkeit. Ich betrachtete es eine Weile. Eine bewaffnete Frau mit ernstem, wütendem Gesicht starrte auf den Betrachter. Ihr Gesicht kam mir bekannt vor, aber trotz angestrengter Überlegung konnte ich mich nicht erinnern, woher ich sie kannte.
Eine Zeitlang lief ich ziellos durch die Gegend. Ich stieß wieder auf ein paar Leute, die auf der Straße schliefen. Schließlich hockte ich mich vor die Eingangstür eines Geschäfts. Meine Augen und Füße waren müde. Kurz vor Sonnenaufgang schlief ich ein. Es war ein seltsamer Schlaf. Ich träumte, dass ich träume. In meinem Traum träumte ich von meiner Wohnung, nein, nicht von meiner Wohnung, vielmehr von der Toilette meiner Wohnung. Mir kam jetzt das Gesicht jener Frau, die auf dem Toilettenbecken saß und vor mir und ihrer Freundin laut lachend ihr Geschäft verrichtete, sehr bekannt vor. Als ob ich ihr Bild irgendwo an einer Wand gesehen hätte.

8

Bevor ich zum Justizgebäude ging, aß ich erst eine Kleinigkeit und besorgte Pfefferminzkaugummis, damit die unerwünschte Alkoholfahne vom gestrigen Abend verschwand. Danach rief ich meine Firma an und sagte, dass ich verhindert wäre und an diesem Tag freinehmen wollte.
Beim Betreten der siebten Etage, dritte Abteilung, fiel mir die Bemerkung des Polizisten in der letzten Nacht ein. Tatsächlich sollte man niemals ans Heiraten denken, damit man niemals mit dieser überfüllten Abteilung zu tun bekommen würde. Unzählige Menschen mit nachdenklichen und enttäuschten Gesichtern saßen da auf den unbequemen Stühlen, kamen in den Warteraum oder verließen ihn. Ich zog mir eine Wartenummer aus dem Automaten

und setzte mich schläfrig auf einen Stuhl. Die lange Wartezeit kam mir gelegen, um den fehlenden Schlaf nachzuholen.
Nach ein paar Stunden kam ich endlich an die Reihe.
Ich schilderte dem Beamten mein Problem. Daraufhin lachte er lauthals und sagte:
»Hahaha … Junger Mann, Sie sind aber lustig! Denken Sie, hier wäre eine Psychotherapeutenpraxis, oder wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«
Ich bekam Angst und geriet in Panik, auch von diesem Beamten nicht ernstgenommen zu werden. Daher betonte ich verzweifelt:
»Um Gottes Willen glauben Sie mir bitte! Das ist die Wahrheit.«
Er schaute mir einen Augenblick ernst in die Augen. Das fröhliche Lachen verschwand allmählich aus seinem Gesicht. Anscheinend besann er sich wieder seiner sturen Beamtenfunktion und sagte vorsichtig:
»In Ordnung. Scherz beiseite. Wenn Sie Schriftsteller oder Journalist sind und eine Reportage für eine Zeitung oder für das Fernsehen machen wollen über die tagtäglichen Scheidungskomödien der einst verliebten und verrückten Leute, die hier …«
Ich unterbrach ihn:
»Nein, nein. Helfen Sie mir doch bitte! Ich bin weder Journalist noch Schriftsteller. Gestern habe ich die ganze Nacht über auf der Straße geschlafen. Wie oft muss ich es denn noch sagen? Fremde Leute sind in meine Wohnung eingedrungen und haben sich dort eingenistet, in meine eigene Wohnung! Wildfremde Leute! Ein Mann mit mehreren jungen Frauen, in der Wohnung, die ich alleine gemietet und für die ich monatlich einen Großteil meines Gehaltes zahle. Wieso können Sie mich nicht verstehen?«
Der Beamte zündete sich eine Zigarette an und betrachtete mich schweigend. Dann sagte er, mit der Zigarette in der Asche des vor ihm stehenden Aschenbechers spielend:

»Schauen Sie mal, junger Mann! Ich bin hier dafür zuständig, Akten von Familien anzulegen, die Probleme miteinander haben oder sich scheiden lassen wollen, und diese dann an die zuständigen Stellen weiterzuleiten. Ihre Angelegenheit kommt mir ungewöhnlich und kompliziert vor. Vorausgesetzt, Sie sagen mir die Wahrheit, ist Ihre Sache kein Scheidungsstreit, sondern eher ein Scherz oder ein Missverständnis zwischen Ihnen und Ihren Mitbewohnern, beziehungsweise Freunden oder Bekannten. Wenn jemand Sie geschlagen hat oder etwas aus Ihrer Wohnung gestohlen wurde, gehen Sie rüber in das Nachbargebäude, erste Etage, Abteilung eins. Dort wird Ihre Anzeige bestimmt gerne aufgenommen und bearbeitet. Ich bin für Scheidungen zuständig, nicht die Kriminalpolizei.«

»Das heißt, Sie meinen, dass ich hier falsch bin?«

Er nickte mit seinem Kopf und bestätigte:

»Ja, Sie haben richtig verstanden. Ich bin wirklich für Fälle wie den Ihren nicht zuständig.«

»Ich war aber gestern Nacht schon bei der Polizei. Von dort hat man mich hierhin geschickt.«

»Es tut mir wirklich leid. Sehr wahrscheinlich waren die Polizisten aus der Nachtschicht überfordert und wollten Sie einfach loswerden, weil Ihr Fall ihnen im Vergleich zu anderen schwereren Fällen, die in der Nacht normalerweise passieren, nicht so gravierend vorkam. Versuchen Sie es doch noch einmal dort. Sie verschwenden hier einerseits Ihre eigene Zeit und andererseits stehlen Sie die Zeit der anderen Bürger. Ich kann Ihnen wirklich nicht helfen.«

Ich hatte keine Wahl. Ich kam aus dem Zimmer des Justizbeamten, siebte Etage, dritte Abteilung, und ging zum Polizeipräsidium in die erste Etage, Abteilung eins. Glücklicherweise waren dort nicht so viele Leute, die eine Anzeige erstatten wollten. Ohne lange warten zu müssen, betrat ich das Zimmer eines Kriminalbeamten.

Ich hatte meine Geschichte noch nicht ganz geschildert, als der Beamte mich desinteressiert unterbrach, einen seiner Kollegen rief und sagte:
»Geh mal mit diesem jungen Mann und schau, was er für ein Problem mit seinen Mitbewohnern hat!«
»Das sind nicht meine Mitbewohner. Die Wohnung habe ich allein gemietet. Verstehen Sie, ich wohne dort allein, a-l-l-e-i-n-e, Herr Kommissar!«, korrigierte ich ihn.
»Verschwende keine Zeit! Komm mit!«, forderte mich ein Polizist auf, der neben ihm stand.
»Los! Geh mit meinem Kollegen, damit dein Problem geklärt wird!«, wiederholte der Kommissar mit Nachdruck.

Ich verließ das Gebäude mit dem Polizeibeamten. Ihm folgend stieg ich in einen Streifenwagen, dessen Fahrer schon mit laufendem Motor auf uns wartete. Der Beamte, der mich begleitete, fragte mich nach meiner Adresse. Der Polizist hinter dem Steuer grinste und fuhr los, ohne auch nur ein überflüssiges Wort zu verlieren. Als ich sein Grinsen sah, brauchte ich nicht lange zu überlegen, wo und wann ich ihn schon einmal gesehen haben könnte.
»Das ist er. Nein, ist er es tatsächlich? Bestimmt nicht. Er ist ein Ordnungsmann, ein Polizist, ein Beamter. Das kann wohl nicht wahr sein. Ich glaub, ich fange langsam an, zu spinnen. O Gott! Was für eine Droge hat mir das Weibsstück gestern Abend verabreicht? Aber … doch, doch, das ist er!«, dachte ich im Stillen bei mir und hatte das Gefühl, ihm zum dritten Mal zu begegnen. Zweimal in meiner Wohnung, zuerst mit meinem Freund, dann auf der Party feiernd mit fremden Frauen, und jetzt hier. Nicht zu fassen.
»Mein Gott, nein! Was ist geschehen? Ich kapiere gar nichts mehr. Vielleicht sollte ich mich wirklich an einen Psychiater wenden?«, überlegte ich verwirrt.

9

Gegen meine Erwartung war niemand da. Einerseits war ich froh darüber, weil ich mir nichts anderes sehnlicher gewünscht hatte, andererseits fragte ich mich, wohin sie wohl verschwunden sein könnten. Der Polizist, der gefahren war, inspizierte wortlos die komplette Wohnung. Sein Benehmen war so gelassen und unauffällig, als ob er nie zuvor bei mir gewesen wäre. Der andere Beamte fragte mich, nicht ohne einen gewissen ironischen Unterton:

»Also bitte, wo sind denn nun deine Mitbewohner?«

»Ich weiß nicht. Gestern Nacht waren sie hier. Zwei Gitarren und ein paar andere Musikinstrumente lagen da …«, ich zeigte auf die leere Stelle, wo sie tatsächlich bis gestern gelegen hatten. »Die sind jetzt auch verschwunden.«

Der Beamte, der vorher gefahren war, fing an, per Funk über den Einsatz zu berichten. Der andere Beamte sagte spöttisch:

»Okay, du beschwerst dich darüber, dass man deine Musikinstrumente gestohlen hat.«

Er wendete sich zu seinem Kollegen und bemerkte:

»Berichte bitte, dass seine Musik¬instrumente gestohlen worden sind!«

Er schaute mich wieder an und fuhr fort:

»Gucken Sie ganz genau nach, ob Ihnen sonst noch etwas fehlt! Wir notieren alles. Wenn Sie Glück haben und die gestohlenen Sachen gefunden werden, bekommen Sie sie zurück.«

»Nein«, erwiderte ich. »Die Musikinstrumente gehörten mir überhaupt nicht …«

»Er behauptet, sie gehörten ihm nicht«, sprach er zu seinem Kollegen, der alles ihm Gesagte in sein Funkgerät diktierte.

Ich hatte das Gefühl, dass sie mir nicht glauben wollten. Vielleicht hatten sie recht. Ich beschwerte mich über Leute, die nicht meine Mitbewohner waren, aber trotzdem bei mir gewohnt hatten. Sie waren gestern Abend in meiner Wohnung, und jetzt gab es offenbar

keine Spur mehr von ihnen. Ich freute mich, als ich das ungespülte Geschirr und die vollen, schmutzigen Aschenbecher in meinem Zimmer herumliegen sah, und rief guten Mutes:
»Schauen Sie bitte! Schauen Sie, dies ist der Beweis dafür, dass die Leute gestern hier waren! Sehen Sie? So viel Geschirr kann ich doch unmöglich alleine benutzt haben, oder?«
»Jetzt reicht es!«, brüllte der Polizist. »Bestimmt hast du gestern Abend hier mit ein paar Gästen gefeiert und reichlich geraucht und getrunken. Insoweit hast du nichts verbrochen, das ist deine Privatangelegenheit. Aber Staatsbeamte zu be¬lästigen und unsere Zeit mit eingebildeter Ruhestörung, Einbrüchen und Diebstählen zu vergeuden, das ist schon eine Straftat. Da du so etwas zum ersten Mal gemacht hast, drücken wir ausnahmsweise ein Auge zu. Aber vergiss nicht, nächstes Mal wird dir so ein Verhalten definitiv als Straftat angerechnet! Einen schönen Tag noch!«
Ich blieb verdutzt stehen. Die Beamten gingen langsam zur Wohnungstür.
»Aber ich habe einen Zeugen …«, sagte ich leise und verzweifelt.
Ohne mir weiter zuzuhören, verließen sie meine Wohnung.

Nun war ich zum Glück wieder allein, fühlte mich jedoch total blamiert. Nachdem ich eine Weile verstört und verwirrt im Sessel gesessen und hintereinander mehrere Zigaretten geraucht hatte, lief ich ans Telefon und rief bei meinem Kollegen an. Ich wählte seine Nummer wiederholt, aber er hob nicht ab. Irgendwann fiel mir ein, dass er normalerweise zu dieser Tageszeit arbeiten müsste. Sofort rief ich bei unserer Firma an und erkundigte mich nach ihm. Der Kollege war weder an diesem noch an den vorherigen Tagen bei der Arbeit erschienen. Ich fragte nach, ob sie wüssten, wann er wiederkäme. Man antwortete, er sei, ohne irgendjemanden zu informieren, seit längerer Zeit nicht mehr da gewesen.
Mein ganzer Körper fing an, vor Aufregung zu zittern. Dringend brauchte ich jemanden, mit dem ich über die Vorkommnisse der

letzten Tage vertrauensvoll reden konnte, aber es gab niemanden. Ich ging zum Spiegel und betrachtete mich aufmerksam. Das war tatsächlich ich selbst. Nichts war anders als sonst.
»Woher kommt diese schreckliche Aufregung? Weswegen eigentlich? Wozu? Wegen eines Kumpels, den ich kaum kenne? Oder wegen dieser verdammten Wohnung? Diese gottverdammte Wohnung! So viel Suche und Warterei, um in dieser ruhigen Gegend wohnen zu können, und nun so viel Ärger? Warum bin ich nur von meinem alten Wohnort weggezogen? Ich war doch da viel glücklicher als hier. Niemand belästigte mich und ich hatte wirklich Freude am Leben. Was ist nur los mit mir und wo ist meine unbändige Lebenslust? Warum … warum …«, sprach ich vor dem Spiegel zu mir selbst.
Ich entschloss mich, die Wohnungsgesellschaft aufzusuchen, die mir diese Wohnung vermietet hatte.

Ungefähr drei Stunden später sprach ich bei demjenigen vor, der für mein Appartement zuständig war. Er war ein gut gekleideter, zurückhaltender junger Mann, der mir aufmerksam zuhörte. Auf meine begründete Forderung, die Wohnung kündigen und den Mietvertrag aufheben zu wollen, antwortete er gelassen:
»Es sind sehr viele Leute auf der Warteliste. Sie können natürlich jederzeit kündigen, wenn Sie wollen. Aber unterstellen Sie uns nichts. Wir haben nur Ihnen die Schlüssel übergeben. Was Sie mit diesen Schlüsseln machen oder welche Leute Sie in Ihre Wohnung lassen, ist ausschließlich Ihre eigene Angelegenheit.«
»Ich habe wirklich niemandem meinen Schlüssel gegeben. Ich bin in dieser Stadt allein und habe weder Freunde noch Verwandte noch Feinde oder so was. Die Leute, die gestern Abend in meiner Wohnung waren, habe ich vorher noch nie gesehen. Wildfremde Leute sind das, so glauben Sie mir doch. Wildfremde Leute«, wiederholte ich.

Der Angestellte der Wohnungsgesellschaft schwieg einen Moment und dachte nach. Anschließend äußerte er sich gelassen:
»Möglicherweise hat irgendein Vormieter von Ihnen sich die Frechheit erlaubt, den jetzigen Wohnungsschlüssel irgendwie zu vervielfältigen und ihn illegal zu benutzen, oder was weiß ich, vielleicht hat irgendein Krimineller sich einen Universalschlüssel besorgt. In diesem Fall müssen Sie sich umgehend an die Polizei wenden. Ich schlage Ihnen vor, zuerst ein neues Schloss an der Tür Ihres Appartements anbringen zu lassen. Falls Sie weiterhin belästigt werden, wovon ich nicht ausgehe, gehen Sie bitte zur Polizei. Wie gesagt, Sie können natürlich Ihren Mietvertrag jetzt oder wann immer es Ihnen passt, fristgerecht kündigen. Hören Sie bitte bloß damit auf, sich uns gegenüber so misstrauisch und verleumderisch zu verhalten. Wir tun unsere Arbeit hundert Prozent korrekt.«
Als ob er wüsste, dass ich seinen Vorschlag auf jeden Fall akzeptieren würde, tippte er ein paar Zeilen in seinen Computer, druckte das Ganze dann aus, unterzeichnete den Zettel, steckte ihn mir zu und sagte:
»Hier, bitte! Gehen Sie mit dieser Vollmacht und Ihrem Mietvertrag zum Schlüsseldienst. Wenn Sie wollen, können Sie sich an den Schlüsseldienst wenden, der mit unserer Firma zusammenarbeitet. Alles steht im Mietvertrag, auch die Adressen der Schlüsseldienste. Viel Glück!«

Bevor die Nacht anbrach, hatte meine Wohnung schon ein neues Schloss. Das war ein teurer Spaß, aber nun konnte niemand mehr in meine Privatsphäre eindringen.
In dieser Nacht verschloss ich, entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, die Tür sogar von innen. Ich legte mich erleichtert ins Bett und dachte an all das Geschehene, an all die Leute, die ich in den letzten Tagen getroffen hatte. Ich stellte bald fest, wie lächerlich und absurd alles gewesen war.

Nach einigen unruhigen Nächten fand ich in meinem Bett, im siebten Stock eines Hochhauses, wieder ein gewisses Maß an innerer Ruhe. Es schien, als würde es allmählich Zeit, dass ich anfange, das Leben in diesem Haus und in dieser neuen Gegend zu genießen. Warum auch nicht? Ich hatte eine Arbeit und verdiente mehr oder weniger gut. Das Einzige, was mir fehlte, war die Beziehung zu einer Frau. Dies zu erreichen, würde mich aber viel Zeit, Energie und Nerven kosten. Um eine Frau oder ein Mädchen kennenzulernen, müsste ich auf jeden Fall meinen Egoismus, meinen Hang zum Einzelgängertum und mein unabhängiges Verhalten verbergen. Wenn ich mit einer Frau zusammen war, musste ich gleichzeitig eine oberflächliche Beziehung zu einer oder mehreren Frauen aufbauen, um im Falle eines Scheiterns nicht allein dazustehen. Dann wäre es auch nicht nötig gewesen, den Hausschlüssel meinem Freund und Kollegen zu überlassen; auf diese Weise wäre es gar nicht erst zu dem ärgerlichen Zwischenfall mit den schmarotzenden Mitbewohnern gekommen … Aber, aber, warum nur erinnerten mich die Lippen jener Frau, die als einzige unter den anderen jungen Frauen mir gegenüber wohlwollend schien, so sehr an die rötliche Farbe und die Frische von Granatapfelblüten?«

»Granatapfel! Granatapfel! Oh, du himmlische rote Frucht! Süß! Saftspendend! Freudespendend …«, flüsterte ich verträumt vor mich hin und schlief voller Sehnsucht ein.

10

Es vergingen mehrere Nächte, ohne dass ich erneut gestört wurde. Mit meiner Arbeit und den Kollegen kam ich glücklicherweise wie immer ganz gut zurecht. Meine einzige Sorge war das Verschwinden meines Freundes. Wiederholt hatte ich versucht, ihn zu erreichen, er meldete sich aber immer noch nicht.

Eines Nachts schellte bei mir das Telefon. Ich erwachte aus dem Schlaf und eilte, in der Hoffnung, eine Nachricht von ihm zu erhalten, zum Telefon. Als ich den Hörer abnahm, hörte ich zuerst ein Flüstern, dann völlige Stille und schließlich einen anhaltenden Besetztton. Ich dachte, vielleicht hätte sich jemand einfach nur verwählt. Nach einer Weile schlief ich erschöpft wieder ein.
Das Telefon klingelte erneut und weckte mich auf; wieder dasselbe, nur Flüstern, völlige Stille und der anhaltende Besetztton der Verbindung.
Ich trank ein Glas Wasser und überlegte, wer das wohl sein könnte, warum und mit welcher Absicht jemand mit mir auf diese Weise spielte. Genau in diesem Moment klingelte das Telefon erneut, und dasselbe verdammte Flüstern ging mir derart auf die Nerven, dass ich den Stecker des Telefons aus der Steckdose zog.
»Jetzt können die Arschlöcher ihre Spielchen weitertreiben, solange sie wollen!«, brummte ich wütend und ging wieder ins Bett.

Letztendlich, nachdem ich wiederholt versucht hatte, meinen Kollegen und Freund telefonisch zu erreichen, hob dann doch eine Frau den Hörer ab. Erfreut stellte ich mich vor und erkundigte mich nach ihm.
»Sie haben sich verwählt. Dieser Mann wohnt hier nicht«, antwortete sie gelassen.
Ich glaubte ihr kein Wort. Sie könnte seine Freundin sein und wollte, egal aus welchem Grund auch immer, eine falsche Auskunft erteilen. Bei unserem letzten Gespräch hatte er bedrückt und zurückhaltend gewirkt und erwähnt, genug eigene Probleme zu haben. Seine Freundin wüsste sehr wahrscheinlich darüber Bescheid. Ich musste zeigen, dass ich wirklich ein guter, hilfsbereiter Freund in schlechten Zeiten war, der sich Sorgen um ihn machte. Sie hatte bestimmt einen gewissen Einfluss auf ihn und würde ihn zum Umdenken motivieren. Also, sagte ich nun verzweifelt:

»Das ist doch nicht möglich. Sagen Sie ihm bitte, dass mir die lächerliche Schlüsselgeschichte sehr leidtut und ich mich dafür entschuldigen möchte! Dies ist doch kein Grund, den Kontakt mit einem Freund abrupt abzubrechen. Was bleibt einem denn im Leben übrig, wenn man wegen jeder Kleinigkeit, jeder Kränkung, jeder Meinungsverschiedenheit auf die Freundschaft verzichtet? Ehrlich gesagt, ich mache mir wirklich große Sorgen um ihn. Bei unserem letzten Treffen sah er sehr bekümmert aus und schien ernsthafte Probleme zu haben. Ich hätte ihm gerne beigestanden. Er schwieg aber und wollte nicht, dass ich weiter nachfrage. Ich mache mir wirklich einen Kopf darüber, dass ihm etwas zugestoßen sein könnte.«

»Es tut mir leid! Sie haben schon die richtige Telefonnummer gewählt, ich bin aber erst vor einer Woche hier eingezogen und habe diese Nummer übernommen. Vielleicht hat Ihr Freund vor mir hier gewohnt. Auf jeden Fall weiß ich nicht, wie ich Ihnen helfen kann.«

Zutiefst enttäuscht schwieg ich einen Augenblick, entschuldigte mich dann:

»Oh! Ich bitte Sie inständig um Verzeihung!«

Mit einem Kloß im Hals legte ich den Telefonhörer auf. Ein solch enger Freund und Kollege hätte es wohl verdient, rasch vergessen zu werden. Einen ganz menschlichen und freundschaftlichen Kontakt zu mir hatte er ohne jede Erklärung abgebrochen und wohnte nicht mehr unter seiner alten Adresse. Jetzt gehörte seine Wohnung, mit der mich so viele Erinnerungen verbanden, jemand anderem; einer Frau, die vielleicht selbst in dieser Wohnung die Erinnerungen an ihre anderen Wohnungen vergessen wollte. Erinnerungen an enge oder auch weitläufigere Bekanntschaften.

»Oje!«, seufzte ich desillusioniert. »Was für unzuverlässige, oberflächliche und schnell vergängliche Beziehungen wir heutzutage führen! Jemand taucht in deinem Leben auf, pflegt eine Weile Kontakt zu dir, lässt dich an seinen Sorgen und seiner Freude

Anteil haben und plötzlich … mein Gott! Plötzlich verschwindet er spurlos. Und du bleibst zurück mit einem Berg aus Eis der Erinnerungen, der im Alltag, zwischen zuhause und Arbeitsplatz, schmelzen muss; er muss schmelzen und in die Erde sinken, damit du selbst eines Tages mit der Erde und deinen Erinnerungen eins wirst, mit der Erde und deinen Erinnerungen.«

11

Eines Morgens begegnete ich der schönen und jungen Geschäftsfrau aus meinem Nachbarappartement im Aufzug. Ihr Benehmen mir gegenüber war ausgesprochen freundlich. Ehrlich gesagt, fand ich sie so sympathisch, dass ich es nicht schlecht gefunden hätte, wenn ich mich mit ihr hätte anfreunden können. Ihr Beruf ging mich nichts an, ich war doch nicht Gott persönlich, der über sie und andere Menschen urteilt und sie zum Paradies oder zur Hölle schickt. Jetzt wäre eine günstige Gelegenheit, sie auf eine Tasse Kaffee oder Tee einzuladen.
Nach der Begrüßung nannte sie mich beim Namen und sagte:
»Du Schelm! Du hast uns schon lange nicht mehr besucht!«
»Ich habe viel zu tun. Jeden Tag muss ich bis spät abends arbeiten.«
»Wie kommt das? Früher hattest du genügend Zeit, um ein paar Mal in der Woche vorbeizukommen. Nun ist von dir nichts mehr zu hören und zu sehen.«
Ich war verdutzt. Ich hatte zuvor doch nur einmal in jener verdammten Nacht im Hausflur mit ihr gesprochen, ich vor der Tür, sie dahinter. Das heißt, ich wollte eigentlich ihr Telefon benutzen, was nicht geklappt hatte. Wöchentlich ein paar Mal? Während ich nach einer Antwort suchte, starrte ich verwundert ihr Gesicht und ihre schönen Augen an. Der Aufzug kam zum Stehen. Ohne auf eine Antwort von mir zu warten, sagte sie:

»Du brauchst nicht so oft vorbeizukommen. Komm, wann immer du Lust hast! Ich bin mir sicher, dass du den Preis, den ich dir mache, nirgendwo anders bekommst. Übrigens haben wir eine neue Kollegin, ein junges, absolut noch unberührtes Mädchen! Ich habe sie für meinen besten Kunden aufbewahrt. Es wäre nicht schlecht, wenn du möglichst bald vorbeikommst und sie dir anguckst! Die Entfernung zwischen deiner und unserer Wohnung ist doch nicht mehr als ein paar Schritte.«

Vollkommen perplex und wie betäubt lief ich, ohne etwas zu sagen, zu meiner Firma. An diesem Tag war mir nicht nach Arbeit zumute, daher nahm ich nach ein paar Stunden frei und schlenderte ins Stadtzentrum.

Eine Zeitlang suchte ich überall nach jenem jungen Mann, der auf der Straße lebte; demselben, der mich eines Nachts um eine Zigarette gebeten und gesagt hatte:

»Denk nicht zu laut, Kumpel! Sonst …«

Er war ein Mensch, der den Eindruck machte, als wüsste er, wie ein Wahrsager, erstaunlich viel über mich, die Welt, das Leben und die Menschen. Ich wollte ihm mein Herz ausschütten und ihm erzählen, dass ich mein ganzes Leben lang versucht habe, mit dieser Welt irgendwie zurechtzukommen, mich um meine eigenen Angelegenheiten zu kümmern und meiner Umgebung mit Gelassenheit zu begegnen. Und trotzdem: Warum, warum sucht mich der Ärger immer wieder von selbst heim? Warum verwechselt mich diese geschäftstüchtige Nachbarin mit jemand anderem, mit einem Menschen, der ich weder war noch bin?

Ich fand den Mann leider nicht. Statt den wahrscheinlich sowieso uninteressierten Stadtstreicher weiterzusuchen, zog ich ernsthaft in Betracht, mich an einen Psychiater zu wenden.

Die Praxis war überfüllt. Eine hübsche Arzthelferin sagte, dass ich ein paar Monate auf einen Termin warten müsste.

»So lange Wartezeit?«, fragte ich verdutzt.

»Ja. Bei uns ist das leider so«, bedauerte sie.

»Ich habe keine speziellen Probleme, aber ich muss dringend mit jemandem reden.«

»Ich weiß, alle, die hier sind, möchten mit dem Arzt reden. Bis Sie an der Reihe sind, müssen Sie leider ein paar Monate warten. Hier warten alle so lange.«

»Ich muss aber jetzt mit jemandem reden, verstehen Sie? Jetzt. Was nutzt mir ein Gespräch in ein paar Monaten? Bis dahin bin ich schon völlig am Ende.«

»Es ist halt so. Ich kann Ihnen leider nicht helfen.«

Ich überlegte kurz. Anscheinend war der Terminkalender des Arztes voll. Ich musste mich an eine andere Praxis wenden. Aber ich brauchte nicht unbedingt einen Psychiater. Es reichte mir, wenn ich irgendeinen Zuhörer hätte. Wie wäre es mit dieser freundlichen Arzthelferin? Jung und hübsch war sie auch. Daher fragte ich sie in ernstem Tonfall:

»Kann ich vielleicht, statt mit dem Doktor, mit Ihnen reden? Ich würde Ihnen so viel Sie wollen für eine Stunde zahlen.«

»Das gibt es doch nicht«, erwiderte sie erstaunt. »So etwas habe ich ja noch nie erlebt. Verstehen Sie doch, ich darf keine Patienten behandeln.«

»Schade! Sehr, sehr schade! Eine so nette Zuhörerin wie Sie könnte ich eher gebrauchen als den erfahrensten Psychiater der Welt! Ich muss dann mein Glück offenbar leider bei einer anderen Praxis versuchen. Es ist wirklich sehr dringend. Vielen Dank trotzdem!«

Ich war im Begriff, die Praxis zu verlassen, als sie mir vorschlug:

»Aber wenn Sie die Behand¬lungs¬kosten selbst übernehmen, statt das Ganze über die Krankenkasse laufen zu lassen, ist vielleicht etwas zu machen!«

Ich blieb stehen und voller Freude lächelte ich sie an.

»Ja, gerne. Also, ein Gespräch mit Ihnen?«

Sie lächelte zurück.

»Nein. Mit dem Arzt.«

»Schade, dass Sie keine Ärztin sind! Aber, okay. Vielleicht habe ich irgendwann die Ehre, woanders mit Ihnen zu sprechen. Wie viel soll ich bezahlen?«

Nach ungefähr einer Stunde des Wartens führte mich die attraktive Arzthelferin in einen gemütlichen Raum. Die Wände des Zimmers waren mit Bildern von Pflanzen, Bäumen, Wäldern, Bergen und Quellen geschmückt. Ein dicker Baumstamm lag in der Mitte des Raumes, um ihn herum zwei kleinere Baumstämme, die zum Sitzen einluden. Ein Krug Wasser und zwei Becher aus gelbem Plastik, die auf dem dicken Baumstamm standen, motivierten mich, Platz zu nehmen. Da ich sowieso schon sehr viel Geld bezahlt hatte, dachte ich, ich könne ebenso gut auch etwas trinken.
Nach kurzer Zeit betrat ein Mann das Zimmer, der mir irgendwie bekannt vorkam. Zuerst begrüßte er mich und gab mir die Hand, dann setzte er sich mir gegenüber, ohne auf eine Antwort von mir zu warten.
Ich heftete meinen Blick auf sein vertrautes Gesicht und seine Augen. Er war entweder ein Beauftragter des Staates, Chef der Behörde oder irgendein anderer Wichtigtuer der Abteilung drei, Etage sieben, der Justiz. Jener, der mich wiederum zum Nebengebäude bei der Polizei, erste Etage, Abteilung eins, geschickt hatte. Er saß nun still, nett und höflich vor mir. Lächelnd betrachtete er mich und nickte dabei mehrmals auffordernd. Vielleicht wollte er damit sagen:
»Soso! Endlich willst auch du die Scheidung einreichen? Aber hier ist doch nicht die Abteilung drei, Etage sieben des Justizgebäudes.«
»Ich habe vor Kurzem die Ehre gehabt, Sie kennenzulernen, Herr Doktor.«
»Oh, wie schön! Hier in der Praxis oder bei der Behörde?«
»Bei der Behörde, Herr Doktor.«
»Gut. Sehr gut, mein Lieber! Zuerst möchte ich dir sagen, dass wir hier in dieser gebirgigen Atmosphäre, wie zwei Freunde miteinander

über deine Probleme reden werden. Meine fünfundzwanzigjährige Erfahrung in „Psycho-Gebirgs-Therapie“ hat erwiesen, dass das gegenseitige Duzen während der Behandlung sehr hilfreich für eine schnelle Heilung ist. Natürlich nur, wenn du damit einverstanden bist?«

»Wie Sie es für richtig halten, Herr Doktor.«

»Gut, mein Lieber. Wie ging es weiter? Erzähl mir, wie die Scheidung zwischen dir und deiner Frau bisher gelaufen ist?«

»Sie müssen mich mit jemandem verwechseln, Herr Doktor. Ich war noch nie verheiratet, geschweige denn habe ich mich scheiden lassen.«

»Oh, Entschuldigung! Du hast recht. Erzähl mir, mein Lieber, was bedrückt dich?«

Ich versuchte ihm, ohne Umschweife, alles zu erzählen, was seit meinem Umzug in das Appartement in der neuen Gegend passiert war. Während der ganzen Zeit, in der ich ihm mein Herz öffnete, hörte er mir interessiert und schweigend zu. Manchmal notierte er etwas auf einem Blatt Papier, welches vor ihm lag. Häufig nickte er aufmunternd und motivierte mich dadurch, meine Geschichte fortzuführen, indem er Dinge sagte wie: »Ja, unglaublich! Wirklich?« Oder: »Oh, nein! Das darf doch nicht wahr sein!«

Ich erzählte gerade von dem Gespräch im Aufzug zwischen mir und jener schönen Geschäftsfrau aus der Nachbarschaft, als unvermittelt jemand an die Tür klopfte. Mit Erlaubnis des Arztes kam eine Sprechstundenhilfe herein und teilte mit, dass die gewohnte Sitzungszeit bereits um mehr als fünf Minuten überzogen sei. Diese Zeit fehle nun für den nächsten Patienten.

»Oh, entschuldigen Sie, Herr Doktor! Ich habe zu viel Ihrer kostbaren Zeit in Anspruch genommen«, sagte ich mit einem Anflug von schlechtem Gewissen.

»Nein, nein. Bleib ruhig sitzen, mein Lieber! Deine Geschichte ist sehr interessant«, antwortete er mir und sagte zu seiner Arzthelferin: »Sag bitte der nächsten Patientin, dass sie sich noch

einen Augenblick gedulden soll!«; wandte er sich dann wieder an mich:

»Gut. Sehr gut, mein Lieber! Erzähl mir deine Geschichte doch bitte zu Ende! Unser Gespräch kann noch um fünfzehn Minuten verlängert werden. Außerdem kenne ich die nächste Patientin. Ihr fehlt nichts. Seit drei Jahren kommt sie einmal in der Woche hierher und bittet mich, ihr dabei zu helfen, ihren deutlich jüngeren Mann an sich zu ketten. Die arme Frau ist sechsundsiebzig Jahre alt und hat schon einige „Ewig-schön-und-jung-Operationen“ hinter sich. Trotzdem bringt ihr achtundzwanzig Jahre jüngerer Mann den Parfümgeruch anderer Frauen mit nach Hause. Es ist doch klar, dass etwas in dieser Beziehung nicht richtig läuft. Was weiß ich, vielleicht hat sie gar keine Probleme, sondern leidet einfach unter Altershalluzinationen. Gut, lass dich nicht stören, mein Lieber! Erzähl bitte weiter!«

Die Sprechstundenhilfe hatte den Raum bereits wieder verlassen. Weil ich der nachfolgenden Patientin gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte, brachte ich meine Geschichte hastig zu Ende.

»Aber ich habe nie den Privatklub meiner Nachbarin betreten, Herr Doktor. Ich bin nämlich in meinem ganzen Leben nie in einem Klub gewesen, weil ich denke, dass es schon eine Vergewaltigung ist, wenn man einer Frau Geld dafür gibt, sie ein paar Minuten zu besitzen. Zu einer Vergewaltigung braucht es nicht zwangsweise Waffen und Fäuste. Nun … Nun … Wenn man mir morgen anhängt, ich hätte dieses minderjährige Mädchen aus dem Privatklub vergewaltigt … Oh nein! Um Gottes Willen … Mein Gott!«

»Beruhige dich, mein Lieber! Beruhige dich! Man wird dir nichts antun! Bestimmt handelt es sich um einen Irrtum, oder deine Nachbarin wollte dir einfach einen Streich spielen. Das Gerede einer Frau muss man nicht unbedingt ernst nehmen. Was Privatklubs betrifft und die Frage, ob allein der Besuch eines solchen den Tatbestand einer Vergewaltigung erfüllt, muss ich dir sagen, dass du offenbar sehr moralisch und fast übermenschlich

denkst, mein Lieber. Diese Sache läuft nach dem Prinzip des Geben und Nehmens, natürlich mit dem Einverständnis beider Parteien. Genauso läuft auch unsere Therapiesitzung. Wenn es so wäre, wie du es darstellst, dann könnte ich dich dafür anklagen, dass du mir Geld gegeben, meine Zeit in Anspruch genommen und mein Gehirn vergewaltigt hast, oder? Vergessen wir das Ganze einfach. Jetzt muss ich mich leider der nächsten Patientin widmen. In der kommenden Sitzung werden wir weiter über deine Probleme und deren Lösung reden. Vereinbare bitte an der Anmeldung einen Termin! Möchtest du vielleicht ein gutes Medikament haben, das richtig beruhigt?«

»Nein. Wozu ein Beruhigungsmedikament? Meinen Sie wirklich, dass ich unruhig bin?«

Er schaute mich genauer an und antwortete vorsichtig:

»Ehrlich gesagt, den Eindruck machst du schon. Aber ich weiß nicht, wie du dich innerlich fühlst. Kannst du gut schlafen?«

»Ja, sehr gut sogar Herr Doktor.«

»Sehr schön! Schläfst du die ganze Nacht durch?«

»Ja, natürlich. Ich muss jede Nacht durchschlafen, damit ich morgens zur Arbeit gehen kann.«

»Was ist, wenn du telefonisch gestört wirst?«

»Seit meinem Umzug in die neue Wohnung ziehe ich das Telefonkabel jede Nacht aus der Buchse, bevor ich ins Bett gehe, Herr Doktor.«

»Sehr klug. Sag mal, mein Lieber, grübelst du nicht manchmal vor dich hin?«

»Grübeln, ja. Das tue ich.«

»Seit wann?«

»Seit ein paar Tagen.«

»Na, siehst du. Ich kann dir doch schon bei unserer ersten Sitzung etwas Gutes tun. Ich verschreibe dir ein sehr wirksames Medikament gegen Grübeln. Es ist ganz neu, gerade seit ein paar

Monaten auf dem Markt. Es wirkt ganz schnell und macht überhaupt nicht abhängig. Du kannst es jederzeit absetzen.«
Er wandte sich nun seinem Computer zu, um mir ein Rezept zu schreiben. Ich stand auf und sagte:
»Danke schön, Herr Doktor! Ich bin nicht wegen des Medikaments zu Ihnen gekommen. Ich wollte eigentlich nur von meinen Problemen erzählen und Ihre Meinung dazu hören.«
Er stand ebenfalls auf, streckte mir seine Hand zum Abschied entgegen und sagte lächelnd:
»Das musst du entscheiden, mein Lieber. Also bis zum nächsten Mal! Hab noch einen schönen Tag!«

12

In dieser ersten Sitzung der „Psyche-Gebirgs-Therapie“ verschwand schon die Hälfte meiner psychischen Belastung der vergangenen Tage. Gott segne die Psychotherapeuten! Sie können manchmal tatsächlich zaubern. Bis zur nächsten Sitzung geschah nichts Unangenehmes, weder zu Hause noch auf der Straße noch im Aufzug noch an meiner Arbeitsstelle.
Eines Abends hob ich den Telefonhörer ab, nachdem ich einige Male das Schellen ignoriert hatte. Ich erkannte die Stimme zunächst nicht. Die Anruferin stellte sich vor. Es war die Frau, die jetzt in der ehemaligen Wohnung meines verschwundenen Kollegen wohnte.
»Ein paar Briefe für den Vormieter sind in meinem Briefkasten gelandet. Ich dachte, es wäre besser, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen, bevor ich sie zurücksenden lasse. Sie haben sich doch solche Sorgen um Ihren Freund gemacht. Ich muss zugeben, dass bereits zwei Briefe an dem Tag, an dem Sie abends anriefen, bei mir eingetroffen waren; das ist mir leider erst eingefallen, nachdem Sie schon aufgelegt hatten. Ihre Rufnummer wurde in meinem Telefon nach Ihrem Anruf automatisch gespeichert. Ich habe ein

paar Mal bei Ihnen angerufen, ohne Sie bisher erreicht zu haben«, erzählte sie.

»Danke für Ihre Mühe!«, sagte ich erfreut. »Ich habe den Hörer vorhin nicht abgenommen, weil ich eine Zeitlang nachts höchst lästige Anrufe erhalten habe. Diesmal bin ich ausnahmsweise an den Apparat gegangen. Ich freue mich sehr über Ihren Anruf. Mit diesen Briefen kann ich aber leider nichts anfangen. Es ist wohl am besten, wenn Sie sie einfach zurücksenden lassen.«

»Was für ein Zufall!«, bemerkte sie überrascht. »Auch ich bekomme häufig störende Anrufe. Die Schweine tuscheln undeutlich, dann legen sie plötzlich den Hörer auf.«

Ich war irgendwie erleichtert, als ich das hörte. Ich war also nicht der Einzige, der durch solche merkwürdigen Anrufe belästigt wurde. Einem anderen Menschen geschah das Gleiche. Nachdenklich fragte ich:

»Sie auch? Wirklich?«

»Ja. Glauben Sie mir, wenn diese Belästigungen weitergehen, werde ich mich auf jeden Fall an die Polizei wenden.«

»Ach, die Polizei«, sagte ich wegwerfend. »Vergessen Sie die! Ich nehme den Hörer einfach nicht mehr ab. Während des Schlafs ist das Telefonkabel sowieso aus der Buchse.«

»Ich würde Sie gerne noch etwas anderes fragen!«

»Ja, bitte!«

»Schellt man bei Ihnen auch nachts ständig an der Tür? Und wenn Sie die Tür aufmachen, merken Sie dann auch, dass niemand da ist?«

Eine Weile schwieg ich. Sie schien ein interessanter Mensch zu sein. Aus ihren Erzählungen schloss ich, dass sie mit den gleichen Problemen konfrontiert war wie ich. Ich erinnerte mich an jene Nacht, in der ich vor den Eindringlingen aus meiner eigenen Wohnung floh. Das Geschrei der Frauen, die wahrscheinlich vergewaltigt wurden, hämmerte wieder in meinen Ohren. Besorgt bat ich sie:

»Öffnen Sie bitte nachts die Tür nie! Bitte! Unter keinen Umständen! Niemandem!«

»Was ist los? Warum sind Sie so besorgt? Ich habe eine abgeschlossene Kampfsportausbildung. Außerdem habe ich einen starken und unbesiegbaren Freund und Beschützer. Auf mein Zeichen hin zerreißt er jeden, der es auch nur wagt, mir zu nahe zu kommen.«

Ich schämte mich für meine übertriebene Reaktion und für meine Ängstlichkeit. Wer war diese Frau eigentlich? Anscheinend war sie noch nicht sehr alt, da sie sagte, sie betreibe Kampfsport.

»Ach, wenn sie doch jung wäre! Wenn sie allein wäre!«, dachte ich bei mir.

»Zur Hölle mit mir! Wie oft habe ich mir vorgenommen, Frauen gegenüber absolut zurückhaltend und gelassen zu bleiben, meine Gefühle nicht zu zeigen, mich nicht schnell zu verlieben, nicht die Rolle des Vaters oder Beschützers einzunehmen und mich stattdessen unnahbar und schwer erreichbar zu zeigen, damit sie mich für einen idealen, begehrten Mann halten und mich mögen!«

Immerhin war noch nicht alles verloren. Sie war aus eigener Initiative auf mich zugekommen. Vielleicht war sie einsam und suchte noch nach der großen Liebe?

»Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie grundlos geängstigt habe!», korrigierte ich meine Überreaktion. »Wissen Sie, man hört heutzutage von so vielen furchtbaren Dingen, die den Frauen passieren. Ich bin froh, dass Sie nicht alleinstehend sind, sondern einen starken Freund oder Mann haben. Sie wissen bestimmt besser als ich, dass egal, wie stark ein Mensch ist, er trotzdem verletzbar und letztendlich doch schwach ist, wenn er allein ist. Gott hat Frau und Mann geschaffen, damit sie zusammenbleiben, füreinander da sind …«

Ich biss mir auf die Lippen. Wieder war ich dabei, etwas über mich und meinen Charakter preiszugeben. Aber nein, so schlecht hatte ich mich doch gar nicht dargestellt. Ich müsste jetzt nur aufhören zu

reden. Über die Eindringlinge, die Polizei und die Psycho-Gebirgs-Therapie-Sitzung sollte sie auf keinen Fall etwas erfahren. Weil sie entweder unnötig Angst bekommen könnte oder davon ausgehen würde, ich hätte etwas mit der Psyche. Mir fiel ein, dass ich ein angesehener Experte in meiner Firma war. Man hatte großen Respekt vor mir und meinen Fähigkeiten. Nach dem Studium hatte ich mehrere Fortbildungen absolviert. Nein. Nein, damit sollte ich auch nicht angeben. Leute meinesgleichen gab es doch zu Genüge. Außerdem könnte sie feststellen, dass ich nichts mehr als ein elendes Geschöpf, ein vor dem Bildschirm sitzender Experte wäre, der nichts anderes im Leben könne, außer seinem erlernten Beruf nachzugehen. Ich müsste nun zeigen, dass ich etwas anderes konnte: Schweigen. Ja, Schweigen und interessiertes Zuhören. Das Zaubermittel für einen erfolgreichen Dialog, gerade mit den Frauen. Und ich schwieg.

Eine Weile war nichts von ihr zu hören, ich machte mir Sorgen. Vielleicht hatte sie den Telefonhörer aufgelegt.

»Hallo?«, rief ich unsicher.

»Ja, ich bin noch dran«, antwortete sie. »Ich dachte gerade über das nach, was Sie eben gesagt haben. Sie haben eine interessante Einstellung zu den Menschen. Wären doch nur alle Männer wie Sie! Aber … etwas über meinen Freund und Beschützer muss ich Ihnen noch verraten: „Adam“ ist ein Hund. Sie müssen ihn unbedingt einmal kennenlernen. Er steht gerade vor mir, seine Pfoten liegen auf meiner Schulter, neugierig will er wissen, mit wem ich wohl spreche. Lass mich, Adam! Du siehst doch, dass ich telefoniere! Sei nicht so eifersüchtig! Der Herr, mit dem ich spreche, ist kein Rivale. Hey, geh weg, mein Junge!«

Erleichtert atmete ich auf. Ihr starker Beschützer war also nur ein Hund. Offenbar war mein Verhalten bis jetzt gut angekommen. Nun musste ich sie sprechen lassen. Je mehr ich sie von sich selbst erzählen ließ, desto größer würde ihr Vertrauen zu mir und desto größer würde auch meine Chance sein, ihr Herz zu gewinnen.

»Aber wie? Mein Gott, wie gewinnt man das Herz einer Frau?«, fragte ich mich im Stillen und bemerkte:
»Adam, was für ein schöner Name!«
»Ja, es ist wirklich ein sehr schöner Name«, erklärte sie. »Noch bevor ich Adam fand, hatte ich schon diesen Namen im Kopf. Ehrlich gesagt interessierte mich dieser Name, seitdem ich einen bestimmten Film gesehen hatte. Wie hieß er noch … Mir fällt der Titel jetzt auf die Schnelle nicht ein. Aber der gutaussehende Hollywoodschauspieler G. L. G. hat in diesem Film die Rolle von Adam gespielt. Vielleicht haben Sie diesen Film auch schon gesehen?«, fragte sie mich.
»Nein, leider nicht. Das ist aber interessant. Hat G. L. G. in diesem Film die Rolle eines Hundes gespielt?«
Plötzlich fing sie an, offensichtlich äußerst amüsiert, zu lachen, wobei sie erzählte:
»Hahaha … Sie sind aber lustig! Oh, nein! Adam war eigentlich der erste Mann bzw. der erste Mensch, den Gott erschaffen hat. Wissen Sie, was an diesem Film interessant war?«
Die Schöpfungsgeschichte hatte ich in meiner Kindheit mehrmals gehört. Damals fand ich sie faszinierend, weil ich sie für wahr hielt. Jetzt empfand ich sie aber als banal und naiv; ein Märchen für Kinder. Trotzdem zeigte ich Interesse, damit unsere Unterhaltung fortgesetzt wurde.
»Nein, erzählen Sie bitte!«, sagte ich neugierig.
»Dieser Adam war ein außergewöhnlicher Mensch. Kurz nach den ersten Tagen der Schöpfung schleppte er Eva barfuß mit sich zum entfernten Horizont, wo angeblich übermäßig viele Feigen- und Olivenbäume wachsen sollten. Aber so weit sie auch gingen, sie erreichten diese Bäume nicht. Hallo? Sind Sie noch da?«, unterbrach sie ihre Geschichte abrupt.
»Ja, ja, ich höre. Erzählen Sie doch bitte weiter!«, bat ich sie erneut.
»Oh, verzeihen Sie! Adam warte, ich komme gleich! Ich habe viel geredet, es tut mir leid! Eigentlich habe ich angerufen, um über die

Briefe Ihres Kumpels mit Ihnen zu reden, und gelandet sind wir jetzt bei Hollywood.«

»Bitte, erzählen Sie mir den Film zu Ende! Nein, noch besser, legen Sie auf, ich rufe Sie gleich zurück, weil das Telefonieren teuer ist …«

»Nein. Nein. Denken Sie nicht an das Geld! Ich wollte Sie eigentlich nicht vollquatschen. Da Sie ein guter Zuhörer sind, erzähle ich Ihnen ganz kurz die Geschichte von Adam und Eva. Wie gesagt, Adam hatte unerreichbare Illusionen. Er war eigentlich ein guter Mensch. Er sagte, dass man kein lebendiges Wesen töten und sein Fleisch essen darf. Er hielt alle Tiere für seine Schwestern und Brüder. Eva protestierte und sagte, dass der Mensch auf das Fleisch der Tiere angewiesen wäre. In dieser Zeit wurde Adam von Gott heimgesucht. Gott sagte zu ihm:

›Siehe, verkünde nun Eva die frohe Botschaft: Vom Horizont, von den Fernen, von den Feigenbäumen und Olivenhainen, vom gelobten Land, unter dessen Bäumen Flüsse aus Milch und Honig fließen!‹

Nun erzählte Adam Eva immer wieder gerade von den am Horizont sichtbaren Feigenbäumen; voll der süßesten, köstlichsten Früchte in verschiedenen Formen, Farben und Größen. Wenn sie ein Blatt oder eine Frucht von diesen Bäumen pflückte, würde sie mit einer milchartigen Flüssigkeit bespritzt und bekäme unstillbares Verlangen nach Koitus. Mit Verzehr einer einzigen Feige bliebe sie den ganzen Tag satt. Sie bräuchte dann auch nicht häufig zur Toilette zu gehen und wäre verschont von den ganzen Unannehmlichkeiten des lästigen Verdauens. Das Leben wäre dort einfach göttlich. Unter den dortigen Bäumen flösse ein weiter und breiter Fluss aus Milch und Honig. Durch das Schwimmen in diesem Fluss bekäme sie eine seidenzarte Haut, die Fische würden ihre Fingernägel maniküren, die Wellen ihre Haare kämmen …«

»Oh, welch tolles Versprechen! Paradiesischer als das Paradies selbst!«, unterbrach ich sie.

»Eben. Wie es bei allen Männern, was das Versprechen angeht, typisch ist!«, scherzte sie.
»Okay. Kein Kommentar. Erzählen Sie bitte weiter von diesem interessanten Film!«, animierte ich sie.
»Ja. Mit diesen Versprechungen schleppte Adam die erschöpfte und hungrige Eva auf seinen Schultern, weiß Gott wie lange, keuchend in Richtung Horizont. Plötzlich stolperte er über einen großen Stein, woraufhin beide zu Boden fielen. Der Teufel, der in Gestalt einer Schlange sein Unwesen trieb, begegnete ihnen und sagte zu Adam:
>Du Esel Gottes, wie lange willst du dieser geschwächten Frau noch die Feigenbäume und die Olivenhaine versprechen, statt ihr Fleisch zu essen zu geben? Wenn du schon nicht an sie denkst, denk doch zumindest an dich selbst! Stirbt die Frau, dann wird Gott sowieso aus deinen Rippen eine neue schaffen, aber was ist dann mit dir? Weil dir schon eine linke Rippe fehlt, bist du so töricht und schwach. Geschweige denn, wenn dir zwei Rippen fehlen würden! Was bliebe dann noch von dir übrig? Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht? Nimm dein Schicksal selbst in die Hand; du bist bereits am Verrecken!<
Adam antwortete:
>Zieh deiner Wege, Schlange! Führe mich nicht in Versuchung! Gott hat mir befohlen, Eva das gelobte Land zu versprechen, genau das habe ich getan. Es wäre nicht schlecht, wenn auch du auf das Mäuse- und-Frösche-fressen verzichten und dich uns anschließen würdest! Stelle dir mal vor, ein Fluss aus Milch und Honig!<
Der Teufel verspottete ihn:
>Hahaha … Sieh mal einer an! Gott hat ihm ein vier Zentimeter langes Stück Fleisch zwischen die Beine gehängt, nun soll er die Krönung der Schöpfung sein! Also, die Engel haben doch recht, wenn sie dich Esel Gottes nennen, Adam. Anscheinend nimmst du alles, was Gott sagt, für bare Münze. Du kennst dich offenbar im Garten Eden nicht gut aus. Die Engel und ich aber kennen ihn, im

Gegensatz zu dir, in- und auswendig. Auch Gott kennen wir viel besser als du. Wenn er sich im Garten Eden langweilt, schlängelt er entweder im Himmel rum oder er macht irgendeinem Geschöpf, aus Scherz, leere Versprechungen. Dann lacht er, bestens amüsiert, darüber. Okay. Wie du willst. Geh und verrecke mit dieser Frau! Ist mir doch scheißegal.<

Adam, der sich inzwischen ein wenig von seiner Müdigkeit erholt hatte, stand auf und versuchte mühsam, Eva wieder auf seine Schulter zu nehmen und weiterzugehen, wobei er plötzlich bemerkte, dass Eva ohnmächtig geworden war. Er schüttelte sie mehrmals, als Eva sich dennoch nicht bewegte, bat er weinend den Teufel um Hilfe. Die Schlange wandte sich Adam zu und sagte:

>Esel Gottes, du hast Eva schon verrecken lassen! Wenn du selbst nicht auch noch verrecken willst, geh und schlachte eine Kuh, ein Kamel, ein Schaf oder einen Vogel und iss das Fleisch, bis du wieder etwas gestärkt bist! Wenn du so unbeholfen bist, dass du kein Tier fangen kannst, komm, dann zeige ich dir, wie man jagt!<

Aus lauter Angst vor Einsamkeit und Verrecken folgte er der Schlange ein paar Schritte, lief dann aber spontan wieder zu Eva zurück, umarmte ihren leblosen Leib und sagte schluchzend:

>Lieber Gott! Ich wollte mich nie mit dieser Schlange anlegen und möchte, dass sowohl sie als auch all deine anderen Geschöpfe ihr eigenes Leben unbehelligt und in Frieden führen können. Du aber willst mir meine schöne Begleiterin nehmen, stattdessen diese listige Schlange, so ein hässliches Wesen, als Wegbegleiterin zur Seite stellen? Nein! Nein! Was für ein Irrtum, Gott! Was für ein großer Irrtum! Lass mich bitte mit Eva zusammen sterben!<

Wow! Adam widerspricht seinem Schöpfer! Unglaublich! Das ist die beste Szene des Films. Der Rest ist banales Hollywoodgeschehen. Es lohnt sich nicht, es zu erzählen. Hallo? Hören Sie mir überhaupt noch zu?«

»Ja. Ein wirklich spannender Film.«

»Halbwegs. Haben Sie diesen Film tatsächlich noch nicht gesehen?«

»Nein, leider bisher nicht.«

»Schade! Jeder Mann sollte ihn einmal gesehen haben! Ein sehr interessanter und nachdenklich stimmender Film!«

»Tatsächlich! Was passierte dann? War Eva wirklich tot?«

»Ja. Wie ich schon gesagt habe. Der Rest ist nicht so erzählenswert. Selbstverständlich schuf Gott für Adam eine zweite Eva, was sonst? Er ist schließlich auch ein Mann und solidarisiert sich deshalb natürlich mit Männern. Er entnahm Adam eine zweite Rippe, fragen Sie mich bloß nicht aus welcher Seite, das weiß ich nicht, und schuf eine neue Eva. Adam war anfangs sehr glücklich mit ihr, merkte aber nach einer Weile, dass ihre Attraktivität nachließ. Von da an beginnen seine Suche, Sehnsucht, Entbehrung und Elend. Diese ziehen sich durch das Leben seiner Kinder und Enkel, unserer Vorfahren und uns selbst. Das Ergebnis: Tausende Jahre der Einsamkeit, Tausende Jahre der Verwirrung, Tausende Jahre der vergeblichen Suche nach Glück und Zufriedenheit. Na gut, mein Adam wird hier, in dieser kleinen Wohnung, langsam ungeduldig; ich muss ihm mal ein bisschen Aufmerksamkeit schenken. Sie sind ein bemerkenswert guter Zuhörer. Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen!«

Ich hatte den Eindruck, dass sie den Telefonhörer auflegen wollte. Das stimmte mich traurig. Ich hätte gern stundenlang da gesessen und ihr zugehört, aber das ging ja leider nicht.

»Danke. Ich habe mich auch sehr gefreut!«

»Gut. Was machen wir nun mit den Briefen Ihres Kumpels?«

Ich rieb mir mit einer Hand die Augen. Beinahe hätte ich laut gegähnt. Dies unterdrückte ich jedoch rechtzeitig und nahm wahr, dass ich von der Schöpfungsgeschichte direkt auf dem nackten Boden der Realität gelandet war. Ich sagte frustriert:

»Ich weiß nicht. Ehrlich gesagt, er war ein mir nahestehender Kollege. Plötzlich ist er verschwunden und kommt weder zur Arbeit

noch meldet er sich bei mir. Anfangs machte ich mir Sorgen um ihn. Inzwischen habe ich mich damit abgefunden, dass sich unsere Wege getrennt haben, und wir uns sehr wahrscheinlich nicht mehr wiedersehen werden.«

»Schade!«, bedauerte sie. »Sie reden auch wie alle anderen Männer. Als Sie sich an jenem Abend so viel Sorgen um Ihren Kumpel machten, dachte ich, Sie wären ein Mensch, der auf Freundschaft sehr viel Wert legt. Na gut. Ich lass die Briefe einfach zurücksenden.«

Ich wurde noch trauriger. Ich hatte nicht zeigen können, was, wer und wie ich eigentlich wirklich war. Jetzt trauert sie um genau die Person, die ich in Wirklichkeit war, die ich aber die ganze Zeit zu verbergen versucht hatte.

»Komisches Volk, die Frauen! Du weißt nie, was sie wirklich wollen. So machst du immer alles falsch, immer«, dachte ich und fragte verzweifelt:

»Wenn Sie an meiner Stelle wären, was würden Sie tun?«

»Ich kenne Sie nicht, daher kann ich mich nicht in Ihre Situation versetzen«, antwortete sie. »Ich würde Ihnen vorschlagen, sich die Briefe doch einmal anzuschauen. Vielleicht können Sie ja durch den Absender etwas Näheres von Ihrem Freund in Erfahrung bringen!«

»Ein guter Vorschlag!«, reagierte ich euphorisch. »Sie haben völlig recht. Erstaunlich, warum bin ich nicht selbst auf diese Idee gekommen?«

»Gut, wahrscheinlich sind wir Frauen doch intelligenter als Ihr Männer«, scherzte sie.

»Oh, ja! Ja! Adam sagte doch nicht grundlos: Was für ein Irrtum, Gott! Was für ein großer Irrtum!«, antwortete ich ebenfalls scherzend.

»Hahaha … Sie sind ein echt interessanter Mensch!«

»Danke. Zweifellos nicht interessanter als Sie.«

»Oh, wie schön Sie Komplimente machen können! Nun, wann kommen Sie, um sich die Briefe anzusehen?«

»Wann immer es Ihnen passt.«
»Morgen … Nein, übermorgen Abend?«
»Ja, gerne …«

13

„Was für ein Irrtum, Gott! Was für ein großer Irrtum! Lass mich bitte mit Eva zusammen sterben!“ Diese Worte wiederholte ich bis zu unserem Treffen immer wieder, weil die Frau, die in dem ehemaligen Appartement meines verschwundenen Kollegen wohnte, zufälligerweise auch „Eva“ hieß. Eva, die mit ihrem Hund „Adam“ in der achten Etage eines Hochhauses wohnte.
Als ich zu ihr ging, war mir bewusst, dass ich das nicht allein wegen der Briefe tat. Ich ging hin, um sie zu sehen, diejenige, die in Adams Armen, in den Armen des Schauspielers „G. L. G.“ bewusstlos geworden war; ja, Eva, die erste Frau der Schöpfung.
Ich dachte darüber nach, dass Adam ein seltsamer Mann gewesen sein musste, nicht nur seltsam, sondern der seltsamste aller Männer; er hatte zornig von Gott verlangt, mit Eva zu sterben, gerade mit der Eva, die vom Teufel, vom Apfel und von der Verführungskunst noch nicht annähernd so viel wusste wie die Frauen unserer Zeit. Er wollte, zumindest anfangs, für eine Frau sterben; nein, nein, nicht für eine Frau, sondern für ein Wesen, das noch keine Frau war und nur den Namen Eva trug, ja für sie, für eben diese Eva wollte er sterben. Wie viele Jahrhunderte ist es nun schon her, dass nur noch die anderen Wesen für den Menschen sterben und der Mensch, diese aasfressende Kreatur, Eva und die prophezeiten fernen Horizonte vergessen hat?
Was für eine lächerliche Geschichte! Wenn „Adam“ ein wahrer Mensch gewesen wäre, hätte er auf jene Horizonte zugehen und nach den Feigenbäumen und Olivenhainen suchen müssen. Vielleicht wäre dann das Schicksal seiner Nachkommen anders verlaufen. Er ging nicht, er suchte nicht und blieb bei Evas leblosem

Körper. Bis Gott ihn wieder zum Leben erweckte oder eine andere Eva für Adam erschuf. Der Teufel kam und … die Geschichte mit dem Apfel, Kain und Abel, dem Brudermord und der ewigen Wiederholung …
Und nun musste ich, der Fleischfresser, jeden Abend, wenn ich nach Hause ging, voller Angst meine gesamte Wohnung durchsuchen, selbst im Schrank und im Bett; aus Sorge, ein Fremder, sprich ein ungebetener Mitbewohner, könnte sich in meine Privatsphäre eingeschlichen haben. Nein. Alles Schwachsinn. Ich sollte auf keinen Fall mit Eva darüber reden. Über die Eindringlinge besser auch nicht.
»Mein Gott, worüber redet man nur mit Frauen?«, fragte ich mich nachdenklich.

Ich drückte den Knopf ihrer Schelle. Sofort begann ein Hund zu bellen. Sie öffnete die Tür. Ein großer Kampfhund versuchte, sich von ihr loszureißen, um mich anzugreifen.
»Er ist ein Freund, Adam! Ein Freund! Hörst du? Ein Freund! Ruhe jetzt! Ich sage, ein Freund…«, bemühte sie sich vergebens, den Hund zu beschwichtigen. Sie hielt ihn weiterhin fest und bat mich in ihre Wohnung.
»Bitte kommen Sie herein! Er tut Ihnen nichts … Gib Ruhe, Adam! Zur Strafe musst du nun in dein Zimmer! Du frecher Kerl! … Keine Angst! Er ist nur ein wenig aufgeregt. Ich komme gleich.«
Nachdem sie Adam unter großen Anstrengungen in einem der Zimmer eingesperrt hatte, kam sie zu mir und führte mich ins Wohnzimmer.
Ihr Gesicht war weder jung noch besonders schön. Sie hatte jedoch eine attraktive weibliche Figur. Mein Blick heftete sich kurz an ihre klaren, braunen Augen. Es schien, als ob sie Vertrauen zu mir hätte. Sie schenkte erst mir, dann sich selbst eine Tasse Kaffee ein. Ich schaute mir ihr Wohnzimmer an. Die Möbel waren ziemlich alt. Ein

Aquarium mit farbigen Fischen stand in einer Ecke, in einer anderen befand sich ein mit einem Tuch bedeckter großer Käfig.
»Was für ein großer Käfig!«, bemerkte ich unsicher, bemüht, ein Gespräch mit ihr anzufangen.
»Ja, er muss groß sein. Sechzehn Kanarienvögel machen darin ein Nickerchen«, erklärte sie.
»Warum haben Sie ihn mit einem Tuch bedeckt?«, fragte ich neugierig.
»Die Kinder können bei Licht nicht schlafen. Hahaha … Sie wundern sich darüber, was?«, lachte sie laut. »Ja, ich liebe sie wie meine eigenen Kinder, den Adam auch. Er ist sowohl mein Sohn als auch mein bester Freund. Wie steht es mit Ihnen? Haben Sie Kinder?«
»Oje, um Gottes Willen! Ein Kind? In dieser unsicheren Welt? Auf diesem Planeten, auf dem das Atmen für seine Bewohner von Tag zu Tag immer schwieriger und schwieriger wird!«, äußerte ich mich abwehrend. Sie nickte lächelnd und fuhr fort:
»Jeder muss das für sich selbst entscheiden. Zum Beispiel komme ich persönlich besser mit Tieren als mit Menschen zurecht. Sie bleiben mir immer treu, verraten mich nie. Wenn sie mich eine Weile vermissen, fangen sie an, wie ein Schlosshund zu heulen. Sie können sich nicht vorstellen, wie Hunde und Vögel heulen! Wir kommunizieren miteinander und verstehen uns dabei prächtig. Selbstverständlich haben wir auch ab und zu so unsere Probleme. Anfangs war es sehr schwierig. Es hat sehr viel Zeit und Energie gebraucht, um miteinander soweit klarzukommen wie jetzt. Haben Sie keine Haustiere?«
»Nein«, antwortete ich kurz angebunden.
»Wieso denn nicht?«
»Keine Zeit.«
»Ach, Zeit haben wir alle zu Genüge! Wir verbringen sie aber gerne vor der Verdummungskiste. Es fehlt uns bloß die Motivation dazu, ein Haustier anzuschaffen. Sie wissen nicht, wie viel die Haustiere

einem zurückgeben. Unendlich viel! Wesentlich viel mehr als man ihnen für gewöhnlich gibt.«

»Ich habe schon davon gehört. Ehrlich gesagt, außer mit der fehlenden Zeit habe ich mit der Verantwortung ein Problem …«

Sie unterbrach mich und erklärte:

»Es ist wirklich keine große Verantwortung. Es scheint nur so. Solange man kein Haustier hat, bildet man sich ein, es wäre schwierig. Ganz im Gegenteil. Hat man eins, merkt man nach zwei, drei Tagen, wie einfach und schön es ist, mit einem Haustier zu leben.«

Sie konnte mich nicht überzeugen. Ich wollte definitiv kein Haustier, hatte einfach keine Lust dazu. Punkt. Um das Thema zu wechseln, fragte ich scherzhaft:

»Möchten Sie mir gerne eins von Ihren Haustieren andrehen?«

»Oh, nein! Auf keinen Fall«, betonte sie überrascht. »Ich kann mir kaum vorstellen, mich auch nur von einem einzigen Mitglied meines Privatzoos zu trennen.«

Sie stand auf und ging zum Aquarium, während sie liebevoll mit den Fischen redete.

Nach einer Weile fragte ich sie nach den Briefen meines Freundes. Sie antwortete lächelnd, während sie auf den Wohnzimmertisch wies:

»Schön, dass Sie endlich danach fragen! Sie liegen vor Ihnen auf dem Tisch, neben Ihrer Tasse.«

Ich schämte mich für meine Unaufmerksamkeit, daher sagte ich verlegen:

»Oh, so was! Sehen Sie, die ganze Zeit war ich damit beschäftigt, mir Ihr Wohnzimmer anzugucken.«

Sie bemerkte meine Verlegenheit, und beruhigte mich:

»Sie sind ein sehr aufmerksamer und höflicher Mensch.«

»Ich meine es ehrlich«, fuhr ich fort. »Sie haben keine luxuriöse Einrichtung, was ich sehr schön finde. Früher gab es hier einen Überfluss an Luxus …«

Ich nahm ein Bündel von Briefen in die Hand und schaute neugierig auf den Absender.
»Gut, dieser Brief ist von unserer Firma, dieser auch, dieser ist hier von der Bank, wieder von der Bank, dieser weiß ich nicht genau, woher, anscheinend bloß Werbung, dieser wieder von der Firma … Oje, wie viele Briefe haben Sie für meinen Freund gesammelt! Was machen wir nun damit?«
»Das müssen Sie entscheiden!«, sagte sie achselzuckend.
»Alle Briefe sind entweder von der Bank oder der Firma. Durch die kann man nichts Näheres über ihn erfahren«, stellte ich fest.
»Machen Sie doch einen der Briefe einfach auf, um zu schauen, was man von ihm will! So können Sie eventuell doch herausbekommen, was mit Ihrem Kumpel passiert ist«, schlug sie mir vor, als sie meine Ratlosigkeit wahrnahm.
»Ich bin ein feiger Mensch«, gab ich zu. »Wenn das jemand mitkriegt, kann das rechtliche Folgen haben.«
Sie runzelte ihre Stirn und schaute mich kurz verwundert an:
»Ich habe vor nichts und niemandem Angst. Geben Sie mir bitte die Briefe, die von der Firma sind! Die von der Bank brauchen wir nicht, die sind zu privat …«
Ich gab ihr einige der Briefe. Sie öffnete einen Briefumschlag und machte mit dem nächsten weiter. Ich fragte sie überrascht:
»Oh! Was machen Sie denn da?«
»Diese Briefe liegen hier seit mehreren Wochen. Ich habe gedacht, dass sie Ihnen Ihre Besorgnis nehmen könnten. Nun verlangen Sie ernsthaft von mir, dass ich keinen öffne, weil es rechtliche Folgen haben könnte? Hier … bitte schön! Ich habe ihn geöffnet, Sie lesen ihn, so sind wir beide dran …«
Es hatte offenbar keinen Zweck mehr, mich weiter zu weigern. Alle Briefe wurden geöffnet. In dem ersten Brief wurde mein Freund von der Firma aufgefordert, so schnell wie möglich, die Gründe seiner Abwesenheit mitzuteilen. Darauf folgten zwei Mahnbriefe, in denen

ihm, nach einer gewissen Frist, die Kündigung angedroht wurde. Und schließlich der letzte, das Kündigungsschreiben.
Seufzend bemerkte ich:
»Unglaublich! Er ist schon seit Langem entlassen. Davon haben weder meine Kollegen noch ich je etwas erfahren. Dagegen wird man über das Internet und durch andere Medien mit unnötigen Informationen aus der ganzen Welt bombardiert.«
»Es ist leider so. Wir wollen überhaupt nicht wissen, wie dreckig es unseren Nächsten geht, stattdessen beschäftigen wir uns mit der Weltpolitik oder so ähnlichem Quatsch«, pflichtete sie mir bei und fragte:
»Hatte Ihr Freund finanzielle Probleme?«
»Glaub ich nicht«, antwortete ich nachdenklich. »Andere Kollegen von mir ernähren mit dem gleichen Gehalt eine drei- bis vierköpfige Familie.«
»Ging er ins Kasino?«
»Wir sind ein paar Mal zusammen dort gewesen, aber nur, um die Zeit totzuschlagen.«
Sie schwieg und dachte nach. Ich las die Briefe erneut, einen nach dem anderen durch, in der Hoffnung, dadurch doch irgendetwas über das Verschwinden meines Kollegen herauszubekommen.
»War er vielleicht drogenabhängig?«, unterbrach sie das Schweigen. Ich schaute sie ernst an.
»Sind Sie von der Polizei, oder was?«
Gekränkt stand ich auf. Sie war überrascht. Anscheinend hatte sie mit so einer Reaktion von mir nicht gerechnet. Verlegen versuchte sie, ihr Verhalten zu rechtfertigen:
»Entschuldigung, wenn ich Ihnen zu nahegetreten sein sollte! Warum sind Sie aufgestanden? Ich habe einfach so nachgefragt, um herauszufinden, was ihm eventuell zugestoßen sein könnte.«
Ich merkte rechtzeitig genug, dass ich dabei war, zu überreagieren. Ich milderte meinen Ton und sagte freundlich:
»Ich möchte Sie nicht mehr weiter stören!«

Ich schaute kurz auf meine Armbanduhr und erklärte:
»Es ist Zeit, dass ich aufbreche. Morgen muss ich sehr früh aufstehen und zur Arbeit gehen. Selbst wenn Sie von der Polizei wären, würde es mir nichts ausmachen. Aber … nein. Er kann nicht drogenabhängig gewesen sein. Ich glaube, ein Drogenabhängiger hätte seine Aufgaben in der Firma nicht erledigen können.«
»Ich habe eine Idee!«, lenkte sie ein.
Verzweifelt und genervt fragte ich:
»Was für eine Idee denn? Sollen wir vielleicht zur Polizei gehen und dort erzählen, dass wir die Briefe eines verschwundenen Menschen geöffnet und gelesen haben?«
Sie zuckte leicht. Ihr Gesicht wurde ernst.
»Dass Sie so denken, hätte ich nie gedacht!«, erklärte sie enttäuscht. »Ich könnte über meine Wohnungsgesellschaft vielleicht herausbekommen, wann und warum Ihr Kumpel seine Wohnung gekündigt hat. Vielleicht wissen die Näheres über ihn …«
»Nein. Sie werden Ihnen nichts sagen«, sagte ich nachdenklich. »Eine Frage, hem…« Ich stockte. Sie schaute mich neugierig an und lächelte mir wieder zu.
»Was denn? Fragen Sie doch einfach!«
Ich war mir nicht sicher, ob meine Frage, besser gesagt, meine Vermutung richtig wäre:
»Vergessen Sie es bitte! Es war keine gute Frage.«
Sie animierte mich weiter:
»Oh, Sie, Schüchterner! Sie dürfen mich nach allem fragen, sogar danach, ob ich die Pille nehme. Allerdings überlege ich mir dann, ob ich Ihnen darauf antworte.«
»Arbeiten Sie bei Ihrer Wohnungsgesellschaft?«
»Nein. Ich bin Pflegerin und arbeite in einem Altenheim. Wie kommen Sie darauf?«
»Wie wollen Sie dann über die Wohnungsgesellschaft herausbekommen, was mit meinem Kumpel passiert ist?«

»Na ja. Irgendwie können wir Frauen so etwas. Hahaha … Nicht ohne Grund sagte Adam: Was für ein Irrtum, Gott! Was für ein großer Irrtum! Lass mich mit Eva zusammen sterben!«
Ihre Anspielung gefiel mir. Ich lächelte ihr wieder zu und erklärte:
»Wenn Sie keine Polizistin sind, sind Sie bestimmt ein Engel!«
»Oh, vielen Dank, der Herr! In diesem Fall aber nur für Adam und meine anderen Kinder. Allerdings, was haben Sie gegen die Polizei? Das sind doch arme Kerle; stets vielen Gefahren ausgesetzt. Trotzdem bekommen sie ein schlechtes Gehalt und werden im Allgemeinen nicht sonderlich gemocht …«

14

Drei Tage später schellte bei mir erneut das Telefon. Ich hatte gerade eben mein Abendbrot gegessen und schaute die Nachrichten im Fernsehen. Da ich inzwischen an die häufigen telefonischen Belästigungen gewöhnt war, ignorierte ich es einfach. Man gab aber nicht so leicht auf und ließ das Telefon weiterklingeln. So beharrlich waren meine Stalker noch nie gewesen. Ehrlich gesagt, mich würde es nicht mehr wirklich stören, wenn man auf die Idee käme, mir dadurch auf die Nerven gehen zu wollen. Ich hatte begriffen, dass es darum ging, mir psychisch Schaden zuzufügen. Ich müsste blöd sein, um einer oder mehreren Personen diesen sadistischen Wunsch so einfach zu erfüllen. Ich hatte mich entschlossen, den Spieß einfach umzudrehen. »Oh, wie schön! Ich bin offenbar für irgendein Dreckskerl auf dieser Welt wieder einmal so wichtig, dass er mich gleich zigmal vergeblich anruft«, scherzte ich jedes Mal, wenn das Telefon klingelte. Wollte ich meine Ruhe haben, zog ich das Telefonkabel aus der Steckdose. Ja, einfach ignorieren war in diesem Fall die beste Strategie. Mein Stalker musste sich nun sehr anstrengen und viel Zeit vergeuden, um seinen Spaß zu haben.

»Hab Mitleid mit dem Dreckskerl und nimm endlich den Hörer ab!«, sprach ich diesmal zu mir, als ich merkte, dass das Klingeln nicht aufhören wollte.
»Nein. Ein Stalker ist ein Dreckskerl und ein Dreckskerl verdient auf keinen Fall Mitleid«, argumentierte ich dagegen.
»Oh! Vielleicht ist es Eva. Ja, Eva!«, fiel mir plötzlich ein.
Schnell sprang ich zum Telefon und hob den Hörer ab.
»Hallo!«, sagte ich hastig.
»Ach, Mensch! Endlich hab ich Sie am Telefon. Seit zwei Tagen rufe ich vergeblich bei Ihnen an. Ich habe interessante Neuigkeiten über Ihren Kumpel herausgefunden. Hätte ich Ihre Adresse gewusst, wäre ich schon längst bei Ihnen vor der Tür«, meldete sich Eva.
»Eva! Es freut mich wirklich, Ihre Stimme wiederzuhören! Wie geht es Ihnen?«, fragte ich etwas aufgeregt.
»Danke, gut. Und Ihnen?«
»Auch ganz gut. Es tut mir echt leid, dass ich Sie so lange klingeln lassen habe! Sie wissen doch, man versucht mich immer wieder telefonisch zu belästigen. Daher hebe ich selten den Hörer ab.«
»Ja, das haben Sie mir letztes Mal erzählt. Bei mir ist es auch nicht viel besser. Aber Sie sehen doch auf Ihrem Display, ob der Anruf von einem Bekannten ist oder von einem Unbekannten?«
»Nein. Leider ist mein Telefon eines dieser guten alten Geräte und hat kein Display. Danke für den Tipp! Ich werde mir umgehend ein neues kaufen. Apropos, meine Adresse …«
»Schön, Ihre Adresse zu kennen! Falls Sie kein neues Telefongerät kaufen und wieder nicht ans Telefon gehen, haben Sie mich vor der Tür stehen. Das ist mein voller Ernst«, sagte sie lachend.
Ich lachte ebenfalls.
»Wenn das so ist, dann würde ich lieber auf ein neues Telefongerät verzichten, damit Sie mich besuchen.«

»Nein. Scherz beiseite! Besorgen Sie sich doch bitte ein neues Gerät. Ich habe gute Neuigkeiten über Ihren Kumpel! Freuen Sie sich nicht darüber?«

Ich blieb einen Augenblick still und dachte darüber nach, wie schön es wäre, diesen Abend mit ihr gemeinsam in meiner Wohnung zu verbringen!

»Hallo?«, rief sie in den Hörer. »Sind Sie noch da?«

»Ja«, antwortete ich. »Ich höre Ihnen zu.«

»Ich habe gute Neuigkeiten über Ihren Kumpel! Interessieren Sie sich nicht mehr für ihn?«

»Nein. Definitiv nicht mehr. Aber für Sie, ja wohl, für Sie interessiere ich mich sehr«, dachte ich im Stillen bei mir, antwortete allerdings:

»Ja, klar. Was gibt´s denn Neues über ihn? Sind wieder jede Menge Briefe für ihn in Ihrem Briefkasten gelandet?«

»Nein. Das nicht. Was machen Sie eigentlich heute Abend?«

Erfreut antwortete ich:

»Nichts Besonderes. Möchten Sie mich nicht vielleicht doch besuchen? Ich wohne ganz in Ihrer Nähe, sozusagen nur einen Katzensprung entfernt.«

»Nein. Ich besuche Sie ein anderes Mal. Aber wenn Sie von Ihrer Arbeit noch nicht ganz erschöpft sind, kommen Sie doch einfach gleich vorbei! Sonst müssen wir extra einen Termin vereinbaren, wann wir uns treffen könnten.«

Ich war eigentlich schon ziemlich müde und musste morgen früh aufstehen, um arbeiten zu gehen. Aber eine Einladung von einer Frau, egal aus welchem Grund, sollte einem Mann viel wichtiger sein als rechtzeitig bei der Arbeit zu erscheinen.

»Eine Arbeit hat man immer wieder, eine Frau dagegen leider nicht. Wie häufig wird man überhaupt im Leben von einer Frau, zumal am späten Abend und zudem auf so charmante Weise, eingeladen? Warum sollte ich es also hinauszögern und auf die nächsten Tage verschieben? Bin ich etwa blöd?«, dachte ich und sagte:

»Ich bin ganz fit. Wie ist es mit Ihnen? Müssen Sie nicht gleich ins Bett?«
»Nein. Ich habe bis morgen Mittag Zeit zu schlafen. Also, kommen Sie gleich vorbei?«
»Okay. Ich bin schon unterwegs …«
Ich ließ vorsichtshalber den Fernseher an, um dem eventuellen Einbrecher oder den Eindringlingen vorzutäuschen, ich sei zu Hause und würde fernsehen. Frisch parfümiert, in der Hand eine gute Flasche französischen Rotwein, verließ ich kurz darauf meine Wohnung.

15

Im Gegensatz zum ersten Mal bellte der Hund dieses Mal nicht so heftig, als ich vor Evas Wohnungstür stand. Er schnupperte nur an mir herum und nahm mich, wie sein Herrchen ihm immer wieder zuflüsterte, als einen Freund wahr. Eva gab mir ihre Hand und bat mich einzutreten. Während ich ihre Hand drückte, zog ich sie leicht an mich und küsste flüchtig ihr Gesicht. Damit wollte ich ihr schon vorab den Eindruck vermitteln, dass ich sie als Frau sehr sympathisch finde und nicht nur wegen der Neuigkeiten über meinen plötzlich verschwundenen Freund gekommen wäre. Ich ließ sie dann sofort los und gab ihr den Wein, den ich mitgebracht hatte.
»Oh, Wein! Ein Bordeaux. Danke schön!«, sagte sie erfreut.
Ich schaute ihr kurz in die Augen, sie strahlten vor Freude. Ich ging davon aus, dass dieses Freudestrahlen nicht unbedingt auf den Wein zurückzuführen wäre, sondern die Folge meines Annäherungsversuchs durch den flüchtigen Begrüßungskuss sei. Sie lebte allein mit ihren Tieren, fand mich bestimmt nicht ganz unsympathisch und wollte mich näher kennenlernen, sonst hätte sie mich nicht spontan zu sich eingeladen. Allein wegen der Neuigkeiten über ihren Vormieter auf jeden Fall nicht, nicht so spät am Abend.

»Bitte, nehmen Sie Platz! Was darf ich Ihnen zum Trinken anbieten?«, fragte sie, als wir das Wohnzimmer erreichten.
Ich überlegte kurz. Sie fuhr fort:
»Tee? Kaffee? Wasser? Wein? Oh, ich habe vergessen zu fragen, ob Sie überhaupt Abendbrot gehabt haben. Möchten Sie vielleicht etwas essen?«
»Nein, danke«, antwortete ich lächelnd. »Ich habe schon gegessen. Kaffee und Tee trinke ich abends ungern. Sonst trinke ich mit, was Sie trinken.«
»Wasser? Wein? Oder Orangensaft?«
»Was möchten Sie selbst trinken?«
Sie schaute kurz auf die Flasche des mitgebrachten Weines, die sie noch in der Hand hatte, schlug dann vor:
»Ein Gläschen Wein ist abends nicht schlecht, oder?«
»Gerne. Aber keine Garantie, dass dieser Wein ein guter ist.«
»Wir werden gleich sehen«, bemerkte sie lächelnd, während sie in die Küche ging.
Sie kam bald mit einem Korkenzieher und zwei Weingläsern zurück, stellte die Gläser auf den Wohnzimmertisch und nahm die Flasche Wein in die Hand, um sie zu entkorken.
»Darf ich?«, fragte ich und streckte ihr meine Hände entgegnend.
»Ja gern. Bitte!«, sagte sie und gab mir sowohl die Flasche als auch den Korkenzieher. Ich entkorkte die Flasche, stellte sie wieder auf den Tisch und sagte:
»Hier bitte! Sie können gerne einschenken!«
»Danke.«
Sie füllte unsere beiden Gläser, und wir stießen an. Sie trank einen Schluck und sagte dann lobend:
»Hmm! Nicht schlecht.«
»Das freut mich«, antwortete ich. »Was gibt´s denn Neues über meinen Kumpel?«, fragte ich unvermittelt. Während ich bewusst versuchte, sie möglichst neutral anzusprechen, damit ich nicht gezwungen wäre, mit ihr weiterhin per Sie zu bleiben. Ich hatte es

eilig. Ja, ehrlich gesagt, hatte ich es sogar sehr eilig, alles hinter mich zu bringen; das Thema über meinen Kumpel, das Per-du-Sein und die ganze Prozedur des Kennenlernens. Am liebsten hätte ich gerne mit ihr geknutscht. Das ging leider nicht, versteht sich.

»Nur Gutes!«, antwortete sie lächelnd. »Ich bin vorgestern bei meiner Wohnungsgesellschaft gewesen und habe mich über meinen Vormieter erkundigt. Alle Briefe, natürlich außer den geöffneten, habe ich dem Angestellten auf den Schreibtisch gelegt. Er will sie diesmal ausnahmsweise Ihrem Kumpel zuschicken lassen. Hier …«

Sie nahm einen Zettel, der bereits auf dem Tisch lag, und übergab ihn mir. Ich hielt den Zettel vor meine Augen und las die Schrift.

»Was ist das?«, fragte ich unbeholfen.

»Das ist die neue Adresse Ihres Kumpels«, antwortete sie stolz. »Vor ungefähr eineinhalb Monaten hat er seinen Mietvertrag gekündigt, seine Wohnung geräumt und sie vorzeitig, genau vor einem Monat, zurückgegeben. Eine ältere Dame, anscheinend seine Mutter, war bei der Schlüsselabgabe auch dabei, sagte der Bezirksleiter der Wohnungsgesellschaft. Für Fragen beziehungsweise die noch ausstehende Mietkostenabrechnung hat Ihr Kumpel die Adresse seiner Mutter, also der älteren Dame, die ihn begleitete, angegeben. Ist das nicht eine gute Nachricht?«

Ich hielt den Zettel weiterhin in der Hand und sagte überrascht:

»Ja, danke schön! Aber er hat keine Mutter mehr.«

Sie kräuselte ihre Lippen vor Verwunderung, zuckte gleichzeitig mit den Achseln und sagte:

»Vielleicht hat er eine Oma, eine Tante, eine ältere Schwester, eine Freundin oder so was?«

Ich nickte und legte enttäuscht den Zettel auf den Tisch.

»Es tut mir leid!«, sagte sie. »Ich dachte, Sie würden sich darüber freuen, wenn Sie mitbekämen, dass Ihrem Freund nichts zugestoßen ist.«

»Doch, doch. Das freut mich wirklich, dass es ihm gut geht«, sagte ich leise. »Ich fühle mich aber gekränkt, dass er umgezogen ist, ohne mir Bescheid zu sagen. Das zeigt, dass er unserer Freundschaft offenbar keinen großen Wert beigemessen hat. Okay. Was sonst? Es ist halt so. Männerfreundschaft!«, seufzte ich. »Schwamm drüber.«

»Auf jeden Fall haben Sie jetzt seine neue Adresse. Sie können ihm einen Brief schreiben und sich dadurch nach ihm erkundigen.«

»Nein, danke. Nicht nötig. Ich habe einen treulosen Kumpel verloren, dafür aber eine schöne und nette Frau kennengelernt!«

Ich erhob mein Glas und sagte einladend:

»Prost!«

»Sie, Charmeur!«, sagte sie und erhob ebenfalls ihr Glas.

»Wie wäre es diesmal auf uns beide, ich meine auf dich und mich?«, schlug ich ihr vor.

»Warum eigentlich nicht?«, antwortete sie und näherte ihr Glas dem meinen.

»Auf dich!«

»Auf dich!«

Ich war nun erleichtert, endlich mit ihr per Du zu sein. Mehr sollte von meiner Seite, zumindest im Moment, was die Annäherungsversuche anging, nicht kommen. Ich müsste mit ihr einen Small Talk führen, über Gott und die Welt reden und aufmerksam auf ihre Reaktion warten. Ein komisches, zugleich spannendes Spielchen. Übertriebe ich ein bisschen mit meinen Annäherungsversuchen, könnte es bei ihr unter Umständen falsch ankommen und die Chance, einander kennenzulernen, würde dann folglich verspielt.

Lange saßen wir einander gegenüber auf dem bequemen Sofa, tranken weiter Wein und unterhielten uns sehr intensiv. Ein paar Mal stand sie auf, ging zur Toilette, sah kurz nach ihrem Hund und nahm exakt wieder dort Platz, wo sie zuvor gesessen hatte. Ich stellte leider, entgegen meinem sehnlichsten Wunsch, fest, dass sie nicht

wirklich an körperlicher Nähe mit mir interessiert war. Ihre Fragen bezogen sich meist auf meine Vergangenheit, meine Eltern, meine Studienzeit und meine Arbeit.
Müde, gelangweilt und einigermaßen enttäuscht, entschloss ich mich dazu, aufzubrechen. Sie beharrte überhaupt nicht darauf, dass ich noch länger bei ihr bleiben und weiter Wein mit ihr trinken solle. Sie bemerkte lediglich:
»Ach ja, du musst morgen früh aufstehen! Schön, dass du trotzdem gekommen bist!«
Vor der Tür streckte ich ihr vorsichtshalber meine Hand entgegen, um mich von ihr zu verabschieden. Plötzlich änderte sie ihr Verhalten, als ob sie die latente Enttäuschung in meinem Gesicht bemerkt hätte. Sie umarmte mich fest und sagte dankend:
»Es war wirklich ein schöner Abend mit dir …«
»¬Ja, das finde ich auch«, log ich und merkte, nicht ohne Freude, dass sie sich nicht von mir trennte. Ich begriff bald, dass dies ihre Art von Annäherungsversuch war. Daraufhin zögerte ich keine Sekunde, näherte meinen Mund dem ihren. Ihre weichen Lippen warteten schon längst sehnsüchtig auf die meinen.
Wir knutschten und schmusten innig einige Minuten im Flur. Dann verließ ich sie äußerst ungern und ging nach Hause, wo der Fernseher und mein kaltes und leider auch leeres Bett auf mich warteten.

16

Ich müsste Gott eigentlich sehr dankbar sein. Obwohl mein einziger Freund unerwartet und spurlos verschwunden war, schien es, als ob jemand seinen Platz in meinem Leben, aber viel intensiver, ersetzen würde. Eine Freundin, die nicht allein war, sondern zusammen mit ihren siebzehn Kindern, das heißt mit siebzehn Tieren, in der achten Etage eines Hochhauses wohnte. Eine, die sich vor nichts fürchtete, die offen über alles reden konnte und mit

ihrem besten Freund Adam bei jedem Schellen mutig an die Haustür ging, um zu erfahren, was man von ihr wollte.

Ich überlegte lange und zog in Erwägung, meinen Psychotherapeuten nicht mehr aufzusuchen, kam dann aber doch zu dem Entschluss, eine zweite Psycho-Gebirgs-Therapie-Sitzung mitzumachen. Diesmal würde der Arzt bestimmt die von mir dargestellten Geschehnisse analysieren. Im Moment wurde ich zwar nur noch von Zeit zu Zeit telefonisch belästigt, aber was, wenn diese Eindringlinge morgen wieder kämen? Wenn auch Eva verschwinden würde? Wenn es niemanden in meinem Leben gäbe, der mir von Angesicht zu Angesicht in die Augen blickte und mir dadurch den Eindruck vermittelte, ich wäre lebendig? Wenn … Wenn …? Wenn ich selbst verschwinden müsste? Wenn ich gar nichts mehr fühlen könnte? Wenn ich nicht mehr wüsste, was zum Teufel mit mir los wäre? Wenn ich den Weg nach Hause nicht fände und meinen Haustürschlüssel in das Türschloss anderer Leute steckte? Oh, mein Gott! Wenn ich durch eine „Ewig-schön-und-jung-Operation“ dazu verurteilt werden würde, ewig zu leben, Unsterblichkeit zu erlangen, ohne zu wissen, wer und wo ich wäre oder warum ich überhaupt existierte? Bevor mich diese „Wenn-Fragen“ aus der Fassung bringen würden, müsste ich doch noch einmal zu meinem Therapeuten gehen.
Und so ging ich hin. Der Aufzug hielt in der sechzehnten Etage eines Wolkenkratzers, den ich nun zum zweiten Mal betrat, an. Ich fragte die hübsche Arzthelferin, ob die Krankenkasse die Behandlungskosten dieser Sitzung übernehmen würde. Entgegen meiner Vorstellung war das nicht möglich, da ich mich schon vor der ersten Sitzung dazu bereit erklärt hatte, selbst für die Kosten aufzukommen. Außerdem, sagte die Arzthelferin, wäre es nicht zu meinen Gunsten, wenn die Krankenkasse von meiner Krankheit erfahren würde. Bei der „Zentralen Datenbank“ würde dann gespeichert, dass ich psychisch krank wäre, und dies könnte

negative Folgen für mein Berufsleben und somit für meine Karriere haben.

»Ich und krank? Ausgerechnet psychisch krank?«, dachte ich schmunzelnd. »Was für ein guter Arzt! Wenn ich ihn privat bezahlen würde, blieben die Sitzungen und die Krankheit diskret und geheim. Was für eine Arschgeige!«

»Wie bitte? Meinen Sie mich?«, fragte mich überrascht die schöne Arzthelferin. Meine letzten Worte musste ich im Eifer des Gefechts offenbar laut ausgesprochen haben.

»Nein. Nein. Auf keinen Fall. Verzeihung! Mir ist das einfach so rausgerutscht«, entschuldigte ich mich.

»Anständige Menschen benutzen solche Worte nicht!«, bemerkte sie ernst.

»Sie haben völlig recht. Es ging leider nicht anders. Man kann nicht mehr anständig sein, wenn man für ein Gespräch bezahlen muss, und zwar aus Angst vor der Krankenkasse und der Zentraldatenbank. Es wäre doch viel besser gewesen, wenn Sie letztes Mal, anstelle von Herrn Doktor, mit mir ein Gespräch geführt hätten! So wäre ich zumindest bei der Richtigen gelandet!«

Sie schloss kurz, sehr wahrscheinlich vor Scham, ihre wunderschönen Augen, sagte dann aber vergnügt:

»Sehr lustig.«

»Sie sind noch lustiger«, erwiderte ich. »Falls heute meine letzte Sitzung bei Herrn Doktor sein sollte, hoffe ich, Sie einmal woanders wiederzusehen! Meine Visitenkarte …«

Ich legte ihr eine meiner Visitenkarten auf die Theke. Sie schaute erst die Karte, dann mich freundlich an.

»So was! Wenn ihr Männer nicht so gut reden könntet! Hahaha … Haben Sie keine Freundin?«

»Volltreffer!«, dachte ich bei mir. »Siehst du, so einfach ist das mit den Frauen. Als Mann musst du nur ein Schwein sein, gut reden können und signalisieren, du wärest an ihnen interessiert. Der Rest

geht dann schon von alleine. Diese hübsche Arzthelferin wird bestimmt bald hinter dir herlaufen. Warte mal ab!«
Ich zeigte ihr meine Hände und sagte in verschwörerischem Tonfall: »Ganz im Vertrauen … noch nicht verheiratet.«
Sie runzelte ihre Stirn. Ihre schönen Augen verkleinerten sich.
»Also, doch eine Freundin?«
Erfahrungsgemäß wusste ich, dass man bei dieser Fangfrage nie sagen sollte, dass man keine Freundin habe, selbst dann nicht, wenn das tatsächlich der Fall sein sollte. Ein Mann, der keine Freundin hat, reißt die meisten Frauen nicht gerade vom Hocker, denn sie glauben, er sei zweifellos homosexuell oder habe sonst irgendeinen Makel, zum Beispiel, dass er auf krankhafte Weise in Damenunterwäsche vernarrt sei, dass er an Sadomasochismus leide, oder dass er eine andere psychische Störung habe. Folglich antwortete ich doppeldeutig:
»Jaein. Das heißt, nicht glücklich. Ich wohne allein. Mutterseelenallein. Und du?«
Sie lächelte wieder. Anscheinend hatte ihr mein spontanes „Per du“ oder vielleicht einfach mein Unglücklichsein gefallen. Sie sagte:
»Geschieden. Oh, jetzt sind Sie daran! Gehen Sie bitte zum dritten Zimmer auf der rechten Seite!«

Im Sprechzimmer saß ein ungewöhnlich aussehender Mann auf einem Baumstamm.
»Oh, Entschuldigung!«, sagte ich und wollte zurück in den Flur weichen. Die Arzthelferin hatte mich vielleicht in das falsche Zimmer geschickt, oder hatte ich mich etwa im Zimmer geirrt?
»Guten Tag, mein Lieber! Komm herein!«, rief eine mir bekannte Stimme. Ich war sprachlos.
»Oh… Sind Sie es, Herr Doktor?«
»Wundere dich nicht, mein Lieber! Wundere dich nicht und tritt ein!«, sagte er gelassen.

Der exotisch aussehende Mann in Sandalen und Schaffell, mit einer Schnur als Gürtel und einer Filzmütze auf dem Kopf, erhob sich und kam auf mich zu. Er hielt außerdem einen hölzernen Stock in der Hand. Ich erkannte ihn lediglich an seinen Augen wieder. Es war natürlich kein Hirte, sondern der Arzt selbst. Ich drückte ihm seine zur Begrüßung ausgestreckte Hand. Er zeigte mir einen geschnittenen Baumstamm und bat:

»Setz dich bitte, mein Lieber! Setz dich!«

Ich nahm auf diesem ungewöhnlichen Sitz Platz und fragte neugierig:

»Geht es Ihnen gut, Herr Doktor?«

»Danke, mein Lieber! Ich freue mich, dass endlich mal ein Patient nach dem Befinden seines behandelnden Arztes fragt. Alle Patienten denken, der Arzt wäre Gott persönlich und es würde ihm immer gut gehen. Gut. Sehr gut. Erzähl mir, mein Lieber! Wie geht es dir? Ist dir inzwischen noch etwas absonderliches passiert?«

»Mir geht es sehr gut, ich bin nur etwas verdutzt, Herr Doktor.«

»Dass es dir gut geht, ist erfreulich, aber warum bist du verdutzt, mein Lieber?«

»Könnten Sie mir vielleicht erklären, warum Sie sich heute so merkwürdig angezogen haben?«

»Selbstverständlich, mein Lieber. Selbstverständlich. Dieses Outfit ist ein Teil der „Psycho-Gebirgs-Therapie“. Wenn du Lust hast, besorge dir doch ebenfalls solche Kleidung. Du kannst sie zu Hause anziehen und dich damit stundenlang in eine wunderschöne und stresslose Gegend versetzen und meditieren. Als Berufstätiger braucht man heutzutage unbedingt einen psychischen Ausgleich, sonst geht man ganz schnell vor die Hunde. Soll ich dir die Adresse des Geschäftes geben, wo du so was Schönes zum Anziehen besorgen kannst? Wenn du dort meinen Namen sagst, kriegst du einen Extrarabatt.«

»Oh nein, Herr Doktor! So ist schon alles in Ordnung.«

»Du kannst dir auch später noch darüber Gedanken machen. Es eilt nicht. Gut, fang an, mein Lieber!«

»Womit soll ich anfangen, Herr Doktor?«

»Womit du willst, mein Lieber!«

»Ich habe Ihnen bereits beim letzten Mal meine Probleme geschildert. Ich würde nun gerne Ihre geschätzte Meinung dazu hören.«

»Ja, sehr gut, mein Lieber. Ganz wie du möchtest.«

Der Arzt nahm sein Notizbuch, welches vor ihm auf dem Tisch lag. Ich wunderte mich noch mehr. Anstelle des Wasserkrugs und der zwei Plastikbecher vom letzten Mal lag nun ein aus Tierhaut hergestellter Wasserschlauch mit einer zugebundenen Öffnung auf dem Tisch.

»Mein Gott, dieser Kerl ist völlig verrückt!«, dachte ich bei mir. »Nicht umsonst sagen die Leute, dass die meisten Psychotherapeuten selbst etwas mit der Psyche haben.«

»Hör zu, mein Lieber! Ehrlich gesagt kann man nach einer einzigen Therapiesitzung die Krankheit nicht genau diagnostizieren. Daher ist das, was ich jetzt sage, eine provisorische Verdachtsdiagnose. Ich glaube, du hast ein Anpassungsproblem oder besser gesagt eine Anpassungsstörung, mein Lieber. Anpassungsstörung. Das heißt, du hast es noch nicht geschafft, dich der modernen Welt mit all ihren Herausforderungen anzupassen. Diese Anpassung ist, ehrlich gesagt, nicht so einfach, mein Lieber. Wir Menschen sind Gefangene unserer Gewohnheiten. Gewohnheit hat mit Vergangenheit zu tun. Es ist nicht für jeden von uns einfach, sich seiner Gewohnheiten, sprich seiner Vergangenheit, zu entwöhnen, beziehungsweise sich davon zu trennen. Man braucht dazu professionelle Hilfe. Du bist nicht der Einzige, der derartig erkrankt ist; viele Menschen leiden unter solchen Störungen. Die einzige effektive Möglichkeit, diese Krankheit zu behandeln, ist die Teilnahme an einer Gruppentherapie. Wenn man nichts dagegen tut, und diese Krankheit sich fortentwickelt, ist mit verheerenden

Folgen zu rechnen. Diese Folgen sind sowohl psychischer als auch physischer Art. Es handelt sich hierbei um die sogenannten psychosomatischen Erkrankungen.«

»Was bedeutet „Gruppentherapie“, Herr Doktor? Was macht man da denn so?«, fragte ich neugierig.

»In dieser Therapie sind wir beide nicht allein, sondern andere Patienten, also eine ganze Gruppe von Menschen mit ähnlichen Problemen, nehmen ebenso an den Sitzungen teil. Leute, die das gleiche Problem …«

»Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche, Herr Doktor! Erklären Sie mir bitte diese Adaptionskrankheit etwas näher! Wie konnte ich mich mit so etwas infizieren?«, fragte ich ihn ernst. Er lächelte mir kurz zu und erklärte dann:

»Es ist kein Virus, mein Lieber. Weißt du, wir, die Gattung homo sapiens, stecken immer noch mit einem Fuß in der Vergangenheit. Obwohl es uns damals oft schlecht ergangen ist, scheint es uns jetzt so, als ob es uns früher besser ergangen wäre. Dieser Eindruck kommt daher, weil wir die Probleme der Vergangenheit bereits bewältigt haben. Auf jeden Fall sind wir Menschen, die Krone der Schöpfung, fähig, mit den Umständen der heutigen Zeit zurechtzukommen. Dies ist dann möglich, wenn wir uns von der Vergangenheit, egal wie sie verlaufen ist, trennen. Ja, sie sogar vergessen. Im Bewusstsein, dass nur das „Heute“, die Gegenwart, wichtig ist. Auch das „Morgen“ ist unwichtig, weil alle zukünftigen „Morgen“, so lange wir leben, eines Tages in ein „Heute“ umgewandelt werden.«

»Herr Doktor, ich bin ein einfacher Mensch und verstehe von der Philosophie und Psychologie kaum etwas, daher kann ich Ihnen nicht ganz folgen. Wenn ich mich aber anstrenge und versuche, Ihre Aussage zu begreifen, dann sehe ich einen Widerspruch.«

»Was für einen Widerspruch, mein Lieber?«

»So, wie Sie gesagt haben, wird „Morgen“, das heißt, die „Zukunft“, irgendwann einmal „Heute“, also „Gegenwart“ werden, und „Heute“

wird auch irgendwann einmal „Gestern“ beziehungsweise „Vergangenheit“ sein. Also, wieso sollen wir dann die Vergangenheit vergessen?«

»Sehr gut verstanden, mein Lieber! Bravo! Du hast mich sehr gut verstanden! Genau diese „Vergangenheit“ musst du einfach vergessen! Dein Problem liegt genau darin begründet. Du bist ein sehr intelligenter Mensch. Du solltest dich nicht unterschätzen! Nimm teil an der Gruppentherapie und schreie mit den anderen Patienten, so laut du nur kannst: „Ich bin intelligent! Ich bin intelligent! … Ich bin schön! Ich bin schön! … Ich bin würdig! Ich bin würdig! … Ich bin fähig! Ich bin fähig! Ich bin stark …“ Man darf sich selbst nicht unterschätzen, mein Lieber! Warum? Warum gelingt es dir nicht, mit deinen Mitbewohnern irgendwie auszukommen und so der Polizei oder anderen Leuten nicht zur Last zu fallen?«

Seine Diagnose hatte sich auf einmal in eine regelrechte Predigt verwandelt. Eine banale und niveaulose Predigt.

»Was? Ich soll mich den verdammten Eindringlingen anpassen und mit ihnen irgendwie auskommen? Dieser Therapeut, dieser Arzt, Arsch, Psychologe, Hirte, Schamane oder weiß Gott sonst was, spinnt wohl!«, dachte ich und sagte aufgebracht:

»Vergessen Sie bitte die Gruppentherapie, Herr Doktor! Apropos Mitbewohner! Also, Sie glauben mir doch, dass diese Leute in meiner Wohnung gewesen sind? Oder?«

Ohne mir eine Antwort zu geben, schaute er mich lange und nachdenklich mit durchdringendem Blick an. Mich langweilten sein Blick und sein Schweigen. Ich hatte jede Menge Geld bezahlt für eine Beratung, einen Beistand, einen kleinen Trost oder für ein mitmenschliches Verständnis, aber nicht für dieses blöde Schweigen. Ich setzte erneut an:

»Na, Herr Doktor? Sie glauben mir doch, dass diese Leute …«

»Trink einen Schluck Wasser, mein Lieber! Trink es, damit deine Seele zur Ruhe kommt!«, unterbrach er mich.

Wie widersprüchlich war dieser Mensch, mein Gott! Wie widersprüchlich war dieser Arzt in Gestalt eines Hirten oder dieser Hirte in Gestalt eines Arztes! Er predigte, man solle das Gestern der Vergessenheit überlassen, doch er selbst trank jetzt, vor meinen Augen, aus einem Wasser¬schlauch, der zu dem weit entfernten Gestern gehörte; aus einem Wasserschlauch, den man nur selten in alten Filmen zu sehen bekam.

»Nein. Danke, Herr Doktor. Ich habe keinen Durst.«

»Doch, du hast Durst, mein Lieber. Deine Seele hat Durst. Erzähl mir ein bisschen von deiner Kindheit, mein Lieber! Hast du Lust dazu?«

Ich überlegte kurz und spontan fiel mir ein, nun selbst genauso wirr und widersprüchlich zu reden, wie er.

»Mal sehen, wer besser predigen kann?«, dachte ich bei mir und fragte ihn dann freundlich:

»Von welcher Kindheit möchten Sie hören, Herr Doktor?«

»Von deiner eigenen Kindheit, mein Lieber. Wie viele Kindheiten hat denn ein erwachsener Mensch schon hinter sich?«, bemerkte er sehr interessiert.

»Viel Kindheit, Herr Doktor. Anfangs lernen wir etwas und sammeln Erfahrungen, irgendwann halten wir uns dann für weise und erwachsen. Später, wenn wir ehrlich zu uns selbst sind, stellen wir fest, dass unser Wissen falsch oder mangelhaft ist. Das ist doch per se eine Art Kindheit, denn wir müssen erneut anfangen zu lernen und unsere Fehler zu beheben. Diese Tatsachen kann ich in meinem Berufsleben offensichtlich erkennen. Wenn ich mich mit meinem bisher erworbenen Wissen begnügen und nicht versuchen würde, mir täglich die aktuellen Errungenschaften und Erkenntnisse anderer Fachleute anzueignen, würde ich bald meine Arbeit verlieren. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt, Herr Doktor?«

»Bravo, mein Lieber! Bravo! Ich habe begriffen. Das ist sehr positiv.«

»Ich habe nicht behauptet, dass dies negativ ist, Herr Doktor, sondern ich meine, dass die Vergangenheit, die ich Ihrer Meinung nach einmal vergessen, von der ich Ihnen ein anderes Mal hingegen wiederum erzählen soll, mehrere Kindheiten von mir enthält. Meine heutige Kindheit ist “Gestern“, die morgige Kindheit wird dann “Heute“ sein. Nun, von welchem “Gestern“, welcher Kindheit, möchten Sie denn nun hören, Herr Doktor?«

Sein Mund und seine erschöpften Augen blieben ein Augenblick vor Verwunderung offenstehen.

»Erstaunlich! Was für ein interessanter Gedankengang!«, sagte er dann. Ich fuhr fort:

»Der Mensch wird nie wirklich erwachsen, Herr Doktor. Wir bilden es uns nur ein, etwas begriffen zu haben und erwachsen zu sein.«

»Ja, ja. Du hast recht, mein Lieber«, stimmte er mir kopfnickend zu.

»Bravo! Nun stell dir mal vor, wie du eben gesagt hast, du wärest ein Kind und müsstest deine Welt entdecken und mit ihr klarkommen!«

Ich schwieg einen Moment. Seine Aussage „klarkommen“ nervte mich schon wieder. Ich konnte und wollte mich nicht damit abfinden, dass man meine Rechte mit Füßen trat. Selbst die Erinnerung an die Leute, die in meine Wohnung eingedrungen waren, löste eine maßlose Wut in mir aus. Ich schaute ernst in seine Augen und sagte dann verzweifelt:

»Richtig, Herr Doktor. Genau deswegen bin ich zu Ihnen gekommen und frage Sie: Warum ist mein Freund verschwunden? Warum sind die Leute in meine Wohnung geschlichen? Warum hat die Polizei mir nicht glauben wollen? Warum verwechselt meine Nachbarin mich offensichtlich mit jemand anderem? Was wollen diese Schweine von mir, Herr Doktor? Warum tun sie mir so etwas an? Warum?«

»Hab Geduld, mein Lieber! Sei geduldig und passe dich an! Komm, möchtest du, dass ich dir ein bisschen auf der Flöte vorspiele? Das wirkt sehr beruhigend.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Herr Doktor?«
»Nein, nein, mein Lieber. Ganz im Gegenteil, ich möchte dich ein bisschen beruhigen. Es ist mein Beruf, Menschen zu beruhigen. Hör zu …«
Er begann nun auf seine Flöte zu spielen. Eine Weile hörte ich ihm zu. Ich bekam bald Durst, dennoch traute ich mich nicht, aus jenem merkwürdigen Wasserschlauch, der vor mir auf dem Tisch lag, etwas zu trinken. Ich beobachtete den Arzt. Der Klang seiner Flöte war gewöhnungsbedürftig und langweilig. Plötzlich verspürte ich ein unbändiges Verlangen, laut zu lachen: über sein exotisches Aussehen, über den langweiligen Klang seiner Flöte, über mich selbst, weil ich mir dummerweise von so einem Arzt Rat holen wollte. Trotzdem beherrschte ich mich. Die gebirgige Einrichtung des Sprechzimmers, die ganze Situation, verwirrte mich.
»Mein Gott, Berge und Bäume hier in der sechzehnten Etage eines Wolkenkratzers? Dieser Hampelmann, dieser Arzt, ist tatsächlich verrückt …«, stellte ich erneut fest.
Ich schaute mir seine Finger an, die beim Flötenspiel stark zitterten. Irgendwie tat er mir nun leid. Der arme Kerl hatte es anscheinend nicht so leicht im Leben. Er musste zwei Berufe ausüben, einmal beim Gericht und einmal hier.
»Was geht in dir vor? Warum zittern deine Finger so heftig? Leidest du etwa auch wie ich an einer Anpassungsstörung? „Armer Junge! Du bist erledigt! Ich habe deine große Wunde gesehen“, du aber siehst meine Wunde nicht! Deine Hände zittern deshalb, weil du seit Jahren Medikamente gegen die Anpassungsstörung nimmst. Oh, oh, oh … „Das ist doch nur ein Arzt, das ist doch nur ein Arzt“ …«, dachte ich bei mir.
»Danke, mein Lieber! Ich freue mich, dass endlich mal ein Patient nach dem Befinden seines behandelnden Arztes fragt! Alle Patienten denken, der Arzt wäre Gott persönlich und es würde ihm immer gut gehen«, fiel mir seine Antwort bei der Begrüßung ein.

»Hat es dir gefallen, mein Lieber? Habe ich dich ein bisschen beruhigen können?«, riss er mich aus meinen Gedanken.
Ich versuchte, mich zu sammeln. Während ich ihm freundlich zulächelte, antwortete ich:
»Seien Sie bitte nicht gekränkt, Herr Doktor! Meine Ohren sind Flötenklang nicht gewöhnt. Warum zittern Ihre Finger so heftig? Geht es Ihnen wirklich gut?«
»Nicht so schlimm, mein Lieber. Die viele Arbeit und der Stress wirken sich auf meine Finger aus. Willst du nicht selber einmal Flöte spielen?«
Er wollte keine näheren Einzelheiten über sich preisgeben. Ich sollte ihn lieber in Ruhe lassen und aufbrechen.
»Nein, danke, Herr Doktor! Ist meine Zeit noch nicht abgelaufen? Ihre anderen Patienten warten bestimmt schon ungeduldig auf Sie«, bemerkte ich.
»Vergiss die anderen Patienten, mein Lieber! Über die Zeit mach dir keine Gedanken! Wenn sie abläuft, wird der Restbetrag über die Krankenkasse abgerechnet. Hier! Nimm, probiere selbst einmal zu flöten, mein Lieber!«
»Was? Über die Krankenkasse auch noch? Das gibt´s doch nicht!«, fragte ich mich überrascht.
Diesen braven und arbeitstüchtigen Hirten konnte ich doch wohl auf keinen Fall hassen, im Gegenteil, sein freundliches Verhalten und seine zitternden Hände erweckten wirklich meine Sympathie und mein Mitleid. Aber was für ein schlauer und geldgieriger Mensch! Er wollte, im Fall des Zeitüberschreitens, den Rest der Behandlungskosten über die Krankenkasse abrechnen. Ich stand auf.
»Ich möchte mich jetzt von Ihnen verabschieden, Herr Doktor! Vielen Dank für das anregende Gespräch! Auf Wiedersehen!«
»Wohin? Deine Zeit ist noch nicht abgelaufen, mein Lieber!«
»Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, Herr Doktor. Bleiben Sie gesund!«

»Über die Gruppentherapie denk einmal nach, mein Lieber! Meine reizende Sprechstundenhilfe nimmt auch daran teil. Die Kosten übernimmt die Krankenkasse. Es ist sehr empfehlenswert. Du kannst lernen, dich wirklich anzupassen. Jeder kann sich anpassen. Man braucht nur …«

17

Eva und ich besuchten einander wöchentlich einmal. Außerdem telefonierten wir täglich. Vom Heiraten und Kinderkriegen hielt sie nichts. Sie meinte, Tiere wären besser als Menschen; sie wären harmlos, liebevoll, treu, dankbar und zugänglich. Ihre Vögel hatten alle menschliche Namen. Sie aß selbst sehr wenig und wenn, dann selbstverständlich kein Fleisch, kochte aber stets für ihren Hund. Ihr Hund mochte mich inzwischen sehr. Jedes Mal, wenn er mich wiedersah, sprang er erfreut auf mich zu, leckte meine Hände, schmuste mit mir und zeigte dadurch auf seine Art, wie gern er mich hatte. Wir drei aßen immer gemeinsam und fast das gleiche Gericht. Eva musste einmal im Monat unbedingt zum Tierfriedhof gehen, wo zwei Freunde, sozusagen zwei Kinder, zwei verstorbene Hunde von ihr unter der Erde ruhten; sie jätete das Unkraut, entfernte die überschüssigen Blätter vom Grab, pflanzte frische Blumen in die Töpfe und weinte um sie. Ihre seligen Hunde hießen beide „Adam". Manchmal zweifelte ich daran, ein Mensch zu sein, wenn ich Evas Beziehung zu ihren Tieren beobachtete. Mein Gott, warum konnte ich nicht so nett und liebevoll wie Eva sein? Warum war ich eigentlich immer nur in meine eigenen Gedanken, meinen Beruf und meine Zukunft vertieft, während mich nichts anderes auf der Welt so wirklich interessierte?
Einmal fragte mich Eva vorsichtig:
»Seitdem du zum ersten Mal wegen der Briefe deines Kumpels zu mir gekommen bist, habe ich den Eindruck, dass du vieles zu

erzählen hast, aber es vor mir verbirgst. Liege ich mit meinem Eindruck richtig?«

Verlegen schaute ich sie an. Ihr Blick war wie immer vertrauenserweckend und liebevoll, keine Spur von blinder Neugierde oder auch nur dem geringsten Vorwurf.

»Gut bemerkt«, gestand ich. »Ja, es gibt vieles zu erzählen.«

»Ich wünsche mir, dass unsere Beziehung sich so weit entwickelt, dass du mit mir eines Tages über alles, was dich quält, sprechen kannst!«, sagte sie weiterhin behutsam, ohne sich aufzudrängen. Das war ihre Art. Sie versuchte nie, ihre Grenze zu überschreiten.

»Weißt du, was ich über dich denke, Eva?«, bemerkte ich nachdenklich.

»Nein. Du redest nie über deine Gedanken.«

»Menschen wie dich habe ich wenige in meinem Leben kennengelernt. Ich wünschte, dass viele Menschen so wären wie du! Ich würde gern selbst so sein wie du! Es gelingt mir aber leider nicht. Ich weiß nicht warum. Darüber habe ich viel nachgedacht. Schau, es gibt eine kleine Gruppe von Menschen, zu der auch du gehörst; sie können ihre Nächsten lieben wie sich selbst, sogar noch mehr, nicht nur Menschen, sondern auch Tiere können sie lieben. Es gibt dagegen eine große Gruppe von Menschen, die nur gelernt hat, cool, hart und erbarmungslos zu sein. Diese Menschen sind ständig dabei, nicht nur die Tiere und die Menschen, sondern sogar Gott und die Umwelt zu missbrauchen. Ihre Habsucht ist maßlos, und sie kennen keine Grenzen. Sie wollen immer mehr besitzen, immer und wiederum immer mehr, als ob sie Abertausende von Jahren auf dieser Erde leben würden. Zwischen diesen beiden Gruppen von Menschen gibt es noch eine weitere Gruppe. Diese letzte Gruppe besteht aus Leuten wie mir, die gerne wie du sein möchten, was ihnen aber leider nicht gelingt, egal wie sehr sie sich auch anstrengen.«

»Ach, übertreib nicht mit deinen Komplimenten, mein bezaubernder, gutgläubiger Charmeur! Du bist hundertmal besser

als ich, du hast nur nicht gelernt, mit Tieren zu leben. Dafür bist du aber ein guter Zuhörer. Dieses Talent ist ein großer Reichtum, glaube mir! Ich kenne viele Leute, die einem nicht eine Minute zuhören können. Aber du … Warum redest du eigentlich so wenig?«
»Wenn ich rede, glaubt mir niemand.«
»Warum glaubt dir denn niemand? Du bist ein ehrlicher Mensch. Ich glaube dir auf jeden Fall alles, was du sagst.«
So kam ich dazu, Eva zu erzählen, was mir geschehen war.

Nachdem Eva meiner Geschichte gebannt und voller innerer Anspannung zugehört hatte, griff sie in ihre Handtasche, zog eine Pistole heraus, zeigte sie mir und sagte:
»Du hättest es mir eher erzählen sollen! Denkst du, dass du der Einzige bist, dem so was passiert ist? Hör genau zu, was ich dir jetzt sage: Besorge dir möglichst schnell auch so eine Pistole! Wenn du nicht bewaffnet bist und nicht zeigst, dass du dich vor nichts fürchtest, sondern deinen Kopf hängen lässt, ist es aus mit dir!«
Erstaunt blickte ich auf sie und die Waffe in ihrer Hand und fragte:
»Das heißt, das heißt wirklich, dass dir auch das Gleiche passiert ist?«
»Noch schlimmer, vielleicht. Aber ich mache Kampfsport und fürchte mich vor niemandem. Guckt man mich schief an, kriegt derjenige sofort eins aufs Maul. Ich warte nicht darauf, dass ich angegriffen werde. Spüre ich eine Gefahr, greife ich selbst an. Deswegen klingeln sie nur bei mir und wagen es nicht, hereinzukommen. Wenn ich gerade arbeite, passt Adam auf meine Wohnung auf. Er ist zigmal stärker als ich und zerreißt notfalls mehrere Personen auf einmal in kleine Stücke.«
»Wer sind diese Leute? Was wollen sie eigentlich?«
»Banditen, Kriminelle, Parasiten. Leute, über die du schon zurecht sagtest, sie wollen immer mehr haben und nicht nur ihre Mitmenschen, sondern Gott und sogar die Umwelt plündern, aussaugen und kaputtmachen. Sie sind mehr oder weniger verdeckt

überall, nicht nur unter den kleinen Leuten, sondern auch da ganz oben im Staatsapparat. Sie sind fast über jeden von uns genauestens informiert. Vielleicht werden nicht umsonst überall unsere Daten, egal aus welchem Grund, aufgenommen und gespeichert. Sie haben irgendwie einen direkten Zugang zu diesen Daten. Und sobald es ihnen passt, machen sie mit uns, den artigen, folgsamen und gläsernen Bürgern, was immer ihnen beliebt. Zurzeit kann sie niemand stoppen.«

Ich holte tief Luft und sagte bedauernd:

»Fürchterlich! Ich glaube, es war dumm von mir, in diese Gegend zu ziehen. Ich werde mir sehr wahrscheinlich eine neue Wohnung in dem Ort, in dem ich schon vorher gewohnt habe, suchen müssen.«

Sie schüttelte verneinend ihren Kopf und betonte:

»Irrtum! Auch dort wirst du von diesen Scheusalen weiter belästigt.«

»Nein. In meiner alten Wohnung hatte ich wirklich nie solche Probleme.«

»Das mag wohl der Fall sein. Du nicht, aber die anderen bestimmt. Jeder von uns wird mal daran sein. Das Problem ist, dass man es nicht wahrnimmt, solange man davon nicht selbst betroffen ist. Also, jetzt bist du betroffen. Gib nie nach! Zeige nicht, dass du schwach bist! Es war bis jetzt sehr klug von dir, dass du dich gegen diese Banditen so aktiv gewehrt hast. Auch nicht schlecht, dass du den Fernseher immer anlässt, wenn du abends nicht zu Hause bist. Das reicht aber nicht. Lerne Kampfsporttechniken! Besorge dir sofort auch so eine Pistole! Sonst bist du ein leichtes Opfer für sie, gerade als ein Mensch, der alleine lebt.«

Sie mochte, was die Eindringlinge betraf, vollkommen recht haben, ihr Umgang mit ihnen schien mir trotz alledem zu schroff, barsch und radikal. Daher äußerte ich meine Kritik, allerdings mit großer Vorsicht:

»Das ist doch keine Lösung. Wohin soll das mit unserer Gesellschaft führen, wenn jeder eine Waffe in die Hand nimmt?

Immerhin haben sie ein Gesetz herausgebracht, eine staatliche Regelung. Nein, nein. Das ist nicht richtig, was du machst, Eva.«
»Pha! Gesellschaft? Gesetz? Staat?«, fragte sie spottend. »Jeder ist sich selbst der Nächste. Keiner denkt an dich. Du bist doch auf der Polizeiwache gewesen, wie haben sie dich behandelt?«
Ich schwieg. Sie fuhr voller Wut fort:
»Sie haben dich nicht einmal ernst genommen. In jener Nacht, als du verzweifelt bei ihnen um Hilfe gebeten hast, sie haben dich sogar rausgeschmissen. Noch schlimmer, einer der zwei Beamten, die angeblich deiner Anzeige nachgehen wollten, wie du schon erzählt hast, gehörte selbst zu diesen Banditen. Erwartest du wirklich Schutz vom Staat? Das meinst du doch wohl nicht ernst?«
Ich merkte zum ersten Mal, dass Eva innerlich vor Wut brannte. Ihr Gesicht wurde auf einmal rot, ihre Stimme laut und der Blick ihrer schönen Augen total aggressiv. Besänftigend erklärte ich:
»Entschuldigung, liebe Eva! Ich wollte dich nicht verletzen. Du magst sicherlich deine Gründe dafür haben, dass du eine Waffe trägst. Gerade für eine Frau muss es noch schwieriger sein als für einen Mann, sich vor diesen Schweinen zu schützen. Ich habe dir aber nicht die ganze Geschichte über den Abend erzählt, als meine Wohnung besetzt wurde. Damals passierte etwas, was mein Wahrnehmungsvermögen intensiv beeinflusste. Die Jüngste der Frauen unter jenen Eindringlingen holte mich aus dem Flur in meine Wohnung zurück, hielt mir ein Getränk an den Mund und steckte mir danach eine Zigarette zwischen die Lippen. Kurz darauf wurde mir ganz seltsam. Der Kopf des einzigen Mannes dieser Bande schien mir mehrfach auf seinen Körper geklont zu sein. Er hatte auf einmal Hunderte von Köpfen, Augen, Lippen, Mündern und Zähnen. Also, in dem Getränk und auch in den Zigaretten war bestimmt irgendeine starke Droge gemischt. Die Polizisten hatten mich rausgeschmissen, weil ich eine ausgeprägte Alkoholfahne hatte. Sie gingen davon aus, dass ich einfach spinne, weil ich alkoholisiert

war. Vielleicht hätte ich an ihrer Stelle auch das Gleiche gemacht, muss ich ehrlicherweise zugeben.«

Eva schien sich nun etwas beruhigt zu haben. Ihr Gesicht war nicht mehr rot vor Wut, und ihre schönen Augen strahlten wieder liebevoll und vertrauenserweckend wie immer. Sie sagte aber besorgt:

»Was du erlebt hast, war bloß ein leichter Vorgeschmack. Glaub mir, ich kenne diese Schweine seit Langem! Sie kommen wieder, mit zig Listen und Tricks. Du hast dann drei Möglichkeiten: Entweder mitmachen und einer von ihnen werden oder dich passiv weigern und peu a' peu psychisch zugrunde gehen, oder die dritte Möglichkeit, ihnen die Zähne zeigen. Ich kann dir gerne Kampfsport beibringen. Aber ohne Waffe bist du trotzdem verloren. Besorge dir bitte eine Pistole! Außerdem pass immer gut auf, wenn du auswärts isst oder trinkst! Nimm von niemandem eine Zigarette an! Die Schweine sind fähig, dir über viele verschiedene Wege ihre scheiß Drogen zu verabreichen. Du bist ein feiner Kerl, mein bezaubernder, gutgläubiger Charmeur! Ich möchte dich keinesfalls verlieren. Falls du selber keine Pistole besorgen kannst, werde ich das gerne für dich übernehmen.«

»Danke für die Tipps, meine liebe Eva! Kampfsport gerne. Aber Waffe? Nein, auf keinen Fall. Ich möchte nicht mit einer Waffe leben. Wenn man eine Waffe besitzt, ist man nicht mehr man selbst. Man hält sich für Gott. Dann entscheidet man über Leben und Tod anderer Menschen, weil man stärker zu sein scheint, als man in Wirklichkeit ist. Das ist nicht meine Aufgabe, auch nicht die Aufgabe irgendeines anderen Menschen. Nur derjenige, der dem Menschen das Leben geschenkt hat, darf über seinen Tod oder sein Weiterleben entscheiden.«

Enttäuscht und entmutigt schaute sie mich eine Weile schweigend an, bemerkte dann seufzend:

»Das ist was anderes. Dann vergiss bitte, was ich dir erzählt habe. Aber …«, sie brach in Tränen aus. »Du musst unbedingt eine Waffe haben! Sonst bist du verloren! Ich bin mir sicher …«

»Ach, hör bitte auf, Eva! Ich habe Angst vor Waffen. Ich habe sogar Angst vor jedem, der eine Waffe besitzt. Ich habe Angst, mich vor mir selbst zu fürchten, wenn ich eine Waffe besitzen würde. Kannst du das nicht verstehen?«

Sie schüttelte ihren Kopf, fragte mich dann schluchzend:

»Weißt du, was der Teufel dir sagen würde, wenn du ihm je begegnen solltest?«

Ich hielt ihr Schluchzen nicht mehr aus; ich wandte meinen Blick von ihr ab und starrte, abwesend und in Gedanken versunken, in den leeren Raum hinter dem Fenster.

»Ich kann es mir ungefähr vorstellen. Ja, ja. Irgendwo dort hinter diesem Fenster, in der dunklen und leeren Ferne, gibt es Feigenbäume und weite Olivenhaine. Ein Ort, unter dessen Bäumen, entgegen jener heiligen Lüge, kein Fluss aus Milch und Honig fließt, die aber jeden Frühling übervoll von Blüten der Hoffnung auf ein Leben in Frieden, Gerechtigkeit und Sicherheit sind.«

»Feigenbäume und weite Olivenhaine? Ein Leben in Frieden, Gerechtigkeit und Sicherheit?«, fragte sie voller Zweifel.

»Ja, du hast mich richtig verstanden.«

Sie putzte laut hörbar ihre Nase, entgegnete dann:

»So etwas gibt es nirgendwo. Nicht einmal im Paradies. Das ist nur ein Märchen. Ein Traum. Solange es uns Menschen gibt, wird es auch Konflikte und Kriege geben. Das liegt in der Natur von uns Menschen. Nur wer der Stärkere ist, überlebt diese Kriege und Konflikte, und kann später vielleicht manchmal, um seine eigenen Interessen zu wahren, ein wenig von einem relativen Frieden sprechen.«

Ich wusste, sie hatte recht, aber ich wollte diese Realität nicht wahrhaben. Immer noch abwesend und in Gedanken versunken, starrte ich beharrlich in die Leere hinter dem Fenster:

»Doch, doch. Es existiert. Sonst verliert unser Leben jeglichen Sinn.«

»Wovon redest du da? Leben? Sinn?«
Ich wandte meinen Blick von der dunklen und leeren Ferne hinter dem Fenster ab und drehte mich mit einem liebevollen Blick zu Eva um. Sie saß wie ein unschuldiges, schutzloses kleines Mädchen neben mir und sah mich voller Staunen und Unglauben an. Ich nahm ihre Hände in meine und küsste sie sanft:
»Du hast recht, liebe Eva. Das, was uns jetzt widerfährt, ist vielleicht weder Leben noch hat es irgendeinen Sinn. Aber ich will ganz bewusst an meine Träume, das heißt an die Ferne, an die Feigenbäume und die weiten Olivenhaine, an ein würdiges Leben auf dieser verschmutzten Erde und in unserer zerfallenden Gesellschaft glauben. Für mich allein ist die Wärme deiner zarten Hände das Leben, und sein Sinn liegt genau in diesen Momenten des Zusammenseins und des Gesprächs.«
Sie presste ihre Lippen ein wenig zusammen; ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie schüttelte mehrmals ungläubig den Kopf und sagte dann wehmütig:
»Wie gutgläubig du doch bist, Junge! Ich bringe es einfach nicht übers Herz, dich, meinen bezaubernden, gutgläubigen Charmeur, „Esel Gottes“ zu nennen.«
Da fiel mir ein, dass in jenem Hollywood-Film, der Teufel in Gestalt der Schlange Adam im Namen der Engel genau diesen Beinamen gegeben hatte.
»Bedeutet das, ich bin mit „Adam“ verwandt? Mein Gott, kaum zu glauben! Nein, ich habe keinerlei Ähnlichkeit mit dem Schauspieler G. L. G. Dieser Film wurde nur gedreht, um sich über den Schöpfungsmythos lustig zu machen. Unsinn. Alles ist Spaß und Unsinn. Nur eine spannende Geschichte. Ja, ja, ich befinde mich jetzt hier wirklich in einer spannenden Geschichte und existiere im Grunde gar nicht real. Ein Horizont aus Olivenhainen? Ein Leben in Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit? Was für eine Illusion! Wie Eva völlig zu Recht sagt, hat es das nie gegeben, gibt es das nicht und das wird es, bedauerlicherweise, auch nie geben. Die Zivilisation ist

das Kind des Krieges, und der Krieg wiederum das Kind der Zivilisation. Unglücklicherweise bedingen sich diese beiden, zumindest bis heute, gegenseitig und tun es noch immer«, sagte ich zu mir selbst und blickte Eva wieder an. Sie saß vollkommen real und wahrhaftig vor mir; vertraut wie ihr Hund, ehrlich, gütig und nah. Ihre Lippen jedoch, ich wusste nicht, warum, erinnerten mich niemals an das Rot und die Frische von Granatapfelblüten.

18

Viele Tage nach jenem Tag rief ich, wie gewohnt, Eva an. Sie war nicht zu Hause. Später versuchte ich es erneut mehrmals. Sie ging nicht ans Telefon. Abends ging ich besorgt zu ihr und schellte an der Tür. Es wurde weder geöffnet, noch fing Adam an, wie gewohnt, zu bellen, woraufhin ich ihn normalerweise immer schon von draußen begrüßte. Nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen gab ich auf, nahm den Aufzug und verließ das Gebäude.
Sowohl in jener Nacht als auch am folgenden Tag rief ich sie wiederholt an. Stets ohne Erfolg.
Am nächsten Abend ging ich erneut zu Eva und klingelte an der Tür. Sie war immer noch nicht zu Hause, ihr Hund Adam ebenfalls nicht. Ich schellte verzweifelt bei drei ihrer Nachbarn. Zwei von ihnen meldeten sich durch die Gegensprechanlage. Ich fragte, ob sie ihre Nachbarin Eva, die Frau mit dem Kampfhund, in letzter Zeit gesehen hätten. Sie antworteten wortkarg „Nein“ und legten sofort den Hörer auf. Niemand gab sich die Mühe, die Tür zu öffnen, um nachzuschauen, wer im Flur stand und worum es überhaupt ging. Das erinnerte mich an die Zeit, als mein Kollege und Freund verschwunden war. Auch damals hatte ich verzweifelt bei diesen Nachbarn geschellt und ebenfalls ein „Nein“ zur Antwort bekommen. Plötzlich durchfuhr mich eine alles umfassende Angst.
»Oh nein! Könnte es sein, dass Eva auch mit ihrem Hund verschwunden ist?«

Mein Körper begann heftig zu zittern. Mein Puls raste und mein Herz schlug mir bis zum Hals. Unwillkürlich lehnte ich mich an die Wand. Kurz darauf, nach langen Jahren, flossen mir wieder Tränen über die Wangen. Als ich sie bemerkte, wurde mir klar, dass ich im wahrsten Sinne des Wortes mit Adam verwandt war und noch immer eine Frau lieben, um sie bangen und mich nach ihr sehnen konnte.

… Und nachts, jede Nacht, rief man mich ständig an. Anfangs hob ich sofort den Telefonhörer ab, in der Hoffnung, Evas Stimme zu hören. Enttäuscht hörte ich aber immer wieder nur die gleichen Tuscheleien wie zuvor. Irgendwann verlor ich die Nerven, beschimpfte die Stalker, warf das Telefongerät auf den Boden, zertrat es und zog das Telefonkabel für immer aus der Buchse. Nun war ich selbst für Eva, falls sie nach so langer Abwesenheit doch wieder auftauchen sollte, nicht mehr telefonisch zu erreichen. So war auch sie auf einmal verschwunden, genau wie mein vermisster Kollege und all die Menschen, die ich einmal gemocht oder geliebt hatte. Jetzt war ich wieder allein mit einem Eisberg voller Erinnerungen, der im alltäglichen Trott zwischen Haus und Arbeitsplatz schmelzen musste. Er musste schmelzen und eins werden mit der Erde, damit auch ich irgendwann mit der Erde und Erinnerungen eins werden würde; mit meinem Staub und …

19

Eines Abends am Wochenende war ich so erfüllt von Sehnsucht nach Eva, dass ich es nicht mehr aushielt, weiter zu Hause zu bleiben. Ich verließ meine Wohnung und ging direkt zu ihr. Vor der Eingangstür des Hochhauses, in dem sie eigentlich wohnen sollte, blieb ich stehen und wollte bei ihr klingeln. Zu meinem Entsetzen fand ich ihren Namen nicht, egal wie häufig ich alle Namenschilder der Bewohner der achten Etage dieses Hauses auch durchschaute.

Mir wurde bald klar, dass nun jemand anderer in ihrem ehemaligen Apartment wohnte.
Zutiefst verzweifelt entfernte ich mich von diesem Gebäude, begab mich in das nächste Lokal und bestellte mir etwas zum Trinken.
Ich war so stark verfangen in meinen Kummer, dass ich kaum wahrnahm, welches Lokal ich betrat und was dort um mich herum geschah. Ich saß an der Theke, den Kopf mit einer Hand abgestützt, mein Getränk stand vor mir und irgendwie abwesend rauchte ich eine Zigarette nach der anderen.
Irgendwann sprach mich eine Frau an. Mir war überhaupt nicht danach, mich mit jemandem, egal wem auch immer, zu unterhalten. Ohne meinen Kopf der Frau zuzuwenden, erhob ich abwehrend meine Hand und sagte barsch:
»Lassen Sie mich bitte in Ruhe!«
Sie ließ mich jedoch nicht in Ruhe, sondern rief nun meinen Namen. Ich drehte mich überrascht um. Die Arzthelferin des Psychotherapeuten stand vor mir. Während ich versuchte, mich zusammenzureißen, sagte ich verlegen:
»Oh! Entschuldigung! Sie sind es!«
»Hallo! Dann habe ich dich doch richtig erkannt. Du hast mir damals in der Praxis mal deine Visitenkarte gegeben. Erinnerst du dich noch an mich?«
»Ja, sicher.«
»Wie geht´s?«
»Danke. Geht so. Und selbst?«
»Auch gut. Mensch, ich habe zigmal vergeblich versucht, dich telefonisch zu erreichen. Du bist anscheinend nie zu Hause. Was für ein Zufall, dass wir uns endlich wieder einmal treffen! Ist das hier deine Stammkneipe?«
Ich war immer noch betrübt. Meine Gedanken waren woanders. Eva war weg. Für immer weg. Genauso wie mein Kollege auf einmal verschwunden, ohne mir auch nur eine Nachricht zu hinterlassen.

»Was hast du denn? Geht es dir nicht gut?«, fragte sie neugierig. Ich seufzte und sagte leise:
»Doch, doch. Mir geht es gut. Ich bin nur ein bisschen traurig.«
»Ist was Schlimmes passiert?«
Ich wusste nicht, was ich ihr antworten sollte. Ich griff nach meiner Zigarettenschachtel, während ich mir Mühe gab, ihr zuzulächeln.
»Nein. Nichts Schlimmes. Rauchst du?«
Ich bot ihr eine Zigarette an. Sie warf kurz einen Blick auf die Schachtel, griff dann schnell in ihre Tasche.
»Ja, aber nicht diese Marke. Die schmeckt mir nicht. Wenn du willst, kannst du ruhig meine probieren!«
Sie zog ihre eigenen Zigaretten aus der Tasche und bot mir lächelnd eine an:
»Die sind gut! Ohne Zusatzstoffe, nur mit Menthol.«
Sie lächelte mich dabei so freundlich an, dass ich kaum ablehnen konnte. Ich bedankte mich bei ihr, bediente mich trotzdem aus meiner eigenen Schachtel und bot ihr Feuer an. Sie zog an ihrer Zigarette und sagte leicht tadelnd, wobei sie den Qualm langsam ausströmen ließ:
»Du hast dich irgendwie verändert. Ich bin mit ein paar Bekannten hier, wenn ich dich störe, sag es mir bitte! Ich kann gehen.«
»Nein, du störst nicht«, antwortete ich und lenkte ein, um meine bisherige Reserviertheit wettzumachen:
»Möchtest du vielleicht etwas trinken?«
»Nein, danke. Mein Getränk ist auf dem Tisch bei meinen Bekannten. Ich gehe gleich zurück. Was trinkst du denn da so? Darf ich?«, bemerkte sie, während sie interessiert auf mein Glas schaute.
»Ja, gerne. Probiere mal!«
Sie nippte an mein Glas und staunte:
»Hmm, nicht schlecht!«
Ich bestellte bei dem Kellner zweimal das Gleiche.

Als die Getränke kamen, stießen wir an. Danach fragte sie mich schäkernd, wobei sie meinen eheringlosen Ringfinger betrachtete:
»Immer noch nicht verheiratet?«
Lächelnd schüttelte ich den Kopf.
»Ich auch nicht«, sagte sie erfreut, öffnete ihre Tasche, griff wieder nach der Zigarettenschachtel, pickte eine heraus und fragte mich nach dem Feuerzeug. Beschämt über meine Unaufmerksamkeit nahm ich sofort das Feuerzeug, welches neben meiner Zigarettenschachtel auf der Theke lag, und hielt ihr die Flamme vor. Sie zündete ihre Zigarette an, sagte dann, den Rauch ausstoßend:
»Oh, Entschuldigung! Ich habe vergessen, dir auch eine anzubieten. Möchtest du meine nicht mal probieren? Die schmeckt so gut, dass man direkt Lust hat, zwei, drei davon hintereinander weg zu rauchen.«
Ich schaute unentschlossen auf die Schachtel, die sie mir vorhielt.
»Du bist heute überhaupt nicht mehr gesprächig. In der Praxis warst du total anders«, stellte sie fest, während sie mir ihre Zigarettenschachtel immer noch anbot. Wieder beschämt von meinem Verhalten nahm ich jetzt doch eine Zigarette und antwortete:
»Danke. Ich bin sehr müde. Die ganze Woche gearbeitet … Eigentlich müsste ich schon längst im Bett liegen.«
Ich zündete mir die Zigarette an und zog daran. Der Mentholgehalt erfrischte sofort meinen Mund und die Kehle.
»Nicht schlecht!«
»Es schmeckt sehr erfrischend, ne?«
»Ja, tatsächlich.«
Ich zog erneut. Sie scherzte:
»Einmal mit Menthol, immer mit Menthol!«
Ich lächelte. Sie hatte tatsächlich recht. Kurz nach jedem Zug, sobald die Wirkung der Minze nachließ, bekam ich Lust, sofort wieder zu rauchen, weil es einen süßlichen Nachgeschmack im Gaumen hinterließ.

»Ist das hier deine Stammkneipe?«, wiederholte sie ihre vorhin gestellte, aber von mir noch nicht beantwortete Frage. Ich zog erneut an der Zigarette und erwiderte, den Kopf schüttelnd:
»Nein. Bist du häufig hier?«
»Nee. Ich bin zum zweiten Mal hier. Eine Freundin von mir wohnt seit Kurzem in dieser Gegend. Ein nettes Lokal, findest du nicht?«
Ich nahm einen neuen Zug, während ich zustimmend nickte. Dann löschte ich die bis zum Filter gerauchte Zigarette im Aschenbecher. Ich hatte tatsächlich Lust, wieder eine von ihren zu rauchen, spürte jedoch einen leichten Druck auf der Blase, was mich davon abhielt. Ich stand auf.
»Entschuldigung! Ich komme gleich. Ich muss für kleine Jungens.«
»Da, rechts, die Treppe runter.«
»Danke. Du kennst dich hier offenbar sehr gut aus. Bis gleich! Ich komme sofort.«
Während ich zur Toilette ging, war mir ein wenig schwindlig, sonst fühlte ich mich aber auf einmal unglaublich wohl.
»Kein Wunder. In letzter Zeit trinke ich weder genügend Wasser noch esse ich vernünftig. Nettes Mädel, was? Sie labert nur in einer Tour. Geschieden, ja, geschieden ist sie … Oh, du Dummkopf, sie will was von dir! Sie sagte, dass sie mehrmals versucht hat, dich anzurufen. Sie kommt hier auf dich zu, redet, trinkt, raucht und unterhält sich mit dir und fragt dich sogar, ob du immer noch nicht verheiratet wärest. Was machst du, der Langweiligste aller Langweiligen, der geborene Junggeselle in Person? Denk bloß weiter an deine treulose Tomate, Eva, die dich einfach verlassen hat …«, dachte ich munter, erledigte schnell mein Geschäft und kam rasch zurück, um die Arzthelferin nicht länger allein zu lassen. So eine hübsche junge Frau könnte ganz schnell von anderen Männern im Lokal angebaggert werden.
Sie saß immer noch da, allein. Ich streichelte leicht ihren nackten Arm und entschuldigte mich, sie so lange warten gelassen zu haben.

»Keine Ursache! Komm …«
Sie erhob ihr Glas. Ein zweites volles Glas stand neben meiner Zigarettenschachtel auf der Theke. Ich hatte vorhin mein Getränk bereits getrunken. Außerdem war das nun ein anderes. Ich lächelte.
»Pflaumenlikör, mein Lieblingsgetränk! Vielleicht schmeckt er dir?«, sagte sie, anmutig lächelnd. Ich bedankte mich für die Offerte, erhob ebenfalls mein Glas und stieß mit ihr an.
»Hmm… lecker!«, tönte ich vergnügt und griff nach ihren Zigaretten.
»Darf ich?«
»Ja, natürlich. Bediene dich!«
»Du hast einen guten Geschmack, muss ich schon sagen!«
Zuerst hielt ich ihr die Schachtel vor. Sie nahm dankend eine Zigarette, ich mir dann ebenfalls, und zündete sie an.
»Der Pflaumenlikör war sehr lecker. Wie wäre es mit noch einem Gläschen davon?«, fragte ich sie übermäßig gut gelaunt, während mein Blick sich unwillkürlich an ihre Lippen heftete. Sie waren schmal, aber zart und rot wie die Blüte eines Fruchtbaumes, dessen Name mir im Moment entfallen war.
»Warum nicht?«, antwortete sie, wobei sie ihre Lippen mit der Zunge befeuchtete. »Es ist schließlich Wochenende. Wir müssen zum Glück morgen beide nicht arbeiten gehen.«
Sie winkte dem Kellner. Ich drängte mich vor und bestellte noch zwei Pflaumenliköre.
Während des Anstoßens heftete sich mein Blick erneut unwillkürlich an ihre Lippen. Nun fiel mir der Name des Fruchtbaums, dessen Blüten diese zarten Lippen ähnelten, endlich ein. Ja. Ihre roten Lippen sprühten förmlich vor Frische und der Lebendigkeit der Granatapfelblüten. Plötzlich wurden viele Erinnerungen in mir wach. Ich gab mich einer angenehmen Gedankenströmung hin; mein Großvater sang:
»Rote Rosen, rote Lippen, roter Wein,
und Italiens blaues Meer im Sonnenschein.
Rote Rosen, rote Lippen, roter Wein,

laden uns ein, laden uns ein …«
»Wow, du kannst aber echt super singen! Deine Stimme ist der Hammer!«, lobte sie mich, während sie meine Hand in die ihre nahm und mich mit unwiderstehlichem Blick anschaute.
Verlegen hörte ich auf zu singen, besser gesagt, zu denken, weil ich auf einmal das seltsame Gefühl hatte, meine Gedanken würden unwillkürlich zum Ausdruck gebracht. Um mich davon abzulenken, zündete ich mir diesmal eine meiner Zigaretten an und antwortete berauscht, aber äußerst bemüht, nicht wieder derselben Gedankenströmung zu verfallen:
»Ja. Wer singt nicht gut, wenn er betrunken ist? Ich singe noch viel besser, wenn ich nüchtern unter der Dusche stehe. Wie ist es mit dir, wenn du betrunken bist? Singst du auch gerne?«
Sie streichelte mit beiden Händen meine Hand, und sagte amüsiert:
»Nee. Singen, nee. Aber Tanzen. Ich bekomme Lust zu tanzen. Bleib hier kurz sitzen! Ich gehe zu meinen Bekannten und verabschiede mich von ihnen. Ich kenne in dieser Gegend ein schönes Tanzlokal!«
Ich wollte sagen, dass ich nicht tanzen könne, außerdem sehr müde wäre. Sie gab mir aber keine Gelegenheit dazu und entfernte sich eilig von mir. Ich schaute in die Richtung, in der anscheinend ihre Bekannten saßen. Sie erzählte ihnen kurz etwas und zum Abschied küsste sie erst eine junge Frau, deren Gesicht mir irgendwie bekannt vorkam, dann wieder eine andere, die ich sofort erkannte. Sie war eine von den Eindringlingen, die in meinem Badezimmer, unverschämterweise, vor ihrer Freundin und mir ihr Geschäft erledigt hatte. Danach verabschiedete sich die Arzthelferin von einem Mann, dessen Gesicht und dessen muskulösen Körper ich bestimmt nie mehr vergessen werde. Das war, der Ehemann, der Freund oder der Zuhälter meiner schönen Nachbarin, der mir einst einen Notruf verwehrt hatte. Noch zwei weitere Frauen saßen dort am Tisch. Ich schaute voller Entsetzen genauer hin und erkannte

verdutzt die bildhübsche Geschäftsfrau, die mir einmal ihre noch unberührte junge Kollegin in ihrem Privatklub vermitteln wollte.
»Scheiße! Die hübsche Sprechstundenhilfe des Psychiaters gehört auch zu dieser verdammten Bande!«, dachte ich perplex und stand eilig auf. »Bestimmt haben sie etwas mit mir vor! O Gott! Warum habe ich nur von ihren Zigaretten geraucht? Rauschgift! Bestimmt war da irgendein Scheiß-Rauschgift drin. Die arme Eva hatte mich doch mehrmals ausdrücklich gewarnt, nie von fremden Leuten eine Zigarette anzunehmen. Es ist aber noch nicht zu spät. Flucht! Flucht! Ich muss so schnell wie möglich aus der Falle dieser verdammten Bande fliehen!«

20

Eine Weile später, als ich meine Wohnungstür aufschloss, sah ich durch den Türschlitz, dass dort das Licht brannte. Zögernd und zugleich verdutzt ging ich hinein. Im Wohnzimmer stützte ich mich entsetzt an die Wand. Dort waren mehrere Männer, mehrere „Ichs“, nein, nein, vielleicht mehrere Schlangen oder Teufel in meiner Gestalt, mit meinen Füßen, meinen Händen, meinen Augen, meinem Gesicht und meinem ganzen Körper; und amüsierten sich mit einer Anzahl junger Mädchen und Frauen.
Ich sah mich selbst, wie ich gerade einen Tag alt war; mein Gott, wie einzigartig war jene Frau, die mich stillte? Ich sah mich selbst im Alter von einem Jahr; mein Gott, worunter litt jene weinende Frau? Ich sah mich selbst mit fünf Jahren; mein Gott, wie flink rannte das kleine Mädchen, meine Spielkameradin, an meiner Seite? Ich sah mich selbst mit zehn Jahren; mein Gott, warum wirkte das flinke Mädchen plötzlich so anders als zuvor und versuchte offensichtlich mir aus dem Weg zu gehen? Ich sah mich selbst mit zwanzig Jahren; mein Gott, warum hatte die junge Frau in meinen Armen kein Gesicht? Ich sah mich selbst… ich sah mich selbst… mich selbst… und die Frauen und Mädchen an meiner Seite hatten alle

keine Gesichter mehr, bis auf ein unreifes, minderjähriges Mädchen, das unter einem starken, nackten und keuchenden Mann lag und mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen zu dem Mann starrte, der wohl ich selbst war. Eva, Eva, ja, das war die Eva selbst.

Hektisch stürzte ich aus dem Haus. Mein Zuhause war nicht mehr mein Zuhause. Diese verdammten, mir fremden Ichs, die von den Ichs anderer abwesender Personen erschaffen und geformt worden waren, waren nicht meine Mitbewohner, sondern die Besitzer meines Hauses. Ich musste so schnell wie möglich von dort und vor ihnen fliehen.

»Flucht! Flucht! Flucht vor ihnen, vor mir selbst und vor dieser Gesellschaft…«, ich schluckte meinen Schrei hinunter, denn mir fiel plötzlich die Warnung eines jungen Obdachlosen ein:

»Denk nicht so laut, Kollege! Sonst landest du in der Klapsmühle. Glaub mir! Ich weiß, wovon ich rede.«

Ich beschloss, all mein Hab und Gut aufzugeben und von nun an das Leben eines Obdachlosen zu wählen. Auf diese Weise lag ich weder mit Fremden in meinem eigenen Haus im Streit noch mit meinem Chef, meinem Vermieter oder irgendeiner Institution oder Behörde. Ich musste nichts mehr tun und brauchte mir, um nichts mehr Sorgen zu machen. Es war nicht einmal mehr nötig, auf mein Äußeres zu achten. Warum auch? Für wen? Zu welchem Zweck?

Bevor ich das Stadtzentrum erreichte, bemerkte ich plötzlich einen Hund, der hinkend auf mich zukam und vor Schmerz jaulte. Als er näherkam und ich seine Wunden und Tränen sah, war ich so ergriffen, dass ich unwillkürlich in Schluchzen ausbrach:

»Oh… mein einsamer Freund, Adam!«

Die Ziegennovelle

Y. K. Shali

Prolog

Hallo Herr Shali,
seit Langem habe ich nichts Neues mehr von Ihnen gelesen. Ich dachte schon, Sie hätten eine sehr langandauernde Schreibblockade, nach Jahrzehnten des Schreibens ohne eine vernünftige Möglichkeit zur Veröffentlichung, schrieben Sie nicht mehr und wären wegen der Sinnlosigkeit des Schreibens dem Alkohol, der Depression oder Ähnlichem verfallen, ja vielleicht sogar inzwischen schon verstorben. Neulich habe ich Ihren Roman „Adam ohne Eva“ gelesen. Der war passabel, konnte aber auf keinen Fall so gut wie eine gewisse Geschichte von mir sein, die Sie vor Jahren, unfairerweise unter Ihrem eigenen Namen, herausgebracht hatten. Da bin ich auf die Idee gekommen, Ihnen wieder einmal eine persönliche Geschichte zukommen zu lassen, unter der Bedingung, dass Sie diese Zeilen, diesmal wohlgemerkt unter dem Namen der rechtmäßigen Erzählerin, also meinem, vor den eigentlichen Beginn der Geschichte stellen. Dies, damit einerseits der Leser von Anfang an weiß, mit wem er es zu tun hat, andererseits auch als eine Art Wiedergutmachung für Ihre unfaire Tat, meine Geschichte „Die Kuh“, fälschlicherweise in „Die bunte Kuh“ umzubenennen.

Viel Vergnügen beim Lesen.
Die Ziege

PS: Selbstverständlich ist „Ziege“ genau wie „Shali“ ein Pseudonym, sonst würde diese bestimmt nicht nur Sie, sondern ein ganzes Reisfeld fressen.

1

Es war Wochenende. Ich befand mich auf dem Rückweg einer langen und anstrengenden Dienstreise und war dementsprechend müde und ausgelaugt. Es regnete in Strömen. Ich hatte Schwierigkeiten, mich auf die Fahrt zu konzentrieren. Plötzlich nahm ich wahr, dass am Rand der Straße ein Mann neben seinem Wagen stand, offenbar in der Hoffnung, von einer mitleidigen Person in einem der vorbeifahrenden Fahrzeuge mitgenommen zu werden. Bald darauf fuhr ich an ihm vorbei. Er war klatschnass. Obwohl ich durch Medienberichte über Kriminelle und deren Vorgehensweise verängstigt war, war ich nicht in der Lage, einen Menschen buchstäblich im Regen stehen zu lassen. Trotz meiner Unsicherheit trat ich abrupt auf das Bremspedal, und mein Wagen kam circa zweihundert Meter hinter dem Mann zum Stehen.

Während ich ihn im Rückspiegel beobachtete und ihn dabei auf mich zukommen sah, wählte ich die Rufnummer meiner Schwester und überredete sie, bei dem Gespräch mit dieser fremden Person mitzuhören. Kurz bevor der Mann meinen Wagen erreichte, drückte ich den Knopf der Zentralverriegelung und ließ die Scheibe der Beifahrerseite ein kleines Stück herunter, um durch den Spalt mit dem Mann sprechen zu können.

»Hallo! Wenn Sie wollen, kann ich Sie gerne ein Stück mitnehmen, aber nur, wenn Sie mir Ihren Ausweis zeigen.«

Der vollkommen durchnässte Mann grüßte mich hastig zurück und schaute mich verwundert an. Anscheinend war ich ihm zuvorgekommen und er hatte dadurch keine Möglichkeit gehabt, mir etwas über sein Ziel oder seine Schwierigkeiten zu berichten. Es blieb ihm jedoch nichts anderes übrig, als meine Bedingung zu akzeptieren. Mit einem Lächeln zog er seine Brieftasche und überreichte mir seinen Ausweis. Nachdem ich ihn in der Hand hatte, öffnete ich ihm die Tür. Leicht verunsichert stieg er ein. Ich sprach

seinen Vor- und Nachnamen demonstrativ und laut in das Mikrofon meines Mobiltelefons. Als ich seine Verwunderung darüber bemerkte, erklärte ich ihm:

»Entschuldigung! Mein Mann schützt mich auf diese Weise. Ihr Autokennzeichen habe ich ihm schon durchgegeben, wiederholen Sie es bitte einmal!«

Brav befolgte er meine Anweisung. Dankend gab ich ihm seinen Ausweis zurück, beendete mein Telefongespräch und während ich losfuhr, fragte ich:

»Wo kann ich Sie aussteigen lassen?«

Leise und erschöpft antwortete er:

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, an der nächsten Tankstelle bitte.«

Ich schämte mich wegen meiner übertriebenen Vorsichtsmaßnahmen. Mein Verhalten rechtfertigend erklärte ich:

»Verzeihen Sie mir, wenn ich zu vorsichtig war! Wir Frauen können leider nicht riechen, mit wem wir es zu tun haben. Was nun? Eine seltsame Zeit.«

Er schien jetzt auf seinem gemütlichen und sicheren Platz sichtbar erleichtert. Indem er die vor uns fahrenden Autos betrachtete, sagte er lächelnd:

»Vielen Dank. Auf jeden Fall sind Sie mutiger als all die Herren, die offenbar vollkommen gleichgültig an mir vorbeigefahren sind. Mein Aussehen ist beschämend, der Sitz Ihres Autos ist total nass geworden. Ich werde ihn irgendwie trocknen, wenn wir an der Tankstelle sind.«

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Ich habe gerne für Sie angehalten. Was für ein Problem gibt es denn mit Ihrem Auto?«

»Ich habe nicht aufgepasst, der Sprit ist alle.«

»Ach so«, sagte ich erleichtert. »Das ist dann nicht so schlimm. Mir wäre so etwas auch beinahe schon ein paar Mal passiert. Ein Glück, dass ich es immer rechtzeitig gemerkt habe …«

Als wir die Tankstelle erreicht hatten, schlug ich ihm vor, einen Kanister Benzin zu besorgen und ihn dann zu seinem Auto zurückzubringen. Überrascht und gleichzeitig verlegen sagte er:
»Um Gottes Willen! Nein, danke. Ich habe Ihnen schon genügend Unannehmlichkeiten bereitet. Ich bestelle mir ein Taxi.«
»Es ist schon okay. Sie brauchen kein Taxi zu bestellen. Ich habe heute zufällig genug Zeit …«

Während er den Sprit besorgte, rief ich meine Schwester an und berichtete ihr von dem Vorfall. Sie meckerte mich an, was dieses verrückte Spiel bedeuten solle? Wofür ich mein Leben in Gefahr brächte und warum ich mir ständig Probleme suche? Ich beendete das Telefongespräch, als er mit einem Kanister Benzin in der Hand einstieg, und fuhr los, wobei ich mich auf einen Smalltalk mit ihm einließ:
»Komisches Wetter. Die ganze Woche hat es nur geregnet. Ein bisschen Sonne könnten wir jetzt alle gut gebrauchen, nicht wahr?«
»Ja, tatsächlich …«

Nachdem wir sein Auto erreicht hatten, wartete ich eine Weile, um sicherzugehen, ob der Wagen auch wirklich fahrbereit sei. Als der Motor ansprang, kam der Mann erfreut auf mich zu, überreichte mir einen Zettel und sagte:
»Vielen Dank. Alle Ihre Freundlichkeiten machen mich wirklich verlegen. Wenn Sie mir gestatten würden, hätte ich Sie gerne mit Ihrem Mann als kleines Dankeschön zum Mittag- oder Abendessen eingeladen. Hier meine Telefonnummer.«
Er gefiel mir. In dem Augenblick, als er meiner Anweisung folgend sein Portemonnaie aus der Tasche zog, hatte er mir schon gefallen, und zwar mehr, als ich mir selbst eingestehen wollte. Damals wusste ich durch einen Blick auf seinen Ausweis, dass er 36 Jahre alt war, wie er hieß und wo er wohnte. Während der Fahrt hatte ich auch sonst noch einiges über seine Arbeit und Lebensweise in

Erfahrung gebracht, ohne von mir selbst etwas preisgegeben zu haben.

»Oh, danke. Aber das brauchen Sie wirklich nicht«, sagte ich lächelnd. »Ich bin froh, dass Ihr Problem gelöst ist.«

»Ja. Gott sei Dank. Mit meinem Auto ist jetzt alles in Ordnung. Demnächst werde ich wohl mehr auf rechtzeitiges Tanken achtgeben müssen«, bemerkte er und blieb weiter stehen, als ob er auf eine Antwort von mir warten würde.

Ich wollte ihn gerne wiedersehen, aber ich war mir noch nicht ganz sicher, ob ich seine Einladung annehmen sollte. Ich überlegte kurz und kam dann zu dem Entschluss, dass ich später in Ruhe darüber nachdenken und mich dann entscheiden konnte. Ich musste mich jedoch bei ihm, bevor es zu spät wurde, für meine übertriebene Vorsichtsmaßnahme und die Notlüge entschuldigen. Daher erklärte ich:

»Verzeihen Sie bitte meine Unverschämtheit, was die Sache mit dem Ausweis anbelangt.«

»Ach, ich bitte Sie. Das war doch richtig so.«

Ich fuhr fort:

»Ehrlich gesagt, zweimal habe ich Sie angelogen. Wenn es geht, verzeihen Sie mir dies auch. Die Nummer Ihres Wagenkennzeichens hatte ich selbst überhaupt nicht gelesen, ich habe einfach geblufft, damit Sie mir auch wirklich die richtige Nummer sagen. Am Telefon war übrigens meine Schwester, nicht mein Ehemann, den bin ich glücklicherweise für den Rest meines Lebens losgeworden.«

Plötzlich erschien ein gequältes Lächeln auf seinen Lippen. Indem er von mir wegschaute, murmelte er seufzend:

»Vielleicht so, wie die Mutter meines Sohnes mich für immer losgeworden ist.«

Es gefiel mir überhaupt nicht, dass er mich irgendwie mit der Mutter seines Sohnes, besser gesagt, mit seiner Ex-Frau oder Exfreundin,

einer Frau, die ich nicht kannte, verglich. Ich sagte trotzdem nichts dazu, verabschiedete mich freundlich von ihm und fuhr los.
Eine Weile beobachtete ich ihn im Rückspiegel. Er fuhr hinter mir. Ein angenehmes Gefühl überwältigte mich, nicht weil ich einem Mitmenschen einen kleinen Dienst erwiesen hatte, sondern weil ein braver und ungefährlicher Mann hinter mir fuhr und dabei vielleicht an mich dachte. Mich würde es eigentlich freuen, wenn er mir bis nach Hause folgen, hinter meinem Wagen parken und mit mir nach oben kommen würde. Nicht aus einem bestimmten Grund, einfach so, um sich miteinander zu unterhalten. Ein anderes Gefühl für ihn spürte ich nicht.
Plötzlich kam ich auf die Idee, zu prüfen, ob er mir wirklich folgen würde. Mein Fuß drückte auf das Gaspedal, der Wagen erhöhte seine Geschwindigkeit und ich überholte einige Autos.
Er war leider nicht mehr da, egal wie häufig ich auch in den Rückspiegel schaute. Bedauernd warf ich einen Blick auf den nassen Sitz, der vor wenigen Minuten noch von ihm besetzt gewesen war, und auf seinen Zettel mit der Rufnummer, der dort lag. Indem ich immer wieder erwartungsvoll in den Rückspiegel blickte, versuchte ich nun, mir seine Rufnummer zu merken, damit das Gefühl des Bedauerns vertrieben, das Gedächtnis trainiert und ich ihn eventuell bei einer günstigen Gelegenheit anrufen könnte.
Bis zum Ende der Fahrt blieb mein neugieriger Blick immer wieder am Rückspiegel hängen. Der unverschämte Kerl tauchte nicht mehr auf. Bestimmt gehörte er zu den wenigen Männern, die den Frauen nicht hinterherlaufen; was wusste ich denn schon? Vielleicht lief er doch einem weiblichen Wesen hinterher, tat aber so, als ob dies in Wirklichkeit nicht der Fall wäre.

In meiner Wohnung angekommen, nahm ich sofort den Telefonhörer in der Hand und rief meine Schwester an:
»Hallo Lena! Ich bin es. Wie geht’s?«
»Hallo. Danke, mir geht es gut. Wie geht’s dir, Abenteurerin?«

»Danke. Eine gute Nachricht!«

»Bin ganz Ohr. Na, erzähl mal, war deine Jagd erfolgreich?«

Ich war bereits während des Telefongesprächs im Auto von ihrem Gemecker einigermaßen genervt. Nun gab mir der Begriff „Jagd“ Anlass dazu, sie schroff zurechtzuweisen.

»Ach, halt bitte die Klappe. Was soll das? Ich bin doch nicht wie du und deine Jagdfreundinnen, die die Männer öfter wechseln, als ihre Unterwäsche. Der Mann, den ich vor dem Regen gerettet habe, hat uns beide zum Essen eingeladen.«

Anscheinend war sie tatsächlich immer noch verärgert über meine Aktion bei der Rückfahrt. Sie stichelte:

»Ich bitte dich inständig um Verzeihung! Weder meine Freundinnen noch ich sind Jägerinnen und wechseln häufig den Freund. Wir sammeln bloß mit offenen Augen Erfahrung und passen genau auf unsere Typen auf, damit wir uns nicht, wie die tollen, konservativen und moralischen Damen, in den ersten Kerl, den wir kennenlernen, verlieben, ihn heiraten und das Leben für uns beide dadurch zur Hölle machen. Ansonsten werden wir bald feststellen, dass wir nicht nur verschiedene Geschmäcker und Interessen haben, sondern von unterschiedlichen Planeten kommen; daher nun Scheidung und das ständige Gejammer, alle Männer seien Scheiße.«

Ihre Bemerkungen kränkten mich. Mit den Begriffen wie „konservativ“ und „moralisch“ meinte sie ohne Zweifel mich. Das warf sie mir seit Längerem immer wieder vor. Ich schluckte meinen Ärger herunter und konterte angemessen:

»Oh, oh! Schwesterchen, Schwesterchen! Tadle mich bloß, tadle! Ich liebe deine scharfe Zunge. Warten wir mal ab, was aus dir und deinen Erfahrungen wird. Also, kommst du nun mit deiner konservativen Schwester zu dieser Einladung?«

Endlich merkte sie, mit ihrem Tadeln zu weit gegangen zu sein, daher sagte sie, weiterhin durchaus besorgt:

»Meine liebe und anständige Schwester! Mensch, was für ein verrücktes Spiel war das denn? Ich habe mir die ganze Zeit Sorgen

um dich gemacht. Keine vernünftige Frau auf der Welt lässt unterwegs einen fremden Mann ins Auto steigen. Nun hast du zufällig Glück gehabt und dieser Mann ist kein offenbar Verbrecher. Danke. Gehe du bitte alleine zu dieser Einladung und sammle deine Erfahrungen!«

»Hör zu, was ich dir sage, Lena. Dieser Mann ist ein anständiger Mensch. Er hat uns beide zum Essen eingeladen.«

»Nein, danke schön. Ich bin nicht eingeladen worden. Ich habe alles mit eigenen Ohren gehört. Du hast ihm erzählt, dein Mann wolle vorsichtshalber seine Personalien durch das Telefongespräch mitbekommen. Nun gehe entweder alleine hin oder nimm irgendeinen Mann in Begleitung mit und behaupte, es wäre dein Ehemann.«

Es freute mich sehr, dass sie endlich wieder einmal ruhig und vernünftig mit mir sprach. Ich erklärte ihr:

»Lenachen, du Eselin. Hör zu, was ich dir sage. Ich habe ihm alles erzählt. Ich habe ihm erzählt, dass es sich um eine Notlüge handelte und du am Telefon warst. Der ist nett und hat uns beide eingeladen. Wenn du nicht mitkommst, gehe ich auch nicht.«

»Oho! Als ob ich alle Zeit der Welt hätte«, sagte sie laut lachend. »Verzeihe mir dies Mal, liebe Maria. Die Kinder haben Klausurzeit. Bis in zwei, drei Wochen habe ich alle Hände voll zu tun. Ich muss jede Menge Arbeiten korrigieren. Gehe du bitte allein hin. Wenn er wirklich in Ordnung ist und dir gefällt, mach uns später bei Gelegenheit miteinander bekannt. Verzeihe deinem Schwesterchen. Wie du über ihn redest, ist er wahrscheinlich nicht wie die ganzen anderen Idioten, die du bis jetzt im Internet kennengelernt hast. Pass gut auf und mache einen guten Fang. Versuche nicht auf einmal deine konservative Einstellung über Bord zu werfen und geh dann bloß nicht direkt nach dem ersten gemeinsamen Essen mit ihm ins Bett …«

Obwohl meine Schwester vier Jahre jünger ist als ich, hat sie mir gegenüber einiges voraus in puncto Paroli bieten und Schlagfertigkeit; als ob sie eine vier Meter lange Zunge hätte. Natürlich liebt sie mich und macht sich auch Sorgen um mich, kein Zweifel, aber manchmal ist es jedoch sehr schwierig, mit ihr zurechtzukommen. Besonders was das Thema Männer anbelangt. Lena kann die Männer sehr leicht um den kleinen Finger wickeln, mit ihnen eine Beziehung beginnen und sie dann aber auch ganz einfach wieder loswerden. Dieses „Loswerden“ geschieht zum Glück nicht auf bösartige Art und Weise. Sie pflegt immer noch Kontakt zu all ihren ehemaligen Freunden, wird mit ihrem aktuellen Freund zu deren Geburtstagen eingeladen und lädt diese wiederum auch zu ihrem Geburtstag ein. Vielleicht liegt diese Eigenschaft von ihr unserer Erziehung zugrunde. Alles, was unsere Eltern bei mir verbockt hatten, machten sie bei Lena richtig. Ich war praktisch ein Versuchskaninchen. Ich mag meine Schwester sehr gern. Sie ist nicht nur eine Schwester für mich, sondern auch eine sehr gute Freundin. Manchmal kommt sie mir jedoch vor wie ein trotziges, freches und ganz und gar unmögliches Gör.

2

Ein paar Tage später rief ich den Mann, den ich unterwegs mitgenommen hatte, an. Es war Abend. Ich war gerade dabei, mich vorzustellen, als er mich mit unverhohlener Freude unterbrach:
»Ich habe Ihre Stimme sofort erkannt. Wie geht es Ihnen?«
»Danke, gut. Und Ihnen selbst?«
»Mir geht es auch gut. Nur eine kleine Erkältung. Vielen Dank nochmals für die Mühe, die ich Ihnen bereitet habe. Haben Sie den Sitz trocknen können?«
Es war nicht nötig zu erwähnen, dass er sich erkältet hatte. Seine Stimme verriet, dass es eine schwere Grippe sein musste. Das Bild,

wie er im Regen stand, wurde plötzlich vor meinen Augen wieder lebendig. Ich bedauerte ihn zutiefst.
»Der Sitz ist von selbst getrocknet. Sie scheinen schwer erkältet zu sein. Waren Sie schon beim Arzt? Nehmen Sie etwas ein?«
Er antwortete gelassen:
»Es ist nicht so schlimm. Ich gehe nie wegen einer Erkältung zum Arzt. Nach ein paar Tagen ist alles wieder vorbei.«
Obwohl ich ein wenig besorgt war, wollte ich diese Besorgnis nicht zeigen. Mehr aus Neugier sagte ich daher vorsichtig:
»Wenn ich eine Erkältung bekomme, bleibe ich ein paar Tage zu Hause. Meine kleine Schwester kommt zu mir und kocht Suppe für mich. In solchen Fällen hilft es einem enorm, wenn man so jemanden hat.«
Er war cleverer als ich ahnte. Er merkte, dass ich mir Sorge um ihn machte, indirekt aber auch in Erfahrung bringen wollte, ob er solo ist oder zurzeit in einer Beziehung lebt.
»Vielen Dank für Ihre freundliche Aufmerksamkeit. Seit einigen Tagen bin ich nur zu Hause. Da keiner meiner Familienangehörigen in der Nähe wohnt, muss ich mir die Suppe selbst kochen. Zum Glück geht es mir nun wirklich schon besser. Morgen gehe ich wieder arbeiten. Okay. Wann habe ich denn nun die Ehre, mit Ihnen ins Restaurant zu gehen?«
»Dafür haben wir später sicher noch genügend Zeit. Kurieren Sie besser erst Ihre Erkältung richtig aus.«
»Wenn Sie Zeit hätten, dieses Wochenende würde mir gut passen. Das Restaurant suchen Sie bitte selbst aus. Irgendwo bei Ihnen in der Nähe …«

Nachdem ich den Telefonhörer aufgelegt hatte, spürte ich, dass ich wirklich um ihn besorgt war. Nicht aus einem bestimmten Grund, das heißt, ohne für ihn ein besonderes Gefühl zu hegen, machte ich mir Gedanken um ihn. Es war schon merkwürdig. Für mich machte es keinen Unterschied, ob er ein Mann oder eine Frau wäre; es war,

als ob meine Schwester sich erkältet hätte und niemand da wäre, um sie zu pflegen. Ich selbst lebte seit Langem alleine. Obwohl meine Situation mir meistens gefiel und ich jede Menge Spaß an meinem Solodasein hatte, wünschte ich dennoch niemandem, so zu leben. Das Alleinsein ist nur für Gott bestimmt, nicht für Menschen. Irgendetwas fehlt einem ständig in einem Leben dieser Art. Ein Teil eines solchen Menschen ist ganz hohl und leer, und egal, wie sehr man sich auch bemüht, diese Leere zu füllen, es gelingt einem nicht. Durch das Alleinleben ändern wir uns allmählich unbewusst. Dies beginnt mit dem Bemängeln jeglicher Dinge, mit Unzufriedenheit und dem langsamen Rückzug, schließlich tückischem Versagen bei der Herstellung und Pflege einer intakten Beziehung zu Familienmitgliedern, Freunden, Kollegen, der Gesellschaft, und am Ende steht die völlige Vereinsamung. Dazu kommen dann seelisches und körperliches Leiden. Diejenigen, die davon betroffen sind, merken diese Veränderung selten, aber diejenigen, die einst davon betroffen waren und es geschafft haben, wieder in einer intakten Beziehung zu leben, wissen genau, was für ein qualvoller Zustand das ist.

Pünktlich stand er vor dem Restaurant. Genauso anständig und normal angezogen wie letztes Mal, zum Glück diesmal nicht klatschnass. Im Gegensatz zu seiner Behauptung war die Erkältung noch nicht ganz abgeklungen.
»Oh, Sie sind immer noch total erkältet! Unter diesen Umständen hätten Sie mich heute wirklich nicht zum Essen einladen müssen. Wir hätten das auch verschieben können.«
»Doch, doch. Die Erkältung habe ich schon längst hinter mir. Wenn die Nase nicht mehr läuft, Fieber, Halsschmerzen und Erschöpfung verschwunden sind und man arbeiten gehen kann, heißt das, dass die Erkältung für dieses Mal beendet ist. Wie geht’s Ihnen? Es freut mich wirklich sehr, Sie wieder zu sehen.«
»Danke. Mich auch.«

»Wo ist Ihre Schwester? Ist sie noch unterwegs oder sitzt sie schon im Restaurant?«
»Sie konnte leider nicht mitkommen. Bitte, lassen Sie uns hineingehen. Es ist hier draußen so kalt wie im Winter, obwohl wir noch Herbst haben.«
»Schade«, sagte er, und wir betraten das Lokal.

Während des Essens ergab sich die Möglichkeit, ihn näher kennenzulernen. Sein Vater war vor einigen Jahren gestorben, seine Mutter lebte mit einem Mann zusammen. Seine Schwester und sein Bruder waren beide verheiratet und führten ihr eigenes beschauliches Familienleben. Seine Ex-Frau war nach der Scheidung mit ihrem gemeinsamen Sohn nach Kanada ausgewandert. Offensichtlich vermisste er seinen Sohn sehr und litt dementsprechend stark unter der Trennung. Ich weiß nicht, warum ich kein Mitleid mit ihm empfand, als er mir all diese Dinge aus seinem Leben erzählte. Normalerweise bedauere ich denjenigen, der jemanden verloren hat. »Das arme Wesen«, sage ich zumindest in solchen Fällen im Stillen bei mir, oder ich breche sogar manchmal in Tränen aus, wenn ich von Fällen erfahre, in denen ein Elternteil nach der Scheidung das gemeinsame Kind nicht mehr sehen darf. Anscheinend war seine Situation noch um einiges schlimmer. Seine Ex-Frau war mit dem Kind auf der anderen Seite der Welt, ja auf einen anderen Kontinent ausgewandert, nur damit ein Vater richtig gequält wurde. Oh, was für eine harte und zugleich niederschmetternde Rache! Trotzdem hatte ich kein Mitleid mit ihm. Sicher nicht aus dem Grund, dass ich als Frau grundsätzlich für die Mutter Partei ergreife. Ich weiß nicht, warum, ich bedauerte ihn einfach nicht. Ich stellte mir nur vor, dass sein Sohn wahrscheinlich wie er aussehen würde, als er selbst noch ein Kind und ein kleiner Junge war.
Es war ein sehr angenehmer Abend. Das Essen war gut, die Bedienung freundlich und sehr aufmerksam, kurz: ein durch und

durch gelungener Abend. Wir sprachen über vieles miteinander. Im Gegensatz zu meinen Erfahrungen mit anderen Männern war die Atmosphäre diesmal nicht verschlossen oder in irgendeiner Weise beklemmend. Ich fühlte mich vollkommen frei und musste nicht darauf achtgeben, was ich sagte. Vielleicht, weil ich einiges über ihn bereits im Voraus wusste und daher die anfängliche Vorsicht einem Gefühl des Vertrauens wich. Auf jeden Fall beunruhigte mich seine Anwesenheit kaum und raubte mir auch keine Energie. All dies natürlich sicher nicht wegen meiner vermeintlichen Naivität, die meine Schwester mir immer vorwirft. Wenn es angebracht ist, bin ich misstrauisch, feige aber auch vorsichtig. Selbst bei diesem Treffen stellte ich ihn mehrmals auf die Probe. Zum Beispiel beäugte ich ihn manchmal ganz genau, um festzustellen, wie er sich verhielt, wenn ich kurz abwesend oder unaufmerksam war. Im Gegensatz zu vielen anderen Männern ließ er seinen Blick nicht zu anderen Frauen im Restaurant schweifen; er starrte auch nicht auf den leicht geöffneten Ausschnitt meines Oberteils und machte auch keine überflüssigen, nichtssagenden Komplimente. Beim Gang zur Toilette ließ ich bewusst meine Handtasche vor ihm stehen und wollte dadurch prüfen, ob er vermeintlich unbemerkt meinen Hintern betrachtete und ihn insgeheim für sich bewertete, des Weiteren, ob er seine Neugierde zügeln konnte und er nicht die Indiskretion begehen würde, in einer Damenhandtasche zu stöbern oder sogar etwas zu entwenden. Doch er bestand alle diese kleinen Prüfungen mit Bravour. Sogar meine Handtasche blieb glücklicherweise unberührt.

Kurz gesagt, entstand diese vertraute Atmosphäre vielleicht auch deswegen, weil wir beide ohne große Erwartung zu diesem Treffen kamen und nicht beabsichtigten, irgendeinen Profit daraus zu schlagen. Wir diskutierten über Gott und die Welt. Dann, wie mir meine Schwester nahegelegt hatte, ging ich weder zu ihm nach Hause noch lud ich ihn zu mir ein. Ich erwähnte überhaupt nicht, wo ich wohnte, und gab ihm noch nicht einmal meine Rufnummer.

Natürlich hätte ich sie ihm gegeben, wenn er mich danach gefragt hätte.

3

Wohlbedacht und geplant rief ich ihn ein paar Tage später an, bedankte mich höflich für seine Einladung und sagte, dass mir die Unterhaltung mit ihm und insgesamt der gemeinsame Abend gut gefallen habe. Diesmal würde ich ihn gerne in ein Restaurant in der Nähe seiner Wohnung zum Essen einladen.
Als ich meiner Schwester bei einem Besuch von meinem Vorhaben erzählte, küsste und umarmte sie mich voller Freude und sagte:
»Wow, Maria! Klasse. Verzeihe mir, dass ich dich so oft angestänkert und als konservativ bezeichnet habe! Du weißt schon selbst, dass du nicht nur die beste Schwester der Welt, sondern auch die niveauvollste Frau bist, die ich kenne. Es ist große Klasse, wie du die Sache angegangen bist. Ganz langsam, ohne Angst und Stress muss man einen Mann kennenlernen. Du hättest ihn lieber nicht zum Essen einladen, sondern nur mit ihm Kaffee trinken gehen sollen und ihn dann wieder bezahlen lassen.«
Ich verstand sie nicht richtig, daher fragte ich:
»Warum sollte er mich wieder einladen?«
Sie grinste kurz nachdenklich und antwortete dann überzeugt:
»Wenn du jeden, der einmal für dich bezahlt hat, zum Essen einlädst, musst du bald betteln gehen.«
»Lenachen, du Dummkopf, habe ich etwa selbst kein Geld? Außerdem beabsichtige ich, alle Männer unserer Stadt kennenzulernen, wodurch ich dann zum Betteln verdammt wäre?«
»Oh, oh. Ich fürchte, meine liebe Schwester hat sich in den Kerl, den sie erst zwei Mal gesehen hat, total verknallt«, bemerkte sie überrascht. »Maria, du bist älter als ich und weißt sicherlich besser, was gut für dich ist. Ich gebe dir nur einen Rat: Verliebe dich nicht Hals über Kopf in einen Mann. Man muss die Männer behutsam

kennenlernen und an ihnen bis zuletzt zweifeln. Sie sind genetisch so veranlagt, dass sie die jungen Frauen immer vorziehen und ihnen, jetzt oder später, offensichtlich oder im Geheimen, nachlaufen. Die armen Männer sind nicht daran schuld. Ihre Hormone spielen einfach verrückt. Daher müssen wir Frauen sie ständig kontrollieren, durstig und von uns abhängig machen. Das Schwierigste aber ist, diesen Zustand zu erhalten, ansonsten verschwinden sie einfach wieder; genauso schnell, wie sie gekommen sind.«

»Es reicht. Es reicht wirklich, Lena. Ich glaube nicht, dass du mit so einer Einstellung langfristig glücklich wirst, Schwesterlein. Du vergisst, dass unser Vater auch ein Mann ist …«

»Ach, Maria! Lass bitte Papa aus dem Spiel. Er ist ohne Zweifel ein guter Vater. Aber ob er auch ein guter Ehemann ist, das kann unsere Mutter sicher besser beurteilen. Ich bin mir sicher, dass Mama es mir, im Vertrauen, bestätigen würde, dass Papa als Mann mehr oder weniger genau wie die anderen Männer ist.«

Entgegen seiner Behauptung schleppte er immer noch seine Erkältung mit sich herum. Noch schlimmer: Er berichtete sogar, seit Beginn dieser Erkältung seinen Geruchssinn verloren zu haben. Ich bemerkte:

»Das kommt davon, wenn man keine Acht auf sich gibt und nicht zum Arzt geht. Was ist mit Ihrem Geschmackssinn? Können Sie Essen und Getränke überhaupt schmecken?«

»Doch, doch. Leider bin ich nicht in der Lage, das Parfum, welches Sie eventuell heute benutzt haben, zuzuordnen. Ansonsten nehme ich nicht nur alle Geschmacksrichtungen wahr, sondern bin auch dabei, Ihre Anwesenheit vollkommen zu genießen.«

Mein Blick blieb an seinem hängen. Ein erquickendes Gefühl durchfloss mich plötzlich. Überrascht und verlegen versuchte ich, von ihm wegzuschauen. Ich war sprachlos und wusste nicht, was ich sagen sollte. Noch einmal schaute ich in seine Augen. Sie

strahlten und schienen mich dabei förmlich zu streicheln. Mit einem heiteren Lächeln, welches sich in meinem Gesicht ausbreitete, suchte meine Hand die seine, kurz und flüchtig streichelte ich sie, sagte dann, mich mühsam beherrschend:
»Wie gut Sie Ihre Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringen!«
Da er nicht die Gelegenheit bekam, mein flüchtiges Streicheln zu erwidern, hob er sein Glas hoch, und mit einem süßen und bedeutungsvollen Bedauern sagte er:
»Ich wünschte, stattdessen hätte ich die Gabe, die Gedanken der anderen zu lesen und ihre echten Gefühle zu spüren. Prost!«

Trotz all seiner Bemühungen, mich zu überzeugen, die Rechnung ihm zu überlassen, zahlte ich für den Abend. Daraufhin hob er seine Hände etwas über den Tisch, und indem er seine Augenbrauen nach oben zog, fuhr er fort:
»Okay. Dann gestatten Sie mir bitte, Sie auf ein Glas Wein bei mir einzuladen.«
Ich war überrascht. Auf so einen Vorschlag seinerseits war ich nicht vorbereitet.
»Was soll das? So schnell lädst du mich zu dir auf ein Glas Wein? Dann erwartest du natürlich, dass daraus mehrere Gläser werden und ich schließlich mit dir im Bett lande? Und ich Idiot dachte, du wärest anders als andere Männer. Ihr seid doch wirklich alle gleich. Euer Geschlechtsteil ist euer Kompass …«, dachte ich schweigend bei mir, indem ich ihm mit einem ernsthaften Blick in die Augen schaute.
»Nein. Danke. Ich muss noch Auto fahren. Ein Glas Wein haut mich um«, sagte ich.
Er war aufmerksam genug, meine ablehnende Reaktion wahrzunehmen.
»Oh, Verzeihung! Ich habe überhaupt nicht daran gedacht. Danke für alles. Es war sehr schön«, bemerkte er vorsichtig.
Wir standen auf, um das Restaurant zu verlassen.

«Warum hast du seine Einladung abgelehnt, Maria? Mädchen, du bist vielleicht wirklich zu konservativ, wie Lena schon immer behauptete. Woher weißt du, dass er dich einlädt, um mit dir zu schlafen? Dieser ist nicht wie die Männer, die du bisher im Internet kennengelernt hast. Dies ist das dritte Mal, dass du dich mit ihm triffst, noch hat er kein Wort darüber gesprochen, was für ein toller Kerl er ist oder irgend so einen Mist. Würde er mich ausnutzen wollen, hätte er nicht darauf beharrt, die Rechnung für das Abendessen zu zahlen. Schau, wie schweigsam er geworden ist. Bravo, so einfach kränkst du einen lieben und braven Menschen?«, tadelte ich mich selbst, während wir aus dem Restaurant traten.

»Darf ich Sie bis zum Parkplatz begleiten?«, fragte er mich mit einem ehrlichen Lächeln auf den Lippen.

»Sehr gern. Aber ich dachte, Sie wollen mir erst Ihre Wohnung zeigen?«

»Oh, ja. Wie schön! Sicher. Bis dahin sind es nicht mehr als dreihundert Schritte. Danke, dass Sie meine Einladung angenommen haben. Den Wein lassen wir aber für ein anderes Mal. Eine Tasse Kaffee oder Tee, glaube ich, wäre nicht schlecht …«

4

Er wohnte im zweiten Stock eines Mietshauses. Als wir sein Appartement betraten, erweckte ein großes, gerahmtes Bild eines ein- oder zweijährigen lachenden Kindes direkt meine Aufmerksamkeit.

»Also. Ich fange hier an: Das ist mein Schlafzimmer. Da schauen wir lieber nicht hinein, weil es nicht aufgeräumt ist und einem Lager mehr ähnelt als einem Schlafzimmer … Hier ist das Badezimmer … Dies hier ist eine Abstellkammer … Dieser zurzeit noch ungenutzte Raum gehört meinem Sohn, für die Zeit, wenn er zurückkommt … In diesem kleinen Raum kocht der erfahrenste Koch der Welt mindestens zwei Mal in der Woche die leckersten Nudeln, die Sie

je gegessen haben … Der Raum hier sollte eigentlich ein Wohnzimmer sein, wie Sie wohl sehen, der Schreibtisch, der Computer, CDs, Zeitschriften, Bücher und anderer Krimskrams haben es in Beschlag genommen und in diesen Zustand versetzt. Bitte nehmen Sie Platz. Kaffee oder Tee?«

Indem ich durch das Fenster einen Blick nach draußen warf, antwortete ich:

»Wenn es geht, würde ich Kaffee bevorzugen.«

Meinem Blick folgend sagte er:

»Kommt sofort. Ach ja. Erlauben Sie mir, Ihnen auch den Balkon zu zeigen. Lassen Sie mich bitte erst das Licht anschalten … Oh, oh! Ich hätte lieber die Aschenbecher leeren sollen.«

Ich lachte. Vier oder fünf vollgestopfte Aschenbecher boten einen äußerst unappetitlichen Anblick. Er fuhr fort:

»Ehrlich gesagt, ist mir gerade eingefallen, dass es für die Ehre aller Raucher der Welt besser wäre, wenn ich statt dieser Aschenbecher einen Mülleimer hier hinstellen würde. Oh, es ist wirklich beschämend.«

»Ja. Keine schlechte Idee. Das wundert mich. Ich hätte nicht gedacht, dass Sie rauchen.«

»Oh, ja. Ja. Ich bin ein richtiger Raucher. Das heißt, ich bin wirklich abhängig davon. Manchmal schmecken mir die Zigaretten besser als jedes Essen oder Getränk. Aber nur hier auf diesem Balkon. In der Wohnung, draußen oder bei der Arbeit rauche ich nie. Nun gehe ich Kaffee kochen. Fühlen Sie sich wie zu Hause.«

Ich betrat mit ihm das Wohnzimmer und betrachtete die Fotos an den Wänden. Die meisten waren von seinem Sohn. Nach einer kurzen Weile ging ich in Richtung Küche und blieb auf der Schwelle stehen.

»Ihr Sohn hat aber eine große Ähnlichkeit mit Ihnen«, sagte ich staunend. Er bestätigte:

»Oh, ja, ja. Sehr.«

»Wie alt ist er?«

»Sieben Jahre, drei Monate und achtzehn Tage. So, da ist der Kaffee. Setzen wir uns hier in die Küche oder sollen wir ins Wohnzimmer gehen?«

Die Küche war sauber und aufgeräumt. Auf den Wohnzimmermöbeln zu sitzen schien bequemer zu sein. Ich bevorzugte jedoch die Küche, nicht wegen des Durcheinanders im Wohnzimmer. Hätte ich mich dort auf den gemütlichen Sessel gesetzt, würden dann später das Aufstehen und das Nachhausefahren für mich umso schwieriger sein.

»Es macht für mich keinen Unterschied. Wo Sie möchten.«

»Ich glaube, hier ist es besser. Mein Wohnzimmer ist total unordentlich.«

Wir nahmen in der Küche Platz. Einen Augenblick herrschte Schweigen zwischen uns. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Meine Gedanken beschäftigten sich immer noch mit zwei Dingen in dieser Wohnung; die vielen an den Wänden aufgehängten Bilder und die vollgestopften Aschenbecher.

»Wie verläuft eigentlich Ihr Alltag? Ich meine, sind Sie berufstätig?«, unterbrach er endlich das unangenehme Schweigen und fragte mich vorsichtig.

»Habe ich es Ihnen noch nicht erzählt?«

»Nein. Das heißt, ich habe Sie nicht danach gefragt. Die Situation auf dem Arbeitsmarkt in diesem Land ist so schlecht, dass man sich nicht traut, jemanden nach seinem Beruf zu fragen, weil es sein kann, dass er arbeitslos ist und sich dafür schämt.«

»Ich bin Buchhalterin in einer großen Firma mit mehreren Filialen. Das bedeutet, ich muss mich ständig auf alles, was in die Firma hinein oder hinausgeht, konzentrieren. Das Gleiche mache ich nebenbei zurzeit hier bei einem unbekannten Schriftsteller… Eine sehr langweilige Arbeit.«

»Oh, das ist aber schlecht. Zum Glück ist mein Beruf, im Gegensatz zu Ihrem, meistens sehr spannend.«

»Ja, Sie haben einmal erwähnt, dass Sie in einer Softwarefirma beschäftigt sind. Was machen Sie da eigentlich genau?«

»Unsere Firma produziert verschiedene Software. Ich arbeite in einem Bereich, in dem Viren gesucht, entdeckt und Antivirenprogramme entwickelt werden. Eine sehr interessante und aufregende Arbeit. Das Einzige Schlechte daran ist, dass ich sowohl in der Firma als auch zu Hause die ganze Zeit vor dem Bildschirm sitze und mich mit den Viren beschäftige. Wer weiß, vielleicht habe ich mich deshalb neulich so schwer erkältet?«

Beinahe hätte ich geglaubt, der Erkältungsvirus hätte ihn tatsächlich durch den Bildschirm eines Computers befallen, so ernsthaft sprach er darüber. Ich bekam einen Lachanfall. Ein Glück, dass meine Klamotten nicht mit Kaffee bekleckert wurden.

»Ja, bestimmt. Bestimmt. Nun müssen Sie ein Antivirusprogramm schreiben und es auf den Markt bringen. Die Leute gehen in Computerfachgeschäfte und kaufen eine Software gegen ihre Erkältung. Oh, bald werden bestimmt alle Apotheken pleitegehen, und selbst die Pharmakonzerne stecken ihr Kapital ganz schnell in die IT-Branche und in die Rüstungsindustrie. Dann haben wir den Salat mit „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Hahaha…«

Er lachte herzhaft mit. So süß, dass ich einen Augenblick den Eindruck hatte, als würde ich in das lachende Gesicht seines Sohnes auf dem Foto schauen.

»Passen Sie auf!«, wollte ich ihm sagen. Es war aber schon zu spät. Während des Lachens verschüttete er seinen Kaffee. Dieser wurde auf dem Tisch, auf sein Hemd und auch auf die Hose gekleckert.

Als er dabei war, den Tisch abzuwischen, stand ich auf und ging zur Toilette. Im Gegensatz zu dem Eindruck, den ich von seinem Wohnzimmer und dem Balkon bekommen hatte, war die Toilette sauberer als die meine. Ich erinnerte mich an einen Satz, den ich einmal irgendwo gelesen hatte: „Wenn du wissen willst, was für

einen Charakter der Mensch hat, mit dem du zu tun hast, schau dir die Toilette bei ihm zu Hause an.“
Ich kehrte zur Küche zurück und wir unterhielten uns weiter. In der ganzen Zeit beobachtete ich aufmerksam, ob er irgendeinen Annährungsversuch machte, um das Thema auf Sex, Bett oder Ähnliches zu lenken. Er blieb jedoch auch in seiner Wohnung der gleiche höfliche und anständige Kerl, als den ich ihn kennengelernt hatte.
Auch später, nachdem ich aufstand, um nach Hause zu fahren, erwähnte er mit keinem Wort, dass ich bei ihm übernachten könnte. Er sagte nur, dass er mich gerne bis zu meinem Auto begleiten würde. Am Parkplatz streckte ich ihm meine Hand entgegen und bedankte mich recht herzlich für seine Gastfreundlichkeit. Während er meine Hand warmherzig drückte, antwortete er:
»Ich habe mich bei Ihnen zu bedanken, dass Sie mir so einen schönen Abend geschenkt haben.«
»Mein Gott, wie schön und entzückend dieser Mann seine Gedanken zum Ausdruck bringt!«, dachte ich und umarmte ihn. Er umarmte mich ebenfalls. Nur eine Umarmung, nicht mehr.
»Für mich war es auch ein sehr schöner Abend«, pflichtete ich ihm bei, in meinem Innersten tief beeindruckt.
»Es freut mich sehr, dass es Ihnen auch gefallen hat. Hoffentlich wiederholen wir solche Abende.«
Ich konnte nichts mehr sagen. In der Dunkelheit suchte ich seine Lippen und fing an, ihn zu küssen. Anfangs war er überrascht, dann zog er mich fest an sich, küsste und streichelte mich ausgiebig.

In meinem Wohnzimmer legte ich mich auf das Sofa, blieb lange wach und dachte an ihn. Einerseits bereute ich es, mit ihm geknutscht zu haben; wieder war ein Mann, eine Erfahrung und vielleicht auch eine Enttäuschung in meinem Leben aufgetaucht.
»Lieber Gott, wann finde ich endlich den richtigen Mann, mit dem ich eine Familie gründen kann? Ich bin nun schon dreißig Jahre alt

und bald ist der Zug für mich abgefahren«, dachte ich. Andererseits tobte mein ganzer Körper vor feurigem Verlangen nach ihm. Ich wünschte, er wäre bei mir und ich drückte ihn so fest an mich, dass unsere Körper miteinander verschmelzen würden. Es kribbelte eine ungeheure Lust in meinem Unterleib und ich schmolz dahin in heißem Verlangen nach seinen Berührungen.
»Morgen rufe ich ihn an und frage ihn offen, ob der erfahrenste Koch der Welt Zeit hätte, für mich Nudeln zum Abendessen zu kochen.«

5

Obwohl eigentlich keiner von uns beiden vor lauter Verlangen den anderen loslassen wollte, schafften wir es doch spät abends, die vorbereiteten Nudeln nicht mehr unberührt zu lassen. Nach dem Essen fingen wir erneut an, einander zu liebkosen. Ab und zu nippten wir auch an unseren Weingläsern. Plötzlich hörte er auf, mich weiterzuknutschen, und fragte, mich weiterhin in seinen Arm festhaltend:
»Weißt du, was ich dachte, als ich dich zum ersten Mal sah?«
Zu diesem Zeitpunkt kam mir diese Frage äußerst ungelegen, dennoch hielt ich eine Unterbrechung des Liebesspiels für nicht unangebracht. So wie ich mich hatte gehen lassen, stünde ich ihm mit Sicherheit bald zur Verfügung.
»Nein. Interessant. Was dachtest du denn?«
»Als ich deinen Wagen erreichte, fasste meine Hand nach dem Türgriff. Die Tür ließ sich aber nicht öffnen. Durch den Spalt der ein wenig heruntergelassenen Glasscheibe schaute ich in den Wagen. Einen Moment war ich wie erstarrt. Jeden hatte ich erwartet, nur dich nicht. Das heißt, ich dachte, ein Mann hätte für mich angehalten. Zum Glück warst du da. Ja, du«, erzählte er fröhlich und verträumt.
»Oh, ich schäme mich immer noch sehr, wenn ich mich daran erinnere. Verzeihe mir, dass ich die Tür nicht sofort geöffnet habe.

Ich habe noch in meiner Erinnerung, als ich dich nach deinem Ausweis fragte, blicktest du mich sehr verwundert an«, bemerkte ich.
»Meine Verwunderung galt nicht dem Ausweis«, betonte er, während er mir tief in die Augen schaute.
»Wem denn sonst?«
»Kann ich mit dir offen und ehrlich sein?«
»Sicher. Warum nicht?«
Einen Augenblick lächelte er mich schweigend an. Ich lag auf dem Sofa, mein Kopf auf seinem Schoß und meine Haare in seinen Händen.
»In jenem Augenblick dachte ich: Was für ein schöner Engel ist zu meiner Rettung gekommen.«
Er drückte diesen Satz so ernst und gefühlvoll aus, dass all mein sexuelles Verlangen abrupt verschwand. Stattdessen spannten sich alle sachten und heiteren Saiten meiner Seele, sodass mir vor Stolz und Freude beinahe Tränen über die Wangen flossen. Ich richtete mich auf, küsste ihn kurz und sagte:
»Du bist ein bescheidener und dankbarer Mensch, dankbar für die kleinsten Dinge. Ich bin sehr glücklich, dass ich dich kennengelernt habe.«
»Ich bin auch sehr glücklich darüber. Ich möchte nicht, dass du je von mir enttäuscht wirst, daher ist es vielleicht nicht schlecht, dass wir uns über unsere gegenseitigen Erwartungen ein wenig austauschen, bevor wir uns näher kennenlernen. Was erwartest du von dem Mann, mit dem du zusammen sein möchtest?«
Meine rechte Hand war in der seinen. Unbewusst ging meine linke Hand zu meinem Kopf und begann, mit den Haaren zu spielen. Was für eine gute Frage! Diese könnte ich mir selbst, meiner Schwester, meiner Freundin Sarah und vielen anderen Frauen, die ich kenne, stellen. Unglaublich. Dieser Mann ist wirklich unglaublich. Anstatt, wie die anderen Männer, zu versuchen, eine Frau zu erregen, damit sie schneller mit ihm ins Bett hüpft, spricht er über meine

Erwartungen! Was erwartet er selbst eigentlich von einer Frau? Ich muss ihn danach fragen, dachte ich.
»Nicht zu viel. Ich suche keinen Ernährer. Ich arbeite selbst und verdiene genug für meinen Lebensunterhalt. Ich erwarte, dass mein Freund oder mein Mann mich liebt, nicht fremdgeht, eine Stütze für mich ist, keinen Pascha, keinen Dominierer.«
»Das ist wirklich nicht zu viel verlangt. Im Grunde sogar sehr wenig.«
»Mehr erwarte ich wirklich nicht. Was erwartest du denn von deiner Freundin oder Frau?«
Er führte seine Hand an die Schläfe, kratzte sich kurz und erwiderte mit einem charmanten Lächeln:
»Oh, viel. Wirklich viel.«
»Nun bin ich total neugierig darauf, von all deinen Erwartungen zu erfahren. Bis morgen haben wir Zeit. Erzähle!«
Sein Blick wurde ernst. Er zog sich etwas zurück und sagte:
»Tue nichts für mich, was gegen deinen Willen ist.«
»Oh, was für ein fairer Mann. Behaupte doch, du wärest Jesus Christus persönlich und erschienest wieder auf der Erde«, dachte ich. Er fuhr fort:
»Erzähle mir jederzeit, wenn du möchtest, womit sich deine Gedanken beschäftigen. Bemängelst du etwas an mir, hast du eine Kritik oder eine Anregung, lass es mich bitte wissen. Gib mir Zeit, damit ich lerne, und wenn es mir gelingt, ich mich gegebenenfalls auch ändere.«
Ich nahm ihn nicht ganz ernst und dachte so bei mir: Unsere Firma wäre erfolgreicher, das Leben wäre für meine Kolleginnen, Kollegen und für mich sehr viel leichter, wenn mein Chef auch ein wenig diese Einstellung hätte.
»Wenn du mich irgendwann nicht mehr lieben solltest, lasse es mich wissen. Wenn es möglich ist, lass uns dann gemeinsam schauen, wie wir unsere Liebe retten können. Wenn sie nicht mehr zu retten ist, vergeude deine Zeit nicht länger mit mir. Eine Trennung wird für

mich schwer sein, bestimmt sehr schwer. Aber das Leben muss weitergehen. Wenn ich eine Frau liebe, möchte ich sie glücklich machen. Bist du mit mir nicht mehr glücklich, versuche es mit einem anderen Menschen. Du hast einen Anspruch darauf, glücklich zu sein.«

Ich fragte ihn verwundert:

»Bist du betrunken oder bist du vielleicht Jesus Christus persönlich?«

Sein Gesicht verlor die Ernsthaftigkeit. Lachend entgegnete er:

»Weder noch. Ich sagte doch anfangs, meine Erwartungen sind hoch. Sehr hoch sogar. Ich bin nämlich der mit den übermäßigen Erwartungen Versehene.«

»Was du gesagt hast, ist keine bloße Erwartung, das nennt man: „Sich für den Anderen aufgeben." Gut. Nun erzähle mal von deinen echten Erwartungen!«

»Ich habe doch gesagt, das war alles. Kann man noch mehr verlangen?«

»Es ist Fakt, dass ich mal geheiratet habe, als ich jung und unerfahren war. Ich habe aber ebenso viele Männer kennengelernt, wie die Anzahl meiner Finger. Das ist wirklich das erste Mal, dass einer mit mir so redet wie du.«

»Sehr wahrscheinlich unterscheide ich mich nicht wesentlich von den anderen Männern. Der Unterschied liegt vielleicht darin, dass ich stets bemüht bin, von meinem Leben und dem Leben der anderen Menschen etwas zu lernen. Weißt du was? Das Leben ist so kurz, dass es sich eigentlich überhaupt nicht lohnt, es den Anderen und sich selbst schwer und unerträglich zu machen. Ach ja, eine andere Erwartung habe ich noch vergessen zu erwähnen. Ich möchte nicht alles über dich wissen. Das heißt, eine gewisse Grenze zwischen uns sollten wir akzeptieren; natürlich für den Fall, dass du dich für mich entscheiden solltest. Behalte manches Geheimnis für dich. Über manche persönliche Dinge zu schweigen, bedeutet nicht, dass man unehrlich ist. Im Gegenteil, es ist die pure

Ehrlichkeit. Es bestärkt die psychische Ausgeglichenheit und hält den Menschen heil und gesund. Es spendet ihm Energie, damit er im Endeffekt mit seinem Leben besser zurechtkommt.«
»Okay. Ich habe noch kein Geheimnis.«
»Ich schon. Zumindest ein Geheimnis habe ich, von dem du nie erfahren solltest.«
Er kam zu mir, um mich zu küssen. Flüchtig erwiderte ich seinen Kuss und fragte neugierig:
»Was für ein Geheimnis?«
Lächelnd schaute er mich an. Ich geriet in Verlegenheit.
»Ich will nicht, dass du es mir verrätst, ich meine nur, worum geht es überhaupt?«
»Willst du wirklich heute Abend alles über mich erfahren?«
Ich war müde und wollte einfach nur schlafen. Anfangs war es neu und interessant, was er erzählte, aber nun verstand ich nicht wirklich, was er meinte. Dieser Mann war nicht nur ein Antivirenprogrammschreiber. Er war mehr, als er zu zeigen bereit war. Zumindest erfahrener als ich. Ich musste das, was er mir erzählt hatte, überschlafen.
»Nein. Ich wollte wirklich nicht indiskret sein. Verzeihe, wenn ich zu viel Neugierde an den Tag gelegt habe. Ehrlich gesagt, ich muss jetzt wirklich schlafen. Es ist besser, wenn ich nach Hause gehe.«
»Ganz wie du möchtest.«
Ganz wie du möchtest. Ich gähnte. Das bedeutet, wenn du nicht mit mir schlafen willst, okay, dann eben nicht. Ich bin nicht scharf darauf. Geh nach Hause. Der verdammte Kerl mit seiner aufgeblasenen Bergpredigt. Anstandshalber zeigt er nicht, dass er gerne heute Abend mit mir schlafen will. Wer bist du denn? Vermutlich ist deine Frau nicht ohne Grund abgehauen, dachte ich müde, verwirrt und beunruhigt bei mir. Unentschlossen stand ich auf, in der Hoffnung, er würde mich umarmen, küssen, ausziehen und dann in sein Bett zerren. Er stand auch auf und umarmte mich,

es blieb aber bei einer Umarmung. Das heißt, er drückte mich fest an sich.
»Du hast mir einen sehr schönen Abend geschenkt. Ich habe bis jetzt noch nie so frei und offen mit einer Frau gesprochen. Ich liebe dich wirklich sehr, so sehr, dass, wenn du beschließen solltest, den Kontakt zu mir abzubrechen, ich lange darunter leiden werde. Natürlich werde ich daran nicht sterben. Ich bin aber froh und stolz darauf, dich zu lieben und dir dies auch gesagt und gezeigt zu haben. Ja, ich liebe dich. Nein, etwas mehr noch; ich bin verrückt nach dir. Ich hoffe, dich mit meiner Liebeserklärung nicht erschreckt zu haben. Hab keine Angst! Wenn du mich nicht lieben solltest, werde ich dich keinesfalls belästigen. Daher habe ich dich bis jetzt weder nach deiner Rufnummer noch nach deiner Adresse gefragt.«
Meine Müdigkeit verschwand sofort. Er hatte recht. Er hatte immer noch keine Ahnung, wo ich wohnte.
»Was? Ich und Angst haben? Vor was? Vor einem Mann oder vor der Liebe oder wovor?«, dachte ich und fing lauthals an zu lachen.
»Wie gut du deine Gefühle ausdrücken kannst. Das habe ich sofort bemerkt, als du mich zum ersten Mal eingeladen hattest. Danke für deine Ehrlichkeit. Gib mir bitte ein Stück Papier und einen Kugelschreiber, damit ich dir meine Rufnummer und meine Adresse aufschreiben kann… Du gefällst mir auch, sonst wäre ich nicht hier und hätte nicht mit dir geknutscht. Aber über Verliebtsein, in diesem Maß und mit dieser Ernsthaftigkeit, mit der du davon sprichst, kann ich leider noch nicht mitreden. Wenn ich ein anderes Gefühl für dich entwickeln sollte, werde ich es dich sofort wissen lassen. Ich muss jetzt wirklich nach Hause gehen. Ich bin total müde. Gute Nacht!«

6

Das Lämpchen des automatischen Anrufbeantworters blinkte, als ich meine Wohnung betrat.

»Oh, nein! Das fehlt mir gerade noch. Ich bin noch nicht ganz zu Hause angekommen, da ruft er schon an, um mir zu sagen, dass er mich liebt und sich Sorgen gemacht hat, ob ich sicher nach Hause gekommen bin. Männer! Diese schwierigen und schwer zu verstehenden Wesen!«, murmelte ich gähnend und unglaublich schläfrig leise vor mich hin.

Die erste Nachricht war von meiner Mutter:

»Hallo, Maria! Wo bist du? Morgen hat deine Tante Geburtstag, vergiss das bitte nicht! Wir alle sind nachmittags zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Wenn du und Lena Zeit habt, kommt zum Mittagessen rüber. Wir gehen dann gemeinsam zu Tante Eva. Pass auf dich auf, mein Kind. Warum ist dein Handy eigentlich aus? Geht es dir auch wirklich gut?«

Gegen meine Erwartung war die zweite Nachricht von meiner Schwester:

»Hallo! Wo steckst du? Warum hast du dein Handy ausgeschaltet? Das erinnert mich an meine Teenagerzeit. Immer wenn ich mich mit einem Jungen traf, schaltete ich das Handy aus, damit Mama und du mich nicht stören konntet. Kann es sein, dass du deine Bedürfnisse der vergangenen Zeit nachzuholen versuchst? Für mich ist schon alles vorbei. Jetzt ist mein Handy immer an, selbst wenn ich mit einem Kerl im Bett bin. Bitte melde dich bei Mama wegen des Mittagessens und des Geburtstags von Tante Eva. Eine Frage: falls du morgen nicht kommen kannst, darf ich Mama und Papa von deiner Beziehung zu dem anständigen Herrn erzählen? Sie werden sich bestimmt sehr darüber freuen. Küsschen links. Küsschen rechts. Du hast doch dein Schwesterchen erkannt, oder?«

Eine dritte Nachricht mit einer feurigen Liebeserklärung und dem Zeichen großer Sorge, ob ich mitternachts heile nach Hause gekommen wäre, existierte dagegen in keinster Weise.

»Scheiß egal. Männer können bloß schwatzen und einem den Sternenhimmel versprechen. Wenn die Zeit der Tat kommt, kneifen

sie dann. Wäre ich verliebt, hätte ich ihn sicherlich angerufen«, sprach ich enttäuscht zu mir selbst.
Ich zog nur meine Schuhe aus und warf mich in meinem Wohnzimmer aufs Sofa, ohne mich umgezogen oder die Zähne geputzt zu haben. Wie gewohnt spielte ich ein paar Minuten mit der Fernbedienung und wechselte ziellos die Fernsehkanäle. Es dauerte nicht lange, bis meine Augen sich, viel schneller als gewöhnlich, schlossen und mich ein tiefer Schlaf überwältigte.

Während ich mein Frühstück vorbereitete, rief ich direkt nach dem Aufstehen bei meinen Eltern an. Mein Vater nahm den Hörer ab.
»Guten Morgen, Papa!«
»Ach, Maria! Du bist es. Guten Morgen! Wie geht es dir?«
»Danke. Gut. Und euch?«
»Ganz gut. Sag mal, stehst du auch am Wochenende so früh auf?«
»Oh, Entschuldigung, Papa! Habe ich dich geweckt?«
»Quatsch. Es ist schon kurz vor acht. Wir sind schon lange wach. Ich meinte, schläfst du am Wochenende nicht etwas länger? So früh konnte man mich nicht wach kriegen, als ich in deinem Alter war.«
Alt werden ist fürchterlich, dachte ich. Man vergleicht sich ständig mit den Jüngeren, sogar schon am frühen Morgen.
»Ich habe schon ausgeschlafen, Papa. Mach dir keine Sorgen um meinen Schlaf.«
»Nein, ich mache mir keine Sorgen deswegen. Gestern hat deine Mutter mehrmals versucht, dich zu erreichen. Warte mal! Ich gebe ihr den Hörer …«
»Guten Morgen, Maria!«, sagte meine Mama fröhlich. »Es ist sehr schön, dass du dich wieder einmal meldest. Geht es dir gut? Wir haben uns schon Sorgen um dich gemacht.«
»Guten Morgen, Mama! Danke. Mir geht es ganz gut. Sitzt ihr schon beim Frühstück, oder seid ihr gerade eben erst aufgestanden?«

»Unsinn. Du kennst doch unseren Rhythmus. Wir sind schon seit halb sieben wach. Gefrühstückt haben wir schon längst. Willst du bei uns frühstücken?«
»Nein, Mama. Danke. Ich bin schon dabei.«
»Dann guten Appetit! Lass dich nicht stören.«
»Du störst wirklich nicht, Mama. Mein Frühstück ist noch nicht fertig. Geht es dir gut?«
Sie lachte wieder:
»Hahaha … Wieso? Klingt meine Stimme so krank? Hahah … Warum hast du gestern dein Handy ausgeschaltet, mein Kind? Das ist untypisch für dich. Wolltest du nicht gestört werden?«, fragte sie neugierig. Ich erkannte wieder ihre Art, durch die Hintertür ihre Neugierde zu befriedigen.
»Oh, es tut mir leid, Mama. Der Akku war leer …«
»Ach so. Der Akku. Dann ist es gut. Deine Tante hat heute Geburtstag. Das weißt du aber, nicht wahr?«
»Ja, sicher …«
Ich vereinbarte mit meiner Mutter, dass Lena und ich zwischen zwölf und dreizehn Uhr, abhängig von den Straßenverhältnissen, bei ihnen sein werden. Danach wählte ich die Rufnummer meiner Schwester, gleichzeitig fing ich an zu frühstücken. Ich ließ das Telefon mehrmals klingeln, aber Lena ging nicht an den Apparat.
»Nicht ungewöhnlich für Lena, am Wochenende frühmorgens nicht zu Hause zu sein. Ob sie tatsächlich, wie auf dem Anrufbeantworter behauptet, ans Handy geht?«, dachte ich und wählte ihre Handynummer. Sofort meldete sie sich:
»Hallo, Maria! Wie schön, dass du dich endlich wieder bei deinem Schwesterchen meldest. Geht es dir gut?«
»Ja, mir geht es gut. Bin am Frühstücken. Wie geht es dir?«
»Danke. Auch gut. Ich bin nicht zu Hause. Warte! In zwei bis drei Minuten rufe ich dich zurück. Okay?«
Ich willigte ein. Es war nicht nötig zu fragen, wo sie denn wäre. Es war Wochenende und sie war fleißig dabei, weiter ihr Lieblingsfach

„Männerkunde“ zu studieren. Bald klingelte bei mir das Telefon. Einen Moment dachte ich, nein, wünschte ich, es wäre Josef.
»Guten Morgen nochmal, meine liebe und unerreichbare Schwester. Hast du jetzt fertig gefrühstückt?«
»Ich bin noch dabei. Entschuldige, wenn ich gestört haben sollte.«
»Nein, du hast überhaupt nicht gestört. Ich hatte schon damit gerechnet, dass du mich frühmorgens zurückrufst. Mama und Papa waren gestern besorgt um dich. Hast du ihre Nachricht gekriegt?«
»Ja. Gestern Nacht bin ich spät nach Hause gekommen. Gerade, bevor ich dich anrief, habe ich mit Papa und Mama gesprochen. Ich habe gesagt, dass wir zwischen zwölf und dreizehn Uhr bei ihnen sind. Du kommst doch mit? Oder?«
»Ja, klar. Aber ich muss erst nach Hause, mich umziehen. Holst du mich ab?«
»Warum nicht. Wann bist du bei dir zu Hause?«
»Warte! Ich schaue, wie spät es genau ist? In zwei Stunden, okay?«
»Sehr gut. Bis dann.«

Unterwegs bat ich meine Schwester unseren Eltern von meiner Beziehung zu Josef noch nichts zu erzählen, weil ich mir meiner Gefühle ihm gegenüber selber noch nicht genau im Klaren war. Sie bemerkte nachdenklich:
»Wie du möchtest. Aber was ist denn los? Irgendwie siehst du betrübt aus.«
»Es ist nichts Wichtiges. Ich brauche bloß mehr Zeit. Wie du schon häufig sagtest, ich muss den Typen erst unter die Lupe nehmen und in Erfahrung bringen, was für einen Kerl er tatsächlich ist.«
»Deswegen brauchst du aber nicht betrübt zu sein. Du verhältst dich in letzter Zeit ein wenig ungewohnt. Du fragst selten nach mir. Ehrlich gesagt, ich mache mir Sorgen um dich.«
»Wir haben genug über Josef gesprochen. Du brauchst dir wirklich keine Sorgen um mich zu machen. Es ist nichts Besonderes vorgefallen. Gestern war ich bis spät abends bei ihm. Momentan

möchte ich nicht an ihn denken. Lass uns lieber das Thema wechseln. Komm, erzähl ein bisschen über deine Schule! Was haben deine Schulkinder in letzter Zeit so angestellt?«

Meine Schwester hat immer eine Geschichte über die kindlichen Streiche ihrer Schulkinder zu erzählen. Sie berichtet so lebhaft und witzig über ihren Alltag, dass man auf jeden Fall lachen muss.

Sie ging auf meinen Wunsch ein und erzählte:

»Du, vorletzte Woche habe ich etwas ganz Unangenehmes, aber doch Herzzerreißendes, in der Schule erlebt. In der Pause habe ich zwei Jungs aus meiner Klasse beobachtet, die sich heftig kloppten. Ich ging auf sie zu, mischte mich ein, hielt den Stärkeren fest und schickte den Schwächeren weg. Plötzlich rastete der Bursche aus und fing an, mich mit Füßen zu treten. Ich hielt ihn natürlich weiterhin fest, aber so weit wie möglich von mir entfernt, damit seine Tritte mich nicht erreichen konnten. Das war eine ganz unangenehme Situation. Er schrie wütend: „Ich schlage dich tot! Ich schlage dich tot!“ Während ich versuchte ihn zu beruhigen, näherte sich uns ein noch kleinerer Junge, sprach ihn ganz friedlich an und sagte: >Bitte, bitte schlage mich tot, nicht unsere Lehrerin!< Rührend, nicht wahr?«

»Oh, ja. Wie süß. Was hatte denn der kleine Aggressor? Noch nie gehört oder gelesen, dass ein kleiner Junge seine Lehrerin schlägt.«

»Ja, ich auch nicht. Aber inzwischen hat sich alles geklärt. Er hat mich inständig um Entschuldigung gebeten. Er kommt aus sehr schwierigen familiären Verhältnissen. Er kriegt immer wieder unkontrolliert einen Wutanfall, egal gegen wen. Letztes Mal war ich das Opfer.«

»Und nächstes Mal? Was ist, wenn er seine Wut an einem schwächeren Kind auslässt?«

»Keine Sorge. So weit wird es nicht kommen. Wir beobachten ihn ganz genau. Außerdem haben wir veranlasst, dass er ab sofort nach der Schule von einer Psychologin betreut wird, die auf solche

Fälle spezialisiert ist. Lass dir auch etwas Lustiges erzählen. Erinnerst du dich an die Kleine in meiner Klasse, die wie ich, Lena heißt?«
»Ja, die Süße, die dich immer nachahmt, und versucht, wie du auszusehen. Was ist mit ihr?«
»Sie ist verliebt.«
»In wen?«
»Dreimal darfst du raten.«
»Ehh… Wie alle kleinen Mädchen natürlich in ihren Papa.«
»Falsch. Zweimal darfst du noch raten.«
Ich hatte keine Lust, über ein Kind, welches ich bisher weder gesehen noch besonders gut kannte, zu mutmaßen. Daher sagte ich zu meiner Schwester:
»Oh, du, da bin ich wirklich überfordert. Ich kenne sie ja nicht.«
Lena fing an zu lachen und erzählte dabei ganz amüsiert:
»Natürlich ist meine Doppelgängerin in den Jungen verliebt, der gesagt hatte: „Bitte. Bitte schlag mich tot, nicht unsere Lehrerin!“ Haha … ist das nicht himmlisch schön?«
Ich fand es auch sehr interessant und lachte mit:
»Oh, ja. Sehr schön.«

Im Kreise der Familie zu sein und den Geburtstag der einzigen Tante mitzufeiern ließ mir überhaupt keine Gelegenheit, an Josef zu denken. Der Tag verging so schnell und war so kurzweilig, dass ich mich wunderte, als meine Schwester von Aufbruch sprach. Ich schaute dann misstrauisch auf meine Armbanduhr und stellte fest, dass wir tatsächlich losfahren mussten.
Nach Hause zurückgekehrt, erinnerte mich der blinkende Anrufbeantworter sofort wieder an Josef:
»Na, diesmal ist er es bestimmt. Endlich scheint er mich vermisst zu haben. Mal schauen, was er sagt.«
Ich drückte den Nachrichtenwiedergabeknopf.

»Hallo, Maria! Wie geht es dir? Lange nicht gesehen. Hast du Lust, dich morgen oder übermorgen mit mir in der Stadt zu treffen? Ein kleines bisschen shoppen und so …«

Es war meine Freundin Sarah. Ich freute mich, ihre Stimme zu hören. Mich hätte aber noch mehr erfreut, wenn es Josef gewesen wäre. Vielleicht hatte ich ihn gestern Abend schlecht behandelt? Ja, sehr wahrscheinlich war das der Fall, weil ich in den letzten Minuten vor lauter Müdigkeit nicht mehr genau wusste, was ich sagte.

»Weg, der ist weg. Meine Chance ist vertan. Wieder einmal. So lange habe ich darauf gewartet, dass ein anständiger Kerl in meinem Leben auftaucht, und als er endlich da war, habe ich ihn mit meinem übertriebenen Zweifel und meiner Übervorsichtigkeit verscheucht«, dachte ich. »Aber … aber, habe ich wirklich einen Fehler begangen? Nein. Ich habe doch mit ihm geschmust. Okay, Maria, meine Rufnummer habe ich ihm erst sehr viel später gegeben, dies hätte ich bei unserer vorletzten Begegnung schon tun sollen. Daran war er aber selbst schuld. Ich hätte sie ihm gegeben, wenn er mich danach gefragt hätte. Nun hat er meine Rufnummer, warum ruft er mich nicht an? Vielleicht erwartete er gestern Nacht, dass ich mich ausziehe und ihm mit Haut und Haaren zur Verfügung stehe? Selbst daran hat er kein Interesse gezeigt. Die einzig unangenehme Sache in meinem Verhalten war, dass ich ihm gesagt habe, meine Gefühle ihm gegenüber seien nicht so stark wie die seinen mir gegenüber. Das ist doch keine Kränkung. Oder vielleicht doch? Nein. Gleichzeitig habe ich ihm doch meine Adresse und Rufnummern gegeben. Jeder Esel nimmt das als ein Signal dafür, dass ich Vertrauen zu ihm habe und möchte, dass unsere Beziehung langsam Form annimmt und sich entwickelt. Scheißegal. Er ist vielleicht wie alle anderen Männer. Vergiss ihn einfach! Ach, ich rufe jetzt mal Sarah an.«

Gedacht, getan. Ich verabredete mich mit ihr für den nächsten Tag direkt nach Feierabend.

Sarah lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter zusammen. Wir kennen uns seit der Grundschule und uns verbinden jede Menge Erinnerungen und Geheimnisse. Im Vergleich zu mir war sie immer die Erfahrenere und die Vernünftigere. Als ich mit dreizehn zum ersten Mal verliebt war und mit zwanzig heiraten wollte, riet sie mir davon ab. Damals war sie immer mal wieder in einen Typen verknallt und hatte bereits die Erfahrungen mehrerer Beziehungen hinter sich. Daher meinte sie, man solle nicht direkt die erste Liebe heiraten. Dies würde sehr wahrscheinlich mit einer Scheidung enden, weil man bei seiner ersten Liebe berauscht und illusioniert sei, nicht logisch denken könne und im Himmel auf Wolke sieben schwebe. Heiraten und Zusammenleben sei aber etwas mehr als das und habe mit der Realität zu tun. Dazu brauche man Erfahrung und jede Menge Toleranz. Folglich sei man, wie unsere eigenen Eltern, im Alltag stets konfrontiert mit Meinungsverschiedenheiten, Kränkungen, Streit, Geschrei und gegenseitigem Nerven. Trotz alledem lebe man aber mit und nebeneinander.

7

Im Café schaute ich eine Weile mit Sarah auf ihrem Handy die neuesten Fotos ihrer Tochter Jasmin an, die kürzlich eingeschult worden war. Jasmin hatte auf allen Bildern eine große Ähnlichkeit mit ihrer Mutter. Sie sah haargenau wie Sarah aus, als sie mit mir im ersten Schuljahr war; süß, niedlich und einfach entzückend. Ich beneidete Sarah keinesfalls, ich hätte aber gerne, wie sie, auch so ein Kind gehabt. Nach der Fotoschau war ich an der Reihe. Ich erzählte dann von Anfang bis Ende über meine Bekanntschaft mit Josef. Sarah hörte sich in aller Ruhe meine Geschichte an und sagte schließlich schmunzelnd:
»Wenn du dich mit deiner negativen Einstellung weiterhin so zögerlich verhältst, verlasse ich meinen Mann und schnappe mir

deinen Josef. So wie du über ihn erzählst, ist er kein Abenteurer und sucht eine ernste Beziehung …«
»Wenn dem so ist, warum ruft er mich dann seit zwei Tagen nicht an?«
»Was weiß ich? Vielleicht denkt er, mit seiner Liebeserklärung zu weit gegangen zu sein, weil du gesagt hast, deine Gefühle seien nicht so stark wie seine. Du sagtest, seine geschiedene Frau ist mit dem Kind ins Ausland ausgewandert. Er ist nun ein gebranntes Kind. Solche Menschen sind irgendwie traumatisiert. Genau wie du und deine bittere Erfahrung mit deiner angeblich ersten und wahren Liebe. Wie oft hast du inzwischen einen Typen kennengelernt; hast erst gesagt, er wäre nicht schlecht, dann doch auf ihn verzichtet, weil er dich irgendwie an deinen Ex erinnerte? Außerdem, du warst eingeladen. Höflicherweise solltest du ihn anrufen und dich bei ihm für seine Gastfreundschaft bedanken. Das wäre doch wirklich ein guter Aufhänger.«

Auf dem Heimweg entschloss ich mich, ihn gleich anzurufen, um mich bei ihm für den schönen gemeinsamen Abend zu bedanken. Ich betrat meine Wohnung und meine Augen suchten unwillkürlich nach dem Anrufbeantworter. Doch er blinkte nicht. Vor lauter Enttäuschung darüber entschied ich mich dann anders:
»Nee. Ich habe ihn oft genug angerufen. Er hat jetzt meine Rufnummer. Nun ist er dran. Ruft er nicht an, heißt es, dass ich mit ihm nicht rechnen kann. Ein Mann muss einer Frau hinterherlaufen, sonst ist er einfach kein Mann.«
Auch an den nächsten beiden Tagen blieb das Telefon zu meiner Enttäuschung stumm. Nun sah ich mich darin bestätigt, dass er bloß ein Schwätzer war.
Am Mittwochabend war ich gerade dabei, mich für das Bett fertigzumachen, als unvermittelt das Telefon klingelte. So spät rief mich normalerweise nur meine Schwester an, wenn sie allein war

und plötzlich Lust bekam, mit mir über ihre aktuellen Abenteuer zu reden. Es war aber nicht Lena.
»Hallo, Maria! Störe ich?«
Ich war überrascht. Das war er. Freudige Aufregung ergriff von mir Besitz.
»Hallo, Josef! Nein. Überhaupt nicht. Geht es dir gut?«
»Danke. Wie geht es dir selbst?«
»Auch gut. Danke. Ich war gerade dabei, ins Bett zu gehen. Was gibt Neues bei dir?«
Er schwieg einen Moment. Sofort bereute ich, gesagt zu haben, ich wäre gerade dabei ins Bett zu gehen. Dadurch könnte er annehmen, sein Anruf käme ungelegen. Verlegen versuchte ich nun den Eindruck zu erwecken, ich habe genügend Zeit für ein Gespräch mit ihm. Daher wollte ich von meinem Familientreff und dem Geburtstag meiner Tante erzählen. Zum Glück kam er mir zuvor.
»Ich wollte dich eigentlich fragen, was du an diesem Wochenende vorhast? Können wir uns treffen?«
Ich verstand ihn. Schäkernd antwortete ich:
»Oh. Dieses Wochenende bin ich total beschäftigt. Lass mich mal in meinen Terminkalender gucken, dann kann ich dir genauer sagen, was ich vorhabe … Ja, hier habe ich notiert, dass ich beim erfahrensten Koch der Welt zum Nudelessen eingeladen bin.«
Er lachte. Ich lachte auch. Dann erzählte ich ihm ein paar Minuten lang von dem Besuch bei meinen Eltern und von der Geburtstagsfeier meiner Tante.

8

Als er mir die Tür öffnete, fiel ich ihm sofort um den Hals. Er schloss sie direkt wieder hinter mir. Wir fingen schon im Korridor an, einander wild zu küssen. Bald überkam mich eine fast vergessene und ungeheure Welle erotischer Emotionen, sodass ich mich kaum

noch bändigen konnte. Ich wollte platzen, gebären und vervielfältigt werden. Während der innigen Umarmung spürte ich sein steifes Glied. Mich überwältigte ein fieberhaftes Verlangen nach … Sex. Ich fühlte, wie ich feucht wurde. Meine Hand griff nach seinem Gürtel. Einen Moment haderte ich mit der Schnalle. Ich zog den Reißverschluss hinunter. Meine Hand ging unwillkürlich auf die Suche.

»Lass uns ins Wohnzimmer gehen«, flüsterte er dicht an meinem Ohr. Durch den warmen Hauch seines Atems wurde meine wonnige Erregung noch gesteigert. Ohne die Finger voneinander zu lassen, zerrten wir uns gegenseitig in das Wohnzimmer.

Während ich weiterhin mit ihm knutschte, versuchte ich es noch einmal mit seinem Gürtel. Inzwischen hatte er ihn selbst gelockert. Er riss mir das T-Shirt vom Leib. Danach fummelte er eine Weile an meinem BH. Es gelang ihm nicht, den Verschluss zu öffnen. Anscheinend hatte er keine große Erfahrung mit so etwas. Ich half ihm, indem ich den BH nach vorne drehte und den Haken löste. Seine Hand ergriff nun meinen Gürtel. Einen kurzen Moment lang dachte ich, ich sollte ihn stoppen und sagen: »Nein. Nein, nicht jetzt.«

Ich gab aber nach und zog mir selbst die Hose samt Schlüpfer aus.

Als ich den Höhepunkt erreicht hatte und wieder zur Ruhe kam, war er immer noch dabei, seine heftigen Stöße auszuführen. Wir beide waren schweißüberströmt. Eine Weile fuhr er mit seiner Anstrengung fort. Ich wartete darauf, dass er auch zum Höhepunkt kam und sich beruhigte. Dies schien aber nicht sobald der Fall zu sein. Unbewusst erinnerte ich mich an meinen Ex-Mann; meistens wurde er sehr schnell fertig. Wie ein Hahn, der kurz ein Huhn besteigt, sich die Mühe eines winzigen Stoßes gibt und dann sofort wieder entfernt, entfernte er sich auch von mir. Erschöpft und abwesend legte er sich dann hin und sank in tiefen Schlaf. Ich musste geradezu um einen Orgasmus betteln oder mir selbst etwas

einfallen lassen. Aber dieser Mann? Was war nur mit dem los? Warum wurde er denn einfach nicht fertig?

»Ach… Nein. Ich kann nicht mehr. Versuch zu kommen, bitte …«, stöhnte ich leise.

Abrupt reagierte er darauf, bevor ich meinen Satz noch ganz ausgesprochen hatte. Sanft entfernte er sich von mir, saß auf dem Sofa und kraulte meine Haare. Mit schlechtem Gewissen, weil ich nicht bis zu seiner Ejakulation durchgehalten hatte, nahm ich seinen Phallus in die Hand, obwohl ich nicht wirklich Lust dazu hatte. Bald fiel mein Blick auf seine Beine. Vor Eile und lauter Erregung hatte er vor dem Beischlaf nicht genug Zeit gehabt, sich die Hose richtig auszuziehen. Der erheiternde Anblick seiner durch Hose und Schuhe gefesselten Füße amüsierte mich, und ich brach in einen Lachanfall aus.

Wenig später begannen wir von Neuem. Es dauerte diesmal länger als beim ersten Mal, bis ich zum Höhepunkt kam. Eigentlich hatte ich vorgehabt, erst den seinen zu erleben. Es gelang mir jedoch nicht. Die fünf langen Jahre sexueller Entbehrung schürten mein feuriges Verlangen. Kurz bevor ich es nicht mehr aushalten konnte, bekam er glücklicherweise doch einen Orgasmus; einen sehr intensiven und mir in dieser Art bisher unbekannten.

Plötzlich fühlte ich mich sehr glücklich. Ich hatte keine vage Ahnung, warum. Einfach so durchströmte mich das Gefühl der Glückseligkeit, und die ganze Welt schien mir auf einmal wunderschön, sinnvoll und harmonisch zu sein. In seinem Schoß sank ich in tiefen Schlaf.

Irgendwann wachte ich auf und nahm wahr, dass er mit nacktem Oberkörper auf dem Sofa saß, meinen Kopf noch immer auf seinem Schoß und eine Decke über mir.

»Na, Schlafmütze! Hast du vielleicht Hunger?«, fragte er mich liebevoll. Darauf antwortete ich:

»Oh, ja. Sehr. So sehr, dass du mich nicht sobald sattkriegen wirst.«

Ich richtete mich auf. Er küsste mich. Ich sah, dass er wieder zum Beischlaf bereit war.

»Hey! Was ist los mit dir? Ich glaube, du hast mich falsch verstanden.«

Seine kastanienbraunen Augen schauten in die meinen, entzückend, spielerisch und voller Wonne. Beflügelt küsste ich ihn und schlug vor:

»Erst essen wir was. Dann schauen wir mal, was geschieht. Oh, ich habe einen tierischen Durst.«

Er stand auf, um mir ein Glas Fruchtsaft zu holen; gefühlt nach einem Wimpernschlag kam er zurück. Ich trank hastig den Saft aus und stellte das Glas auf den Tisch. Er fragte mich:

»Was möchtest du essen?«

»Egal, was es gibt. Es sollte nur einigermaßen schnell fertig sein. Ich habe einen richtigen Kohldampf. Und du?«

»Ich auch. Wie wäre es mit Fisch, Kartoffeln und dazu eine Gemüsevariation?«

»Oh, das klingt sehr gut. Also, kann der erfahrenste Koch der Welt außer Nudeln auch noch was anderes?«

»Ja, aber nicht immer«, antwortete er grinsend und fügte hinzu:

»Ungefähr eine dreiviertel Stunde wird es dauern.«

»Okay. Ich helfe dir dabei.«

»Nicht nötig. Bitte lege dich einfach hin und ruh dich ein bisschen aus.«

»Ich habe mich schon ausgeruht. Ich will bei dir in der Küche sein.«

Er machte große Augen und fragte lächelnd:

»Aha. Bist du dir sicher, nur deswegen?«

»Was weiß ich? Vielleicht fällt mir später etwas ein.«

Ich übernahm das Putzen des Gemüses, den Rest wollte er selbst erledigen. Eine Weile beschäftigte er sich mit den Vorbereitungen. Dann, während er auf das Durchgaren wartete, beobachtete er mich entrückt. Sobald unsere Blicke sich trafen, ließ ich das Gemüse stehen und ging auf ihn zu. Bald befand ich mich mit gespreizten

Beinen in einem Meter Entfernung vom Herd auf der Küchenarbeitsplatte sitzend. Überrascht schaffte ich nur noch lachend zu sagen:

»Oh, was für eine verrückte Idee!«

Meine Augen schlossen sich. Er war wieder in mir. Seine regelmäßigen und erquickenden Stöße durchbebten meinen ganzen Leib.

Auf einmal nahm ich den Geruch von angebratenem Essen wahr.

»Das Essen. Dein Essen brennt an.«

Mit einem kurzen Zögern beendete er seine Stöße. Bevor einer von uns zum Höhepunkt kam, setzte er mich vorsichtig ab und eilte zu der Pfanne. Den Deckel hochgenommen und die Pfanne abgesetzt, sagte er beschämt:

»Es tut mir leid. Das ist nicht mehr genießbar. Ich mach uns was Neues.«

»Oh, schade. Aber nicht schlimm. Die Idee war auf jeden Fall einmalig«, beruhigte ich ihn. Er lächelte wieder und schien meine Anspielung verstanden zu haben:

»Ja, wirklich?«

Ich nickte schäkernd und schaute ihn fasziniert an. Eigentlich hatte ich richtig Lust, trotz des Hungers, mit dem weiterzumachen, was wir vorhin auf der Küchenarbeitsplatte begonnen hatten. Ich sagte aber nichts und wartete auf seine Reaktion. Er verstand meine Anspielung jedoch nicht so ganz und eilte verlegen zum Gefrierfach. Ich gab nach, schaute mir ungefragt den Inhalt der Pfanne an und drehte ein Stück des Fisches um. Es war noch nicht angebrannt. Zum Glück hatte mein scharfer Geruchsinn früh genug reagiert.

»Nein, Josef. Du brauchst nicht neu zu kochen. Das kann man noch essen. Es hat gerade erst angefangen anzubrennen.«

9

Erschöpft, kraftlos und bettreif schaute ich auf meine Armbanduhr. Es war kurz nach Mitternacht. Ich hatte keine Lust, nach Hause zu fahren und wieder allein vor dem Fernseher auf dem Sofa zu schlafen. Gähnend fragte ich:

»Können wir schlafen gehen, Josef? Ich bin so müde, dass ich nicht mehr schaffe, nach Hause zu fahren.«

»Warum nicht? Sicher. Ich vermute, wir müssen aber getrennt schlafen. Einer auf dem Sofa, einer auf dem Bett.«

»Warum das denn?«, fragte ich verwundert.

Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Er zuckte mit den Schultern und sagte, während er plötzlich einen Blickkontakt mit mir mied:

»Ich habe leider kein Doppelbett.«

Pessimismus befiel mich:

»Heißt es, du möchtest gerne, dass ich nach Hause gehe?«

»Nein. Nein«, sagte er hastig und schaute mich wieder an. »Auf keinen Fall. Komm bitte mit, damit du dir selbst ein Bild davon machen kannst. Bloß erschreck dich nicht vor der Unordnung in meinem Schlafzimmer.«

Im Gegensatz zu seiner Behauptung war dort keine besondere Unordnung; vielleicht hing es von meiner Empfindung zu so später Stunde ab. Er hatte jedoch recht mit seinem Bett. Es war nicht geeignet für zwei Personen, es bot jedoch genug Platz für ein frisch verliebtes Paar, welches eng umschlungen beieinander schlafen würde.

»Ich könnte mir vorstellen, in deinen Armen darauf wie in Abrahams Schoß zu schlafen. Und du?«

Er zögerte kurz, dann sagte er unsicher:

»Okay. Wenn es dir bequem genug ist.«

»Mir wird es bequem genug sein. Aber ob ich nicht aufwache und es dir dann „unbequem“ mache, ist eine andere Sache«, drohte ich ihm, unverhohlen flirtend.

Er kam auf mich zu und wollte meine Lippen küssen. Ich hatte keine Lust mehr darauf, daher umarmte ich ihn einfach und erklärte:
»Wenn du nicht zusammen mit mir darauf schlafen kannst, bevorzuge ich, nach Hause zu gehen, anstatt hier getrennt zu schlafen. Wir können eigentlich zu mir fahren. Mein Bett ist breit genug.«
»Nein. Nicht heute Nacht. Du bist jetzt müde. Wir schlafen hier. Später muss ich mir wegen des Bettes etwas einfallen lassen. Ich habe aber ein anderes Problem. Kannst du dich daran erinnern, als ich letztes Mal nebenbei über ein Geheimnis gesprochen habe?«
Ich überlegte kurz. Sofort entsann ich mich wieder und ließ ihn abrupt los. Meine Müdigkeit war auf einmal wie weggeblasen. Bestimmt wollte er erzählen, er wäre nicht daran gewöhnt, mit einer Frau in seinem Bett zu schlafen. Ich hatte schon einmal irgendwie gehört, dass manche Männer bewusst solche Ausreden erfinden, um keine feste Beziehung eingehen zu müssen.
»Ja. Was für ein Geheimnis? Kannst du mich vielleicht wegen der schlechten Erinnerungen an deine Ex-Frau nicht bis zum Morgen in deinem Bett aushalten?«, fragte ich ihn stichelnd. Er runzelte die Stirn. Sein Gesicht wirkte plötzlich betrübt und war voller Falten. Entschlossen und nachdrücklich erwiderte er:
»Nein. Das ist definitiv nicht der Grund.«
Offensichtlich quälte ihn etwas. Ich umarmte ihn wieder und sagte, während ich ihn dabei streichelte:
»Ich liebe dich mein Schatz. Du kannst mir vertrauen.«
»Es geht nicht um Vertrauen. Ich habe ein Problem. Wenn du mich mit diesem einzigen Problem oder Geheimnis aushalten würdest, ohne nach dem Grund zu fragen, wäre ich der glücklichste Mann der Welt.«
Sein verzweifelter und unschuldiger Blick erweckte sofort mein Mitleid. Lächelnd beruhigte ich ihn:
»Du brauchst mir keine Erklärung abzugeben, egal um welches Geheimnis oder um welches Problem es sich auch immer handelt;

ohne danach zu fragen, akzeptiere ich dich, wie du bist. Ehrlich. Versprochen.«

Während ich diese Entscheidung kundgab, sagte ich mir:

»Nur nicht, wie mein Ex, von mir erwarten, dass ich deine stinkenden Socken aushalte. Mit dem Rest deiner Macken komme ich irgendwie zu Recht. Habe ich selbst vielleicht keine Macken?«

»Es geht um meine Füße. Ich kann nämlich niemals ohne Schuhe mit dir ins Bett gehen.«

Beschämt und angespannt senkte er seinen Kopf. Sein kindliches Geheimnis brachte mich zum Lachen. Aber bald fiel mir ein, dass die nach Schweiß stinkenden Socken eines Mannes mehr als genug Grund dafür liefern, Ekel zu erregen, geschweige denn seine Schuhe. Zudem im Bett. Plötzlich verging mir das Lachen.

»Verzeihe mir! Ich werde dir nicht übelnehmen, wenn du mich deswegen verlässt. Das ist dein gutes Recht. Ich kann es nachvollziehen. Auch ich an deiner Stelle könnte nicht damit umgehen. Nur … verlange von mir nie, dass ich meine Schuhe vor dir ausziehe oder ohne sie ins Bett komme, falls du mit mir zusammen sein möchtest. Sonst kannst du alles von mir haben, so weit es in meiner Macht steht, werde ich gerne jedem deiner Wünsche entsprechen.«

Er schaute mir so ernst und angespannt in die Augen, dass ich begriff, wie wichtig und ausschlaggebend mein Nein oder Ja in diesem Moment für die Fortführung unserer Beziehung war. Nachdenklich sagte ich:

»Nur unter einer Bedingung.«

Sein angespanntes und betrübtes Gesicht begann auf einmal zu strahlen. Erfreut eilte er zu mir, umarmte mich und sagte:

»Ohne gehört zu haben, um was es geht, akzeptiere ich sie, egal welche Bedingung auch immer. Zu Hause und im Bett ziehe ich immer ein paar ganz saubere Pantoffeln an. Bevor ich sie anziehe, wasche ich meine Füße mit Seife. Bitte, lass mich dann nur ganz in Ruhe und unterbreche mich unter keinen Umständen, wenn ich

dabei bin, diese Zeremonie durchzuführen. Komm bitte nicht unbemerkt ins Badezimmer und sei insbesondere nicht neugierig darauf, meine Füße zu sehen.«
»Okay. Einverstanden. Meine Bedingung ist aber etwas anderer Art.«
»Ich habe doch gesagt: Bedenkenlos akzeptiere ich sie. Egal, was für eine Bedingung das auch immer sein mag. Ich schwöre.«
»Socken. Schmutzige Socken. Nichts hasse ich mehr, als schmutzige, stinkende Socken.«
Die Spannung in seinem Gesicht ließ langsam nach. Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.
»Keine Sorge. Ich dachte, deine Bedingung wäre etwas wirklich Schwieriges; zum Beispiel, dass ich für dich die Sterne vom Himmel herunterholen soll oder so etwas in der Art. Das ist doch keine Bedingung. Du wirst nicht ein einziges Mal meine schmutzigen Socken sehen. Das garantiere ich dir.«
Ich war inzwischen so müde, dass ich nicht mehr an sein Problem denken konnte, als ich mich völlig erschöpft ins Bett legte. Ich schaffte es noch nicht einmal, auf ihn zu warten, um ihm eine gute Nacht zu wünschen. Ich schlief sehr schnell ein und merkte überhaupt nicht, wann er zu mir ins Bett kam. Dennoch genoss ich die Wärme seines Körpers und schlief tief und traumlos bis zum späten Morgen.
Den nächsten Tag verbrachten wir frisch verliebt im Park und in den Cafés der Umgebung. Abends ging jeder von uns, zugegebenermaßen äußerst ungern, allein nach Hause, um am nächsten Morgen früh zur Arbeit zu gehen.

Nach Hause zurückgekehrt, rief ich erst meine Freundin Sarah und dann meine Schwester Lena an. Beiden erzählte ich, dass ich nun endlich sicher bin, den Mann meines Lebens gefunden und mich in ihn verliebt zu haben. Sarah äußerte sich erfreut, nachdem sie diese Nachricht gehört hatte:

»Oh, was für eine schöne Nachricht, Maria! Sag mal, hast du wirklich Schmetterlinge im Bauch?«

»Ja. Und wie? Du kannst dir kaum vorstellen, wie viele. Ich glaube, ich muss jede Menge Raupen gegessen haben.«

»Toll. Es freut mich so sehr für dich Maria, dass du endlich zum zweiten Mal in deinem Leben in einen Mann verliebt bist. Ich war die ganze Zeit besorgt um dich.«

»Danke. Diese Liebe ist überhaupt nicht vergleichbar mit der Liebe von vor siebzehn Jahren. Josef ist ein ganz anderer Mensch; musst ihn bald mal kennenlernen. Ich wünschte, ich hätte ihn schon vor siebzehn Jahren kennengelernt.«

»Gott sei Dank. Du hast wirklich verdient, so einen tollen Mann kennengelernt zu haben. Nun versuche, diese wunderschöne Zeit des Verliebtseins richtig zu genießen. Siehst du Maria, habe ich dir nicht mehrmals gesagt, dass du dich wieder verlieben wirst, und diese Behauptung, dass man sich nur einmal im Leben richtig verliebt, blödsinnig und einfach falsch ist?«

»Ja. Du hast recht gehabt. Damals war ich von meinem Ex zutiefst enttäuscht, ehrlich gesagt, sogar so sehr traumatisiert, dass ich alles nur schwarz sah. Nun bin ich ihm sehr dankbar, dass er freiwillig aus meinem Leben verschwunden ist und mir, ungewollt, unbewusst die Möglichkeit geschenkt hat, die Liebe erneut in einem ehrlichen und herzensguten Mann wie Josef wahrzunehmen. Ich versuche, dich, bei der nächsten Gelegenheit mit Josef bekannt zu machen. Ich habe ihm von dir erzählt. Er kennt dich schon ein bisschen und freut sich sehr darauf, dich endlich persönlich kennenzulernen.«

»Gerne. Genießt erst einmal das Zusammensein und die Zweisamkeit. Um uns einander vorzustellen, bleibt immer noch Zeit …«

Im Gegensatz zu Sarah reagierte meine Schwester Lena misstrauisch:

»Oh! Verliebt sein ist sehr schön. Aber meinst du nicht, dass das alles bei dir etwas zu schnell geht?«

»Nein, auf keinen Fall. Ich habe genug gesucht, gezögert und gewartet. Nun habe ich endlich den Mann meines Lebens gefunden.«

»Was? Ist das wirklich dein Ernst?«

»Ja. Josef ist der Mann, den ich mir immer gewünscht habe.«

»Oh, oh! Das klingt aber sehr gefährlich. Du bist nicht nur in ihn verliebt, sondern anscheinend sogar total verknallt.«

»Genauso ist das, Lenachen. Ich habe dieses Gefühl so sehr vermisst.«

»So ein Gefühl zu haben, ist völlig in Ordnung. Aber Maria, ich bitte dich. Übertreibe es nicht. Bremse ein wenig deine Gefühle und lass deinen lieben Josef bitte nicht merken, dass du so in ihn verknallt bist.«

»Warum denn nicht?«, fragte ich erstaunt.

»Männer können mit solchen starken Gefühlen nicht gut umgehen. Entweder kriegen sie Angst vor dir und ziehen sich zurück, weil sie denken, du wärest nicht fähig, ohne sie weiterzuleben, falls diese Beziehung, egal aus welchem Grund, in die Brüche ginge. Oder sie werden übermütig und denken, sie wären so was von toll, dass jede Frau sich ihnen direkt zu Füßen legen müsste. Dann versuchen sie, wie dein Ex, ihr Glück mit anderen Frauen.«

Ich lachte laut und sagte amüsiert:

»Schwesterlein, Schwesterlein! Du und deine Männerkunde. Er weiß schon längst, dass ich total in ihn verknallt bin. Und es ist gut so. Weißt du warum?«

»Nein. Hoffentlich nicht wegen so einer Art Torschlusspanik.«

Ich war irgendwie gekränkt, trotzdem antwortete ich nach kurzem Schweigen:

»Nein, nicht deswegen, Lenachen. Glaub mir, auf keinen Fall wegen so etwas wie Torschlusspanik. Ich kann dir leider nicht genau erklären, wie und warum. Du hast noch nie bei einem Mann das

Gefühl gehabt, dass er der Mann deines Lebens ist, daher kannst du das nicht wirklich verstehen, egal wie schlau und intelligent du auch bist. Josef ist einfach der Mann, auf den ich mein Leben lang gewartet habe. Da bin ich mir ziemlich sicher.«

»Ach, Maria! Sei nicht so kindisch! Du kennst ihn noch nicht mal seit einem Monat und behauptest, wie ein Teenager, den Mann deines Lebens gefunden zu haben? Bist du wahnsinnig? Führe bitte erst diese Beziehung mit ihm weiter und schau, ob du mit seinen Eigenschaften klarkommst. Ich kann nachvollziehen, was für ein starkes Gefühl du für ihn empfindest. Aber, wie wird es in sechs Monaten aussehen, sowohl bei dir als auch bei ihm, wenn die rosarote Brille verschwunden ist? Okay, kann sein, dass du ihn, mehr oder weniger, weiterhin lieben würdest. Was ist aber dann mit seinen Gefühlen zu dir? Wird er sich nicht ändern? Die Männer sind nicht wie wir, Maria, glaub mir. Wenn wir Frauen Langeweile haben und uns selbst nicht mehr leiden können, flüchten wir uns gern in die „Einkaufstherapie“ und gehen von einem Geschäft zum nächsten. Oder wir gehen zum Friseur und verändern die Haarfarbe oder den Schnitt. Dadurch führen wir eine Veränderung durch.

Bei Männern ist die Änderung anderer Art: In solchen Fällen schauen sie sich nach anderen Frauen um und wechseln ihre Partnerin …«

10

Ungefähr sieben oder acht Monate später stellte ich Josef meiner Familie vor. Alle schlossen ihn schon beim ersten Treffen direkt ins Herz. Später fanden solche Treffen fast jeden Monat statt. Nun war Josef nicht nur ein Teil meines Lebens, sondern auch ein richtiges Familienmitglied. Selbst Lena kam mit ihm sehr gut zurecht und freute sich über unser Glück.

Ein Versprechen zu geben ist nicht schwer; es zu halten manchmal hingegen nicht nur schwer, sondern sogar unmöglich. Da ich in den

ersten Tagen und Wochen die rosarote Brille aufgesetzt hatte, schenkte ich dem Geheimnis zwischen meinem Freund und seinen Schuhen kaum eine weitere Bedeutung. Ganz außer Acht ließ ich es jedoch nicht. Ich registrierte es nicht nur, sondern machte mich darüber manchmal sogar lustig. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, dass ein gut aussehender und gesunder Mann wie Josef andauernd Pantoffeln anhatte. Das durfte einfach nicht wahr sein. Bestimmt war das ein Witz oder er wollte mir damit andeuten, falls wir jemals heiraten würden, wer zu Hause tatsächlich das Sagen hatte?

Ehrlich gesagt waren seine Hausschuhe gar nicht schmutzig oder ekelerregend. Er hatte mit Bedacht einige Paare davon besorgt. Als ob es sich um eine religiöse Zeremonie handeln würde, ging er immer, wenn er von der Arbeit nach Hause zurückkam, ins Badezimmer, schloss die Tür hinter sich zu, wusch seine Füße, zog die Pantoffeln an und verbrachte den Rest der Zeit bis zum nächsten Tag damit. Beim Verlassen des Hauses führte er die gleiche Zeremonie erneut durch, diesmal aber in der Absicht, die normalen Straßenschuhe anzuziehen.

Das erste Jahr unserer Beziehung verstrich gerade, als ich mich entschloss, mein Versprechen halbwegs zu ignorieren, um Josefs Geheimnis, zumindest ansatzweise, zu verstehen. Ich nahm mir vor, im Fall des Aufdeckens mich so zu verhalten, als ob ich keine Ahnung davon hätte. So würde einerseits mein Versprechen nicht gebrochen, andererseits konnte er weiterhin sein Geheimnis für sich behalten, das ging mich dann überhaupt nichts mehr an. Es dürfte doch für eine Frau, insbesondere für eine wie mich, nicht so schwierig sein, die Füße des geliebten Mannes einmal nackt zu Gesicht zu bekommen, es sei denn, ich wäre sehr dumm, was ich zweifelsohne nicht war.

Die erste Aktion hinsichtlich der Aufdeckung seines Geheimnisses sah praktisch so aus, dass ich ihn ständig bat, bei mir zu übernachten, wenn er mich besuchte. So war er gezwungen, mit mir

in meinem Bett zu schlafen, dies war aber mit normalen Schuhen nicht möglich. Anfangs lehnte er es ab und verschob das Ganze auf ein nächstes Mal. An einem Wochenende ging er dann endlich darauf ein. Leider brachte er ein paar von seinen Pantoffeln mit.
Mein zweiter Versuch ließ sich einfacher realisieren. Immer wieder, wenn er im Badezimmer mit seiner Zeremonie beschäftigt war, versuchte ich ohne große Worte einzutreten. Ich gab vor, dringend zur Toilette zu müssen. Auch dieser Trick gelang mir nicht. Die Tür war stets verschlossen. Er kam jedoch in solchen Fällen schneller als gewöhnlich heraus.
Einmal, bei mir zu Hause, versteckte ich den Schlüssel des Badezimmers, in der Hoffnung, dadurch würde er gezwungenermaßen die Tür während seiner Zeremonie nicht abschließen. So hätte ich dann die Möglichkeit, spontan hineinzugehen, um mir endlich seine Füße anzuschauen. Er unterbrach seine Zeremonie, kam auf mich zu und fragte nach dem Schlüssel. Damit ihm nicht der Eindruck vermittelt wurde, ich hätte den Schlüssel absichtlich entfernt, suchte ich mit ihm gemeinsam eine Weile im Badezimmer. Nachdem wir ihn schließlich gefunden hatten, steckten wir ihn in das Schlüsselloch.
Bald hatte ich eine noch bessere Idee. Diesmal musste ich ihm, mit sexueller Anziehungskraft, eine Falle stellen. Ohne Wenn und Aber würde mir dieser Trick sicher gelingen. Wir waren schon seit über einem Jahr zusammen. Ich händigte ihm den Schlüssel meiner Wohnung aus, mit der Begründung, die Entfernung bis zu unseren Arbeitsstellen wäre kürzer, außerdem sei mein Bett auch breiter. Also sollten wir uns häufiger bei mir treffen. Kurz darauf bat ich ihn, wenn er Lust hätte und seine Arbeit dadurch nicht negativ beeinträchtigt würde, auch während der Woche bei mir zu übernachten. Mit diesem letzten Wunsch verband ich keine bösen Absichten. Ich wollte eigentlich gerne meine Freizeit mit ihm verbringen. Ich hatte die Nase voll vom Singleleben. Wir liebten einander, warum sollten wir nicht zusammenleben? Irgendwann

sollten wir doch damit anfangen. Das war von meiner Seite der erste Schritt in diese Richtung. Er akzeptierte. Anfangs übernachtete er nur ein paar Mal während der Woche bei mir, später dann die ganze Woche. Das genoss ich sehr. Manchmal, abends bei der Heimkehr, sah ich erfreut schon von weitem die beleuchteten Fenster meiner Wohnung. Wenn ich eintrat, nahm ich wahr, dass sie gerade frisch gelüftet wurde, in der Küche duftete es nach frischem Kaffee und Essen, und so schien das Leben tatsächlich schön und voller Harmonie. Kam ich vor Josef nach Hause, tat ich meinerseits auch das Gleiche; kochte Kaffee, bereitete eine Kleinigkeit für uns beide zum Essen vor, und wartete mit Ungeduld auf seine Heimkehr.

11

Eines Abends kam ich nach Hause und sah, dass er noch nicht da war. Ich ließ den Wasserhahn der Badewanne laufen. Schnell bereitete ich Kaffee und Abendbrot vor und wartete im Badezimmer auf Josef. Als er dann endlich kam und mich schon von der Wohnungstür aus grüßte, rief ich ihn laut zu mir.
»Komm her, mein Schatz! Ich bin in der Badewanne.«
Obwohl die Tür offenstand, trat er wie gewohnt anstandshalber nicht ein. Vom Korridor aus steckte er vorsichtig seinen Kopf hinein und sagte überrascht:
»Oh, in der Badewanne.«
»Ja. Ganz nackt und hungrig nach dir. Komm, gib mir einen Kuss.«
Er kam auf mich zu und küsste mich. Ich wollte aber mehr als das. Ein Weilchen verbrachten wir knutschend. Damit sein Hemd und Unterhemd durch meine feuchten Hände nicht noch mehr durchnässt wurden, zog er beides aus. Ich lockerte seinen Gürtel, löste den Knopf seiner Hose, zog den Reißverschluss hinunter und griff nach seinem Glied … Bald war er völlig erregt und bereit für den Koitus. Ich wusste, in solchen Momenten war er extrem von mir abhängig und ich hatte ihn buchstäblich in der Hand. Und dies war

sein einziger Schwachpunkt, den ich inzwischen nur allzu gut kannte. Zu meinem großen Erstaunen wurde er immer beim Beischlaf ein anderes Wesen, sodass ich manchmal den Eindruck bekam, in ihm hauste ein männliches Tier. So etwas hatte ich in meiner zwölfjährigen Beziehung mit meinem Ex-Mann nie erlebt. Was weiß ich, vielleicht sind alle anderen Männer auch so, und ich, die Unerfahrene, wusste bisher nur noch nichts davon?

»Komm du auch rein, mein Schatz! Unter Wasser Liebe zu machen muss wahnsinnig schön sein.«

»Ja, wirklich?«

Ich zog ihn, obwohl er noch Hose und Schuhe anhatte, in die Badewanne. So wollte ich meine Absicht hinsichtlich der Entdeckung seines Geheimnisses vertuschen. Das sollte heißen, ich wäre so heiß auf Sex, dass ich ihn sofort und ohne weitere Verzögerung vernaschen wollte. Er zog sich zurück.

»Nein. So, mit Klamotten doch nicht. Warte einen Moment bitte.«

Ich ließ ihn los, um zu sehen, wie er reagierte. Er hatte den Drang nach Beischlaf, da war ich mir sicher. Mit der Hose und den Schuhen wollte er nicht ins Wasser, das war eindeutig aus seinem Benehmen zu schließen. Nun würde er entweder ins Schlafzimmer rennen, die Tür hinter sich abschließen, seine Hose und Schuhe ausziehen und mit den Pantoffeln in die Badewanne kommen; so würden diese aber durchnässt, und er würde damit später nicht ins Bett gehen können, oder, die letzte Vermutung, er erschien mit seinen nackten Füßen vor mir, und sein Geheimnis blieb kein Geheimnis mehr.

Als er sich von mir zurückzog, strengte er sich bei dem Versuch, seine Hose auszuziehen, mächtig an. Das gelang ihm nicht, weil die Schuhe ihn daran hinderten. Mit einem gewissen Zögern beugte er sich hinunter und kniete über seinen Schnürsenkeln, sodass ich sein Gesicht nicht mehr sehen konnte. Plötzlich erschallte ein ungeheuer lautes Geschrei in meinem Badezimmer. Ein Geschrei, was ich dem Geheul oder Meckern eines Ziegenbocks zuordnen

würde, wenn es nicht so extrem laut gewesen wäre. Furcht überkam mich. Ich seufzte zitternd und verzweifelt:
»Mein Liebster! Josef, was ist los? Halt. Du brauchst nicht in die Badewanne zu kommen.«
»Mähhhhhhhhhh.«
Das Ziegenbockgeschrei schallte nun lauter als vorher nicht nur im Badezimmer, sondern war vermutlich sogar in dem gesamten Wohnblock zu hören. Kurz darauf floh Josef hinkend und das Gesicht mit den Händen bedeckend aus dem Badezimmer. Schockiert blieb ich einen Moment in der Badewanne. Dann stieg ich ohne weiter zu zögern aus dem Wasser, um Josef zu helfen. Als ich den Bademantel anzog, bemerkte ich einen seiner Schuhe auf dem Boden liegen. Ich verließ das Badezimmer.
»Josef! Mein Liebster, wo bist du? Was ist passiert?«, rief ich verzweifelt.
Er antwortete nicht. Ich ging ins Wohnzimmer, aber dort war er nicht. Als ich unterwegs zum Schlafzimmer war, hörte ich die Eingangstür zuschlagen. Ich ging zur Tür und öffnete sie. Er hatte die Wohnung schon verlassen. Ich schloss die Tür wieder und bedeckte verzweifelt mein Gesicht mit den Händen.
»Ich habe Scheiße gebaut. Ich, die Verdammte. Warum habe ich ihn mit der Enthüllung seines Geheimnisses herausgefordert? Warum nur …«
Tränen begannen mir aus den Augen zu fließen. Heulend ging ich ins Wohnzimmer und warf mich auf das Sofa.
Nach einer Weile stand ich auf, nahm mein Handy und wählte seine Nummer. Ich war mir sicher, dass er seine Wohnung noch nicht erreicht hatte. Von meiner bis zu seiner Wohnung dauerte es etwa eine dreiviertel Stunde. Es klingelte mehrmals, er ging nicht ans Telefon. Wiederholt wählte ich seine Nummer. Das Ergebnis war immer das Gleiche: »The number you have dialed is temporarily not available. The number you …«, tönte automatisch eine weibliche Stimme. Ich rief nun bei ihm zu Hause an. Wie erwartet hatte er

seine Wohnung noch nicht erreicht. Auf einmal fiel mir sein im Badezimmer liegen gebliebener Schuh ein. Ich rannte hin und griff nach ihm. Der arme Kerl war mit einem Schuh nach Hause gegangen. Neugierig näherte ich ihn meiner Nase und nahm eine Riechprobe. Es roch nicht unangenehm.

»Wieso? Steckte sein Fuß etwa nicht den ganzen Tag darin? Ich selbst nehme bereits nach einer Stunde den Gestank meiner eigenen Schuhe wahr, geschweige denn den anderer. Vielleicht benutzt er ein besonderes Deo? Fuß? Füße? Schuhe? Verdammt noch mal! Ich habe Josef gekränkt. So einen lieben und gutmütigen Mann habe ich gekränkt. Ich habe wirklich Scheiße gebaut …«

Ich kam heulend mit dem Schuh in der Hand aus dem Badezimmer und wählte wiederholt sowohl seine Handynummer als auch seine Festnetznummer. Er antwortete jedoch nicht. Er wollte offenbar nicht mehr mit mir reden und schmollte.

»Vielleicht …, ja vielleicht will er so unsere Beziehung beenden?«, mutmaßte ich verzweifelt.

«Mein Glück konnte ich nicht wertschätzen. Daher habe ich wohl nichts Besseres verdient. Wenn man jemandem etwas verspricht, muss man sein Versprechen halten. Nun muss ich nochmals fünf Jahre darauf warten, bis ich einen anderen Mann kennenlerne. Übrigens ist auch nicht gesagt, wie viele Probleme, Geheimnisse und scheiß Gewohnheiten der Nächste mit sich tragen wird …«

Bis Mitternacht probierte ich immer wieder, ihn zu erreichen. Es war Zeit schlafen zu gehen. Ich musste morgen zur Arbeit, daher beschloss ich, endlich damit aufzuhören.

Im Schlafzimmer angekommen sah ich den anderen Schuh von Josef auf dem Boden liegen. Ich empfand einen Augenblick lang Mitleid mit ihm.

»Schau! Der arme Josef ist barfuß nach Hause gegangen.«

Bald bemerkte ich die offene Tür des Schuhschranks. Ich durchsuchte ihn. Seine Pantoffeln waren nicht da.

Müde und verwirrt legte ich mich ins Bett. Er fehlte mir so sehr. Ich konnte, besser gesagt ich wollte, mir nicht vorstellen, dass er nicht bald oder spätestens um Mitternacht zurückkehren würde. Hörte ich irgendein Geräusch von draußen, spitzte ich unwillkürlich meine Ohren, er könnte es ja vielleicht sein. Aber er kam nicht.
Vor lauter innerer Unruhe blieb ich bis zum frühen Morgen wach. Einige Minuten bevor der Wecker schellte, fielen mir die Augen zu. Bald musste ich doch aufstehen. Schläfrig und vollkommen erschöpft begann ich, mich für die Arbeit fertigzumachen.

12

An jenem Tag bekamen einige meiner Kollegen mit, dass es mir überhaupt nicht gut ging. Meine Menstruation war eine gute Ausrede, und man ließ mich zum Glück in Ruhe. Im Laufe des Tages rief ich Josef immer wieder an. Stets die automatische Frauenstimme:
»The number you have dialed is temporarily not available. The number you have dialed …«
»Halt die Klappe, du dumme Gans! Ich weiß schon selbst, dass er derzeit nicht erreichbar ist«, wollte ich schreien.
Ich weiß nicht, wie ich diesen Tag überstanden habe. Abends kam ich nach Hause zurück und registrierte sofort, dass Josef immer noch nicht da war und in seiner Abwesenheit schauten mich scheinbar die Wände, die Türen und alles, was sich in meiner Wohnung befand, traurig an. Ich erinnerte mich an den gestrigen Abend. Genau um diese Uhrzeit kam ich auf die Idee, ihm eine Falle zu stellen, eine Falle, in die ich schließlich selbst getappt war. Angst überkam mich:
»Wenn Josef heute Abend auch nicht zurückkommt? Wenn er sich entschlossen hat, mich für immer zu verlassen? …«
Ich hatte einen Kloß im Hals, weinen konnte ich aber jetzt nicht mehr. Wie sonst auch versuchte ich, Kaffee und Abendbrot für uns

beide vorzubereiten, in der Hoffnung, er käme doch gleich wie gewohnt zurück. Ich deckte den Esstisch und wartete länger denn je auf ihn. Er kam nicht. Nein, er wollte nicht kommen. Wiederholt wählte ich zunächst seine Handynummer, dann die Nummer seines Festnetzanschlusses. Keine Spur von ihm. Nichts.

Ich wollte etwas essen. Ich nahm ein Stück Brot mit Käse. Ich bekam aber nichts hinunter. Es war als ob meine Speiseröhre zugeschnürt wäre. Etwas in mir wollte explodieren, das geschah jedoch nicht.

»Mistkerl! Feigling! Du gefühlloser Idiot, verdammter Kurzzeitmann! Nimm doch den Hörer ab und sage, dass es aus ist mit uns!«, schrie ich wütend. »Nein. Das kann ich nicht glauben. Es ist aus mit uns? So einfach? Für nichts und wieder nichts? Die traumhaft schöne Zeit mit Josef ist vorbei? Oh … Mama, wo bist du?«

Ich ging zum Telefon, um diesmal meine Mutter anzurufen und ihr mitzuteilen, dass es zwischen Josef und mir aus wäre, dass ich nachts wieder vor dem Fernseher auf dem Sofa schlafen werde, dass ich wieder zigmal im Internet versuchen werde, einen Mann kennenzulernen, stundenlang mit den Männern chatten und mich mit manchen von ihnen in den Cafés treffen werde, in der Hoffnung, ich würde mich vielleicht wieder in einen dieser Kerle verlieben. Als ich den Hörer in die Hand nahm und die zwei ersten Zahlen wählte, fiel mir ein, dass ich meinen Eltern damit große Sorgen bereiten würde. Sofort legte ich den Hörer auf. Aber ich musste schreien. Ich musste heulen. Ich musste einem Menschen erzählen, was geschehen war, sonst würde ich gewiss vor Kummer sterben.

»Lena, meine Schwester Lena. Ich rufe sie an und erzähle ihr alles. Nein, ich darf ihr nicht über Josefs Pantoffelgeheimnis erzählen, das wäre Verrat. Ich habe es Josef versprochen. Außerdem, falls ich es ihr erzähle, wird sie es mir kaum glauben und mich auf dem Arm nehmen …«, dachte ich und stellte mir vor, wie sie darauf reagieren würde:

»Oh, Maria! Meine konservative Schwester! Was ist bloß in dich gefahren? Einen einzigen Tag hast du deinen Josef nicht gesehen, nun so ein Theater? Mach dir keine Sorgen, er kommt zurück. Wo kann er denn sonst so eine klasse und treue Freundin wie dich finden? Du musst dich jetzt nur zusammenreißen und ihn für eine gewisse Zeit ignorieren. Du wirst sehen, er kommt von sich aus zurück. Man muss die Männer nicht so ernst nehmen und sie auch mal links liegen lassen. So werden sie in ihrer Ehre gekränkt, ihr Minderwertigkeitskomplex meldet sich. Infolgedessen versuchen sie nun, diesen zu bewältigen. Daher wird Josef bald hinter dir herlaufen, in der Absicht, dich wieder für sich zu gewinnen. Sag mal, wo, in welchem Buch, hast du diese Geschichte mit den Pantoffeln gelesen? Verrate mir bitte den Namen, damit ich es auch lese und meinen Freundinnen weiterempfehle. Sehr amüsant. Hahaha… süß. Ein gut aussehender Mann, nackt, aber stets mit Pantoffeln. Pantoffeln! Oh … wie hoch erotisch! Josef mit Pantoffeln im Bett! Es ist nicht wahr … Oh, nein! Verrat es mir bitte. Hahaha… Sage es mir doch bitte! Wo hast du diese Geschichte gelesen? Hast du vielleicht einen Film darüber gesehen? Hahaha…«

Es hätte überhaupt keinen Sinn, mit Lena darüber zu sprechen. Vielleicht wäre es besser, meine Freundin Sarah anzurufen. Ohne die Pantoffelgeschichte zu erwähnen, ihr erzählen, dass ich Josef gekränkt und er mich deswegen verlassen habe. Aber Sarah wäre gerade müde von der Arbeit nach Hause gekommen und müsste sich wahrscheinlich um ihre Tochter kümmern. Ich dürfte nicht den Frieden ihrer kleinen Familie stören. Außerdem, ich kannte sie doch gut genug, was würde sie mir in so einer Situation raten? Wie gewohnt würde sie mir erst ganz genau zuhören und dann vermutlich sagen:

»Maria, Missverständnisse, Streit, Auseinandersetzungen, Meinungsverschiedenheiten jeder Art, aber auch Phasen der Funkstille sind leider Bestandteil eines jeden Zusammenlebens. Mein Mann und ich haben das bis jetzt schon unzählige Male erlebt.

Habe ich dir darüber bis jetzt vielleicht zu wenig erzählt? Mein Mann brüllt in solchen Situationen rum, dann geht er in sein Zimmer und schließt eine Weile die Tür hinter sich, oder er verlässt die Wohnung und kommt erst ein paar Stunden später wieder. Im schlimmsten Fall flüchtet er sogar zu seinen Eltern und verbringt eine oder zwei Nächte bei ihnen. Dann kommt er plötzlich Hals über Kopf wieder zu seiner Familie zurück. Auch ich bin manchmal genau wie er, nein, eigentlich genau genommen sogar noch schlimmer. Man ist halt auch nur ein Mensch; wenn die Hormone verrücktspielen oder der Stress und der gesamte Lebensdruck zu viel werden, kann es sein, dass man sich auf einmal komplett dreht. Du glaubst es mir vielleicht nicht, aber tatsächlich habe ich ab und zu nicht mal Bock auf mich selbst, geschweige denn auf meinen Mann und meine süße Tochter. Mach dir keine Sorgen. Josef kommt sicher auch bald zurück. Dann entschuldige dich bei ihm und sage, dass es dir sehr leidtut, ihn gekränkt zu haben. Es tut dir doch wirklich leid, oder? Also, sei, wie du bist, und spiele keine Rolle. Das hat keinen Sinn. Rufe ihn noch mal an und kläre alles mit ihm.«

»Aber ich habe doch schon zigmal versucht ihn anzurufen. Er geht einfach nicht ans Telefon. Er ist nicht da. Vielleicht ist er ja doch da, will es aber nicht sein; zumindest nicht für mich, die ich ihn so sehr liebe, will er nicht da sein. Aber … aber … wie wäre es … wie wäre es, wenn ich aufstehe und einfach zu ihm gehe? Nein, nicht zu ihm gehen. Was, wenn er mir dann die Türe nicht aufmacht? Doch, er wird mir die Tür öffnen. Ganz bestimmt wird er sie mir öffnen. Aber was ist … wenn er sich von mir bedrängt fühlt und unsere Beziehung tatsächlich gerade deswegen beendet, was dann? Ach, vielleicht ist er überhaupt nicht zu Hause. SMS, ja eine SMS … Das wäre gut! Nein, wenn er meine Nummer gelöscht oder blockiert hat, kommt meine SMS vielleicht überhaupt nicht bei ihm an. Eine E-Mail, eine E-Mail ist besser. Ich schreibe ihm eine E-Mail und erzähle ihm alles. Nein, ich erzähle es nicht, sondern ich gestehe. Ich gestehe ihm, dass auch ich die ganze Zeit über ein Geheimnis gehabt habe,

genau wie er seines hatte. Mein Geheimnis sei jedoch nur die Enthüllung seines Geheimnisses gewesen.«
Nach diesem inneren Dialog und heftigen Ringen kam ich zu dem Entschluss, ihm tatsächlich eine E-Mail zu schreiben; deswegen stand ich auf und eilte in mein Arbeitszimmer.
13

Ich setzte mich vor den Bildschirm und schrieb mir alles von der Seele. Ich schrieb, wie sehr ich ihn liebe. Ich schrieb, warum ich ihn so sehr liebe. Ich liebte ihn, weil er vom Anfang an offen und ehrlich zu mir war, weil er mir stundenlang zuhörte und über Gott und die Welt mit mir sprach, weil er nicht, wie mein Ex-Mann, hinter anderen Frauen her war, weil er niemandem ähnelte, weil er authentisch war, weil er mich Ewigkeiten streichelnd im Arm halten konnte, weil er … weil er … weil er auch wie ich eine Wunde aus der letzten Ehe mit sich schleppte, weil er … weil er nicht nur für seinen ihm grundlos vorenthaltenen Sohn, sondern auch für unsere eventuellen Kinder ein guter Vater sein könnte …
Während des Schreibens spürte ich, dass sich der Kloß in meinem Hals langsam auflöste. Bald liefen mir die Tränen über die Wangen. Nachdem ich die E-Mail geschrieben und abgeschickt hatte, fühlte ich wieder eine gewisse Leichtigkeit und eine innere Ruhe in mir. Ich probierte dann etwas zu essen, was aber immer noch nicht gelang. Ich versuchte mich davon zu überzeugen, dass mein Leben wieder in seinen früheren Rhythmus und somit in geordnete Bahnen zurückkehren sollte. Daher holte ich Bettzeug aus dem Schlafzimmer, legte mich auf das Sofa, schaltete den Fernseher an und wechselte permanent die Sender. Das war eine alte Gewohnheit von mir. Mehr als fünf Jahre hatte ich die Nächte kaum in meinem Bett verbracht; ich schlief immer auf dem Sofa, mit im Hintergrund laufendem Fernseher.
Gleich wie häufig ich die Kanäle auch wechselte, fand ich nichts, was mir half, meine Gedanken von Josef abzulenken und ein wenig

zu zerstreuen. Ich ließ den Fernseher laufen und kroch mit dem Kopf unter die Decke. Sie roch herrlich nach ihm. Er war aber nicht da. Mein Gott, was für einen dummen Fehler hatte ich begangen! Warum? Warum nur? Was sollte ich nun tun? Wie könnte ich alles rückgängig machen? Was, wenn er auf meine E-Mail nicht reagieren würde? Nein. Er reagierte bestimmt darauf. Ich hatte doch keinen unverzeihlichen Fehler begangen. Hatte ich ihn verraten? Nein. Ich hatte bloß versucht, sein Geheimnis zu lüften. Geheimnis. Das verdammte Geheimnis. Das Geheimnis der Pantoffeln. Aber doch, das Versprechen nicht zu halten ist auch ein Verrat. Verrat. Verrat. Verräterin. Du bist eine Verräterin. Alles von deinem Ex gelernt und übernommen. Kein Wunder, zwölf Jahre Zusammenleben mit einem Verräter kann den Charakter eines jeden ehrlichen Menschen beeinflussen. Nun bist du fast wie er selbst; verloren, bindungslos, unzufrieden und ewig auf der Suche. Ja, du hast es nicht geschafft, dein Versprechen zu halten. Zur Strafe musst du demnächst wieder in Bekanntschaftsportalen suchen, in einem Meer von Männerangeboten versinken und versuchen, unter den Männern mit viel Angebereien, Lügen, leeren Versprechungen, Pseudo-Romantik und Supermanndarstellungen einen normalen Mann zu finden. Du verdienst die Männer, die nur zum Chatten oder E-Mail-Schreiben gut sind; lernt man sie näher kennen, merkt man, dass sie stinken und innerlich leer sind, jede Menge Mängel und Krankheiten mit sich herumschleppen. Findest du einen unter ihnen, der einigermaßen gesund aussieht, stellst du bald fest, dass er nur das eine will, nur das, was alle Männer gerne wollen: von einem Abenteuer zum nächsten, von einem Bett zum nächsten, von einer Frau zur nächsten. Als ob eine Frau ein Taschentuch wäre; benutzen und wegwerfen … Ich brach in Tränen aus.

Ich weiß nicht, wann ich in der Nacht das Telefon klingeln hörte. Ich dachte, es käme aus dem Fernsehen, bald nahm ich zwei Personen wahr, die miteinander sprachen. Das Klingeln kam jedoch aus der

Nähe. Ich steckte meinen Kopf unter der Bettdecke hervor. Das Licht war an, ich hatte vergessen, es auszuschalten. Der ganze Raum war hell erleuchtet. Im Fernsehen rangen zwei Männer miteinander. Das Telefon klingelte immer noch. Ich stand auf und sprang hin.

»So spät in der Nacht ruft mich niemand an; bestimmt ist er es«, redete ich mir gut zu.

»Hallo, Maria! Habe ich dich aus dem Bett geholt?«

»Josef! Josef! Mein Liebster! Ja, aber du hättest nichts Besseres tun können. Geht es dir gut, mein Liebster? Hast du meine E-Mail gelesen? Kannst du mir verzeihen?«

Ich hielt es nicht mehr aus und schluchzte jämmerlich.

»Hey, Maria! Warum weinst du denn? Du hast doch nichts getan, was ich dir verzeihen müsste. Diejenige, die um Verzeihung gebeten werden sollte, bist du. Ich bitte dich um Verzeihung, dass ich dir so viel Kummer bereitet habe.«

»Nein. Nein. Du nicht. Ich muss mich entschuldigen. Ich … Ich … Ich habe mein Versprechen nicht gehalten. Es war dumm, ja sehr dumm von mir. Ich weiß … Ich weiß wirklich nicht, was in mich gefahren war. Ich konnte … Ich konnte es nicht länger aushalten. Krankhaft war ich bestrebt, dein Geheimnis zu lüften. Ich bin schlecht … Ich … Ich bin ein schlechter Mensch. Ich habe deine Grenze überschritten. Es tut mir leid. Es tut mir wirklich sehr leid. Wenn … Wenn ich … Wenn ich es irgendwie gut machen könnte …«

»Ach, Maria! Hör doch bitte auf damit! Wenn jemand daran schuld sein sollte, dann bin ich es. Ich habe einfach zu viel von dir verlangt. Es war mir von Anfang an klar, dass es eine Zumutung ist. Ich hätte an deiner Stelle das Gleiche getan …«, sagte Josef besänftigend. Ich unterbrach ihn:

»Nein, das glaube ich dir nicht. Du bist sehr verständnisvoll und tolerant. O Gott! Wie gemein von mir …«

Ich verlor erneut die Beherrschung und konnte weder weitersprechen, noch überhaupt klar denken. Ich schluchzte nur heftig vor mich hin.
»Okay. Wir beide entschuldigen uns gegenseitig. Ist es gut so? Höre mir bitte zu. Gehe bitte jetzt schlafen. Morgen Abend setzen wir uns zusammen und reden über alles. Okay?«
Beruhigt legte ich den Hörer auf. Ich hatte das Gefühl, als ob ich von einer zentnerschweren Last befreit worden wäre, so erleichtert war ich. Ich durfte mir nun nicht mehr auch nur den kleinsten Fehler leisten. Josef war für mich tatsächlich der Mann, auf den ich jahrelang gewartet hatte. Er hatte ein gutes Herz. Er konnte verzeihen. Was noch wichtiger war: Er konnte um Verzeihung bitten. Er konnte ein beispielloser Liebhaber sein.
»Ich muss … Ich muss … von ihm … Ich will ein … wenn er damit einverstanden ist … Ja. Ja, ich werde von ihm …«
In Erinnerung an meine sinnlichsten Momente mit ihm schlief ich irgendwann ein.

14

Als ich abends von der Arbeit nach Hause zurückkam, war er noch nicht da. Die traurige Erinnerung an den gestrigen Abend wurde in mir wach, ich hatte sehr lange vergeblich auf ihn gewartet. Ich öffnete die Fenster, damit frische Luft hereinkam, schaltete die Stereoanlage an und ließ eine Musik-CD spielen, ging zum Badezimmer und schminkte mich ein wenig. Durch die Schlaflosigkeit der letzten beiden Nächte oder vielmehr den dadurch bedingten Mangel an Schlaf hatten sich dunkle Ringe unter meinen Augen gebildet. Die Türklingel unterbrach meine Aufregung. Obwohl Josef einen Schlüssel besaß, schellte er trotzdem immer, erst dann trat er in die Wohnung, selbst in seiner eigenen Wohnung, wenn ich da war. Was für eine schöne Angewohnheit. Erfreut rannte ich zur Tür. Sobald die Tür geöffnet

wurde, erschien mir zunächst ein schöner Blumenstrauß vor Augen, dann er selbst. Ich fiel ihm um den Hals, ohne den Blumenstrauß vorher in Empfang genommen zu haben.

»Hier, bitte nimm erst diesen Blumenstrauß!«

Er war irgendwie verändert. Nicht nur, dass meine Küsse nicht erwidert wurden, er zog sich sogar etwas von mir zurück und redete sehr ernsthaft. Ich bekam Angst. Unsicher nahm ich ihm mit einem Dank den Blumenstrauß ab. In meinen Gedanken fragte ich mich, was, wenn er sich damit auf freundliche Art und Weise von mir verabschieden wollte? Ich wartete, bis er die Wohnung betrat. Er ging vor mir ins Wohnzimmer. Dort fragte ich ängstlich, den Blumenstrauß weiterhin in der Hand haltend:

»Bist du immer noch gekränkt?«

Er lächelte.

»Warum solltest du mich gekränkt haben?«

»Du verhältst dich mir gegenüber heute ganz anders.«

»Es ist nichts Wichtiges. Wir müssen miteinander reden.«

Das erschreckte mich noch mehr. Ich hatte doch die richtige Vorahnung gehabt. Er war gekommen, um mir schonend beizubringen, dass endgültig Schluss sei.

»Hast du schon gegessen?«

»Nein. Gestern und vorgestern habe ich auch fast nichts gegessen.«

»Hey, Maria! Was ist denn los mit dir? Warum weinst du denn immer noch?«

Er kam auf mich zu und zog mich in seine Arme.

»Hast du diesen Blumenstrauß als Abschiedsgeschenk mitgebracht?«, fragte ich schluchzend.

»Was? Abschied? Bist du verrückt geworden? Der ist als Entschuldigung gedacht.«

Erfreut umarmte ich ihn fest.

»Ich stelle den Blumenstrauß in eine Vase. Dann lass uns ausgehen.«

Ich ging in die Küche. Er folgte mir.
»Warum willst du jetzt, dass wir ausgehen?«
»Um richtig essen zu gehen. Feiern. Den Frieden zwischen uns feiern.«
»Maria, wir haben doch keinen Krieg geführt, oder? Verschiebe bitte die Feier auf morgen oder auf einen anderen Tag. Es ist besser, wenn wir hier eine Kleinigkeit essen. Ich will mit dir reden.«
»Ich bin nicht einkaufen gegangen. Der Kühlschrank gibt nichts her. Wir können auch draußen reden.«
»Gut, dann können wir Pizza oder so was bestellen. Ich habe heute keine Lust auf Auswärts. Ich will dir die ganze vermaledeite Geschichte mit diesen verdammten Schuhen erzählen, damit es kein Geheimnis mehr zwischen uns gibt.«
»Einverstanden. Gehe du mal ins Bad und bereite dich für das Abendbrot vor. Ich bestelle. Was möchtest du essen?«
Während er ins Badezimmer ging, antwortete er:
»Das Gleiche wie immer. Thunfisch mit Zwiebel und Spinat.«
Als er im Badezimmer war, wurde ich mir über die Rettung unserer Beziehung klar. Ich rief bei unserer Lieblingspizzeria in der Nähe meines Wohnblocks an und deckte den Esstisch mit Tellern, Messern, Gabeln, Gläsern, Servietten und einer Flasche Wein. Dann wartete ich ganz entspannt ab.
Seine Schuhwechselzeremonie dauerte diesmal länger denn je. Es störte mich aber nicht. Hauptsache, er war in meiner Wohnung und in meinem Leben anwesend. Bald schellte es an der Tür. Ich stand auf und ging hin. Im Flur bemerkte ich, dass die Tür vom Badezimmer nicht wie gewohnt geschlossen war. Trotz meiner Neugierde schaute ich nicht hin, denn es könnte ja eine Falle sein, um zu testen, ob ich tatsächlich nicht mehr spionieren würde. Ich nahm die Pizzen in Empfang und bezahlte. Der Pizzabote betrachtete mich misstrauisch, nachdem er das Geld bekommen hatte. Freundlich sagte ich zu ihm:
»Der Rest ist für Sie. Vielen Dank auch.«

Ich schloss die Tür hinter ihm, und genau als ich am Badezimmer vorbeiging, sagte ich ruhig, ohne hineinzuschauen:
»Die Pizza ist da mein Schatz.«
»Ich komme. Ich komme gleich.«

Nach dem Essen gingen wir auf seinen Vorschlag hin ins Wohnzimmer. Offensichtlich wollte er mir etwas sehr Wichtiges mitteilen. Er sah immer noch sehr ernst aus und war weder zum Schmusen noch zum Kuscheln aufgelegt. Er schenkte uns beiden Wein ein, gab mir ein Glas und erhob seins:
»Zum Wohl!«
»Zum Wohl!«
Einen Augenblick lang schaute er mich lächelnd an. Ich lächelte zurück. Da wurde mir bewusst, wie süß und attraktiv er war, selbst dann, wenn er sich ernst verhielt.
»Was meinst du? Schaffst du nach so einem stressigen Arbeitstag noch, dir die Geschichte meiner Schuhe und meiner Füße anzuhören?«
»Ich bin bis morgen früh ganz Ohr, mein Liebster. Nicht nur für diese Geschichte, sondern auch für alles Andere, was immer du erzählen möchtest.«
»Okay. Okay. Wo beginne ich …«
Er wirkte ziemlich aufgeregt und verwirrt. Anscheinend haderte er innerlich stark mit irgendetwas. Als sein Schweigen immer länger wurde, er seinen Kopf hängen ließ und das Gesicht zwischen seine Hände presste, empfand ich starkes Mitleid mit ihm und war nahe daran, zu sagen, dass er mir seine Geschichte nicht zu erzählen brauche, egal was es war, ich liebte ihn, und fühlte mich dabei sehr glücklich. Ich spürte in meinem Inneren, dass es besser sei, ihm Zeit zu geben und zu schweigen. Am besten wäre es, einfach still zu sitzen, ihn anzuschauen und ruhig zuzuhören.

15

Endlich hob er seinen Kopf und brach das Schweigen:
»Alles begann mit unserer Scheidung, nein, damals noch nicht direkt, vielleicht eine Weile später. Genauer gesagt, als ich mitbekam, dass die Mutter meines Sohnes mit ihm nach Kanada ausgewandert war. Plötzlich wurde ich von Wut und Hass erfüllt. Noch nie zuvor hatte ich je so ein Gefühl gegen eine Person gehabt, auch nicht gegen diese Frau. Durch diese große Entfernung wollte sie mir praktisch meinen Sohn entziehen und sich dadurch rächen. Rache für eine Verfehlung, die ich nie begangen hatte. Für nichts. Glaube mir, einfach für nichts.
Nach der Geburt unseres Kindes ging es meiner Frau mehrere Wochen psychisch nicht gut. Sie hatte keinen Appetit und kein Interesse an Kontakt zu ihren Freundinnen und Verwandten. Rief jemand sie an, führte sie, desinteressiert, nur ein kurzes Gespräch. Selbst um unser kleines Baby kümmerte sie sich nur sehr unzureichend. Ich war sehr besorgt. Hier und da hatte ich mitbekommen, dass manche junge Mutter nach der Entbindung in eine tiefe Depression fiel, daher empfahl ich ihr, zu einem Psychologen zu gehen. Sie antwortete mir jedoch nur äußerst barsch:
>Lass mich in Ruhe! Du bist derjenige, der einen Psychologen braucht, nicht ich.<
Ich sagte:
>Okay. Lass uns doch zusammen zu einem Familienberater oder einem Psychologen gehen, um zu schauen, worin unser Problem liegt und was ich machen soll, damit du wieder zufrieden und glücklich bist.<
Sie sagte, ihr ginge es gut und sie brauche keinen Psychologen. Ich sollte ihr lediglich einen Gefallen tun.
>Was für einen?<

Sie verlangte von mir, ihr ein Virusprogramm zu schreiben, mit dem sie die Firma ihres Exfreundes zerschlagen konnte. Ich war wirklich bestürzt:
>Immer noch diese verdammte alte Geschichte?<, dachte ich.
Ich kannte ihn von früher. Meine Frau und ich hatten eine gewisse Zeit in seiner Firma gearbeitet. Sie war seine erste Sekretärin. Manche Kollegen behaupteten, sie wäre nicht nur seine Sekretärin, sondern auch seine Geliebte gewesen. Mich interessierten aber weder das Gequatsche noch die Gerüchte der lästernden Kollegen auch nur im Geringsten. Ich wusste jedoch, dass die meisten Kolleginnen absolut nichts gegen eine Liaison mit dem Chef einzuwenden gehabt hätten.
Eines Tages kam sie wegen irgendeines banalen Bürokrams auf mich zu und fragte, nach Beendigung der Angelegenheit, was ich fürs Wochenende geplant habe. Ich hatte tatsächlich nichts Bestimmtes vor. Daraufhin schlug sie ein Treffen in einem angesagten Lokal vor, und so kamen wir zueinander.
Später erzählte sie, alle Kollegen wüssten von unserer Beziehung, wenn der Chef auch Wind davon bekäme, würde er uns aus Eifersucht sicher feuern, daher sollten wir uns eine neue Stelle suchen. So verließen erst ich, später auch sie, die Firma und wir fanden beide unabhängig voneinander eine andere Stelle. Damals war die Situation auf dem Arbeitsmarkt nicht wie heute; warst du einmal ohne Arbeit, bekamst du innerhalb weniger Tage eine neue. Wir heirateten ungefähr zwei Jahre später, als sie unseren Sohn erwartete. Mittlerweile hatte sie mir über ihre Beziehung zu unserem damaligen Chef und von ihrer Wut auf ihn erzählt. Sie sprach einmal sogar voller Stolz über die Schäden, die sie seiner Firma zugefügt hatte und auch über weitere Vergeltungsaktionen, die ihr vorschwebten. Ich nahm ihr Vorhaben nicht ernst. Sie schien mir aber immer noch in ihn verliebt zu sein. Sie leugnete das jedoch vehement und beharrte auf ihrer Liebe zu mir.

Nun zurück zu unserem Gespräch: Ich sagte ihr, dass ich ihr mit diesem Gefallen leider nicht dienen könne, da ich nicht über die Kompetenz zur Entwicklung eines hartnäckigen, programmzerstörenden Virus verfüge. Gelänge es ihr außerdem auf irgendeine Art und Weise an ein solches Virus zu gelangen, und führe sie damit einen Krieg gegen ihren Exfreund und würde eines Tages dabei erwischt werden, müsste sie mit juristischen Konsequenzen rechnen.

>Lass das mal meine Sorge sein. Schreibe mir nur ein Virusprogramm, der Rest ist dann meine Sache.<

>Mäuschen, ich habe dir schon gesagt, mir fehlt die Kompetenz, so etwas zu schreiben. Ich kann nur Antivirenprogramme entwickeln.<

>Hör endlich auf damit! Jeder Esel weiß, dass derjenige, der ein Antivirenprogramm schreibt, auch in der Lage ist, einen Virus zu entwickeln. Du willst eben deiner Frau diesen Gefallen einfach nicht tun. Das ist etwas anderes. Ich habe nie gedacht, dass du so feige bist.<

>Es geht hier nicht um Feigheit. Wie oft soll ich es dir denn noch sagen, mir fehlen wirklich die Qualifikation, das Know-how und die Erfahrung für so eine Aufgabe. Glaub mir!<

>Doch, doch die hast du. Aber du bist und bleibst einfach ein Feigling und duckmäuserig obendrein.<

>Ich bin ein Feigling und duckmäuserig?<

>Ja, du.<

>Was ist los mit dir? Warum willst du mit mir streiten?<

>Ich will überhaupt nicht mit dir streiten. Ich wollte dir nur beweisen, dass du mich nicht liebst.<

>Ach, komm Mäuschen! Du weißt sehr wohl, wie sehr ich dich liebe.<

>Du liebst mich überhaupt nicht, sonst hättest du schon längst einen hartnäckigen Virus für mich entwickelt, damit ich mich an diesem notgeilen Hurensohn, der jede Nacht mit einer anderen Angestellten ins Bett hüpft, rächen kann.<

>Mäuschen, vergiss ihn einfach. Beschäftigst du dich immer noch mit ihm und seinen Beziehungen zu anderen Frauen? Du hast doch früher mal gesagt, die Geschichte mit ihm sei für immer abgeschlossen.<
>Abgeschlossen ist es schon. Auf Rache sinne ich aber immer noch.<
>Versuche bitte ihm zu verzeihen. Rache gehört nicht zu Menschen mit gesundem Verstand.<
>Ich habe einen sehr gesunden Menschenverstand. Ich werde auf jeden Fall meine Rache ausüben, egal ob mit deiner Hilfe oder ohne.<
>Weißt du, was ich denke?<
>Was denkst du denn? Schreibst du doch ein Virusprogramm für mich?>
>Nein. Zum letzten Mal. Wie gesagt, dafür bin ich wirklich nicht qualifiziert. Ich denke, du liebst ihn immer noch.<
>Halt die Schnauze, du Versager! Arschloch! Penner…<
Sie schlug mir fest mit der Faust ins Gesicht. Blut floss mir aus Mund und Nase. Ich verlor die Kontrolle und schlug ungewollt zurück. Plötzlich schrie sie ganz hysterisch:
>Hilfe! Hilfe! Er vergewaltigt mich. Nein! Nein! Bitte nicht! Hilfe! Hilfe! Vergewaltigung! …<
Anscheinend hatte sie alles schon im Vorfeld, mit einem gewissen Scharfsinn, wie eine Theateraufführung geplant. Fassungslos schaute ich unser Baby an. Das Kind war durch das laute Geschrei aufgeschreckt und brüllte wie am Spieß. Ich musste meinen Sohn irgendwie beruhigen, mit meinem blutigen Gesicht ging das aber natürlich überhaupt nicht, dadurch hätte ich ihn noch mehr erschreckt. Ich ging ins Badezimmer, um die Blutung zu stoppen und mein Gesicht zu waschen. Meine Frau schrie weiterhin lauthals um Hilfe. Bald traf die Polizei ein, und ich wurde wegen Vergewaltigung abgeführt.

Ich war total fassungslos und konnte überhaupt nicht begreifen, warum sie solche Lügengeschichten über mich erzählte. Sie behauptete, ich sei Alkoholiker und hätte sie schon sehr oft geschlagen und vergewaltigt. Ihrem teuren und erfahrenen Rechtsanwalt gelang es schließlich, sogar das Gericht davon zu überzeugen. Sie bestand unerbittlich auf der Scheidung. Widerwillig ließ ich mich schließlich scheiden.

Trotz alledem freute ich mich sehr über meinen Sohn. Ich durfte ihn doch ab und zu sehen, und es machte mich sehr glücklich zu beobachten, wie prächtig und schnell er heranwuchs.

Als ich erfuhr, dass sie mit ihm nach Kanada ausgewandert war, sah ich nur noch Rot. Ich hasste sie von da an abgrundtief. Eine Weile überlegte ich, dorthin zu fliegen und ihr meinen Sohn zu mir zurückzunehmen. Ich traf sogar schon die Vorbereitungen dafür. Bevor ich diesen Vorsatz zu realisieren versuchte, sprach ich mit meiner Schwester darüber. Sie hielt mein Vorhaben schlicht für dumm. Mehr als einen Vater brauche mein Sohn seine Mutter. Ich dürfte mich nicht wie seine Mutter verhalten. Sonst würde er mir später vorwerfen, falls er überhaupt diese Trennung ohne schwerwiegenden psychischen Schaden überstünde, dass ich ihm seine Mutter entzogen habe. Meine Schwester meinte, da meine Ex-Frau nicht geschafft habe, sich an ihrem Exfreund zu rächen, projizierte sie ihre Rache nun auf mich. Ich sollte sie mit ihrer Wut alleine lassen, damit sie meinen Sohn in Ruhe und Frieden großziehen könne. Außerdem sollte ich versuchen, eine andere Frau kennenzulernen. Es war logisch, was meine Schwester dachte. Bis mein Sohn erwachsen war, musste ich die Zähne zusammenbeißen. Vielleicht würde seine Mutter ja auch irgendwann einmal zur Vernunft kommen und zulassen, dass wir uns wieder miteinander treffen.

16

Es vergingen einige Monate, in denen ich meinen Sohn überhaupt nicht sah. Ich bekam wahnsinnige Sehnsucht nach ihm, sodass ich manchmal einen heftigen Drang zum Heulen verspürte. Das geschah aber nicht, egal wie häufig ich es auch versuchte. Bis ich eines nachts davon träumte. Ich träumte, dass ich weinte. Dabei überkam mich durchaus ein Gefühl der Befriedigung. Ich heulte und heulte ganz, ganz laut. So laut, dass ich dadurch sogar wach wurde. Mein Kopfkissen war völlig durchtränkt von meinen Tränen. Meine Füße juckten stark. Als ich mich kratzen wollte, stellte ich verblüfft fest, dass ich mit meinen Händen auf etwas Kaltes, etwas Grobes und Fremdes stieß. Das war nicht meins, hatte nie zu mir gehört und ich wusste nicht, wie es in mein Bett gekommen war. Ich ließ es los. Meine Füße juckten immer noch ununterbrochen. Ich fing wieder an zu kratzen. Auch diesmal bekam ich das gleiche Ding in die Hände. Ich zog die Decke weg, schaltete das Licht an. Schläfrig und verängstigt betrachtete ich meine Zehen. Die waren nicht mehr da. An deren Stelle war etwas anderes aus meinen Füßen gewachsen. Mir stockte ein Moment lang der Atem. Ich ließ das Ding, was nicht mein Fuß war, los und warf mich mit dem Gesicht aufs Bett.

>… Albtraum, Albtraum, Alb… Ich muss weiterschlafen, damit dieser verdammte Albtraum seinen Lauf nimmt und schließlich von sich aus beendet wird<, dachte ich laut. Ich merkte, dass meine Stimme auch nicht meine eigene war; ich hörte etwas Bizarres, in einem wilden und fremden Ton. Dennoch waren meine Gedanken wirklich meine eigenen.

Zum Glück schlief ich bald ein. Diesmal träumte ich, dass mein Sohn und ich in einer Gasse zusammen Fußball spielten. Das Interessante an diesem Spiel war, dass ich nicht wusste, wann ich ich selbst und wann ich mein Sohn war. Wir sahen gleich alt und gleich groß aus. Ich sah genauso aus, wie in der Zeit, als ich fünf oder sechs Jahre alt war. Ich lief hinter dem Ball her, er lief auch. Ich erreichte den Ball, er erreichte ihn auch. Er schoss den Ball, ich

schoss ihn auch. Er war ich, ich war er. Kurz gesagt, wir waren eins, zwei in einer Person oder eine in zwei Personen. Und so bereitete uns unser Spiel besonders viel Spaß und Vergnügen.

Plötzlich weckte mich der Wecker wie immer morgens früh um die gleiche Uhrzeit. Ich war so erheitert und berauscht von dem Traum des Fußballspiels mit meinem Sohn, dass ich nicht, wie üblich, einige Minuten unzufrieden und qualvoll im Bett liegen blieb und weiter schlummerte; stattdessen stand ich diesmal sofort auf und ging pfeifend ins Badezimmer. Als mein Blick in den Spiegel auf mein Gesicht fiel, übermannte Furcht meinen ganzen Körper, und kalter Schweiß begann mir den Rücken hinunterzulaufen. Zugleich wurde die Erinnerung an den Albtraum der vorigen Stunden in mir wach. Voller Panik untersuchte ich meine Füße. Dies war nicht die Realität, das war ein Albtraum. Nein, es war kein Albtraum, es war doch die pure Realität; meine tierischen Füße, Huf, Huf, meine Hufe. Laut schluchzend fing ich an zu weinen. Laute wie das Meckern einer Ziege „Mäh Mäh“ drangen in mein Ohr. Wieder erblickte ich mein Gesicht im Spiegel; ich war nicht ich selbst, ich war so etwas wie ein Ziegenbock. Nein, ich war kein Ziegenbock, irgendwie war ich doch ich selbst; sowohl Ziegenbock als auch Mensch. Ziegenmensch oder Menschenziege. Ich dachte, der Albtraum der vorigen Stunden hielt vielleicht immer noch an, daher schloss ich die Augen und flehte:

>Oh, allmächtiger Gott! Lass das nur ein Albtraum sein, was ich gesehen habe. Du weißt, dass ich je niemandem bewusst etwas Schlechtes angetan habe und meine einzige Verfehlung stets darin bestand, im Wirrwarr der Religionen nicht in der Lage gewesen zu sein, mich für eine bestimmte Religion zu entscheiden, die tatsächlich die deine und wahre ist. Befrei mich aus den Fängen dieses Albtraums! Ihr, oh all ihr edlen Propheten des einen und einzigartigen Gottes, vergebt mir! Vergebt mir, diesem sündigen, von der Herde abgekommenen Schaf, dass ich mich geweigert habe, der Masse eurer scheinbar unfehlbaren Vertreter zu folgen!

Ich schwöre euch bei den heiligen Hügeln von Zion, Moria und dem Ölberg und bei der Unschuld von Isaak oder Ismael und dem gekreuzigten Christus! Ich werde an die Religion eines jeden von euch glauben. Von nun an werde ich jeden zweiten Tag abwechselnd, bis zu meinem letzten Atemzug, alle Pflichten und Zeremonien jeder Religion erfüllen; den unfehlbaren Vertretern von euch in jedem Krieg, „Fatwa“, „Jihad“ und Ähnlichem blind, taub und ohne Verstand beistehen. Befreit mich bitte aus den Fängen dieses Albtraums und dieses Daseins als Halb-Ziege, Halb-Mensch! Ich flehe euch an, gebt mir mein eigenes Gesicht wieder zurück!<

Jedes einzelne Wort meines Gebetes hallte, wie das Echo von dem Mäh-Mäh-Gemecker eines Ziegenbocks, in meinen Ohren. Ich schlug meine Augen auf und erblickte mich dabei selbst im Spiegel. Ich war immer noch der Gleiche, den ich vorhin gesehen hatte; halb ich selbst, halb ein Ziegenbock. Mein Gedächtnis und meine Sinne funktionierten aber immer noch ganz gut und waren unverändert die meinen. Ich sprach zu mir selbst:

>Josef! Traue deinen Augen nicht! Die Grenze zwischen Realität und Fiktion ist heutzutage verschwommen. Alles, was du wahrnimmst, ist ein Produkt des menschlichen Gehirns. Du lebst und arbeitest, du liest und schreibst in einer virtuellen Welt. In der gleichen Welt führst du Freundschaften, schaust du Filme und bestimmt träumst du auch in dieser fiktiven Welt. Deine Träume und Albträume sind daher hundert Prozent virtuell; wie die Erzählsituation eines Erzählers in einem spannenden Roman, die nicht seine Situation ist. Sonst kann es überhaupt nicht sein, dass du nicht mit deinen eigenen Füßen, sondern mit den Hufen eines Viehs einfach vom Bett aufstehst und bis hierher zum Badezimmer spazierst. Hättest du tatsächlich reale Hufe, müsstest du wie die Skifahrer erst jede Menge üben, hinfallen und aufstehen bis du lerntest, sicher darauf zu laufen. Es geht doch nicht, dass man aufwacht und einfach sofort perfekt und ohne Anfangsschwierigkeiten auf Hufen läuft. Aber … Aber mein Gesicht

… Mein Gesicht ist halb von mir und halb von einem Ziegenbock. Oh, lieber Gott! Lieber Gott, hilf mir! Mäh. Mäh …<
Verzweifelt und wie am Boden zerstört ging ich ins Wohnzimmer, warf mich aufs Sofa und verfiel erneut in heftiges Schluchzen, das sehr stark an Ziegengemecker erinnerte.

Ich weiß nicht, wie spät es war, als mein Handy plötzlich klingelte. Ich ging davon aus, dass es jemand aus meiner Firma wäre, der den Grund für meine Verspätung oder Abwesenheit bei der Arbeit in Erfahrung bringen wollte. Ich durfte nicht ans Telefon gehen. Was würde man von mir halten, wenn man mein „Mäh Mäh"-Gemecker hören würde? Gerade hatte mein Handy aufgehört zu klingeln, da begann nun mein Festnetztelefon zu klingeln. Mit Mühe hielt ich mich fern von dem Gerät. Kurz danach klingelte erneut mein Handy, darauf wieder das Festnetztelefon und später sogar beide gleichzeitig. Das störte mich sehr. Ich stand trotzdem auf, um mitzuteilen, dass es mir nicht gut ging. Unterwegs brüllte ich:
>Oh, man, was ist nur los? Warum telefoniert ihr so hartnäckig hinter mir her? Ich bin heute krank. Einfach krank.<
Anstatt dieser normalen Worte hörte ich nur „Mäh… mäh…".
>Soll ich den Hörer abnehmen und mäh mäh meckern? Scheiße …<
Ich wurde wütend und warf die Telefongeräte und alles, was ich in die Finger bekam, durch die Gegend. Dann ging ich vor Wut brüllend ins Schlafzimmer und suchte Zuflucht in meinem Bett. Ich musste schlafen. Es war bestimmt noch mitten in der Nacht und ich träumte, der Tag sei angebrochen. Ich musste schlafen, damit ich am nächsten Morgen aus diesem Albtraum endlich aufwachte und zur Arbeit gehen konnte.
Ich war noch nicht eingeschlafen, als es an der Tür schellte.
>Mein Gott! Diese verdammte Firma lässt mich nicht in Ruhe. Sie wollen, dass man ständig für sie malocht. Als ob ich eine Maschine wäre. Ihr Rücksichtslosen, selbst eine Maschine kann auch einmal

defekt sein und Öl verlieren. Ich bin heute krank und nicht einsatzfähig, wie ein Computer, der von einem Virus befallen und außer Betrieb ist. Warum versteht ihr das denn nicht? Werdet ihr selbst denn nie krank?<

Wieder ertönten meine laut gedachten Gedanken mit dem verdammten „Mäh. Mäh…“-Gemecker in meinen Ohren. Es war kaum zu glauben, jedes Wort, jedes Gefühl, einfach alles, was ich in meinem Kopf dachte, verwandelte sich in ein „Mäh. Mäh“, sobald ich es aussprach.

>Mäh. Mäh. Ich bin in einen Ziegenbock verwandelt worden. In einen Ziegenbock. Oh, ihr Schafe Gottes und meiner Softwarefirma, kommet heute ohne den Hirten und ohne den Antivirenprogrammierer aus. Der Virusbekämpfer ist nun selbst von Viren befallen, nein, er ist ein Ziegenbock, ja genau, ein Teil der Herde geworden!<

Ich musste lachen. Die zwei ersten „Mäh, Mäh“ meiner letzten Predigt hatte ich ganz bewusst zum Scherz wie einen meckernden Ziegenbock klingen lassen; diese unterschieden sich überhaupt nicht von dem Rest, der eigentlich ganz normal gesprochen wurde. Mein Scherz gefiel mir selbst sehr gut. Ohne ein Wort oder „Mäh“ auszusprechen, dachte ich lautlos bei mir:

>Josef! Josef! Du hast aber Humor und kannst sogar immer noch lachen. Das ist bestimmt ein gutes Zeichen. Vielleicht hat dein Ziegengemecker irgendeinen Sinn? Jahrelang hast du versucht durch eine normale Sprache das Leben, die Menschen und die Welt zu verstehen und mit ihnen in Kontakt zu treten. Das hat nicht funktioniert; nun musst du es durch eine andere Sprache versuchen. Meckere. Kommunizieren Ziegen und andere Tiere durch ihre eigene Sprache etwa nicht sich und mit ihrer Umwelt? Also, sei auch du nun wie einer von ihnen. Sei ein Ziegenbock und meckere „Mäh. Mähhhhh“. Junge, damit wirst du einerseits von ihnen verstanden, andererseits verstehst du aber auch die anderen.<

Ich lachte mit meinem „Mähh Mähh“-Gemecker lauthals. Bald hörte man auf, an der Türe zu klingeln. Ich schlief ein und genoss einen tiefen, langen und albtraumlosen Schlaf.

17

Morgens früh wurde ich wie immer durch den Wecker geweckt. Ich erinnerte mich, dass ich ungefähr vierundzwanzig Stunden geschlafen hatte. So einen langen Schlaf hatte ich noch nie erlebt. Ich vermutete, dass mein Körper den Schlafmangel meines bisherigen Lebens dadurch nachzuholen versucht hatte. In mir floss nun erstaunlich viel Energie, sodass ich das Gefühl hatte, ich könnte Bäume ausreißen. Ich stand auf und sagte zu mir:
>Den Kopf hochhalten und nicht nach unten auf die Füße gucken, Josef. Geh direkt ins Badezimmer, wasche dich und blicke unter gar keinen Umständen in den Spiegel. Die Verwandlung, die du gestern erlebt hast, wurde sehr wahrscheinlich durch irgendeine Droge, die dein Bürokollege, vermutlich als Scherz, in deinen Kaffee gekippt hat, verursacht. Ja, das Arschloch hat etwas in meinen Kaffee getan, sonst hätte ich nicht Tag und Nacht durchschlafen können. Er hat mir doch mal erzählt, dass er einmal Brot mit Marihuana gebacken hatte, davon gegessen, und dadurch dann zwei bis drei Tage lang halluzinierte. Der verrückte Kerl. Vor solchen Leuten muss man sich in Acht nehmen.<
Ich ging direkt unter die Dusche, wusch mich und begann mich abzutrocknen. Ich war mit meiner Vermutung hinsichtlich der Drogen so beschäftigt, dass ich vergaß, was ich mir vorgenommen hatte. Unbewusst fiel mein Blick in den Spiegel.
>Oh, nein! Mein Gesicht sieht genauso aus, wie gestern …<
Ich brüllte meckernd vor mich hin. Infolgedessen neigte sich unwillkürlich mein Kopf nach unten und ich starrte verzweifelt meine Füße an. Ich hatte Hufe. Wirkliche Hufe. Das heißt, meine Füße waren durch die Hufe eines Ziegenbocks ersetzt. Neugierig rannte

ich ins Schlafzimmer zurück. Vor dem langen Kleiderschrankspiegel betrachtete ich meinen ganzen Körper aus jedem Blickwinkel. Alle meine Glieder waren normal, männlich wie immer, außer meinem Gesicht, das halb mir selbst, halb einem Ziegenbock ähnelte.

>… Nein. Das hat leider mit Drogen nichts zu tun. Vielleicht war mein Gesicht schon immer so gewesen, und ich wusste bisher nur nichts davon? Ich werde in eines meiner Fotoalben schauen und mein Gesicht vergleichen<, meckerte ich vor mich hin.

Bevor ich ein Fotoalbum holte, erblickte ich spontan ein Bild meines Sohnes an der Wand, als ich an das Wort „Foto“ dachte. Er lächelte mich wie immer an. Mir fiel ein, dass ich es damals geknipst hatte. Meine Gesichtsmuskeln entspannten sich und allmählich breitete sich so etwas wie ein Lächeln auf meinen Lippen aus. Das heitere Gesicht meines Sohnes ähnelte meinem ursprünglichen Gesicht. Ein anderes Foto von uns beiden hing ebenfalls an der Wand, dieses Bild hatte seine Mutter einmal von uns gemacht. Auch dieses Bild wies wirklich einen deutlichen Unterschied zwischen meinem jetzigen und meinem damaligen Gesicht auf.

>… Damals war ich noch ich selbst, aber jetzt? O, Gott! Ich bin ein Ziegenbock. Einfach ein Ziegenbock …<, meckerte ich verzweifelt und wollte losheulen. Der unschuldige Blick meines Sohnes hielt mich jedoch davon ab, als ob er zu mir sagen würde:

>Nicht weinen Papa! Bitte nicht weinen! Gut, sei nun ein Ziegenbock; ein freches und zähes Tier, das unabhängig seinen eigenen Weg geht. Das ist immer noch besser, als wie die anderen ein Schaf zu sein, das dem Hirten bedingungslos und blind folgt und am Ende sogar geopfert wird!<

>… Zumindest meines Sohnes wegen darf ich nicht aufgeben<, dachte ich mir und holte ein Fotoalbum.

Mein Gesicht war auf allen Fotografien das Gleiche. Einigermaßen motiviert von dieser Feststellung fiel mir etwas Neues ein. Ich nahm eilig einen Kugelschreiber und ein Blatt Papier, ohne ein Wort auszusprechen, schrieb ich hoffnungsvoll:

„Ich bin ich selbst, der Josef. Ich bin kein Ziegenbock. Ein ganzer Mensch. Kein Ziegenmensch und keine Menschenziege."
Ich stellte fest, dass ich glücklicherweise auf dem Papier der sein konnte, der ich tatsächlich war, ohne das „Mäh Mäh"-Gemecker.
>Cool. Mindestens auf dem Papier kann ich meine Gedanken, so wie sie tatsächlich sind, zum Ausdruck bringen. Ich tue so, als ob ich stumm wäre. Nun muss ich zur Arbeit gehen, sonst schmeißt man mich aus der Firma. Aber so kann ich doch da nicht erscheinen … Zuerst gehe ich zu einem Arzt, nein, zum Arzt gehe ich nicht. Was kann der denn schon für mich tun? Verschwinden etwa durch Medikamente diese Ziegenmerkmale? Ich bedecke mein Gesicht mit einem Schal oder einer Bandage und suche einen Maskenbildner, gebe ihm ein gutes Trinkgeld, bitte ihn, wenigstens einen Teil von diesen Ziegenmerkmalen wegzuretuschieren. Das ist klug und sicher auch realisierbar. Das Gleiche tun doch Politiker, Schauspieler und die Geistlichen, wenn sie vor dem Publikum oder vor der Kamera stehen, oder etwa nicht? Okay. Aber die Hufe? Was mache ich damit? Ach, meine Hufe bereiten mir keine besonderen Schwierigkeiten, wenn sie in den Schuhen stecken, sieht man sie nicht. Ich bin mir sicher, dass ich nicht die erste Menschenziege oder der erste Ziegenmensch bin. Wer weiß, vielleicht sind alle Menschen in ihren vier Wänden wie ich jetzt, und draußen stellen sie etwas anderes dar? Ich ziehe mich an und suche nach einer Lösung …<
Nachdem ich meine Klamotten und die Schuhe angezogen hatte, nahm ich mein Portemonnaie aus der Tasche und kontrollierte die verschiedenen Karten darin. Alle waren unverändert meine eigenen. Ich suchte den Schlüsselbund, auch der war an Ort und Stelle. Nur mein Handy fehlte mir. Eilig suchte ich es und fand dessen einzelne Teile verstreut im Wohnzimmer. Ich erinnerte mich, besser gesagt, ich sah mit meinen Augen, dass ich gestern während des Ziegenwutanfalls einige Sachen umgeschmissen hatte. Ich

fügte die Handyteile zusammen. Zum Glück war das Gerät ein gutes und funktionierte noch.

>Nun, ja. Ich gehe zu einem Maskenbildner, oder wie man heutzutage sagt: zu einem „Visagisten“, und lasse mir eine Maske anfertigen.<

„Nun, ja. Ich gehe zu einem Maskenbildner, oder wie man heutzutage sagt: zu einem Visagisten, und lasse mir eine Maske anfertigen“, hörte ich diesen Satz vollständig und ganz normal wie die Stimme eines Menschen mit meinen eigenen Ohren; keine Spur vom „Mäh Mäh“-Gemecker. Zweifelnd aber gleichzeitig auch erfreut sagte ich laut:

>Heißt es, dass ich kein Ziegenbock mehr bin und nicht mehr meckere?<

Ich nahm genau diesen einen Satz laut und deutlich mit meinem eigenen Gehör wahr. Eilig flitzte ich zum Spiegel und schrie euphorisch:

>Ja! Ja! Das bin ich selbst. Wirklich ich, der Josef! Juhuu!<

Das Gesicht im Spiegel war, endlich wieder, wie immer ganz mein eigenes, nur mit einem Dreitagebart. Mein Magen begann auf einmal zu knurren. Nach mehr als einem Tag empfand ich erst jetzt ein Hungergefühl. Ich hatte aber weder Lust noch Zeit zu frühstücken. Ich musste mich rasieren und zur Arbeit fahren. Auch dort könnte ich etwas zu essen bekommen.

Während ich mich rasierte, dachte ich drüber nach, wie diese überaus erfreuliche Rückverwandlung spontan zustande gekommen war. Was sollte ich machen, wenn mein Gesicht wieder, Gott bewahre, wie vorher verunstaltet würde?

Ich führte ein Selbstgespräch:

>… Diese Veränderung hat hundert Prozent mit dem Anziehen zu tun. Bevor ich die Wohnung verlasse, muss ich unbedingt einmal meine Klamotten einzeln in Ruhe vor dem Spiegel ausziehen und dabei mein Gesicht genau beobachten.<

Nach dem Rasieren begab ich mich eilig ins Schlafzimmer vor den Spiegel. Dort zog ich erst mein Sakko aus, dann Hemd und Unterhemd; es war keine Veränderung zu sehen. Ich lockerte den Gürtel, um die Hose auszuziehen. Ich merkte, dass das nicht ging, ich musste natürlich erst die Schuhe loswerden. Indem ich weiterhin ganz genau mein Gesicht im Spiegel betrachtete, versuchte ich nun einen Schuh langsam auszuziehen. Der Schuh war gerade halbwegs ausgezogen, als mein Gesicht sich allmählich zu verändern begann. Verängstigt und zaudernd zog ich noch langsamer als vorher den Schuh ganz aus. Das Gesicht war nun total entstellt. Ich wurde wieder in den Ziegenmenschen oder die Menschenziege verwandelt. Entsetzt aber standhaft zog ich den ausgezogenen Schuh wieder an. Zum Glück bekam ich mein eigenes Gesicht, wie von Zauberhand, zurück.

Ich probierte es mit allen Schuhen, die ich zu Hause hatte. Das Ergebnis war jedes Mal das gleich, außer bei den offenen Latschen. Meine Füße mussten ständig bedeckt und in den Schuhen stecken, damit mein Gesicht sich nicht veränderte.

Ich sagte erleichtert und stolz zu mir:

>Ein Hoch auf meinen Verstand. Ich habe die Ursache fast herausgefunden; Schuh. Schuh. Das heißt, das Barfußsein verursacht die Veränderung in meinem Gesicht. Aber … Aber meine Füße, quasi die Hufe, was ist mit ihnen? Ach, vergiss sie einfach. Weder in den Schuhen noch barfuß fühle ich mich großartig anders. Man sieht sie in den Schuhen sowieso nicht. Meine veränderten Füße funktionieren barfuß genauso wie vorher, sie sehen nur ungewöhnlich aus. Beim Gehen habe ich damit überhaupt kein Problem. Oh Gott! Mein Gott, vor welch einem großen Unglück hast du mich bewahrt durch den Verstand und die Vernunft, die du mir eingepflanzt hast! Jetzt bin ich mehr denn je überzeugt, dass es tausendmal besser ist, sich auf diese beiden himmlischen Gaben zu verlassen, als den Betrügern zu folgen, die sich selbst als deine

Vertreter bezeichnen. Nun muss ich mich aber anziehen und arbeiten gehen …<

18

Ungefähr eine Stunde später in der Firma angekommen, fragte ich meinen Kollegen, mit dem ich das Büro teile:
>… Hast du vorgestern etwas in meinen Kaffee getan?<
>Nein. Wieso?<
>Der Durchfall hat mich gestern kaum zur Ruhe kommen lassen. Alle Mittel, die ich im Haus hatte, habe ich genommen, trotzdem konnte ich das Klo nicht für eine Minute verlassen. Glaub mir, so einen Durchmarsch habe ich noch nie im Leben erlebt.<
Er grinste schadenfroh und erzählte:
>Bestimmt war die Ursache die Milch, die du in deinen Kaffee getan hast. Oh, was für ein Glück! Gut, dass ich meinen Kaffee ohne Milch trinke. Gestern sind außer dir noch zehn andere Kollegen aus unserer Abteilung nicht zur Arbeit erschienen. Schauen wir mal, ob sie heute kommen? Du solltest den Chef sehen. Der war so was von fertig. Die Arbeit in unserer Abteilung war ganz eingestellt. Erst die Sekretärin, dann hat er selbst bei euch allen angerufen. Manche Kollegen haben ihn verarscht. Und wie? Oh, oh, oh! Du kannst es dir überhaupt nicht vorstellen. Sie haben am Telefon wie eine Ziege „Mäh. Mäh.“ gerufen. Haha… Unser Gott, oh, sorry. Unser Chef hat den Stellvertreter der Firmenleitung angerufen. Es wurde beschlossen, euren Zugangscode sofort sperren zu lassen, mit der Befürchtung, eine von den Konkurrenzfirmen könnte euch abgeworben haben. Junge, Junge! Das war hier aber ein Theater. Guck mal, ob du Zugang zum Firmensystem an deinem PC hast …<
Wie vermutet hatte ich keinen Zugang zu meinem Computer. Ich ging zu unserem Abteilungsleiter und erzählte ihm, dass ich gestern in der Firma gefehlt habe und dadurch mein Zugang zum Computer

gesperrt worden wäre. Misstrauisch fragte er mich nach dem Grund meines Fehlens. Ich erzählte ihm daraufhin die an den Haaren herbeigezogene Durchfallgeschichte. Bedauernd verwies er mich auf unseren Chef. Seiner Behauptung nach wollte der Chef mit allen, die gestern nicht zur Arbeit gekommen waren, ein persönliches Gespräch führen. Diese Nachricht verwunderte mich nicht, weil mir der Kollege, mit dem ich das Büro teile, bereits einiges über die kritische Situation hier in der Firma erzählt hatte. Also ging ich diesmal zu unserem Chef.

Seine Sekretärin bat mich, einen Moment auf ihn zu warten, weil er derzeit mit einem anderen Kollegen, der ebenfalls gestern gefehlt hatte, im Gespräch war. Sie schien mir total angespannt zu sein. Ich fragte sie nach dem Grund dafür. Sie erzählte mir leise im Vertrauen:

>Seit gestern steht alles hier auf dem Kopf. Einige Kollegen sind auch heute nicht zur Arbeit gekommen. Der Kollege, der zurzeit beim Chef ist, sieht ganz fertig und entstellt aus. Über die Hälfte seines Gesichts sowie seine beiden Hände sind bandagiert. Das Schlimmste ist, dass der Arme nicht reden kann. Vor circa einer halben Stunde ist er hier aufgetaucht, mit einer bandagierten Hand hat er auf einen Zettel geschrieben, dass er dringend zum Chef muss. Nun ist er drin und kommuniziert mit ihm auf dem Papier. Ist das nicht fürchterlich? Der Arme.>

>Was ist ihm denn passiert?<

>Das wüsste ich auch nur zu gerne. Er hat es mir nicht erzählt.«

Ich nickte bedauernd und nahm mit gemischten Gefühlen und einigen wirren Gedanken in meinem Kopf auf einem der unbequemen Sessel im Vorzimmer Platz, blätterte wahllos durch die Magazine, die auf dem Tisch herumlagen, eins nach dem anderen, einerseits, um die Zeit totzuschlagen, andererseits, um meine Gedanken zu ordnen. Könnte diesem Kollegen auch das gleiche Unheil, von dem ich betroffen war, widerfahren sein? Wenn ja, warum hatte er dann sein Gesicht und seine Hände bandagieren

lassen? Wenn er seine Schuhe anhatte, müssten eigentlich alle Ziegenmerkmale, wie bei mir, verschwunden sein. Was war mit seinen Händen los? Hatten sich bei ihm sowohl an den Füßen als auch an den Händen Hufe gebildet? Ein Glück, dass es bei mir soweit nicht gekommen war.

Irgendwann öffnete sich die Tür, und der Kollege kam heraus. Die Sekretärin schaute ihn kurz und voller Entsetzen an, ging dann sofort zum Chef. Ich stand auf, ging auf meinen Kollegen zu und begrüßte ihn freundlich. Er nickte angespannt und wollte wortlos weitergehen. Ich fragte ihn besorgt, was mit ihm passiert sei. Mit einer abwehrenden Bewegung beider Hände machte er mir klar, dass er nicht gestört werden möchte. In diesem Augenblick rief mich die Sekretärin.

Verwirrt betrat ich das Büro des Chefs. Ich weiß nicht, ob ich ihn überhaupt begrüßt hatte oder nicht. Auf jeden Fall kann ich mich nur daran erinnern, dass ich vor ihm saß und er mir freundlicherweise ein Glas Wasser reichte.

>Trinken Sie bitte einen Schluck Wasser und beruhigen Sie sich. In ungefähr einer Stunde wird die Sperre ihres Zugangscods aufgehoben. Es war wirklich nicht böse gemeint. Wir wollten damit nur unsere Firma schützen>, sagte der Chef lächelnd. Ich trank einen Schluck und fragte leise, was mit dem Kollegen los wäre.

>Er sagt, er hätte einen Unfall gehabt, dabei wären sein Gesicht und seine beide Hände schwer verletzt worden, sodass er nur mit einem Strohhalm Flüssigkeit zu sich nehmen könnte. Wie geht es Ihnen?<, fragte mich der Chef, während er mich neugierig anschaute.

>Danke. Gut. Es tut mir leid, dass ich gestern nicht zur Arbeit erschienen bin.<

>Nicht schlimm. Geht es Ihnen wirklich gut? Sie sehen ganz blass aus.<

Ich merkte, dass meine Reaktion auf den bandagierten Kollegen ungewöhnlich war, daher versuchte ich nun, mich zu rechtfertigen:

>Schrecklich. Der Kollege sah total entstellt aus. Der arme Kerl.<
>Kennen Sie ihn persönlich?<
>Ja. Wir haben hier in der Firma immer ein gutes Verhältnis zueinander gehabt, was unsere Teamarbeit betrifft.<
Der Chef nickte lobend und setzte an:
>Ich meine, ob Sie mit ihm außerhalb der Firma auch einen guten Kontakt haben?<
>Ach so. Nein. Stimmt etwas nicht mit ihm?<
>Das weiß ich nicht. Auf jeden Fall hat er sich für die nächsten Tage krankgemeldet. Viele Kollegen sind gestern ebenfalls nicht zur Arbeit gekommen. Wir haben versucht, Sie telefonisch zu erreichen. Sie und dieser Kollege sind die Einzigen, die nicht ans Telefon gegangen sind und uns freundlicherweise nicht auf den Arm genommen haben. Alle anderen haben buchstäblich wie ein Ziegenbock gemeckert, anstatt mit uns zu reden. Neun von elf Kollegen, die eigentlich bei der Arbeit sein sollten. Wir sind davon ausgegangen, Sie alle hätten gemeinsam vor, unsere Firma lahmzulegen.<
Ich widersprach ihm nachdenklich:
>Nein. Ich jedenfalls nicht. Warum auch?<
>Genau. Das fragen wir uns ebenfalls. Eine ehrliche Frage, ich hoffe, dass Sie mir auch eine ehrliche Antwort darauf geben.<
>Selbstverständlich. Fragen Sie bitte.<
Der Chef schaute mir ernst in die Augen:
>Hat irgendeine Firma Ihnen in letzter Zeit eine Arbeitsstelle angeboten?<
>Nein. Ich habe mich nirgendwo beworben und wurde auch von keiner Fremdfirma diesbezüglich kontaktiert. Ich fühle mich hier bei Ihnen ganz wohl und habe nicht vor, woanders zu arbeiten.<
Der Chef lächelte mich freundlich an und sagte beruhigt:
>Danke. Schön, so etwas zu hören. Hat Sie auch kein Kollege in letzter Zeit angesprochen, dass der Lohn und die

Arbeitsbedingungen bei einer anderen Firma viel besser als hier wären?<
Ich schüttelte den Kopf und verneinte.
>Gut<, sagte er erfreut und stand abrupt auf. >Falls Sie mal mit Ihren Arbeitsbedingungen in irgendeiner Weise unzufrieden sein sollten, sprechen Sie mich bitte direkt an. Die Sperre auf Ihren Zugangscode wird in wenigen Minuten aufgehoben. Einen schönen Tag noch<, sagte der Chef und begleitete mich bis zur Tür.
Kurz nachdem ich in mein Büro zurückkam, stellte ich fest, dass ich wieder an meinem Computer arbeiten konnte.
Zu meiner Schande muss ich aber gestehen, dass ich trotz meines Entsetzens und meines aufrichtigen Mitleids mit dem bandagierten Kollegen, doch einigermaßen erleichtert war, dass außer mir noch ein paar andere, sehr wahrscheinlich wegen des gleichen Problems, nicht zur Arbeit gekommen waren. Nur zwei von ihnen erschienen später wieder in unserer Firma. Von den anderen habe ich weder etwas gesehen, noch gehört. Einmal hätte ich beinahe einen dieser beiden, und zwar den zuvor bandagierten Kollegen, gefragt, ob auch er, wie ich, mit seinen Füßen Probleme hätte. Dies tat ich jedoch nicht, obwohl ich wusste, dass geteiltes Leid halbes Leid ist. Von dieser Zeit an bis jetzt habe ich mich keinem Menschen barfuß oder ohne Schuhe gezeigt, außer vorgestern. Als ich dich nackt in der Badewanne sah, war ich so erregt, dass ich einen Augenblick vergaß, auf die Schuhe zu achten. Sobald ich einen Schuh auszog und die Hufe vor meinen Augen erschienen, merkte ich, dass ich verloren war. Ich wusste, du schautest mich an. Verängstigt schaffte ich nur noch mit meinen Händen das Gesicht zu bedecken und floh, damit du mein Ziegengemecker nicht hören würdest und das veränderte Gesicht nicht sahst. Von da an bis zu dem Zeitpunkt, als ich deine E-Mail las, habe ich mich damit gequält, wie ich dir alles erklären sollte. Beim Lesen deiner E-Mail habe ich bemerkt, dass du mehr als ich unter diesem Vorfall leidest, weil ich dir offensichtlich wichtig bin, weil du mich tatsächlich liebst.

Sofort beschloss ich dich anzurufen, um dich zu beruhigen und dir die ganze Geschichte bei der ersten Gelegenheit zu erzählen. Nun liegt die Entscheidung bei dir. Ich bin so, wie ich bin; mit dieser verdammten Verwandlung.«
Die ganze Zeit über war ich völlig gebannt von seiner Geschichte. Nun jedoch schwieg er und blickte mich fragend an. Ich hatte dazu nichts zu sagen. Eigentlich hätte ich mich gefreut, wenn er mit seiner Geschichte fortfahren würde. Was er erzählte, war manchmal traurig, aber auch sehr fesselnd, wie die Episode aus einem Roman oder eine Szene aus einem spannenden Film.
»Na, nun, Maria! Wo bist du mit deinen Gedanken?«, fragte er mich.
Überrascht antwortete ich:
»Wie? Was?«
»Hast du überhaupt gehört, was ich gesagt habe?«
»Ja, ja. Ich habe es gehört. Schon fertig?«
»Meine Geschichte ja. Das Geheimnis zwischen Schuhen und Ziegenhufen aber noch nicht. Es ist immer noch in und bei mir. Ich habe akzeptiert, dass es mir bis zum Ende meines Lebens erhalten bleibt. Natürlich habe ich die Suche nach dem Grund noch nicht ganz aufgegeben. Ich habe jedoch mittlerweile gelernt, irgendwie damit zurechtzukommen, um weiterzuleben, für meinen Sohn, und vielleicht, wenn du es möchtest, auch für dich.«
Seine Augen waren voller Tränen. Ich ging auf ihn zu und umarmte ihn:
»Und vielleicht für unsere Kinder …«

19

Bei den ersten Schwangerschaftsanzeichen suchte ich einen Frauenarzt auf. Der bestätigte mir nach einem Routinetest meine Vermutung. Vor Glück war ich vollkommen aus dem Häuschen und erzählte es Josef bei der nächsten Gelegenheit. Gegen meine

Erwartung wurde er blass und schien schockiert. Nach kurzem Zögern fragte er mich, während er nervös schluckte:
»Aber, aber, was, wenn unser Kind das gleiche Problem hat wie ich?«
»Was für eine belanglose Frage? Das ist doch unser Kind. Wir werden es lieben. Außerdem, woher weißt du, dass unser Kind auch dein Problem haben wird?«
»Nein. Nein. Wir dürfen nicht zulassen, dass ein unschuldiges Kind mit so einem Problem, wie dem meinen konfrontiert wird. Das ist ungerecht, verantwortungslos, ja sogar ein Verbrechen.«
«Hey, Josef, mein Liebster! Freue dich doch! Du wirst bald wieder Vater! So wie du bis jetzt mit deinem Problem zurechtgekommen bist, wird unser Kind auch damit fertigwerden, vielleicht sogar besser als du.«
»Nein. Nein. Bevor es zur Welt kommt, müssen wir in regelmäßigen Abständen Ultraschalluntersuchungen durchführen lassen, um festzustellen, ob etwas Ungewöhnliches in seinem Gesicht oder an seinen Füßen zu sehen ist. Ist das der Fall, müssen wir …«
Ich konnte ihn seinen letzten Satz nicht aussprechen lassen, besser gesagt, ich wollte kein Wort über Abtreibung hören. Genervt schrie ich:
»Halt den Mund Josef! Sprich nicht weiter! Wenn du mich nicht mehr liebst, gehen wir auseinander. Ich verzichte aber nicht auf mein Kind. Nie. Niemals.«
Verdutzter denn je schaute er mich an:
»Wie redest du denn mit mir, Maria? Du erinnerst mich an die Mutter meines Sohnes.«
Beschämt schluchzte ich:
»Zwinge mich bitte nicht zu einer Abtreibung, Josef. Sonst bin ich gezwungen, auf dich zu verzichten. Du … du bist doch nicht so grausam, Josef? Du kannst doch nicht einfach unser Kind töten lassen? Du liebst mich doch, mein Liebster? Oder?…«

Ich weinte bitterlich. Nach einer Weile nahm er mich in seine Arme, und während er lächelnd meine Tränen abwischte, sagte er beruhigend:
»Beruhige dich, mein Schatz! Wie du es willst. Ich würde dich gerne als Mutter unseres Kindes haben …«

Inzwischen bin ich seit vier Monaten und dreizehn Tagen schwanger. Gegen meinen Willen, nur für Josef, habe ich mein Kind einige Male per Ultraschall untersuchen lassen. Zum Glück ist es ein gesundes und normales Kind und entwickelt sich prächtig. Josef hat mich mehrmals gebeten, dass ich mit diesen Untersuchungen aufhöre, weil er unser Kind wirklich lieben wird, egal mit welchem Handicap es zur Welt kommen mag. Ich werde aber, solange es geht, mein Kind sonografieren lassen, damit Josef an der Gesundheit unseres Kindes nie zweifelt.
Nun, es ist besser, dass ich meine Geschichte hier beende, weil ich allmählich aufstehen und auch heute wegen der Ultraschallaufnahmen zum Arzt gehen muss. Zum Schluss ist es vielleicht doch angesagt, dass ich noch etwas ansatzweise erwähne; am Anfang meiner Bekanntschaft mit Josef, als er über die Wichtigkeit von Geheimnissen für die Aufrechthaltung der seelischen Ausgeglichenheit eines Menschen redete, hatte ich ihm gesagt, dass ich noch kein Geheimnis habe. Das war tatsächlich bis vor Kurzem auch der Fall… Seit einiger Zeit bedecke ich meine Hände stets mit Handschuhen.

Das Dorf der verlassenen Frauen

1

Frauen und Kinder eilten jubelnd zur Bahnstation, als sie schon von Weitem das Pfeifen eines Zuges vernahmen. Der Zug hatte die Haltestelle noch nicht erreicht; das wussten die Frauen. Sie wussten: Kaum trat die Lokomotive aus dem Tunnel und erblickte die Sonne und den ausgetrockneten Fluss, der nun traurig in der Ebene und in ihrem schönen Bergdorf ruhte, da verkündete sie mit ihrem Pfiff bereits die frohe Nachricht von der Heimkehr der Männer.

Eine junge Mutter, die die Hand ihrer kleinen Tochter hielt und pünktlich an der Bahnstation angekommen war, beugte sich über ihr Kind, richtete dessen Kleidung und sagte liebevoll:

»Juhu! Papa kommt gleich, sieht seine große und hübsche Tochter nach zwei Jahren endlich wieder und wird sich sicher riesig freuen!«

»Wo ist denn nun der Zug, Mama?«

»Er wird gleich kommen, mein Schatz!«

Die Mutter hob ihre Tochter hoch, wenn auch unter Mühen, küsste sie, wies dann auf die Richtung, aus der jeden Moment der Zug erscheinen musste, und sagte:

»Da! … Da! … Schau in die Ferne, mein Schatz! Gleich taucht dort der Zug auf, in dem Papa sitzt!«

Das Mädchen hörte auf, weiter ziemlich gelangweilt in die Ferne, in der weit und breit nichts zu sehen war, zu starren. Sie fragte:

»Meinst du, Mama, Papa wird mir wirklich eine echte Barbie aus dem Ausland mitbringen?«

»Ja, mein Schatz. Wenn Papa sie dir versprochen hat, wird er das bestimmt.«

»Vielleicht bringt er sie doch nicht mit, Mama.«

»Es gibt keinen Grund, warum er das nicht tun sollte. Das Ausland ist voll von originalen Barbiepuppen.«

»Aber du hast immer gesagt, dass ich die Männer nicht ernst nehmen soll, sie machen einem tausend Versprechungen, halten aber keine davon?«

»Mein Schatz, ich habe gesagt, du musst die Männer nicht ernst nehmen, meinte damit aber natürlich nicht deinen eigenen Vater.«

»Was ist der Unterschied, Mama? Papa ist auch ein Mann, oder?«

»Schatz, ich habe über fremde Männer geredet. Es ist etwas anderes, wenn Väter ihren Kindern etwas versprechen. Schau dahin! Er kommt!«

Als das Mädchen endlich den sich nähernden Zug sah, schrie sie vor lauter Aufregung:

»Ich habe ihn gesehen! Ich habe ihn gesehen! Der Zug kommt! Oh, lieber Gott, Papa mit einer echten Barbiepuppe in der Hand!«

Sie stellte aber bald fest, dass ihre Mutter ihrer Aufregung keine gebührende Beachtung schenkte. Daraufhin würdigte sie den Zug keines Blickes mehr, hielt gekränkt ihre Hand vor die Augen der Mutter, hinderte sie dadurch beim Hinschauen und fragte:

»Mama, was, wenn Papa auch diesmal nicht zurückkommt?«

Die junge Mutter befürchtete in ihrem Innersten genau das, dennoch wollte sie an diese Vermutung noch nicht einmal denken. Sie runzelte ihre Stirn und zischte genervt:

»Psst! Sei still! Warte noch eine Minute! Habe ich dir seinen Brief nicht vorgelesen? Wie oft hat dein Papa ausdrücklich betont, dass er dieses Jahr wegen deines Geburtstages zurückkommt?«

»Ne. Ne. Ich glaube es nicht. Letztes Jahr hatte Papa das Gleiche gesagt, ein Jahr davor hatte er vielleicht auch das Gleiche gesagt. Weißt du, Mama, Papa ist auch genauso wie die anderen Männer. Man muss ihn nicht ernst nehmen …«

Eine ungeschminkte, in sich gekehrte und deprimiert wirkende Frau in den Dreißigern, die neben der jungen Mutter und deren Kind stand und ebenfalls gespannt nach dem Zug Ausschau hielt, wurde auf die

beiden aufmerksam. Sie begrüßte erst die Mutter, wechselte ein paar Worte mit ihr, wie es eben in einem kleinen Ort, wo jeder den anderen zumindest flüchtig kennt, üblich ist. Dann wandte sie sich dem kleinen Mädchen zu, streichelte über sein Haar und sein Gesicht und sagte freundlich:

»Oh, du meine Süße, sei nicht ungeduldig! Dein Papa kommt gleich! Wann hast du denn Geburtstag?«

Das kleine Mädchen machte Anstalten, sich hinter ihrer Mutter zu verbergen, dennoch antwortete sie leise:

»Morgen.«

»Oh, wie schön! Schon morgen! Wie alt wirst du denn morgen, meine Süße?«

Das Mädchen zeigte ihr ihre Finger und antwortete:

»Fünf. Wartest du auch hier auf deinen Papa?«

»Nein, nein, meine Süße! Ich warte auf den Papa meines Jungen.«

»Warum ist dein Junge nicht mitgekommen, um seinen Papa zu empfangen? Mag er keine Barbie?«

»Es ging ihm nicht gut, meine Süße. Daher habe ich ihn zu Hause gelassen.«

Als das Thema sich um ihren Sohn drehte, verlor die Frau das Interesse an der Fortführung des Gesprächs und sie wandte sich in Richtung des einfahrenden Zuges. Das Mädchen fand gerade in dieser Dame eine nette Gesprächspartnerin, daher fuhr sie fort:

»Wird der Papa deines Sohnes heute wirklich zurückkommen?«

Die Frau antwortete seufzend:

»Vielleicht, meine Süße. Vielleicht. Er hat gesagt, dass er zurückkommt. Das ist das vierte Jahr, dass er …«

Die junge Mutter, die über das Gespräch zwischen ihrer Tochter und dieser deprimiert aussehenden Frau nicht besonders glücklich war, unterbrach sie und sagte beschwichtigend:

»Gott möge geben, dass alle Männer heute wohlbehalten zurückkehren! Alle!«

2

Als die Türen des Zuges geöffnet wurden, stiegen, entgegen aller Erwartung, nur ein paar Männer aus. Der Lokführer, der aus dem Fenster blickte, sah, dass das freudige Empfangsgetümmel nachgelassen hatte und die Enttäuschung der Frauen und Kinder anfing, langsam Gestalt anzunehmen. Er zog seine Augenbrauen nach oben, atmete tief ein und seufzte voller Mitleid. Das kleine Mädchen schlang ihre Arme um den Hals ihrer verzweifelten Mutter; besorgt tröstete sie sie, während sie auf die Tränen starrte, welche ihrer Mama langsam die Wange herunterflossen.

»Sei nicht traurig, Mama! Papa hat doch genug Dollars geschickt. Bestimmt konnte er keine echte Barbie finden, deswegen ist er auch dieses Jahr nicht zurückgekommen. Vielleicht wollte er wie der Mann der netten Frau, die eben bei uns war, abwarten, bis vier Jahre vorbei sind und erst dann zurückkommen. Gehen wir nach Hause, Mama! Komm, lass uns gehen!«

Die Mutter des Mädchens sah keinen Sinn mehr darin, weiter auf dem Bahnsteig zu warten. Sie wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht, warf einen neidvollen, zugleich nachdenklichen Blick auf die deprimiert aussehende Frau, die dabei war, ihren Mann zu umarmen, und bahnte sich mit ihrer Tochter einen Weg durch die Menschenmenge nach Hause.

Andere Frauen, deren Männer nicht zurückgekommen waren, gingen auf die Heimkehrer zu, begrüßten diese herzlich und fragten nach ihren eigenen Ehemännern. Alle Frauen und sogar die meisten der Männer wussten bereits, dass diese herzlichen Begrüßungen und die Nachfragen, trotz aller echten Sorgen und Sehnsüchte, eine Mitteilung, eine Einladung, eine indirekte, höfliche Aufforderung und ein Hinweis darauf waren, von ihnen besucht zu werden. Die anwesenden und gerade zurückgekehrten Männer sollten, mit irgendeiner Ausrede, wie zum Beispiel dem Überbringen einer Nachricht, eines Briefes oder zumindest einiger beschwichtigender

Worte der Abwesenden, den einsamen und männerlosen Damen einen Besuch abstatten. Ein Besuch, der die monatelang oder jahrelang andauernde Langeweile und Sehnsucht der Frauen zu vertreiben, nein ein wenig zu verdrängen vermochte.

Der ungeschminkten, in sich gekehrten und deprimiert aussehenden Frau gelang es endlich, die enttäuschten Frauen loszuwerden, während sie mit einer Hand einen der zwei Koffer ihres Mannes schleppte und ihn mit der anderen umschlang. Als das Ehepaar auf dem Heimweg das Getümmel, die Begrüßungen und Fragereien der anderen hinter sich gelassen hatte, fragte der gerade heimgekehrte Mann unvermittelt:

»Wo ist unser Sohn? Warum ist er nicht mit dir zur Bahnstation gekommen?«

»Ich habe ihn zu Hause gelassen. Allerdings ist inzwischen aus ihm ein Mann geworden. Ich habe befürchtet, die Frauen würden ihn in diesem Empfangsgetümmel angraben.«

Verdutzt blieb er stehen und fragte zweifelnd:

»Was? Angraben? Aus meinem Kind ist ein Mann geworden? Vor vier Jahren war er ein kleiner Dreikäsehoch, in drei Tagen wird er erst zwölf Jahre alt …«

»Hier vergeht das Jahr für Männer viel schneller als anderswo, Liebling. Hast du nicht bemerkt, was an der Bahnstation los war?«

»Nein. Was war denn da los?«

»Hast du im Ausland nichts über die Frauen hierzulande gehört?«

»Meine Liebe, im Ausland sind wir so beschäftigt, dass wir kaum Zeit haben, uns am Kopf zu kratzen. Täglich müssen wir zehn bis vierzehn Stunden malochen. Bleiben uns einmal ein paar freie Stunden, müssen wir zur Ausländerbehörde oder zu irgendwelchen anderen Ämtern gehen. Ständig von Pontius zu Pilatus wegen einer scheiß kurzfristigen Arbeitserlaubnis oder Aufenthaltsgenehmigung oder etwas Ähnlichem. Das alles für Schmutzarbeiten, die kein Einheimischer, wohlgemerkt für ein Vielfaches unseres Lohnes, erledigen würde. Da bleibt uns gar keine Zeit, darüber

nachzudenken, was hier mit unseren Frauen los ist. Okay, sehr wahrscheinlich vermissen sie ihre Männer.«

»Etwas mehr als Vermissen. Hier herrscht absoluter Männermangel. Außer den Alten, den Kranken, den Behinderten und den Jungen sind alle Männer entweder in die Hauptstadt oder, wie du, ins Ausland gegangen. Die Frauen gabeln verzweifelt jeden, der ein kleines Anzeichen von Männlichkeit besitzt, auf.«

»Ach so! Sie gabeln jeden auf, wer auch nur die geringste Spur von Männlichkeit zeigt! Mein Vater? Wie geht es meinem Vater?«

»Ja, es geht ihm gut. Deine Mutter ist aber sehr sauer, zugleich aber auch besorgt. Sie fürchtet, dass dein Vater unter den nymphomanischen Frauen bald einen Herzinfarkt kriegt.«

»Was? Mein Vater? Selbst vor ihm machen sie nicht halt? Du beliebst zu scherzen!«

»Nein. Ich meine es ernst. Wirklich! Glaube es mir!«

»Boah! Was ist denn in diesem verdammten Dorf los? Mein Gott …« Der heimgekehrte Mann führte seine Hand zum Mund und biss fassungslos auf seinen Zeigefinger. Seine Frau versuchte nun, ihn beschwichtigend wieder auf den Boden der Realität zu holen:

»Ach, zerbreche dir nicht den Kopf darüber, mein Liebling! Es ist nichts Schlimmes passiert. Weißt du was? Das Leben ist nicht mehr so schön wie früher. Alle Männer sind weg. Es wird keine Hochzeit mehr im Dorf gefeiert. Die neuen Kleider altern unbenutzt im Kleiderschrank. Du hast keine Lust, sie zu tragen, weil dich niemand anguckt und dir Komplimente macht. Du hast nichts zu tun, sitzt zu Hause nur rum und schaust neidvoll im Fernsehen, was für einen Wohlstand, was für ein glückliches Leben andere Menschen führen. So wirst du befallen von tausend Gedanken, Gefühlen, Sorgen und schließlich von der Depression.«

»Nicht zu fassen! Wirklich nicht zu fassen! Damals, als ich noch hier war, hatten wir nicht genug Brot zu essen, geschweige denn einen Farbfernseher oder Kühlschrank. Nun, wo man vieles hat …«

»Nun gibt es den Dollar, und die Welt hat sich sehr verändert, mein Liebling! Du bist im Ausland und weißt das selbst besser als ich …«
Der verdutzte Mann erwiderte wütend:
»Was weiß ich denn besser? Hast du nicht gehört, was ich eben gesagt habe? Im Ausland geh ich bloß auf dem Zahnfleisch und führe ein Hundeleben! Wo bleibt mir Zeit, zu merken, was in der Welt los ist? Übrigens meinst du, dass ich dort wirklich lebe? Wohlstand? Glücklich sein? Man versucht dort sogar, in der Mülltonne zu schlafen, um keine Miete zu zahlen. Ich versuche auf diese Weise, die Kosten so gering wie möglich zu halten, um so einige Dollars zu sparen und diese nach Hause zu schicken.«
Die Frau streichelte ihrem Mann über das Gesicht und sprach liebevoll:
»Danke schön, mein Liebling! Du bist mein Held. Ich liebe deine schöne Nase … Du opferst dich wirklich für uns. Aber, aber … weißt du, Dollars können einer Frau ihren Mann nicht ersetzen.«
»Ach, vergiss es! …«
Erregt durch die Liebkosungen seiner Frau, stellte der Mann seinen Koffer auf dem Boden ab, zog sie zu sich heran, und während er ihre Lippen voller Begehren küsste, steckte er seine Hand in ihre Bluse und streichelte ihre Brust. Obwohl seine Frau große Lust auf das Streicheln und auf einen Beischlaf mit ihm hatte, trennte sie sich von ihm und sagte vielversprechend:
»Warte noch ein paar Minuten, Liebling! Gleich sind wir zu Hause. Komm schneller! Wir haben nicht viel Zeit. In ein paar Stunden, bis zum Ende deines Urlaubs, sollst du, wie die anderen Männer, zu jeder einzelnen unserer Nachbarinnen gehen und sie beglücken. Sonst geschieht mir das gleiche Unglück, was deiner Schwester widerfahren ist.«
»Was? Ich soll zu den Nachbarinnen gehen? Was für ein Unglück? Ist meiner Schwester etwas zugestoßen?«
»Nein. Nicht wirklich etwas Schlimmes, mein Liebling. Sie hat bloß letztes Jahr ihren Mann, als er wieder zurückgekehrt war, zu Hause

eingesperrt, das Bedürfnis anderer Frauen ignoriert und nicht zugelassen, dass sie auch etwas von ihm abkriegten. Daraufhin wurden die Nachbarinnen wütend, stürmten gemeinsam ihr Haus, erbarmungslos prügelten sie auf sie ein, bis es nicht mehr ging, dann fesselten sie ihre Hände und Füße, stopften ihr ein Tuch in den Mund, ließen sie in der Ecke liegen und gingen, eine nach der anderen, vor ihren Augen, mit ihrem Mann ins Bett. Komm schnell, mein Liebling! Wir dürfen unsere kostbare Zeit nicht hier auf der Straße verschwenden.«

Die vordere Seite der Hose des Mannes war unterhalb des Gürtels geschwollen. Er versuchte, seine durch das Berühren der Brust seiner Frau entstandene Erregung zu unterdrücken, richtete seinen Rucksack auf, nahm den Koffer und begab sich wieder auf den Weg nach Hause, während er schimpfte:

»Verdammtes Ausland! Verdammte Dollars! Nur noch ein paar Jahre müssen wir durchhalten. Sobald es uns finanziell etwas besser geht, kein Ausland mehr. Auf keinen Fall. Das schwöre ich dir!«

Da verlor seine Frau die Geduld und das Verständnis, brach in Tränen aus und erwiderte:

»Was? Du willst diesmal auch wieder alleine ins Ausland gehen? Da vertust du dich aber, mein Lieber! Wir kommen auf jeden Fall mit!«

»Blödsinn! Ihr kommt mit? Das Ausland ist doch nicht der wilde Westen. So einfach kann man nicht dorthin. Sie haben ihre eisernen Mauern und Regeln. Ihre Tore sind vollkommen dicht. Überall, an den Grenzen, den Flughäfen, in den Flugzeugen, Bussen, Bahnen, Zügen, Häfen, Bahnhöfen, Geschäften, auf den Straßen, ja selbst vor den Toiletten, sind Kameras installiert. Jede Bewegung wird beobachtet. Keine Mücke oder Fliege kann ohne Visum da landen. Wie soll ich denn, bitte schön, für euch ein Visum beschaffen? Durch jede Menge Bestechungsgeld an unsere Beamten und an die Leute, die gute Kontakte zu den ausländischen Botschaften haben, durch Tricks, Erniedrigungen und jede Menge Quälerei habe ich es geschafft, mir selbst eins zu besorgen. Ein Visum, wodurch ich nur

als Tagelöhner oder Schwarzarbeiter für wenig Geld drei Monate auf dem Friedhof, sechs Monate im Leichenhaus, zwei Monate in der Müllverbrennungsanlage, acht Monate auf dem Schlachthof, ein paar Monate beim Straßenbau, mal hier oder da in den Küchen einiger Restaurants und so weiter und sofort malochen darf, ohne Krankenversicherung und ohne jegliche weiteren Rechte, die einem einheimischen Angestellten normalerweise zustehen. Das ist aber noch nicht alles; jeder Penner auf der Straße, der mich sieht, sagt zu mir: Scheiß Ausländer! Ausländer raus!«

Seiner Frau wurde plötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen. Sie hatte bis jetzt nur ein positives Bild vom Ausland vor Augen gehabt. Verzweifelt putzte sie sich die Nase und fragte verheult:

»Aber in den Filmen sieht das Leben im Ausland doch immer so schön aus?«

»Ja, das scheiß Ausland mag im Vergleich zu unserem Land sehr schön sein. Aber nur für die Ausländer, nein, ich meine natürlich nicht für „die Ausländer“, wir sind da ja die scheiß Ausländer. Ich meine nur für die Leute, die da geboren sind und zu dem Land gehören. Die Menschen leben dort in Frieden miteinander. Jeder darf das tun und lassen, was er will. Sie können dort sogar ihren Präsidenten selbst wählen, und zwar jeweils nur für ein paar Jahre. Sie haben verschiedene Parteien. Irgendwie bilden alle Bürger zusammen den Staat. Der Staat steht da auf der Seite seiner eigenen Bürger und muss ihnen dienen. Man darf ihn kritisieren, ja ihn sogar beschimpfen, es geschieht einem dadurch nichts. Nicht wie hier, wo einer sich lebenslang zum Führer, zum Präsidenten, zum König aller Könige oder zum Dingsbums erklärt, dem und dessen Gefolge wir dann zu dienen und zu ehren verpflichtet sind.«

»Na, siehst du, das Leben im Ausland ist doch schöner als hier!«

»Ach, du verstehst mich nicht. Ausland ist nicht Ausland. Es gibt viele Länder. Die Ausländer sind auch nicht immer Ausländer. Wir sind hier in unserem Land keine Ausländer, aber im Ausland schon. Wir

sind da Fremde. Fremde. Verstehst du das? Genauso wie hier bei uns die Touristen für uns die Fremden sind, mit ihren seltsamen Lebensgewohnheiten, sind wir da auch Fremde. Aber Fremde, die da schwarz oder für wenig Geld arbeiten. Das heißt, wir geben da kein Geld aus, sondern verdienen dort Geld und bringen es dann in unser Land. Kurz, klipp und klar gesagt, wir klauen da den Menschen ihre Arbeitsstelle, deswegen mögen sie uns nicht. Würdest du einen Fremden mögen, der dir und deiner Familie das Brot vor dem Mund wegschnappt?«

Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Ihr war nun klar geworden, wie prekär die Lebenslage ihres Mannes im Ausland war. Nach kurzem Schweigen fragte sie ihn auf dem weiteren Heimweg:

»Heißt das, dass du wirklich nicht mehr im Ausland arbeiten gehen willst?«

»Das wünsche ich mir vom Herzen! Glaube mir!«

»Quatsch. Auf keinen Fall. Du wirst hier, wie schon deine Mutter sagt, unter den nymphomanischen Frauen einen Herzinfarkt kriegen. Wenn du es nicht schaffst, mich mitzunehmen, ist das nicht so schlimm. Du musst aber auf jeden Fall unseren Sohn aus dem Lande schaffen. Sein Leben ist hier nicht mehr sicher. Du kannst dir nicht vorstellen, wie die Jungs, die von gierigen Frauen erwischt werden, nach einer Weile aussehen. Sie werden nicht richtig groß, ihre Rücken werden krumm, ihre Gesichter sind voll von Falten wie bei alten Männern, und sie seufzen stets, dass ihnen der linke Unterbauch wehtut. Was soll ich dir erzählen? Du hast noch keinen von ihnen gesehen. Sie sehen fast aus wie ein Skelett. Ich schwöre bei Gott, unser Sohn wird blitzschnell weggeschnappt, falls wir nichts dagegen unternehmen. Oh Gott! Ich mache mir solche Sorgen um ihn. Lauf schneller! Er ist alleine zu Hause … Komm schon Liebling!«

Während der heimgekehrte Mann größere Schritte nahm, fragte er seine Frau misstrauisch:

»Sag mal, in den letzten vier Jahren, als ich nicht hier war, hast du auch wie die anderen Frauen …«

Seine Frau, die ihn schon verstanden hatte, unterbrach ihn und antwortete:
»Nein. Ich schwöre bei Gott, dass ich mich nicht mit anderen Männern eingelassen habe! Die ganze Zeit musste ich auf unseren Sohn achtgeben, damit er nicht aufgegabelt wird.«
Der verdutzte Mann murmelte vor sich hin:
»Unglaublich! Man kann diese Welt einfach nicht mehr verstehen. Im Ausland gibt es Geld, aber keine Frauen, und wenn es eine gibt, wird sie für fünf Minuten das Geld, was du in fünf Tagen erarbeitet hast, fordern. Hier dagegen …«

Kurz vor ihrem Haus, welches die Frau schon von Weitem mit Sorge beobachtet hatte, blieb sie erschrocken stehen, ließ abrupt den Koffer fallen, und ihr Mann fand sich unvermittelt allein auf der Straße wieder. Während sie eilig auf die offenstehende Tür zulief, schrie sie aufgebracht: »Die Haustür hatte ich von außen abgeschlossen. Oh Gott, mein Kind? …«
Weinend und dabei laut und klagend den Namen ihres Sohnes rufend, durchsuchte sie das ganze Haus bis in alle Ecken.
Paralysiert von so vielen bizarren Nachrichten, vom Verschwinden seines Sohnes sowie von dem Geschrei seiner Frau, blieb der besorgte Vater erst eine Weile regungslos stehen, dann begab er sich wortlos überall im Haus an die Orte, an denen der Junge sich eventuell versteckt haben könnte. Nirgendwo war aber auch nur eine Spur von ihm zu sehen. Nach langer Zeit vergeblichen Suchens ging er schließlich in eine Abstellkammer, in der er früher seine wichtigen Werkzeuge deponiert hatte. Er kramte da hastig herum, nahm ein Päckchen in die Hand und öffnete es vorsichtig. Eine alte Pistole glänzte vor seinen Augen. Sein linker Nasenflügel begann vor lauter Nervosität pausenlos zu zucken. Kurz darauf, ohne genau über seine Tat nachzudenken, eilte er zur Haustür. Als er die Gasse betrat, hob er seine Pistole hoch, schoss einmal in die Luft und brüllte laut drohend:

»Ihr Schlampen, gebt mir meinen Sohn zurück, sonst wird hier Blut fließen! …«

3

Als die Nachbarin des ersten Hauses von der rechten Seite den Knall der Pistole und darauf das Gebrüll ihres Nachbarn vernahm, beendete sie die Lauscherei an der Wand und rannte neugierig in den Garten. Von der Frau des wütenden Nachbarn, die seit einigen Minuten andauernd nach ihrem Sohn schrie, war nichts mehr zu hören. Sie wandte ihren Kopf zu ihrer Nachbarschaft auf der rechten Seite. Diese Nachbarin stand im Garten, sobald sie sie sah, sagte sie belustigt:

»Oh, oh! Was ist denn in den gefahren? Hoffentlich hat er nicht seine verrückte Frau erschossen!«

Sie schaute noch mal vorsichtig nach links in den Garten, um sicher zu sein, dass die andere Nachbarin nicht da wäre. Dann wandte sie sich wieder nach rechts und flüsterte leise:

»Nein. Mit ihr hat er noch kein Problem. Asche über sein Haupt, der Ehrlose! Anscheinend hat er seine Männlichkeit im Ausland liegenlassen. Dafür hat er aber nun eine Pistole in der Hand. Warte mal ab, gleich geht es los! Wir werden hier im Dorf einen echt guten Krimi live erleben!«

»Ach ja? Hast du ihn wirklich schon aufgegabelt?«

Die Nachbarin des ersten Hauses von der rechten Seite fühlte sich missverstanden, daher sprach sie etwas lauter:

»Nein. Das meinte ich nicht.«

Ihre Nachbarin begann, sie scherzhaft zu tadeln:

»Das ist aber unfair. Er sollte bis heute Abend seiner eigenen Frau gehören. Erst dann wärest du an der Reihe. Oh, oh! Du hast die Regeln gebrochen. Ich bin also vor dir dran!«

Die missverstandene Nachbarin näherte sich dem Zaun und erklärte:

»Nein, meine Liebe! Es ist nicht so, wie du denkst. Der Versager hat sich nicht einmal für fünf Minuten seiner armen Frau gewidmet. Seitdem sie nach Hause gekommen sind, rufen sie ununterbrochen

nach ihrem Söhnchen. Anscheinend hat sich eine von uns ihn bereits geschnappt.«

»Oh, was für ein fürsorglicher Vater! Vielleicht hat er Angst, sein Sohn würde es nicht hinter sich bringen können?«

»Hahaha… Ich gönne den Jungen jeder, die ihn aufgegabelt hat.«

»Nein. Gott möge geben, dass er ihr nicht wohlbekommt! Ich hatte für ihn einiges geplant. Schade! Sehr schade! Eine Schlawinerin ist mir da zuvorgekommen.«

»Sei nicht traurig, meine Liebe. Früher oder später werden wir auch einmal an der Reihe sein. Wichtig war es, ihn überhaupt aufzugabeln. Seine Mutter hat ihn mit ihren Argusaugen nicht einen Augenblick unbeobachtet gelassen. Ständig hat sie ihn bewacht. Hahaha… Die arme Mutter wollte nicht wahrhaben, dass ihr Söhnchen inzwischen ein richtiger Mann geworden ist und sich irgendwann auch einmal in eine Frau verlieben muss! Manche Mütter sind wirklich verrückt, sie wollen, dass ihr Sohn keine Frau so sehr wie seine eigene Mama liebt; was ja in der Tat jeder Vernunft widerspricht! Hahaha …«

»Schlawinerin! Du lachst so beglückt! Kann es sein, dass du dahintersteckst? Er sei dir gegönnt! Sag mir bloß die Wahrheit!«

»Nein. Ich schwöre es dir bei Gott! Wenn du es mir nicht glaubst, komm schnell rüber und schau bei uns nach!«

»Ach, dummes Zeug! Selbstverständlich glaube ich dir. Wirklich schade! Also, auch du hast ihn, ebenso wie ich, verpasst. Unter uns gesagt: Egal, wer diese Schlawinerin auch immer sein mag, sie wird uns ihren Fang nicht so schnell herausgeben. Schade, schade! Ich wäre so gerne die Erste gewesen, die ihm das 1x1 der Liebeskunst beigebracht hätte!«

»Hahaha… Was weißt du schon, meine Liebe! Er war weiß Gott nicht so ahnungslos, wie du ihn dir vorstellst.«

»So? Hattest du doch schon was mit ihm?«

»Ich leider nicht. Hast du denn wirklich nichts mitgekriegt? Genau seitdem seine Mutter mit seiner lieben Tante nicht mehr redet, passt sie verstärkt, und das mit all ihren Sinnen, auf ihn auf.«

»Wieso das?«

»Man sagt, sie wäre mit ihrem Söhnchen bei seinen Großeltern zu Besuch gewesen. Offensichtlich war ihre Schwägerin mit ihrem Töchterlein auch da. Sie redete ahnungslos mit der Schwiegermutter, als sie hörte, dass ihr Söhnchen laut „Haa! Haaa! Haaa!“ stöhnte. Daraufhin ging sie ins Schlafzimmer der Schwiegereltern und sah dort das, was sie nicht sehen sollte und wollte: Das Töchterlein vom Tantchen fummelte am Pimmel des Jungen, und das Tantchen schaute anscheinend dabei zu …«

»Um Gottes Willen! Was für eine dumme und verrückte Mutter und Tante!«

»Ja. Sie hat nicht alle Tassen im Schrank. Seitdem wir sie wegen der Geschichte mit ihrem Mann bestraft haben, hat sie sich total verändert.«

»Oje! Oje! Das hat man davon, wenn man jahrelang keinen Sex gehabt hat.«

»Genau so ist es. Leute, die nicht ab und an richtigen, ausgiebigen, alles erfüllenden Sex erleben, ticken nicht richtig. Aber selbst schuld. Wer hindert denn eine verheiratete Frau daran, mit einem anderen Mann heimlich zu schlafen, wenn der eigene Ehemann langfristig nicht da ist oder es ihr nicht richtig besorgen kann? Der liebe Gott bestimmt nicht, denn er ist selbst das wahre Symbol der Liebe und Zuneigung. Nur die eigene Dummheit.«

»Der Grund dafür ist nicht nur Dummheit, sondern die Angst vor mittelalterlichen religiösen Gesetzen und Strafen spielt ebenfalls eine große Rolle, oder?«

»Das auch. Aber ich meine, warum sollten wir mit unserem Leib Schindluder treiben? Warum sollten wir in sexueller Askese leben? Um am Ende Depressionen zu bekommen und Antidepressiva zu schlucken? Unser kurzes Leben ist nur eine Prüfung, meine Liebe!

Der liebe Gott hat uns auf die Erde geschickt, um zu prüfen, ob wir überhaupt fähig dazu sind, glücklich zu sein. Diejenigen, die in diesem irdischen Leben nicht fähig sind, Freude zu empfinden, glücklich zu sein und das Leben in vollen Zügen zu genießen, werden in einem anderen Leben nicht ins Paradies gelangen. Warum auch? Um dort Trübsal zu blasen und den anderen die Lust auf Wonne, auf Genuss und auf alles Himmlische zu verderben?«

Als der besorgte Vater, mit einer Waffe in der Hand, merkte, dass die Nachbarschaft den Pistolenknall und sein Gebrüll einfach ignorierte und niemand aus dem Haus herauskam, wurde er immer wütender und schrie noch lauter:
»Ich mache euch das Leben zur Hölle, ihr Schlampen! Habt ihr gedacht, ich lasse mir einfach gefallen, dass ihr mein Kind vergewaltigt? Ihr werdet noch sehen, was ich mit euch mache! Jahrelang maloche ich im Ausland, damit ich ein paar Dollars verdiene, um mit meiner Familie in diesem gottverdammten Dorf ruhig zu leben, und ihr nutzt meine Abwesenheit aus und vergewaltigt mein Kind …«
Eine Frau aus dem Haus gegenüber öffnete ihre Haustür zur Hälfte, »Was ist los? Warum schreist du hier so rum?«
Der verzweifelte Vater wurde etwas ruhiger, als er sah, dass endlich jemand auf ihn reagiert hatte.
»Mein Sohn, mein Sohn ist entführt worden.«
»Ach, dein Sohn ist entführt worden? Ich dachte, jemand wäre gestorben oder in euer Haus wäre eingebrochen worden. Dein Sohn ist bestimmt irgendwo hier im Dorf und spielt vergnügt mit den anderen Kindern.«
»Wann haben Sie meinen Sohn zuletzt gesehen?«
Die erste Nachbarin von der rechten Seite sagte, mühsam einen Lachanfall unterdrückend, zu der zweiten Nachbarin:
»Hahaha… Asche über sein Haupt! So viele Jahre lebt er im Ausland, trotzdem hat er aus den ausländischen Krimis nichts

gelernt. Er sollte fragen: Wo waren Sie in den letzten Stunden? Kann das jemand bezeugen? Und dann: Wann, wo, mit wem haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

»Ich habe ein wasserdichtes Alibi. Ich war mit dir an der Bahnstation.«

»Ich auch. Wir beide haben ein hieb- und stichfestes Alibi. Ach, schön! Endlich ein spannender Krimi, und zwar live! Live in unserem eigenen Dorf! Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett! Nie ins Bett![1]…«

Sie bewegte ihren Körper tanzenderweise, während sie dabei fröhlich, aber ganz leise vor sich hinsang.

Eine zweite Haustür des Nachbarn gegenüber der sorgengeplagten Familie wurde ebenfalls vorsichtig halb geöffnet, und eine Frau steckte den Kopf vorsichtig nach draußen. Sie betrachtete flüchtig den bewaffneten Mann, wandte sich dann verängstigt der Nachbarin zu, die es bereits vor ihr gewagt hatte, die Tür zu öffnen.

»Was ist los?«

»Nix. Sein Sohn ist nicht zu Hause. Er glaubt, er wäre gekidnappt.«

Die Nachbarin des ersten Hauses von der rechten Seite unterbrach das Gespräch mit ihrer Nachbarin und ging neugierig zur Haustür. Sie öffnete diese ebenfalls einen Spalt breit und sagte spottend zu dem bewaffneten Mann:

»Geh zu seiner verrückten Tante! Wenn er nicht da sein sollte, dann geh zu den alten Frauen! Alle jungen Frauen und ich waren heute, genau wie deine Frau, an der Bahnstation, um dich und die anderen Männer zu begrüßen.«

Der verzweifelte Vater beschleunigte seine Schritte und sagte wütend:

»Wenn ich ihn bei meiner Schwester nicht finde, werde ich jeder Einzelnen von euch eine Kugel verpassen! Als Erste werde ich mir dich vorknöpfen, du elende Schlampe!«

[1] „Die Moritat von Macki Messer“ B. Brecht

Damit hatte die Nachbarin nicht gerechnet. Verängstigt holte sie tief Luft und fuhr in einem deutlich gemäßigten Ton fort:
»Oho! Was für eine Drohgebärde! Bist du im Ausland gewesen, um so etwas zu lernen?«
Ohne auch nur auf eine Antwort von ihm zu warten, zog sie ihren Kopf zurück und schloss die Tür hastig hinter sich. Eine ältere Dame, anscheinend ihre Mutter, verfolgte alles aufmerksam und sagte dann tadelnd zu ihr:
»Leg dich besser nicht mit ihm an, mein Kind! Wir sind gezwungen, irgendwie mit unseren Nachbarn auszukommen und friedlich mit ihnen zusammenzuleben.«
»Ich habe doch nichts getan, Mutter. Dieser Kerl ist einfach verrückt geworden.«
»Er hat jeden Grund, verrückt zu werden. Ihr habt erst seine Schwester verrückt gemacht, nun versucht ihr dasselbe mit ihm. Das ist jetzt wirklich kein Streich mehr, den ihr ihm spielt. Das ist bitterer Ernst. Sogar todernst. Siehst du nicht, dass er eine Waffe in der Hand hat? Unerhört! Möchtest du, dass ich deine kleine Tochter ohne Mutter großziehen muss?«
»Mach dir keine Sorgen, Mutter! Ich habe wirklich mit dem Verschwinden seines Sohnes nichts zu tun. Nicht das Geringste! Ehrlich.«
»Gut so. Dann komm bitte rein und provoziere ihn nicht weiter …«
Die andere Nachbarin, die hinter dem Zaun stand und Maulaffenfeil hielt, raunte ihr leise und verschwörerisch zu:
»Komm mal her! Komm mal her!«
Sie ging auf sie zu. Die Nachbarin fragte:
»Ist seine Waffe wohl echt?«
»Woher soll ich das denn wissen? Seine Wut ist aber auf jeden Fall total echt. Er will uns allen eine Kugel verpassen, falls er seinen Sohn nicht findet.«
»Wieso denn uns eine Kugel verpassen? Wir haben doch damit überhaupt nichts zu tun.«

»Gehe doch raus und sag ihm das persönlich!«
»Nee! Warum denn bloß ich? Er hat dich eingeschüchtert, was?«
»Ehrlich gesagt, ja. Hast du eine Vermutung, wer seinen Sohn aufgegabelt haben könnte? Wir müssen sofort mit ihr Kontakt aufnehmen und sie überreden, von dem Jungen abzulassen. Sein Vater versteht keinen Spaß und ist unberechenbar. Er hat sogar eine Waffe …«
Die Nachbarin aus dem zweiten Haus links, die bis vor einigen Minuten mit ihrem soeben heimgekehrten Mann das Bett geteilt hatte, schrie, ohne die Tür zu öffnen, über den Hof:
»Es reicht jetzt! Es reicht! Übertreibe nicht! Auch mein Mann ist, wie du, vor Kurzem aus dem Ausland zurückgekehrt. Schau, was für ein wahrer Gentleman er ist! Bei den einsamen und männerlosen Frauen erfüllt er seine Pflicht. Was treibst du da, Kerl? Mit einer Waffe in der Hand beunruhigst du die Leute. Schäm dich! Willst du vielleicht die Gendarmerie auf dem Hals haben?«
Eine alte Dame aus dem ersten Haus links öffnete die Tür. Mutig betrat sie die Gasse und sagte beschwichtigend zu dem Mann:
»Warum willst du dich in Schwierigkeiten bringen, mein Sohn? Du warst doch früher kein Pistolenheld und Unruhestifter! Deinem Sohn wird nichts geschehen. Bestimmt spielt er Fußball mit den anderen Kindern irgendwo hier im Dorf. Oder er ist vielleicht zu seinen Großeltern gegangen. Deine Frau übertreibt mit ihren Sorgen um ihn. Sie ist eine gute Frau, aber seitdem du nicht mehr hier bist, hat sie eine Krankheit namens Parapara, nein, Nojapara oder Paranoia. Verzeih mir, mein Sohn! Ich kann diese ausländischen Namen nicht so gut aussprechen wie ihr, junge Menschen. Lass mich in unseren Worten sagen: Sie leidet an Verfolgungswahn. Sie bildet sich ein, alle jungen Frauen wären hinter ihrem Sohn her, und es könnte ihm etwas Schlimmes zustoßen. Deswegen sperrt sie den armen Jungen meistens zu Hause ein. Welcher Mensch mit normalem Verstand kommt auf so eine Idee und tut so etwas? Zum Teufel damit! Lieber

lassen wir das. Hallo! Hallo Nachbarn! Kommt bitte alle raus, um nach seinem Sohn zu suchen!«

Der verzweifelte Vater dämpfte seinen wütenden Ton und wandte sich hilfesuchend an die alte Dame:

»Ist das fair? Ist das wirklich fair? Sagen Sie doch was! Ich maloche im Ausland wie ein Esel, um meinem Kind eine bessere Zukunft zu bieten, die verrückten Frauen hier im Lande nutzen meine Abwesenheit aus und vergehen sich derweil an meinem minderjährigen Sohn. Wenn sie schon mit mir und mit meiner Familie kein Mitleid haben, dann sollten sie das wenigstens mit ihren eigenen Kindern haben. Wenn man sich an den kleinen Jungen vergeht, werden sie krank, dann haben die Mädchen später keine Möglichkeit mehr, einen gesunden jungen Mann kennenzulernen. Warum machen diese Leute die Zukunft unserer Kinder kaputt? O Gott! Warum nur? Ich verstehe das nicht …«

Die alte Dame ließ ihn zunächst alles aussprechen, was er auf dem Herzen hatte, damit sich seine Wut ein wenig abkühlen konnte. Schließlich sagte sie tröstend:

»Ach, was für absurde Sorgen du dir machst! Steigere dich nicht da rein, mein Sohn! Niemand hat deinen Sohn geklaut. Falls eine einsame Frau ihn zu sich eingeladen hat, kümmert sie sich bestimmt rührend um ihn. Sie wird ihn pflegen, und wenn sie sieht, dass er noch kein Mann ist, wird sie ihm nichts antun. Rege dich nicht mehr auf! Keinem Jungen ist hier bei uns im Dorf je durch die Frauen etwas Schlimmes widerfahren. Meine Tochter hat auch zwei Söhne, beide fast so alt wie deiner. Die Armen haben noch nicht einmal einen Vater. Der ist ganz jung gestorben. Du kanntest ihn doch. Ihnen ist bis jetzt nichts zugestoßen. Warum sollte dann gerade deinem Sohn, dem Enkel des angesehensten Mannes in diesem Dorf, etwas Schlimmes passieren? Gehe nach Hause! Wenn nicht, dann gehe zu deinen Eltern! Vielleicht ist dein Sohn wirklich bei ihnen. Er ist früher so gerne zu seiner Oma gegangen. Falls er nicht da sein sollte, werde ich alleine herausfinden, wo er ist. Ich bringe

ihn dann wohlbehalten nach Hause zurück. Gehe, mein Sohn! Gehe! Bestelle deinen Eltern unbedingt auch meine herzlichen Grüße bitte!«

Der besorgte Vater hätte den vernünftigen und wohlmeinenden Worten der alten Dame nur zu gerne Glauben geschenkt, aber er war weiterhin zutiefst in Sorge um seinen Sohn. Besonders das Bild, das ihm seine Frau von Jungen gemacht hatte, die durch sogenannte „nymphomanische“ Frauen missbraucht worden waren, tauchte vor seinen Augen auf: vorzeitig gealtert, mit krummen und verbogenen Rücken, ihre Gesichter voller Falten, geplagt von Schmerzen im linken Unterbauch, weil mit ihnen übermäßig viel Sex getrieben wurde. Sein Kind, sein Stolz, sein Ein und Alles, sollte bald wie ein Skelett aussehen? Nein. Er musste das verhindern. Klagend schrie er:

»Bei Gott, das ist unfair! Vier Jahre lang habe ich meinen Sohn nicht gesehen. Hey… du, diejenige, die du mir mein Kind geklaut hast! Lass nicht zu, dass hier ein Blutbad stattfindet! Ich habe mich hoffentlich klar genug ausgedrückt. Ich …«

Ein halbnackter Mann, den zwei leicht bekleidete und schön geschminkte junge Frauen liebkosend wieder ins Haus hineinzerrten und dadurch versuchten, ihn daran zu hindern, dass er sie verließ, trat unter großen Mühen in die Gasse und sagte besorgt:

»Verstecke deine Knarre, du Idiot! Bist du wahnsinnig geworden? Gleich tauchen hier die Gendarmen auf. Willst du ihnen die paar Dollars, die du dir im Ausland vom Mund abgespart hast, in den Rachen werfen? Ich habe deinen Sohn letztes Jahr gesehen, er war damals schon kein Knabe mehr. Inzwischen ist er bestimmt noch größer, ja wahrscheinlich bereits ein ganzer Mann geworden und amüsiert sich gerade mit irgendwelchen Mädchen. Was treibst du hier, hä? Soll ich dir eins auf die Birne hauen, bis du klar denken kannst? Gehe deiner männlichen Pflicht nach und genieße ein wenig nach vier Jahren Malochen und Entbehrungen! Hau endlich ab Mann!«

Als der verzweifelte Vater seinen Kameraden hörte, wurde er ruhiger, trotzdem setzte er an:

»Mein Sohn ist immer noch elf Jahre alt. Ein elfjähriges Kind und Amüsement?«

»Anscheinend hat das Malochen im Ausland dein Gedächtnis total geschwächt, Mann! Wenn du es vergessen hast, ich kann mich aber noch ganz gut daran erinnern: Mit elf oder zwölf wurde ich richtig geil, wenn ich Mädels mit ihren vorgewölbten Brüsten sah. Ich zog mich zurück und befriedigte mich selbst, oft mehrmals am Tag. Gehe nach Hause, kümmere dich erst um deine Frau, komm dann zu diesen gastfreundlichsten Frauen der Welt und genieß deine Zeit mit ihnen! Nimm es als ein Geschenk Gottes für deine vier jahrelangen Entbehrungen! Diese paar Wochen Urlaub vergehen so blitzartig schnell, dass du dein dämlich konservatives Benehmen später zutiefst bereuen wirst. Hast du vergessen, dass uns die ausländischen Frauen noch nicht einmal eines Grußes oder eines freundlichen Blickes würdigten? Sei ehrlich, wie oft haben sogar die Prostituierten zu dir gesagt: >Kein Ausländer! Ausländer Scheiße! Ausländer, verschwinde!< Nun sei nicht undankbar! Schau doch, wie diese freundlichen und anständigen Frauen, mit Herz und Seele alles für mich geben! Ich komme schon, ich komme schon, ihr die schönsten Engel der Welt.«

Den zwei ihn begleitenden Frauen gelang es endlich, den halbnackten Mann ins Haus zu zerren. Ihr lustvolles Lachen veranlasste den verzweifelten Vater, den Sinn seiner Suche nach dem vermeintlich verschwundenen Sohn in Zweifel zu ziehen.

4

Der verzweifelte Vater ging ein paar Schritte in Richtung seines Hauses, blieb aber kurz unentschlossen stehen, änderte dann doch sein Ziel und dachte bei sich:

»… Nein. Dieses ständig nörgelnde Weib kann ich im Moment unter keinen Umständen mehr ertragen. Sie sieht immer alles schwarz, wirklich alles, so sehr, dass sie mich allmählich ins Unglück stürzt. Lieber erst mal zu meinen Eltern. Was sagte die alte Nachbarin, dass sie hat? Parapara, Nojapara oder Paranoia? Ach, lieber Gott! Was für ein Scheiß ist das denn? Was? Sie hat diese Krankheit bekommen, seit ich nicht mehr hier bin? Nein, das stimmt überhaupt nicht. Die verehrte Frau hat immer irgendetwas gehabt. Früher Migräne, jetzt diesen Scheiß. Ja, ja, von wegen sie ist eine gute Frau. Übertreibt nur mit ihren Sorgen um ihren Sohn. Hä! Sie übertreibt überhaupt nicht. Sie ist halt so. Sie ist immer schon so gewesen. Sogar schon in der Zeit, bevor ich ins Ausland ging, hatte sie nie richtig Lust auf mich. Nun komme ich nach vier Jahren Malocherei in der Fremde endlich nach Hause zurück, was hat sie mir beschert? Mein Junge ist verschwunden. Konnte dieses verfluchte Weib den Jungen nicht zur Bahnstation mitnehmen? Warum hat sie bloß den armen Jungen eingesperrt? Hat meine Mutter mich je so behandelt? Nie im Leben. Nie. Mein Sohn darf selbst meine Eltern, die ja seine Großeltern sind, nicht besuchen? Das gibt es doch wohl nicht! Oh, Herr im Himmel …«

Er blieb erneut stehen und schaute erschrocken auf die Waffe in seiner Hand.

»Was habe ich getan? Was zum Teufel habe ich nur getan? Etwa geschossen? Scheiße! Richtig große Scheiße hab ich da gebaut. Was, wenn die Gendarmen irgendetwas davon mitkriegen? …«

Er versteckte ängstlich die Pistole unter seinem Hemd und beschleunigte verzweifelt seine Schritte.

Vertieft in seinen wirren Gedanken und Sorgen nahm er plötzlich eine Frau am Straßenrand wahr. Sie saß vor ihrer Haustür unter dem Schatten eines Apfelbaums und schälte Bohnen.

»Guten Tag! Haben Sie meinen Jungen heute nicht gesehen?«

»Guten Tag! Ach, … Sie sind es? Wie geht es Ihnen? Wann sind Sie denn zurückgekommen?«

»Danke. Gut. Heute. Ich bin heute zurückgekommen. Mein Sohn! Mein Sohn ist verschwunden. Haben Sie ihn heute zufällig schon gesehen?«

»Oh, Mensch! Sie sehen aber ganz aufgebracht aus! Seit langem habe ich weder Ihre Frau noch Ihren Sohn gesehen. Was ist los? Geht es Ihrer Frau gut?«

»Eigentlich nein. Uns beiden geht es zurzeit sehr schlecht. Meine Frau hat den Jungen zu Hause gelassen und ist alleine zur Bahnstation gekommen, um mich abzuholen. Während dieser Zeit ist in unser Haus eingebrochen worden. Man hat meinen kleinen Jungen mitgenommen.«

»Ach, was? Ihr Sohn ist kein kleiner Junge mehr. Außerdem ist bei uns hier im Dorf noch nie ein Junge verschwunden. Er war bis vor Kurzem mit meiner Tochter in der gleichen Schulklasse. Man sagt, dass Ihre Frau ihn meistens zu Hause einsperrt und ihn sogar noch nicht einmal zur Schule in unser Nachbardorf schickt. Ob das gut ist, daran habe ich meine Zweifel. Aber vielleicht ist doch nicht in euer Haus eingebrochen worden, sondern Ihr Sohn hat die Tür aufgebrochen und ist dann einfach weggerannt? Kinder machen so etwas manchmal, wenn man sie einsperrt.«

»Was? Mein Sohn geht nicht mehr zur Schule?«

»Oh, Entschuldigen Sie! Ich weiß es ehrlich gesagt, nicht genau. Meine Tochter hat vor ein paar Monaten mal erzählt, dass er nicht mehr zur Schule käme. Auch von Ihren besorgten Eltern habe ich gehört, dass Ihre Frau den Jungen noch nicht einmal alleine zu ihnen gehen lässt. Fast jedem ist das extreme Verhalten Ihrer Frau

bekannt. Die arme Mutter hat allen Grund dazu. Oje! Oje! Hätte ich doch nur früh genug auf meinen Jungen aufgepasst!«

Der verzweifelte Vater wurde nun sehr wütend auf seine Frau. Sie hatte ihm nie erzählt, wie streng sie mit seinem Sohn umging. »Das kann doch wirklich nicht wahr sein, sie lässt meinen Sohn nicht zur Schule gehen?«, dachte er laut.

Die Frau, die dabei war, Bohnen zu schälen, wurde von Gewissensbissen geplagt; sie fürchtete, etwas Falsches über seine Frau gesagt und dadurch einen Familienstreit ausgelöst zu haben. Als sie seine zornige Stimme hörte, fühlte sie sich angesprochen und versuchte nun, sich zu korrigieren:

»Ich weiß es wirklich nicht genau. Meine Tochter weiß es besser. Sie ist mit den Nachbarskindern draußen am Spielen. Wenn sie später zurückkommt, kann ich sie danach fragen. Aber machen Sie sich bitte keinen Kopf! Ihrem Sohn wird in unserem Dorf nichts passieren. Zumindest nicht so schnell.«

Er hätte seine Ehefrau ohrfeigen können, wenn sie da gewesen wäre. Sie hatte sein Vertrauen missbraucht.

»Verdammtes Weib! Du lässt meinen Sohn nicht zur Schule gehen? Wofür maloche ich dann die ganze Zeit im Ausland? Wofür? Damit der Junge zur Schule geht, eine Ausbildung macht und dann eine anständige Arbeitsstelle bekommt. Ich muss erst einmal nach Hause zurück …«, dachte er laut.

»Ihre arme Frau hat keine Schuld daran. Sie hat gesehen, was mit anderen Jungen, wie zum Beispiel mit meinem Sohn, geschehen ist. Daher sperrt sie ihren Sohn aus Verzweiflung zu Hause ein.«

Der verzweifelte Vater wurde plötzlich neugierig auf den Sohn der Bohnen schälenden Frau. Er fragte:

»Was ist eigentlich mit Ihrem Sohn geschehen? Sieht er wirklich wie ein Skelett aus?«

»Nein. Wie ein Skelett sieht er noch nicht aus. Aber seine Hände und Füße, sogar sein Hals sind vollkommen zerstochen. Oh, du allmächtiger Gott! Für welche Sünde bestrafst du mich so hart?

Andere Menschen klauen, lügen, betrügen, töten und zerstören die Welt, ihnen geschieht nichts. Aber mir …«

Die Frau brach in Tränen aus und weinte bitterlich. Der verzweifelte Vater bekam Mitleid mit ihr und sagte tröstend:

»Weinen Sie nicht! Diese nymphomanischen Frauen werden noch dafür büßen! Das schwöre ich Ihnen! Gottverdammte Weiber! Sie zerstechen sogar die armen Kinder!«

Die weinende Frau hörte auf zu schluchzen, wischte ihre Tränen ab, nahm wieder ein paar trockene Bohnenhülsen in die Hand, begann weiter, sie zu schälen und sagte:

»Ach, Sie mit Ihren Vorurteilen gegen die einsamen und verzweifelten Frauen! Sie sind vollkommen auf der falschen Fährte. Mein Sohn wird von keiner Frau zerstochen. Er macht sich seine Adern selbst kaputt.«

Der verzweifelte Vater fragte verwundert:

»Wie bitte? Er zersticht sich selbst? Wo ist sein Vater? Wo ist Ihr Mann?«

»Sie wissen wirklich nicht, wo mein Mann ist?«

»Nein. Wo ist er? Auch im Ausland?«

»Haben Sie noch nichts von unserem Unglück mitgekriegt?«

»Nein. Beim Leben meines Sohnes, nein. Was ist mit Ihrem Mann passiert?«

»Ach, hören Sie bitte auf, mich auf den Arm zu nehmen! Jeder im Dorf weiß, dass mein unschuldiger Mann schon seit drei Jahren im Knast sitzt.«

»Oh, es tut mir wirklich sehr leid! Das wusste ich ehrlich nicht. Im Ausland war ich mit so vielen anderen Problemen beschäftigt, dass ich kaum etwas von hier mitgekriegt habe. Hat das etwa mit den verrückten Weibern zu tun, dass er im Knast gelandet ist?«

»Um Gottes Willen, hören Sie bitte endlich auf, uns arme Frauen zu beschimpfen und zu verleumden! Mein Mann arbeitete in der Hauptstadt. Er verkaufte da auf der Straße Zigaretten, Feuerzeuge, Tempos und solchen Krimskrams. Er wohnte mit mehreren Kollegen

und Bekannten zusammen. Jedes Quartal kehrte er für ein paar Tage nach Hause zurück und brachte uns gutes Geld. Damit konnten wir einigermaßen über die Runden kommen. Jemand hat ihn mal darauf angesprochen, ob er sein Päckchen bei ihm liegen lassen könne, sein Cousin würde später kommen, um es abzuholen. Mein gutgläubiger Mann fiel darauf herein. Dieser böse Fremde kaufte ein Päckchen Zigaretten und gab ihm ein gutes Trinkgeld dafür. Später holte sein Cousin das Päckchen ab. Danach, die Woche darauf, tauchte derselbe böse Mann wieder mit dem gleichen Anliegen auf. Er kaufte dieses Mal eine ganze Stange Zigaretten bei meinem Mann und gab ihm wieder ein gutes Trinkgeld dafür. Das geschah eine Zeit lang jede Woche, bis die Polizisten eines Tages meinen unschuldigen Mann kontrollierten, genau an dem Tag, als das Päckchen für den Cousin dieses bösen Mannes da lag. Sie öffneten das Päckchen und fanden jede Menge Drogen darin. Daraufhin nahmen sie meinen ahnungslosen Mann fest und steckten ihn in den Knast. Er ist zu sieben Jahren Haft verurteilt worden, sieben Jahre! Mein armer Mann hat kein Geld für einen Rechtsanwalt gehabt, um sich zu verteidigen. Niemand glaubte ihm, dass er mit dem Drogenhandel nichts zu tun hatte. Jedes Mal, wenn ich ihn im Gefängnis besuche, beteuert er seine Unschuld. So ist es in unserem Land; kein Geld, kein Rechtsanwalt, keine Gerechtigkeit.«

Der verzweifelte Vater vergaß für einen Moment seinen Sohn und äußerte verdutzt:

»Oh je! Das ist aber wirklich eine schreckliche Geschichte. Unglaublich. Man kann heutzutage keinem mehr trauen. Haben der fremde Mann und sein Cousin Ihren Mann nicht im Gefängnis besucht und versucht, ihm irgendwie zu helfen?«

Erstaunt schaute die Frau ihn an:

»Mein Gott! Sie sind genau so gutgläubig wie mein Mann. Warum sollten diese bösen Menschen, dieser Abschaum der Gesellschaft, sich denn selber in Gefahr bringen? Vergessen wir es! Das ist aber nur der Anfang unseres Unglücks. Als mein Sohn sah, dass sein

Vater nicht mehr jeden dritten Monat nach Hause zurückkam, fing er an, sich zu verändern. Er war damals zwölf Jahre alt. Auf einmal wurde er bockig und weigerte sich, weiterhin zur Schule zu gehen. So begann alles. Bei Gott, ich habe alles getan, um ihn zur Vernunft zu bringen! Nein, der Junge hatte einfach keine Lust mehr auf die Schule. Er blieb abends lange vor dem Fernsehen sitzen und ging immer sehr spät ins Bett. Ich habe den Fernseher abgeschafft, in der Hoffnung, er würde dann wieder zur Schule gehen. Leider ohne Erfolg. Im Gegenteil, er ging raus und kam erst spät abends nach Hause zurück. Einmal blieb ich die ganze Nacht wach, aber er kam einfach nicht nach Hause. Am nächsten Tag, gegen Mittag, erschien er dann doch endlich. Auf meine Frage, wo er gestern die Nacht verbracht habe, antwortete er schroff:

>Halt die Klappe! Das geht dich überhaupt nichts an!<

Dann ging er ins Bett und schlief bis abends. In der Nacht verließ er erneut unser Haus und kam wiederum erst am nächsten Mittag zurück. Bald merkte ich, dass er Zigaretten rauchte. Natürlich verbat ich ihm das sofort und drohte ihm, sein Taschengeld zu streichen. Er hörte mir gar nicht erst zu und machte nur das, was ihm passte und er für richtig hielt. Als ob ich nicht seine Mutter wäre, die ihn unter Schmerzen geboren hat. Total merkwürdig. Es stimmte etwas nicht mit ihm! Anfangs dachte ich, mein Sohn sei nun ein Mann geworden und verbringe die Nacht bei jungen Frauen, deren Männer nicht im Dorf sind. Ja, genau wie Ihre Frau und wie Sie jetzt denken, habe ich damals auch gedacht. Aber nein. Es wäre doch zu schön, wenn er von jungen einsamen Frauen verwöhnt würde! Nein, er war nie bei einer Frau. Ich habe jede junge, einsame und männerlose Frau bei Gott beschworen, mir die Wahrheit zu sagen. Alle haben mir versichert, dass sie nie mit ihm zu tun hatten. Nachts war er überhaupt nicht in unserem kleinen Dorf. Er ging ins Nachbardorf, wo er früher zur Schule ging. Was machte er dort? Niemand hatte eine Antwort darauf. Tag für Tag wurde er launiger: mal gut, aber meistens war er sehr schlecht gelaunt. Ich merkte zu meiner

Verwunderung, dass mein eigenes Kind nicht mehr das war, was ich kannte. Unter seinen Augen bildeten sich dunkle Ringe, ständig litt er unter unkontrollierten Schweißausbrüchen. Er rauchte viel, brauchte ständig übermäßig viel Taschengeld. Wenn ich mal wirklich kein Geld mehr besaß, wurde er nicht nur frech, sondern auch wütend. Bald beschwerte sich meine Tochter, dass ihre Spardose verschwunden wäre. Ich war dumm. Ich dachte, jemand, vielleicht ihre Freundin, hätte sie ihr geklaut. Irgendwann merkte ich, dass in unserem Haushalt plötzlich ebenfalls einiges fehlte. Das war noch nicht alles. Bald verschwanden meine Hühner, Enten und Gänse eine nach der anderen. Ich konnte es nicht fassen. Ich war so dämlich und dachte, jemand aus unserer Nachbarschaft würde uns beklauen. Daher hielt ich eines nachts Wache vor dem Haus. Zu meiner Schande stellte ich bald fest, mein eigener Sohn war der Dieb! Ich stellte ihn zur Rede. Anfangs ließ er den Kopf hängen und blieb stumm.

>… Was ist mit dir los, mein Sohn? Warum tust du uns so etwas an? Dein Papa sitzt im Knast. Du sollst jetzt eigentlich seine Aufgabe in der Familie übernehmen und der Mann im Haus sein! Du hast noch eine kleine Schwester, was soll sie von dir denken?<

Er hob seinen Kopf, sah mir in die Augen und sagte mit unschuldiger Miene:

>Mama, es ist aus mit mir. Ich bin verloren. Ich bin ein Schwein. Ein schmutziges Schwein. Selbst wenn du das ganze Wasser eines Meeres über mich gießen würdest, würde ich niemals mehr sauber werden. Ich wünsche mir, so schnell wie möglich zu sterben und erlöst zu werden …<

Das war das letzte Mal, dass ich das Gefühl hatte, er sei noch mein Kind. Heulend verließ er das Haus und kam erst ein paar Tage später wieder zurück, vermied dabei aber jeden Augenkontakt mit mir. Bis er irgendwann nicht mehr nach Hause zurückkehrte. Stattdessen klopfte eines Tages der Dorfvorsteher mit einem Gendarmen und zwei Soldaten an der Tür. Sie durchsuchten unser Haus. Sie können

es sich nicht vorstellen. Nicht nur meine Unterwäsche, sondern sogar unser Hühnerstall wurde durchwühlt. Als sie nichts fanden, erzählte mir der Dorfvorsteher, dass mein Sohn bei einem schweren Diebstahl erwischt worden wäre und nun, wie sein Vater, im Knast säße. Mein Kind, mein schutzloses Kind im Knast! O Gott …«

Die Bohnenschälerin weinte wieder laut und bitterlich vor sich hin. Der verzweifelte Vater saß inzwischen auf einem Stein und hörte ihr verwundert, aber aufmerksam zu. Als die unglückliche Frau nichts mehr sagte, unterbrach er hilflos ihr Schweigen:

»Dass die Kinder klauen, ist nicht so schlimm. Auch ich habe in meiner Jugend hier und da etwas geklaut. Unglaublich. Im Ausland ist das nicht so. Ich habe gehört, dass dort Kinder wegen Diebstahls nicht ins Gefängnis kommen. Da gibt es eine Schulpflicht. Geht ein Kind nicht mehr zur Schule, schellt die Polizei bei seinen Eltern an der Tür. Hier bei uns ist alles anders. Man muss für die Schule und für die Bildung bezahlen. Geht ein Kind nicht zur Schule, ist dem Staat das völlig egal. Niemand in diesem Land hat irgendein Interesse daran, dass die jungen Menschen eine vernünftige Ausbildung erhalten. Dort ist der Staat verpflichtet, den jungen Menschen eine ordentliche Ausbildung zur Verfügung zu stellen, damit sie morgen auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen können. Hier bei uns ist aber alles anders: unsere Religion, unser Gott, unser Staat, unsere Polizei, unsere Gendarmen und … all unsere Gesetze sind anders. Ganz, ganz anders! Mein Gott! Nicht zu fassen! Hier ist es so, als ob dieses Land nicht zu dieser Welt gehörte. Hier ist das Nirgendwo, absolutes Nirgendwo. Und du? Lieber Gott, vergib mir! Du hast uns wie deinen eigenen Sohn, Jesus, buchstäblich im Stich gelassen. Im Stich …«

Die verheulte Frau putzte ihre Nase und erzählte weiter:

»Wir hatten damals eine sehr ergiebige Milchkuh. Morgens und abends gab sie mir jeweils zwei große Eimer Milch. Sie war die erste Kuh dieser Art in unserm Dorf. Mein Mann hatte sie gekauft, als er in der Hauptstadt gutes Geld verdiente. Er mochte sie von Herzen

gerne und sagte, sie wäre eine richtige holländische Milchkuh, mit zweien von dieser Sorte könne man das ganze Dorf mit Milch versorgen, mit zehn Stück davon sogar die ganzen Nachbardörfer der Umgebung dazu. Er hatte vor, so lange in der Fremde zu bleiben, bis wir zehn dieser Milchkühe kaufen könnten. Dann wollte er mit der Arbeit in der Hauptstadt aufhören und für immer zu uns zurückkommen. Ich habe diese gutmütige Kuh und ihr Kalb, auf falschen Rat unseres Dorfvorstehers, verkauft, um mein Kind aus dem Knast freizukaufen. Er kam zwar aus dem Gefängnis, aber es hat nichts geholfen. Mein Sohn hatte ein großes, unlösbares Problem. Er brauchte dringend Geld. Er brauchte sogar sehr viel Geld. Er war verloren. Verloren. Ja, nicht nur verloren war mein Junge, sondern auch verdorben. Verdorben von so etwas Ähnlichem, was einst in dem Päckchen war, welches sein ahnungsloser Vater von einem wildfremden bösen Mann in Empfang genommen und dadurch, weiß Gott, wie viele Menschen ins Unglück gestürzt hatte.«

»Rauschgift? Drogen?«

Die hilflose Mutter nickte schweigend mit dem Kopf. Ihre Tränen flossen über ihre Wangen, erreichten ihren Hals, verschwanden schließlich unter ihrer Bluse, sodass diese durchnässt wurde.

»Mein Gott, ein zwölfjähriger Junge drogenabhängig? Warum tun sie den Kindern so etwas an? Haben diese Leute kein Herz, keine Gefühle, keine eigenen Kinder?«

»Mein Sohn sitzt jetzt leider nicht mehr im Knast. Ich wünschte, er wäre dort geblieben! Das Schwein, der Dorfvorsteher, ist schlimmer als die Drogendealer. Er hat mich ausgeraubt für die Gendarmen, um meinen Sohn vom Knast freizukaufen. Alles, wirklich alles, was ich besaß, sogar meinen ganzen Schmuck habe ich ihm gegeben, um meinen Sohn freizukaufen. Was habe ich nun davon? Nichts. Wirklich überhaupt nichts. Der Junge ist zwar draußen, aber er sieht nicht mehr wie ein Menschenkind aus, sondern ähnelt eher einem armseligen Monster. Er braucht ständig Geld. Sobald er es hat, kauft

er sich seinen seelenfressenden Stoff und spritzt ihn in seine Adern. Sein ganzer Körper ist so wund und zerstochen, dass einem schon allein bei seinem Anblick Ekel überfällt. Vor Kurzem musste er sich wieder einmal seinen Stoff beschaffen, dafür brauchte er natürlich Geld. Ich habe außer diesen Bohnenhülsen nichts mehr. Er hat mich geschlagen und mir schließlich meinen Ehering vom Finger gezogen. Alles für seine scheiß Drogen. Ich habe Glück gehabt, dass er mir dabei meinen Finger nicht gebrochen hat. Wissen Sie was? Ein Kind braucht auch einen Vater. Eine Mutter, egal wie gut und stark sie ist, kann einem Kind nicht den Vater ersetzen. Überlassen Sie Ihren Sohn Ihrer Frau nicht alleine! Es wäre dumm! Wirklich dumm! O Gott, hätte mein Mann doch nur nicht reich werden wollen! Wäre er doch hier in unserem Dorf geblieben! Dann säße er nun nicht im Knast, und unser Sohn wäre nicht verloren! Der allmächtige Gott möge geben, dass meiner kleinen Tochter so etwas nicht geschieht! Sie ist in der Schule sehr strebsam. Sie spricht fließend Englisch. Ich wünsche mir, dass sie irgendwann einen netten Touristen kennenlernt, ihn heiratet und mit ihm ins Ausland auswandert!«

Der verzweifelte Vater nickte traurig einige Male mit seinem Kopf hin und her. Er überlegte, ob er der armen Frau nicht ein wenig Geld borgen oder sogar schenken sollte. Er kannte ihren Ehemann gut. In jungen Jahren hatten sie sehr häufig im Dorf zusammen Volleyball gespielt. Sein Vater hatte damals einen bescheidenen Friseurladen besessen. Er hatte von ihm, wie erwartet, das Haarschneiden gelernt und später das Geschäft übernommen. Nun saß er im Knast. Wie viele Male hatten sie mit- oder gegeneinander Volleyball gespielt! Gewonnen! Gelacht! Verloren! Gestritten und waren einander auf die Nerven gegangen! Und wie oft stand der Friseur mit seiner Schere und seinem Kamm über dem Kopf seines Kunden da. Wäre er selbst nun im Gefängnis, hätte er sich bestimmt sehr gefreut, wenn jemand seine Familie irgendwie unterstützen würde.

Er stand auf, suchte in seiner Tasche, griff einen Briefumschlag, zusammen mit seiner Geldbörse, las kurz die Schrift auf dem Umschlag, öffnete die Geldbörse, nahm einen Fünfzig-Dollarschein daraus und steckte ihn unter den großen Topf, in den die geschälten Bohnen geworfen wurden.

»Traurig! Traurig! Nun ja, bevor meinem Jungen auch so etwas geschieht, muss ich ihn suchen gehen. Ich habe leider kein Geschenk für Ihre kleine Tochter mitgebracht. Kaufen Sie ihr bitte mit diesem Geld etwas in meinem Namen!«

Die unglückliche Mutter bekam plötzlich strahlende Augen, als sie die ausländische Währung sah. Beschämt sagte sie:

»Danke schön! Das brauchen Sie aber wirklich nicht!«

»Bitte nehmen Sie es für Ihre kleine Tochter! Auf Wiedersehen!«

Sie stand ebenfalls auf. Plötzlich plagte sie ihr schlechtes Gewissen, da sie dem Mann trotz der brütenden Mittagshitze noch keine Erfrischung angeboten hatte. Sie war bestrebt, das Versäumte sofort nachzuholen:

»Ach, ich habe vergessen, Ihnen etwas zum Trinken …«

Der Schrei eines jungen Fahrradfahrers, der auf der Straße eilig vorbeifuhr, unterbrach sie:

»Warnung! Warnung! Hey, Leute! Bleibt in euren Häusern! Touristen haben unser Dorf angegriffen! Warnung! Warnung! Hey, Leute! …«

Der Mann wandte sich neugierig dem jungen Fahrradfahrer zu. Die Frau ebenfalls. Der Mann fragte misstrauisch:

»Was? Angegriffen? Touristen?«

»Ja, ja, Onkel! Die Touristen! Einer von ihnen hat sogar geschossen! Eine schwangere Frau ist vor lauter Angst vorzeitig niedergekommen! Dieser Tourist hat einen Jungen als Geisel genommen! Geht nach Hause und macht die Tür zu! …«

»Quatsch! Touristen greifen kein Dorf an. Außerdem haben wir zurzeit in unserem Dorf keine schwangere Frau. Schrei hier nicht so rum!«

»Doch! Doch! Meine Mama hat alles gesehen. Ich muss zum Dorfvorsteher …«

Die Frau wandte sich zu dem Mann, besorgt, er könnte annehmen, sein Sohn sei wirklich gekidnappt worden:

»Sehen Sie? Wenn die Leute Langeweile haben, verbreiten sie solche Gerüchte. Bitte kommen Sie doch kurz herein! Es ist sehr warm. Ein Glas kaltes Wasser oder eine Tasse Tee wird Ihnen bestimmt guttun.«

»Nein, danke. Vielleicht ein anderes Mal. Ich muss zu meinen Eltern. Auf Wiedersehen!«

5

Die Sonne stand senkrecht über dem Dorf. Es war heiß und schwül. Inzwischen war der verzweifelte Vater vollkommen verschwitzt und ging nachdenklich in Richtung seines Elternhauses. Er dachte:
»Elend, elend, wirklich ein Elend ist das! Heiraten, Kinder bekommen und damit so viel Ärger. Habe ich meinen Eltern damals auch so viel Ärger bereitet, als ich ein Kind war? Nein, bestimmt nicht. Bis vor ein paar Jahren wusste ich überhaupt nicht, was Rauschgift ist. Immer gespielt. Ja, immer gespielt haben wir, wenn wir nicht auf dem Feld arbeiten mussten. Dann gingen wir mittags, genau um diese Uhrzeit, zum Fluss. Oh, wie schön das war! Stundenlang schwammen und spielten wir im Wasser. Nachmittags wieder Feldarbeit, wenn nicht, dann Volleyball. Abends waren wir dementsprechend todmüde und gingen früh ins Bett. Was machen jetzt die Kinder? Fernsehen. Nur fernsehen. Wenn möglich vierundzwanzig Stunden am Tag fernsehen, sonst nichts. Elend, elend, wirklich ein Elend ist das! Die armen Kinder erleben heutzutage keine Kindheit mehr. Leben nur in ihrem Zimmer vor dem Fernseher und sammeln kaum Erfahrung mit ihrem näheren Umfeld. Wenn sie endlich einmal das Haus und den Fernseher verlassen, dann passiert ihnen so etwas, wie dem Sohn dieser unglücklichen Mutter, weil sie naiv und realitätsfern sind und eine Gefahr nicht rechtzeitig genug wahrnehmen können. Ach, wie schön diese arme Frau damals war! … Ihr Hochzeitstag! … Der Bräutigam! … Junge, Junge! Wie schnell die glücklichen Tage vergehen! Und wo bist du jetzt? Im Knast. Scheiße! Nicht einmal für deine eigene Familie kannst du etwas tun. Nix, nix, nix. Wie stolz du damals warst, als dein Sohn zur Welt kam! Oh ja, genauso stolz und glücklich war ich auch, als ich später Vater wurde. Ein unglaubliches Gefühl. Ich habe einen Sohn; ein Junge aus meinem eigenen Fleisch und Blut! Wenn ich morgen den Löffel abgebe, werde ich in ihm weiterleben. Weiter, weiter … Ja, das Leben geht unaufhaltsam weiter und ich werde irgendwie ewig weiterleben …«

Jemand pfiff, dadurch wurde er in seinen Gedanken unterbrochen. Während er seinen Weg fortsetzte, schaute er sich um, sah aber niemanden. Es wurde noch einmal gepfiffen. Er blieb neugierig stehen. Und noch ein Pfiff. »Verdammt, wer pfeift denn da? Wo? Ich pfeife auch. Pfisch…«, murmelte er, sah aber immer noch keine Menschenseele. Bald bewegten sich die Zweige eines Baumes, der hinter ihm im Hof eines Hauses stand. Er schaute genauer hin. Jemand lud ihn mit der Hand zu sich ein. Er überlegte kurz und beschloss dann, zu dem Haus zu gehen, in der Hoffnung, vielleicht dort etwas über seinen Sohn zu erfahren. Er kehrte ein paar Schritte zurück und begab sich vor die spaltbreit geöffnete Tür des alten und reparaturbedürftigen Bauernhauses.

»Hallo! Ist da jemand?«, rief er. Als Antwort ertönte erneut wieder nur ein Pfiff.

»Hä? Was ist los? Warum zeigt er sich nicht? Wir kennen uns doch!«, murmelte er vor sich hin.

Er kannte die Bewohner des Hauses. Der Mann war ein erfahrener Fischer und dazu auch noch der beste Volleyballspieler des Dorfes; ein paar Jahre jünger als er selbst, nie verfehlte sein Ball das Ziel. Bis zu dem Tag, als er ins Ausland ging, hatten sie einen guten Kontakt zueinander. Er drückte gegen die Tür und öffnete sie vollständig. Niemand stand davor. »Hallo!«, rief er erneut und trat ein. Noch nicht einmal mehr als drei Schritte in den Hof hineinspaziert, merkte er, dass etwas Leichtes über ihn geworfen und zugleich mit einer Wucht an seinen Füßen gezogen wurde. Er verlor das Gleichgewicht, fiel erschrocken zu Boden und schrie: »Autsch …«

Das Gesicht einer jungen Frau, das Seil eines Fischernetzes in den Händen, erschien bald über ihm. Er erkannte sie sofort.

»Was soll der Quatsch? Lassen Sie mich sofort los!«

Die Fischersfrau erkannte ihn ebenfalls.

»Oh, … Sie sind es! Entschuldigung! Entschuldigen Sie bitte vielmals!«

Sie band ihn eilig los und erklärte aufgeregt:
»Ich dachte, Sie wären einer von diesen „Theoristen“, die unser Dorf angegriffen, eine arme und einsame Frau getötet und einen Jungen als Geisel entführt haben.«
Der verzweifelte Vater stand auf, wischte sich den Staub ab und fragte genervt:
»Wann?«
»Vor ungefähr einer Stunde. Gerade eben hat ein Radfahrer darüber berichtet, haben Sie ihn denn nicht gesehen?«
»Doch. Aber es ist Quatsch. Ich komme gerade auch aus der selben Richtung, aus der der junge Radfahrer kam. Ich habe aber nichts davon mitbekommen. Oder … Vielleicht, vielleicht meinte er meinen Sohn!«
»Oh, Gott! Ist Ihr gutaussehender Sohn von „Theoristen“ als Geisel genommen worden?«
»Nein. Ich bin heute zurückgekommen …«
Die Fischersfrau unterbrach ihn beipflichtend:
»Ja, ich habe Sie an der Bahnstation gesehen.«
»Genau. Meine Frau hat unseren Sohn allein zu Hause gelassen und wollte mich vom Zug abholen. Als wir nach Hause zurückkamen, war die Haustür schon aufgebrochen und der Junge verschwunden. Haben Sie ihn heute nicht zufällig gesehen?«
Sie überlegte kurz, antwortete dann nachdenklich:
»Doch, doch! Eine Frau mit zwei Kindern, ein Mädchen und ein Junge, gingen eilig vor mir, als ich heute von der Bahnstation nach Hause zurückkam. Ja, das könnte Ihr Sohn mit seiner Tante und deren Tochter gewesen sein. Aber nein. Ihre Frau und Ihre Schwester haben doch keinen Kontakt mehr zueinander. Das waren sie nicht. Bestimmt vertue ich mich. Nein. Ehrlich gesagt, ich habe Ihren Sohn nicht gesehen. Haben Sie vielleicht meinen Mann im Ausland gesehen? Wie geht es ihm? Oh, ich vermisse ihn so sehr!«
»Wie sah der Junge denn aus? Vielleicht war es doch mein Sohn?«

»Ich weiß es wirklich nicht genau. Lassen Sie mich bitte nicht lügen! Sie gingen aber in die Richtung, wo Ihre Schwester und der wohnen. Sie Dorfvorsteher können gleich zu Ihrer Schwester gehen, um sich zu vergewissern. Wie geht es meinem Mann? Haben Sie ihn nicht gesehen?«

Dem verzweifelten Vater fiel ein, seine Schwester könnte bei ihm zu Hause gewesen sein, und der Junge wäre einfach mit seiner Tante und deren Kind zu ihnen oder zu seinen Großeltern gegangen. Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und sagte etwas beruhigt:

»Nein. Ich habe ihn nicht gesehen. Fischt er nicht mehr am Fluss?«

»Seit Langem schon nicht mehr. Der Fluss ist fast ausgetrocknet. Fische gibt es dort kaum mehr. Auch mein Mann ist weg. Alle Männer sind weg. Nur wir Frauen mit Kindern sind hier zurückgeblieben. Oh, wenn ich bloß auch ein Mann wäre und irgendwie aus diesem elenden Dorf abhauen könnte!«

Er runzelte traurig seine Stirn und fragte:

»Wo ist denn Ihr Mann?«

»Am Anfang war er eine Zeit lang in der Hauptstadt. Seit über einem Jahr aber ist er im Ausland.«

»Ja, im Ausland, das habe ich schon verstanden, aber in welchem Land oder in welcher Stadt arbeitet er denn?«

»Oh, das weiß ich nicht genau! Oder doch! Kommen Sie bitte mit rein! Im Haus habe ich einige Briefe von ihm. Auf dem Briefumschlag steht seine Adresse. Kommen Sie bitte mit!«

»Nein. Ich bin in Eile. Ich muss erst zu meiner Schwester, um zu gucken, ob der Junge eventuell dort ist. Auf jeden Fall war Ihr Mann nicht in der Stadt, wo ich gearbeitet habe. Sonst hätte ich ihn bestimmt gesehen.«

Er machte Anstalten zu gehen. Die Fischersfrau bat ihn inständig:

»Warten Sie doch einen kleinen Augenblick, bitte! Ich kann nicht lesen. Sein letzter Brief ist gestern angekommen. Meine Tochter ist in der dritten Klasse und kann einen Brief noch nicht richtig lesen. Lesen Sie ihn mir bitte vor!«

»Gut. Holen Sie den Brief! Wenn es geht, bringen Sie mir bitte auch ein Glas kaltes Wasser!«

»Sehr gerne. Sofort.«

Der verzweifelte Vater schaute sich im Hof um und sah in seiner Nähe einen Holzklotz unter dem Schatten eines Pflaumenbaumes liegen. Er ging hin und setzte sich darauf. Es verstrichen einige Minuten, bis die junge Frau des Fischers mit einem Tablett in den Händen aus dem Haus kam. Sie hatte sich inzwischen geschminkt und etwas Leichtes angezogen.

»Hier, bitte schön! Ich habe auf die Schnelle für Sie einen Cocktail gemacht. Mein Mann trank das gerne, als er noch hier war.«

Sie beugte sich über ihn und hielt das Tablett einladend vor sein Gesicht. Er starrte unwillkürlich in ihr großzügiges Dekolleté. Ihm kam es so vor, als ob da zwei gut riechende, schöne, runde und süße Galiamelonen direkt vor seinen Augen, zum Greifen nahe, hängen würden. Sie bemerkte triumphierend seine Verzückung:

»Ach, schade! Sie hätten doch mit hineinkommen sollen! Im Haus drinnen ist es kühler als hier draußen. Mein Gott, heute ist es so heiß! Ist es Ihnen auch so heiß oder bin ich die Einzige, die so fühlt?«

Der verzweifelte Vater nahm das Glas, und während er sich Mühe gab, ihr nun nur ins Gesicht zu schauen, trank er hastig das ihm angebotene Erfrischungsgetränk. Danach gab er ihr das Glas zurück und antwortete:

»Ja … Es ist wirklich sehr heiß hier. Danke. Das war aber richtig wohltuend.«

»Es gibt noch mehr davon. Kommen Sie bitte mit hinein! Niemand außer meiner Tochter ist zu Hause. Sie sitzt vor dem Fernseher. Wir können dort ungestört den Brief lesen und etwas trinken.«

Er ahnte, was sie eigentlich von ihm wollte. Mit sich hadernd antwortete er:

»Nein, danke. Ich muss meinen Sohn suchen. Wo ist der Brief ihres Mannes?«

»Oh, den habe ich vergessen mitzunehmen! Ich hole ihn gleich. Noch ein Glas von dem Cocktail?«

»Ja, bitte! Aber nur, wenn es nicht so lange dauert. Ich muss mich wirklich beeilen.«

»Sofort.«

Die schöne, einsame Frau des ehemaligen Fischers ging eilig, aber dennoch kokettierend vor seinen gierigen, verzückt blickenden Augen ins Haus. Der verzweifelte Vater starrte nun ihr wackelndes und schwabbelndes Hinterteil so lange an, bis sie verschwand. Vor lauter Erregung pochte sein Herz heftig, und das steife Glied in seiner Hose machte ihm ordentlich zu schaffen.

»Mein Gott, sie ist aber sehr schön! Sie will was mit mir anfangen. Ja, da bin ich mir hundert Prozent sicher. Aber … Was soll ich nun machen? Was soll ich … Was … Was ist nur richtig? Was ist falsch? Ihr Mann ist im Ausland am Malochen und ich soll es hier mit ihr treiben? Es ist unfair. Mir würde es nicht gefallen, wenn es jemand mit meiner Frau während meiner Abwesenheit treiben würde. Aber, aber sie ist wunderschön! Viel, viel schöner als meine Frau. Wow! So eine schöne und atemberaubende Frau habe ich noch nie gesehen! Hey, was ist mit mir los? …«

Die Fischersfrau kam bald mit einem Briefumschlag und einem zweiten Glas Cocktail in der Hand zurück. Sie sagte schlecht gelaunt, dennoch höflich:

»Den Brief von gestern konnte ich in der Eile nicht finden. Ich weiß nicht, wo meine Tochter ihn verlegt hat. Sie glotzt vor dem Fernseher und hat keine Lust zu gucken, wo der Brief steckt. Hier, ein anderer Briefumschlag meines Mannes. Seine Adresse steht darauf. Gucken Sie bitte, ob er in dem gleichen Ausland ist, in dem Sie waren?«

6

Nicht mehr als ein paar Häuser entfernt von dem Haus des ehemaligen Fischers rief eine Frau den verzweifelten Vater beim Namen. Sie stand mit einem Kind auf dem Arm vor ihrer Haustür. Er erkannte sie sofort. Mit ihrem Mann und ein paar anderen Landsleuten wohnte er in der Fremde zusammen in einer gemeinsamen Wohnung. Ihm fiel der Briefumschlag des Kollegen wieder ein. Er hatte ihm einen Brief mit fünfhundert Dollar für seine Familie anvertraut. Automatisch fuhr seine Hand in die Tasche. Beruhigt spürte er den Briefumschlag und ging auf die Frau zu. Sie fragte ihn erfreut:

»Hallo … Wie geht es dir?«

»Danke, gut. Und dir?«

Ohne wirklich auf eine Antwort zu warten, versuchte er, den kleinen Jungen auf dem Arm seiner Mutter zu streicheln. Das Kind schien offen und interessiert an ihm zu sein. Ihm fielen bald die weitgeöffnete Bluse der Frau und ihre infolgedessen ziemlich freiliegenden Brüste auf.

»Danke. Auch gut. Mensch, deine Frau und du, ihr seid aber heute Vormittag blitzschnell von der Bahnstation verschwunden! Ich wollte dich grüßen und zu uns einladen. Auf einmal warst du weg. Du musst ein unstillbares Verlangen nach ihr gehabt haben, hahaha… nicht wahr?«

Er ging auf ihre anzügliche Bemerkung nicht ein, nahm das Kind auf den Arm und versuchte mit ihm zu spielen.

»Wo ist der Schuft? Seine ausländischen Weiber haben ihn diesmal nicht nach Hause gehen lassen, ne?«

Enttäuscht von dem Vorurteil der Ehefrau seines Kameraden antwortete er missbilligend:

»Ach, was du nicht sagst! Wir da und die ausländischen Frauen! Du denkst, wir haben es da so leicht?«

Sie fiel ihm abrupt um den Hals, umarmte ihn leidenschaftlich und flirtete:
»Oh, du armer Kerl! Gerade du hast es mit den ausländischen Frauen sehr, sehr schwer gehabt! Nicht wahr? Du und vier Jahre lang keine Frau? Soll ich dir das wirklich glauben, du schlimmer Finger?«
Der verzweifelte Vater versuchte sich, von der Frau zu befreien. Das Kind begann zu weinen. Er drang ihr das Kind auf, entfernte sich von ihr und sagte genervt:
»Du bist von Sinnen, was?«
»Oh, Schatz! Nicht so barsch! Bei dieser geballten Männlichkeit wird jede Frau schwach und von Sinnen sein! …«
»Hör bitte auf mit dem Quatsch! Wo ist deine Tochter?«
Sie schäkerte weiter:
»Nee, nee! Erst die Mama, dann die Tochter!«
Er starrte sie kurz perplex an, antwortete ihr dann verschämt und etwas verklemmt:
»Auch Unverschämtheit und Zügellosigkeit haben ihre Grenzen. Du bist wirklich völlig verrückt!«
Die Frau mit dem Kind auf dem Arm begriff, dass er von ihr im negativen Sinn überrascht worden war. Sie sagte vorsichtig, während sie mit einer Hand den Knopf ihrer Bluse zu schließen versuchte:
»Scherz beiseite! Nimm nicht alles so ernst und komm bitte rein! Die Ziege hat leider Schulferien und sitzt vor dem Fernseher. Ein schwieriges Kind. Sie ist vierzehn und lässt nichts anbrennen. Was macht ihr Vater? Geht es ihm gut?«
Als der verzweifelte Vater das von ihrer Tochter hörte, bekam er Angst, sie könne bald auftauchen und ihm, wie ihre Mutter, um den Hals fallen. Er nahm hastig den Briefumschlag aus der Tasche, überreichte ihn ihr und erklärte:
»Hier ein Brief für euch! Darin müssen fünfhundert Dollar sein. Dein Mann hat mich ausdrücklich gebeten, dir zu sagen, dass du

regelmäßig den Lehrern eurer Tochter Geschenke schicken sollst, damit sie ihr in der Schule mehr beibringen. Er meint, du sollst für sie in den Sommerferien einen Englischkurs arrangieren. Damit sie später …«

Die Frau mit dem Kind auf dem Arm unterbrach ihn und sagte besorgt und ernst zugleich, nachdem sie den Briefumschlag geöffnet, die Geldscheine herausgenommen und den Brief ungelesen wieder in den Umschlag zurückgesteckt hatte:

»Ja, ja. Gerne. Bitte komm rein und sag du es ihr einmal persönlich! Sie ist total zickig, hört nie auf mich, tut und lässt einfach, was sie will. Sie geht nicht regelmäßig zur Schule, obwohl wir jede Menge Geld dafür zahlen, geschweige denn zum Englischkurs. Ich bin total verzweifelt und weiß wirklich nicht, wie ich mit ihr umgehen soll.«

Sie begann zu weinen. Der verzweifelte Vater fühlte aber kein bisschen Mitleid mit ihr, im Gegenteil, er hätte ihr beinahe vorgeworfen, sie hätte ihre Tochter so erzogen. Wäre sie eine anständige Mutter, würde die Tochter ihr nacheifern. Sein Kollege arbeitete in der Fremde, sparte sich alles vom Mund ab und schickte ihnen das Geld. Sie genossen hier unbekümmert ihr Leben und verschwänden das hart verdiente Geld. Er brachte seine Gedanken und Vorwürfe jedoch anstandshalber nicht zum Ausdruck und sagte:

»Ich habe mein eigenes Problem. Mein Sohn ist verschwunden. Bevor ich wieder ins Ausland gehe, komme ich mal zu euch, und rede mit deiner Tochter. Du kannst inzwischen alles deinem Mann in einem Brief schreiben. Glaub mir! Wir leben im Ausland nicht, wir malochen und vegetieren dahin. Dein Mann hat da wirklich keine Freundin.«

»Ich weiß, ich weiß alles. Er hat mir erzählt, dass die Leute euch dort nicht besonders mögen, selbst im Puff lässt euch kaum eine Frau ran. Sei mir bitte nicht böse, dass ich ein bisschen mit dir geschäkert habe! Ich bin schließlich eine Frau. Und du ein schöner und starker Mann. Wir Frauen hier im Dorf teilen die Männer miteinander. Das weiß mein Mann auch. Als er letztes Jahr hier war, hat er alles

miterlebt und sogar genossen. Er und alle anderen Heimkehrer haben nichts dagegen. Anscheinend seid ihr, du und deine Familie, außer deinem weisen und umsichtigen Vater, die Einzigen, die die neue Lebensweise nicht akzeptieren. Ihr Männer habt uns mit den Kindern im Dorf allein gelassen, in die Städte oder ins Ausland seid ihr geflohen und kommt, wenn überhaupt, jährlich nur einmal für eine kurze Stippvisite. Außer den alten und kranken Männern, den Gendarmen und den Wohlbetuchten aus der Stadt, die nur jungfräuliche Mädchen bevorzugen, sehen wir hier keine einzige Spur von Mann im wahrsten Sinne. Was sollen wir sonst tun? Sollen wir uns einen Strick nehmen, oder wie deine Frau und deine Schwester „O Gott! O Gott!“ schreien, die Ärzte und die Pharmaindustrie bereichern, mengenweise Antidepressiva schlucken und schließlich doch kranker und kaputter werden?«

Der verzweifelte Vater presste beide Hände an seine Ohren und seufzte:

»Ich kann nicht mehr! Ich kann wirklich nichts mehr hören! Denken kann ich zurzeit sowieso kaum. Tue, was du willst! Mein Sohn, mein Sohn ist verschwunden! Verzeihe mir! Ich muss ihn suchen.«

Die Frau mit dem Kind auf dem Arm merkte erst jetzt, wie verzweifelt und dem Ende nahe der Kumpel ihres Mannes war. Besorgt sagte sie:

»Es tut mir echt leid! Ich wollte dir nicht zu nahetreten. Nun, sag mir bitte, was mit deinem Sohn passiert ist? Vielleicht kann ich dir helfen.«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß wirklich nicht, was hier los ist. Den Jungen haben die nymphomanischen Frauen geklaut.«

Sie zog ihre Augenbrauen zusammen, blickte ihn kurz zweifelnd an, sagte dann gekränkt:

»Tja! Nymphomanische Frauen! Du spinnst ja wohl. Hier bei uns im Dorf wird kein Junge geklaut. Es gibt hier wirklich weder eine nymphomanische noch „puffhomanische“ Frau. Deine Mutter, deine Schwester und deine Frau haben diesen Namen für die verlassenen

Frauen wie mich erfunden. Wir sind keine Vergewaltigerinnen. Das ist eine Verleumdung. Eine klare Lüge. Jahrelange sexuelle Enthaltsamkeit verstärkt bei jedem gesunden Menschen sein Verlangen nach Sex. Genau wie bei euch Männern. Geht ihr im Ausland etwa nicht immer wieder in den Puff? Lassen wir lieber dieses Thema! Mach dir bitte keine Sorgen um deinen Sohn! Ihm wird nichts passieren. Er hatte bestimmt die Nase voll davon, eingesperrt zu sein, und ist abgehauen. Ich gehe gleich von Haus zu Haus und schaue mich um, ob er irgendwo bei einer Frau Zuflucht gefunden hat. In diesem Fall schicke ich ihn nach Hause zurück. Mach dir keinen Kopf!«

»Vielen Dank! Tu mir bitte diesen Gefallen! Ich werde dir sehr verbunden sein!«

7

Unterwegs zu seiner Schwester hörte er plötzlich unerwartet hinter sich einen Radfahrer klingen. Er blieb kurz stehen und drehte sich um. Bald hielt der Kamerad an, dem er schon vorhin in Begleitung zweier Frauen begegnet war, als er in Rage sein Haus verließ.

»… Wohin gehst du?«

»Zu meiner Schwester.«

»Warum ausgerechnet dorthin?«

»Ich will gucken, ob mein Junge bei ihr ist.«

»Du bist total verrückt! Anscheinend kannst du die Gefahr nicht spüren, in der du gerade steckst!«

»Welche Gefahr denn?«

»Oh Mann! Um Gottes Willen, gehe jetzt bitte nicht zu deiner Schwester und vergiss zurzeit deinen Jungen! Ihm wird nichts passieren, das garantiere ich dir. Die zwei netten Engel, mit denen du mich vorhin gesehen hast, sind schon auf der Suche nach ihm, und das überall im Dorf. Denke jetzt bitte nur an dich! Deine eigene Lage ist momentan total gefährlich. Mit dem Schießen auf der Straße hast du dir eine ganz schöne Suppe eingebrockt. Du bist im Besitz einer illegalen Waffe, Mann! Weißt du, was das bedeutet? Komm! Nimm das hier!«

Der Kamerad hielt ihm eine Pistole vor die Augen, die fast genau so aussah wie die seine. Verwirrt sagte er:

»Nein, danke. Ich habe schon eine. Behalte diese für dich!«

Genervt setzte sein Kamerad an:

»Dummkopf! Das Vergnügen mit den jungen Frauen habe ich unterbrochen, um dich aus deiner scheiß Situation zu retten. Ich habe dich überall gesucht. Bei euch zu Hause warst du nicht, bei deinen Eltern auch nicht. Ich bin froh, dass ich dich nun endlich erwischt habe. Eine Nachbarin hat ihren Sohn zu unserem Dorfvorsteher geschickt, um zu berichten, dass du verrückt geworden und mit einer geladenen Waffe in der Hand auf der Suche

nach deinem Sohn bist. Das Arschloch ist hier im Dorf der Einzige, der ein Telefon besitzt. Er wird sofort die Gendarmerie alarmieren und bald die gesamten Gendarmen auf dich hetzen. Wenn sie dich mit einer echten Pistole in der Hand erwischen, ist es aus mit dir. Ende! Begreifst du nicht? Du wirst als Terrorist gebrandmarkt und musst den Rest deines Lebens im Gefängnis verbringen.«

»Was für einen Quatsch erzählst du da? Ich bin doch kein Tourist. Die Pistole gehört mir nicht …«

»Nicht Tourist, Terrorist. Nun halt endlich die Klappe und mach einfach ohne Wenn und Aber, was ich dir sage, Mann! Ich weiß, du bist kein Terrorist, aber du besitzt eine Schusswaffe. Damit hast du einmal geschossen, noch schlimmer, du hast sogar den Frauen gedroht, ihnen eine Kugel zu verpassen. Weißt du wirklich nicht, was das bedeutet? Welcher Idiot macht so was? Nimm! Verliere keine Sekunde Zeit mehr! Geh schnell zum Dorfvorsteher! Gib vor, du seist ein Hilfesuchender! Sag, dass du mit dieser Spielzeugpistole deinen Nachbarinnen Angst einjagen wolltest, damit sie von deinem geklauten Sohn ablassen. Es sei dir aber nicht gelungen, sie hätten sich über dich lustig gemacht. Gib dem Dorfvorsteher hundert Dollar und beschwör ihn, dir deinen Sohn zurückzubringen!«

Dem verzweifelten Vater wurde allmählich die Gefährlichkeit seiner Lage bewusst. Trotzdem fragte er überrascht:

»Was? Hundert Dollar! Das sind fast meine gesamten Ersparnisse eines Monats im Ausland!«

»Ja, ich weiß das. Du kannst aber sehr froh sein, wenn du nur mit Hundert Dollar Bestechungsgeld aus diesem Schlamassel herauskommst. Nimm das endlich, Mann, und gib deine echte Pistole her, damit ich sie irgendwo für dich verstecke!«

Er nahm die Spielzeugpistole von seinem Kameraden, steckte sie unter sein Hemd, überlegte einen kleinen Moment und gab ihm zögernd seine echte Waffe.

»Übrigens, erzähle dem Dorfvorsteher, dass du vorhast, unser Dorf nicht mehr zu verlassen, weil du bis jetzt im Ausland keine richtige

Arbeit finden konntest. Dadurch erweckst du bei ihm den Eindruck, du wärest wirklich eine arme Socke. Der Dorfvorsteher, die Gendarmen und alle anderen, die hier in unserem Land am längeren Hebel sitzen, sind perfekt trainiert, genau wie die Spürhunde, nach Geld, besonders nach Dollar zu schnüffeln. Leute wie du und ich, die im Ausland malochen gehen, sind eine leichte Beute für sie. Verdammte Arschlöcher! Gott segne die Ausländer! Obwohl sie ihre Vorurteile uns gegenüber haben, behandeln sie uns nie so wie diese Arschlöcher hier in unserem eigenen Land. Jedes Mal, wenn ich zurückgekommen bin, hat der Dorfvorsteher hundert Dollar von mir kassiert, mit der Begründung, er hätte auf meine schutzlose Familie aufgepasst. Warte mal ab, diese hundert Dollar Extraschutzgeld wird er auch von dir verlangen! Und nun geh endlich, Mann! Geh bitte!«
Der verzweifelte Vater war nun tatsächlich im Begriff zu gehen und dachte dabei fassungslos laut:
»Aber, aber …«
»Was ist?«
»Aber, aber früher war es hier doch nicht so! Ich kann mir das alles nicht vorstellen. Ich glaube, ich träume das alles nur.«
»Ja, das Leben bei uns ist ein echter Albtraum geworden. Auch bevor wir ins Ausland gingen, war es hier nicht viel besser. Der Unterschied liegt vielmehr darin, dass du vorher eine arme Socke warst. Du hattest nichts, was die Beamten dir wegnehmen konnten. Daher konntest du nicht richtig sehen, was hier ablief. Jetzt hast du ein bisschen Geld. Die Beamten sitzen da und planen, wie sie dieses Geld von dir abkassieren können. Alle, vom Passkontrolleur bis zu den Gendarmen und ihrer Marionette, unserem Dorfvorsteher, wollen dein letztes Hemd. Also, du kannst nur überleben, wenn du sie irgendwie austrickst. Lebst du ein paar Jahre im Ausland und gewöhnst dich daran, einigermaßen offen und ehrlich wie die Ausländer zu leben, besuchst du dann irgendwann deine Heimat und verhältst dich weiterhin ehrlich, bist du eine ganz leichte Beute für die Behördenhaifische.«

»Vielen Dank! Du bist ein wirklich guter Kumpel!«

»Keine Ursache. Deine Pistole kriegst du wieder, wenn alles vorbei ist. Beeile dich! Bloß das nächste Mal, wenn du vorhast, wieder so einen Scheiß zu bauen, rede erst mit mir darüber! Wir sind schließlich alte Kumpel und müssen nicht nur im Ausland zusammenhalten. Geh schon! Geh direkt zum Dorfvorsteher und versuche, diesen verdammten Fuchs auszutricksen! Danach genieß ein bisschen die Zeit mit den Frauen! Sei nicht mehr so verklemmt! Du tust ihnen einen großen Gefallen, wenn du sie besuchst und mit ihnen ins Bett gehst. Sex ist gesund, wirklich sehr gesund für den Kopf, für die gespannten Nerven, für die Seele, für den Kreislauf und … einfach für alles. Wenn du inzwischen impotent geworden sein solltest, ist das auch nicht so schlimm. Dann kümmerst du dich einfach die ganze Zeit um dein Kind, dein Haus, dein Pferd, dein Boot, dein Auto; alles, was du nicht hast und von dem du, wie ich, vielleicht nur träumen kannst. Aber, wenn du noch in der Lage dazu bist, die Frauen zu beglücken, dann sei vernünftig! Weißt du überhaupt, wie viele Milliarden von Männern von dieser Möglichkeit hier bei uns träumen? Die armen Ehemänner langweilen sich zu Tode, weil es ihnen keinen Spaß mehr macht, mit ihren eigenen Frauen zu schlafen. Sie kennen sie in- und auswendig. Beiden, sowohl dem Mann als auch der Frau, mangelt es an Mut und Möglichkeit. Sie lechzen nach einem Neuanfang oder zumindest einer neuen Begegnung …«

8

Die verzweifelte Mutter beschloss, bei jeder einzelnen Nachbarin zu klingeln, in der Hoffnung, dadurch ihren Sohn zu finden. Daher schellte sie bei der ersten Nachbarin auf der rechten Seite ihres Hauses. Kurz darauf öffnete eine ältere Dame die Tür:

»Ach, was hast du denn, mein Kind? Warum weinst du? Komm mal rein!«

Sie schämte sich, der älteren Dame gegenüber, ihren Verdacht gegen deren Tochter auszusprechen, daher schaute sie neugierig durch die Tür und fragte traurig:

»Mein Kind, ist mein Kind vielleicht bei Ihnen?«

Die ältere Dame griff sanft ihren Arm und sagte tröstend:

»Nein. Aber komm erst mal rein, mein Kind, und erzähle, was bei euch los ist!«

Die verzweifelte Mutter betrat den Hof, ihre traurigen Augen schauten in jede Ecke, in der Hoffnung, ihr Sohn wäre dort irgendwo zu finden. Aus dem Haus kam bald die sehr an Krimis interessierte junge Frau mit ihrem Baby im Arm. Sie begrüßte höflich die verzweifelte Mutter:

»Hallo! Komm bitte nach oben! Ich mache uns sofort eine Tasse Tee.«

»Nein, danke. Mein Sohn! Mein Sohn ist geklaut worden!«

Die von Krimis begeisterte Nachbarin hatte, wie viele andere junge Frauen im Dorf, kaum Kontakt zu dieser verzweifelten Mutter und freute sich eigentlich über das Verschwinden des heranwachsenden Sohnes. Seit dem Wortwechsel mit ihrem wütenden und bewaffneten Nachbarn war sie jedoch ängstlich bemüht, ihre Unschuld an dieser Geschichte zu beweisen. Daher äußerte sie sich betroffen:

»Um Gottes Willen! Wer macht denn so was?«

»Die nymphomanischen Frauen haben ihn sicher angebaggert.«

»Ach was? Solche Frauen gibt es nur im Märchen, nicht bei uns im Dorf. Mach dir wirklich keine unnötigen Sorgen um deinen Sohn! Der Junge ist bestimmt draußen am Spielen. Komm nach oben, bitte!«
Das Kind in ihrem Arm wurde unruhig und begann zu weinen. Sie gab ihm die Brust. Das Kind wurde wieder still. Die ältere Dame fragte:
»Wo ist dein Mann hingegangen, mein Kind? Er hat anscheinend eine Pistole bei sich. Hoffentlich macht er keinen Unsinn damit!«
»Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht …«
Nach diesen Wörtern brach die verzweifelte Mutter vor Angst zitternd in Tränen aus. Die ältere Dame umarmte sie tröstend. Ihre Tochter kam, ebenfalls betroffen, zu ihr und sagte beruhigend:
»Ach, Schwesterlein! Stell dich nicht so an! Ihm wird nichts passieren. Komm mit nach oben und gucke überall, um uns wirklich zu glauben, dass er nicht hier ist. Dann kannst du zu allen anderen Nachbarinnen gehen. Wir helfen dir auch dabei. Nicht wahr, Mutter?«
Ihre Mutter stimmte ihr zu. Die verzweifelte Mutter fühlte sich etwas besser, als sie merkte, dass diese Nachbarinnen es gut mit ihr meinten.
»Danke. Ich wollte nur fragen, ob mein Junge nicht vielleicht zu euch gekommen ist? Um Gottes Willen, ich wollte dir keinesfalls etwas unterstellen!«
»Du brauchst kein schlechtes Gewissen zu haben! Es ist richtig so. Ich war, genau wie du, an der Bahnstation, meine Mutter hat zu Hause auf mein Baby aufgepasst. Frag sie mal!«
Die verzweifelte Mutter schaute die ältere Dame an. Sie nickte erst, ihre Tochter bestätigend, sagte dann:
»Ja. Die ganze Zeit war ich zu Hause. Menschenskind, hättest du den Jungen nur bei mir gelassen! Ich hätte gerne auf ihn aufgepasst. Nun gut. Wenn du keinen Tee trinken möchtest, dann gehen wir gemeinsam zu den anderen Nachbarn. Kind, demnächst, wenn du irgendwo hingehen willst, sperre deinen Sohn nicht mehr ein! Schick

ihn einfach zu mir! Ich werde auf ihn, genau wie auf meinen eigenen Enkel, aufpassen. Wozu sind wir denn sonst Nachbarn? Jetzt beruhige dich, mein Kind! Komm …«

9

Das Mädchen merkte, dass der Junge keine Lust hatte, mit ihr zu spielen, und nur durch das Fenster nach außen starrte. Sie sagte gekränkt, mit einem Kloß im Hals:

»Oh, Mano! Dir gefällt wohl keine meiner Puppen. Weder redest noch spielst du mit mir. Nun gut. Gut. Aber mein Papa hat mir versprochen, eine echte Barbie für mich mitzubringen. Die darfst du dann nicht anfassen.«

Der Junge beabsichtigte keinesfalls, mit seiner Lustlosigkeit das kleine Mädchen zu kränken. Besorgt, sie würde bald in Tränen ausbrechen, nahm er eine ihrer Puppen in die Hand und sagte freundlich:

»Wofür brauchst du denn noch eine echte Barbie? Das hier ist doch wohl schon eine! Wo ist der Unterschied? Oh, wie viele Barbies hast du denn hier?«

Das Mädchen näherte sich dem Jungen ein wenig, als sie unvermittelt eine Veränderung in seinem Verhalten wahrnahm. Sie sagte erfreut, während sie auf eine andere Puppe wies:

»Diese hier hat auch eine große Ähnlichkeit zur echten Barbie. Schau sie an! Ist sie nicht hübsch?«

»Doch, doch. Sie ist sehr hübsch. Sag mal, kannst du eigentlich Schach spielen?«

»Und ob ich das kann! Sag mir bloß, was das Schach ist!«

Der Junge stupste sanft ihren Kopf mit der Hand zur Seite und sagte erheitert:

»Du Lügnerin! Wenn du nicht weißt, was das Schach ist, wie kannst du denn dann Schach spielen können?«

»Bring es mir doch bei! Bei Gott, ich werde ganz schnell lernen!«

»In Ordnung. Ich bringe es dir bei. Aber wir müssen zuerst ein Schachbrett mit allen Schachfiguren haben. Frag deine Mama, ob ihr so etwas zu Hause habt!«

Das kleine Mädchen ging in die Küche, wo ihre Mutter gerade dabei war, zu kochen. Nach einer Weile kam sie zurück und sagte:
»Nein. Wir haben so etwas leider noch nicht. Aber ich werde meinen Papa bitten, dass er ein originales Schachspiel aus dem Ausland mitbringt.«
Während der Junge die Spielzeuge des Mädchens durchwühlte, flüsterte er lustlos, zugleich spöttisch, als ob er zu sich selbst redete:
»Ja, ja. Bestimmt wird er es mitbringen.«
»Was sonst? Gib, dass mein Papa zurückkommt! Du wirst sehen, er wird sowohl eine echte Barbie als auch ein originales Schachspiel mitbringen!«
Der Junge pickte eine Kunststoffpistole aus dem Berg von Spielzeugen und antwortete, während er diese anschaute:
»Ach, lass erst deinen Papa überhaupt einmal zurückkehren, die Barbie und das Schachspiel seien ihm geschenkt! Auch mein Vater will mir seit vier Jahren sowohl eine echte Pistole als auch ein Internet aus dem Ausland mitbringen. Alles nur leere Versprechungen. Ich kann es bald nicht mehr hören.«
Das kleine Mädchen hatte kaum mehr Lust, über die Rückkehr ihres Vaters zu reden. Sie fragte neugierig:
»Was ist denn Internet?«
»Weißt du wirklich nicht, was das Internet ist?«
»Nein. Noch nicht gehört. Woher sollte ich das wissen?«
Der gelangweilte Junge kam nun in Stimmung und versuchte es ihr mit einem gewissen Stolz zu erklären:
»Ehh… Es ist etwas sehr Gutes! Hast du das noch nicht im Fernsehen gesehen? Das ist eine Kiste, fast wie der Fernseher. Man nennt das: Computer …«
Das kleine Mädchen unterbrach ihn ungeduldig:
»Ja, ja. Ich weiß. Ich weiß schon, was der Computer ist. Ich habe ihn im Fernsehen gesehen.«
»Ach was! Du hast das Internet selbst noch nicht gesehen. Das ist ein ungewöhnliches Ding. Sehr ungewöhnlich! Die ganze Welt steckt

darin! Noch wichtiger, man kann damit reden! Nicht wie der Fernseher, der ständig nur selber redet. Egal, was du fragst, du kriegst eine Antwort von ihm! Das ist noch nicht alles; egal, wen du willst, du kannst ihn dort sehen oder mit ihm reden …«

»Oh! Wirklich? Kann man ehh… Kann man auch Gott darin sehen und mit ihm reden?«

Der Junge, der voller Begeisterung am Erzählen war, blieb einen Moment still, kratzte sich an der Schläfe, antwortete dann, während er seine Zweifel durch Händebewegung und Mimik zu verschleiern versuchte:

»Klar. Klar kann man auch Gott im Internet sehen und mit ihm reden. Weißt du was? Internet ist an sich genau wie Gott. Der einzige Haken daran ist, dass es das nicht in unserem Dorf, sondern nur in den Städten und im Ausland gibt. Schade! Mein Papa will mir seit vier Jahren eins davon mitbringen. Bloß leere Worte. Leere Worte und leere Versprechungen. Außerdem muss ich ihm stets versprechen, meiner Mama ein guter Junge zu sein, ohne ihre Erlaubnis nichts zu tun, und wenn sie nicht zu Hause ist, wie ein Gefangener dort eingesperrt bleiben. Ich hasse das. Ich hasse es, die ganze Zeit zu Hause zu hocken. Du nicht?«

»Meine Mama sperrt mich nie ein.«

»Schön für dich. Deine Mama ist eine sehr gute Mama! Weißt du was? Wir gehen draußen Versteck spielen! Geh zu deiner Mama und bringe sie irgendwie dazu, uns draußen spielen zu lassen! Schau mal! Draußen ist es wunderschön! Ist es nicht?«

»Oh, ja! Draußen Versteck spielen ist klasse! Mama! Mama! …«

10

Sobald an der Tür geschellt wurde, brüllte der Dorfvorsteher, der entspannt auf dem Diwan lag, den sanften Wind eines großen und starken Ventilators genoss und sich dabei von seiner deutlich jüngeren Ehefrau massieren ließ. Der Altersunterschied war in der Tat so groß, dass er gut und gerne drei Generationen umfasste.

»Mein Gott, was für Hiobsbotschaften will man mir heute denn noch bringen? Bestimmt will mir jemand diesmal berichten, wie viele Frauen von den Terroristen erschossen worden sind. Wie die Gendarmen einfach Zeit verschwenden! Bis sie uns zur Hilfe kommen, ist unser Dorf schon längst verloren. Geh und schau, worum es geht! Nicht vergessen, keine Frau mehr reinlassen! Es sei denn, dass sie eine dicke Ente oder eine gut gemästete Gans als Geschenk dabei hat. Ich habe die Nase voll von ihnen und ihren Problemen. Ich bin doch kein allmächtiger und erhabener Gott; ich bin nur ein Dorfvorsteher, ein kranker und leidender Dorfvorsteher.«

Die attraktive und um viele Jahre jüngere Ehefrau, die er vor ein paar Jahren, nach dem Tod seiner ersten Frau, geheiratet hatte, ging gehorsam und gelassen zur Haustür. Sie öffnete diese einen kleinen Spalt und wollte, schroff und arrogant wie immer, sagen: »Wo brennt es denn? Kannst du nicht zu einer günstigeren Uhrzeit an der Tür klingeln?«

Sie hob plötzlich erschrocken ihre Hände über den Kopf, holte tief Luft und sagte mit zitternder Stimme:

»Nicht töten! Nicht töten! Bitte nicht töten! Ich habe mit dem Verschwinden deines Sohnes wirklich überhaupt nichts zu tun. Gehe bitte zu den anderen Frauen!«

Der verzweifelte Vater war von ihrem Verhalten überrascht, dennoch sprach er beruhigend auf sie ein:

»Haben Sie bitte keine Angst vor mir, Frau Dorfvorsteherin! Ich hätte gerne mit dem Herrn Dorfvorsteher gesprochen!«

»Nicht töten! Bitte, uns nicht töten! Mein Mann und ich haben, bei Gott, nichts damit zu tun!«

Als der Dorfvorsteher seine Frau mit erhobenen Händen sah, lief ihm, trotz der Julihitze, ein kalter Schweiß über den Rücken. Er stand auf, floh ins Haus, öffnete ein Fenster und, während er immer noch das Gespräch zwischen seiner Frau und dem bewaffneten Mann weiter belauschte, bereitete er sich darauf vor, im Notfall auf die Straße zu springen, um seine Haut zu retten.

Der verzweifelte Vater sagte höflich und respektvoll zu der verängstigten Ehefrau des Dorfvorstehers:

»Ich bitte Sie, werte Frau Dorfvorsteherin! Wofür halten Sie mich denn? Ich bin doch kein Mörder. Warum sollte ich sie denn erschießen? Erst heute bin ich aus dem Ausland zurückgekehrt, mein Sohn ist verschwunden. Meine Frau meint, die männerlosen Frauen hätten ihn geklaut. Ich bin ein armer Schlucker. Vier Jahre lang habe ich, meistens vergeblich, im Ausland eine Arbeit gesucht. Nun bin ich enttäuscht und verarmt hier und möchte Sie und Ihren Mann um Hilfe bitten.«

»Ach so! Sie wollen Reis, Mehl oder Geld borgen. Kommen Sie bitte rein! …«

Erleichtert, aber immer noch misstrauisch, ließ ihn die Frau des Dorfvorstehers hereinspazieren. Ihr Mann war doch nicht aus dem Fenster gesprungen und verfolgte die ganze Zeit das Gespräch zwischen ihr und dem Mann, dessen Stimme ihm irgendwie bekannt vorkam.

Von den friedlichen Absichten des Besuchers nicht ganz überzeugt, kam der Dorfvorsteher doch auf die Terrasse zurück und legte sich schnell wieder auf den Diwan, um den Eindruck zu erwecken, er hätte nicht versucht zu fliehen. »Wer ist denn da?«, brüllte er nun mit verstellter Stimme.

Der verzweifelte Vater hatte inzwischen schon den Hof betreten. Er blickte auf die Terrasse, sah den Hausherren halbnackt auf dem

Diwan vor dem schwirrenden Ventilator liegen und antwortete ehrerbietig:
»Schönen guten Tag, Herr Dorfvorsteher! Entschuldigen Sie bitte die Belästigung!«
Der Dorfvorsteher richtete sich auf, schaute ihn mit einem gekünstelten Lächeln an. Gewalttätig sah er wirklich nicht aus.
»… Aber er hat schon einmal richtig mit einer Schusswaffe geschossen und dabei den Frauen gedroht, ihnen jeweils eine Kugel zu verpassen. Zumindest eine schwangere Frau ist vor lauter Angst und Aufregung vorzeitig niedergekommen. Wie viele Kugeln hat er wohl bei sich?«, dachte der Dorfvorsteher.
»… Also, er muss bewaffnet sein, obwohl er friedlich aussieht. Nein, alle Terroristen sehen friedlich aus. Oje! Oje! Dieser Kerl, dieser Dorftrottel, hat sich vier Jahre lang im Ausland als Terrorist ausbilden lassen, anstatt dort brav zu arbeiten und Geld und Devisen ins Vaterland zu bringen! Nun ist er da. Ja, ein armer Schlucker will er sein! Kein Wunder. Nicht gearbeitet, sondern bloß Schießen gelernt. Gott sei Dank, dass er wegen seines Sohnes ausgerastet ist und sich ertappen hat lassen! Sonst wüsste der Herrgott im Himmel, wie lange er noch als Trittbrettfahrer unentdeckt seinen terroristischen Missionen im Auftrag der bösen ausländischen Mächte nachgehen würde. Die scheiß Ausländer haben es tatsächlich auf unser Land abgesehen. Ja, wir gehören zu den wenigen Ländern der Welt, die von diesen bösen Großmächten unabhängig sind. Unser lieber Präsident und kluger Landesvater tut und lässt das, was für unser Land gut ist, und scheißt auf den Rest der Welt. Seitdem dieser Gottesmann an der Macht ist, haben wir hier im Dorf nicht nur Strom, sondern sogar eine funktionierende Bahnstation. Wo auf der Welt gibt es heute noch eine intakte Bahnstation, mit kostenlosem WC-Service? Bald haben wir vielleicht sogar ein Telefonnetz. Also, die gottlosen Ausländer müssen schon auf unsere großartige Entwicklung neidisch sein. Daher kaufen sie unsere dummen Landsleute und heuern sie an, gegen unseren heiligen Staat zu

agieren. Der lebenskluge Kommandant der Gendarmerie hatte wohl völlig recht, als er wiederholt unseren lieben Präsidenten zitierte, dass die Gefahr des militärischen und auch kulturellen Angriffs der Großmächte sehr, sehr ernst zu nehmen sei. Deshalb müssten wir auf die Fremden, die ab und zu in unserer Gegend als Tourist auftauchen, und besonders auf unsere eigenen, vom Ausland heimgekehrten Landsleute, ein Auge haben und sehr wachsam sein. Ja. Ja, sicher. Sie haben es mit ihren Infrarotbrillen und ihrem „GPS“ auf unser Vaterland abgesehen. Die Scheißausländer! Die scheißfreundlich aussehenden, aber hinterlistigen Ausländer! Besichtigen unser Land, wollen angeblich unser Volk und unsere Kultur kennenlernen, stecken ihre Nase überall rein, spionieren uns aus, wissen über alle unsere Schwächen Bescheid, und dann haben sie uns im Griff. Dieser Kerl, dieser gottverdammte Kerl hat seine Seele an die gottlosen Ausländer verkauft und will, in deren Auftrag, unser Vaterland zerstören. Verräter! Vaterlandsverräter! Ausländerspion! Kommunist! Zionist! Imperialist! Terrorist! Fundamentalist! Tätoist! Lebensgefährlich bist du! Ja, todgefährlich, obwohl du so friedlich aussiehst! Ich habe dich durchschaut. Ich weiß. Ich weiß alles über dich. Oh, Herr im Himmel, wenn ich ihn bloß irgendwie entwaffnen könnte! Ich würde dann vielleicht sogar eine große Belohnung aus der Hand unseres lieben Präsidenten persönlich bekommen! Und jede Menge Ansehen! Meine Kinder und Enkelkinder werden stolz auf mich sein! Ja, sehr, sehr stolz sogar! Oh, es wird in den Medien über mich berichtet werden: „Ein alter, aber gläubiger und tapferer Dorfvorsteher stellte trotz seines Bandscheibenvorfalls den mutmaßlichen Terroristen!“ Ich muss ihn bloß irgendwie austricksen. Ja, ich muss … Ich muss gegen diesen mutmaßlichen Frauenkiller Zeit gewinnen, bis die Gendarmen kommen …«

»Ich bin es, Herr Dorfvorsteher. Erkennen Sie mich nicht mehr?«

Der Dorfvorsteher unterbrach endlich sein Schweigen und antwortete nachdenklich:

»Ach, … du bist es, Junge! Komm mal näher! Meine Augen sind leider nicht mehr so gut wie früher. Alt und schwach und krank bin ich nun geworden. Seit wann bist du denn eigentlich zurück?«

»Seit heute Morgen, Herr Dorfvorsteher. Wie geht es Ihnen?«

»Schlecht, Junge. Schlecht.«

»Was haben Sie denn?«

»Rückenschmerzen. Ständige Rückenschmerzen. Ich wünschte, ich hätte durch irgendeine Krebserkrankung den Löffel vorzeitig abgegeben, damit ich diese verdammten Rückenschmerzen endlich loswürde! Wie geht es dir, mein Junge? Jahrelang die Familie und die Heimat vernachlässigt, was?«

Der verzweifelte Vater konnte die vorwurfsvolle Frage nicht richtig verstehen, antwortete jedoch ergeben und traurig:

»Geht so, Herr Dorfvorsteher. Das Leben in der Fremde war sehr schwer und sinnlos. Es gab da kaum eine Arbeit. Nun, nach vier Jahren Schmach, Schande und Entbehrung, bin ich zurück und wollte in der Heimat wieder neu anfangen. Wie wurde ich hier begrüßt? Ganz feindselig. Mein Sohn … Mein Sohn ist mir … ist mir weggenommen worden …«

Er sank sein Haupt nieder, fuhr sich mit einer Hand über die Augen, um den Eindruck zu erwecken, er wische seine Tränen weg. Der Dorfvorsteher fragte ihn mit gekünstelter Überraschung, als ob er noch nichts davon gehört hätte:

»Dein Sohn? Was ist denn mit ihm?«

»Er ist einfach nicht mehr da. Herr Dorfvorsteher, mein armer kleiner Junge ist nicht mehr da.«

»Wo ist er denn?«

»Verschwunden.«

»Ha? Verschwunden? Einfach verschwunden? Seit wann?«

Er berichtete weinend:

»Seit heute Morgen. Meine Frau hat ihn zu Hause allein gelassen und wollte mich von der Bahnstation abholen. Als wir zurückkamen,

war … da war unsere Haustür aufgebrochen und der Junge … verschwunden.«

»Mein Gott! Das gibt es doch nicht! So etwas ist bei uns noch nie passiert. Hättest du nicht nur deiner Frau und deinem Vater, sondern auch mir ab und zu ein paar Dollar geschickt, hätte ich besser auf deine Familie aufpassen können. Und so etwas wäre nicht passiert. Ich habe zu viel Verantwortung hier. Ich kann nicht auf alle Frauen und Kinder gleichzeitig aufpassen. Und dann auch noch alles unentgeltlich, in Gottes Namen. Keiner kommt zu mir und sagt: >Vielen Dank Herr Dorfvorsteher, für Ihre Mühe! Hier tausend, nein fünfhundert oder mindestens zweihundert Dollar für Sie.< Ihr alle kommt nur zu mir, wenn ihr Probleme habt.«

Die Frau des Dorfvorstehers, die sich inzwischen etwas von ihrem Schreck erholt hatte, bemerkte:

»Bestimmt haben ihn die Terroristen als Geisel genommen.«

Der verzweifelte Vater antwortete weinend:

»Die Terroristen nicht, Frau Dorfvorsteherin. Meine Frau meint, die nymphomanischen Frauen hätten ihre Hände da im Spiel.«

»Ach, was? Solche Frauen haben wir hier nicht. Die gibt es nur im Ausland. Bestimmt ist Ihr Sohn als Geisel genommen worden. Man hat heute einen Terroristen schießen hören. Das war in der Nähe Ihres Hauses …«

»Nein, nein. Das war kein Terrorist, der geschossen hat. Das war ich …«

Der verzweifelte Vater nahm seine Spielzeugpistole, die er unter seinem Hemd versteckt hatte, in die Hand. Die Ehefrau des Dorfvorstehers hob erneut erschreckt ihre Hände in die Höhe, und schrie flehentlich:

»Nicht töten! Bitte nicht töten! …«

Der verzweifelte Vater lächelte endlich zum ersten Mal nach seiner Rückkehr. Der Dorfvorsteher schluckte vor Angst und sagte mit leiser und bebender Stimme:

»Ru… Ruuuhig Blut, mein Junge! Ruhig Blut! Wegen des Verschwindens eines Kindes führt kein vernünftiger Vater einen Krieg gegen sein Vaterland. Lass uns gucken, wie wir deinen Sohn von den nymphomanischen Frauen oder von den Terroristen befreien können! Komm, setz dich neben mich hier auf den Diwan und erzähl genau, was vorgefallen ist! Wir haben hier unser Gesetz und unser mächtiges Militär. So einfach kann man dir deinen Sohn nicht wegnehmen. Glaub mir, mein Junge! Komm!«

»Seien Sie unbesorgt, Herr Dorfvorsteher! Das ist keine echte Waffe. Dieses Spielzeug habe ich für meinen Sohn aus dem Ausland mitgebracht. Wenn man damit schießt, knallt es so laut, als ob es eine echte Pistole wäre. Bitte, probieren Sie es selber einmal aus!«

Der verzweifelte Vater drehte den Lauf der Waffe zu sich, um die Angst des Dorfvorstehers auszuräumen, dann streckte er sie mit beiden Händen vor ihn. Misstrauisch nahm dieser sie in Empfang. Als er sie in der Hand hatte, entfernte er sich vorsichtig einen Schritt von dem Mann und sagte beruhigt, während er das Spielzeug genauer anschaute:

»Unglaublich. Was für geniale Ideen die Ausländer haben! Sie bauen Spielzeuge, die wie echt aussehen! Mal schauen, wie es funktioniert.«

Er hielt die Pistole vor seine Augen und betrachtete sie neugierig. Der verzweifelte Vater antwortete, sich dem Dorfvorsteher nähernd:

»Ich zeige Ihnen, wie es funktioniert …«

Der Dorfvorsteher entfernte sich erneut von ihm und sagte:

»Das brauchst du nicht. Nee! Nee! Das brauchst du nicht. Ich kenne mich mit so etwas schon aus.«

Der verzweifelte Vater bemerkte, dass der Dorfvorsteher sich davor fürchtete, er könnte ihm die Waffe aus der Hand reißen. Daher blieb er an seinem Platz stehen und erklärte, wie man damit schießen konnte:

»Es ist ganz einfach, Herr Dorfvorsteher. Das da in der Mitte ist die Sicherung. Lösen Sie sie bitte … Nun, wenn Sie den Auslöser zu

sich ziehen würden, dann knallt es richtig. Achtung! Wenn Sie schießen wollen, sagen Sie bitte erst Bescheid, damit Ihre Frau und ich uns die Ohren zuhalten können! Es knallt so heftig, dass einem das Trommelfell platzen könnte.«

Der Dorfvorsteher nahm abrupt die Schießstellung ein und schrie laut:

»Hände hoch! Keine Bewegung, Vaterlandsverräter! Sonst platzt dir nicht nur das Trommelfell, sondern gleich auch dein Gehirn!«

Verängstigt durch das Geschrei hob der verzweifelte Vater automatisch seine Hände hoch. Die Ehefrau des Dorfvorstehers beschwor ihren Mann erschrocken:

»Nicht töten! Nicht töten! Der arme Mann ist aus eigenen Stücken zu uns gekommen und hat sich ergeben.«

Der verzweifelte Vater, dessen Angst inzwischen verflogen war, sagte nun, während er immer noch seine Hände über den Kopf hielt:

»Wenn Sie schießen üben wollen, lassen Sie bitte Ihre Frau und mich etwas in die Ohren stopfen! Es knallt wirklich sehr, sehr heftig, Herr Dorfvorsteher. Glauben Sie mir!«

»Halt die Schnauze, du gottverdammter Terrorist!«

»Ich bitte Sie, Herr Dorfvorsteher! Ich bin kein Tourist oder Terrorist. Ich komme von hier. Meine ganze Familie wohnt hier.«

»Nicht töten! Er hat recht. Seine Schwester wohnt in unserer Nachbarschaft. Seine Eltern wohnen auch nur ein paar Häuser entfernt von uns. Du kennst doch seinen Vater, den alten, weisen und bekannten Soldaten.«

»Sei du still, Frau, und mische dich nicht in meine Amtsgeschäfte ein! Ich weiß selbst, was zu tun ist. Ich habe nicht vor, ihn zu töten. Wenn er sich bewegt, werde ich ihm ins Bein schießen. Und du, du scheiß Terrorist, halt endlich die Schnauze und bewege dich nicht! Sonst hast du gleich keine Beine mehr! Bleib da stehen, bis die Gendarmen kommen! Sie sind schon unterwegs und werden jeden Moment hier auftauchen.«

»Herr Dorfvorsteher, lassen Sie bitte die Witze! Ich bin kein Terrorist. Im Gegenteil. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie die Gendarmerie alarmiert haben! Sie werden mir meinen Sohn bestimmt zurückbringen.«

»Halt die Schnauze, habe ich gesagt!«

Dem verzweifelten Vater fiel plötzlich der Rat seines Kameraden ein. In der Absicht, dem Dorfvorsteher einen Dollarschein als Bestechungsgeld zu geben, griff er nach seiner Geldbörse. Der Dorfvorsteher nahm an, er hätte vor, nach einer zweiten Waffe zu greifen, und betätigte daher den Auslöser der Pistole. Es knallte laut, dabei ließ er seine Waffe los und fiel selbst auf den Boden.

Der verzweifelte Vater ging auf ihn zu, hielt den Geldschein vor sein Gesicht und sagte lachend:

»Nehmen Sie bitte diese fünfzig Dollar als Souvenir aus dem Ausland an, Herr Dorfvorsteher. Kommen Sie! Ich helfe Ihnen aufzustehen! Habe ich nicht gesagt, dass es heftig knallt? …«

11

Einige Dorfbewohner liefen neugierig in die Richtung, aus der eben geschossen wurde. Bald versammelten sich alle vor dem Haus des Dorfvorstehers.

Die junge Mutter, die mit ihrer Tochter am Vormittag vergeblich auf ihren Mann gewartet hatte, fragte einen alten Mann:

»Haben Sie den Knall auch gehört? Das kam doch aus dem Haus des Dorfvorstehers?«

Der zahnlose alte Mann antwortete besorgt:

»Ja. Der arme Dorfvorsteher! Der hat immer wieder gesagt, dass die Gefahr der bösen ausländischen Mächte sehr ernst zu nehmen ist und dass sie uns irgendwann angreifen würden. Der große Kommandant der Gendarmerie hatte ihn davor gewarnt. Nun sind sie da, ganz nah, bei ihm zu Hause. Gott möge uns alle schützen! Unser Leben liegt in seinen Händen.«

Er klopfte an die Tür und rief nach dem Dorfvorsteher. Die Bohnenschälerin, deren Ehemann im Gefängnis saß, bemerkte unsicher aber freudestrahlend:

»Bestimmt haben sie ihn getötet.«

Ein behinderter Mann mit zwei Krücken unter seinen Armen und einem fehlenden Auge, welches er mit einer Augenklappe bedeckt hatte, sodass er wie ein Pirat aussah, bestätigte zynisch:

»Ja, hoffentlich. Bei Gott, den brauchten wir auf keinen Fall mehr hier im Dorf! Der Scheißdorfvorsteher hatte hier nichts anderes zu tun, als uns übers Ohr zu hauen, weil er gute Kontakte zur Gendarmerie pflegt.«

Eine ältere Frau widersprach ihm:

»Sei nicht so undankbar! Alle vier Jahre, bei der Wahl, bekommen wir für einen wertlosen Stimmzettel jede Menge Geschenke von ihm.«

»Du hast recht, Mütterchen. Aber wie viel Geld bekommt er wohl selbst dafür, dass er die Stimmen unseres Dorfs an den Kandidaten verkauft? Weißt du das?«

Die Frau, deren Ehemann mit dem verzweifelten Vater im Ausland zusammenwohnte und der ihr durch ihn fünfhundert Dollar geschickt hatte, erzählte gut aufgelegt:

»Ja, Gott sei Dank! Der impotente, geldgeile Hurenbock hatte wirklich den Tod verdient. Er versuchte immer, von uns zu kassieren. Mich hat er neulich gefragt, mit wie vielen Männern ich in Abwesenheit meines Mannes was gehabt habe. Nachdem ich ihm eine ehrliche Antwort gab, behauptete er, der Kommandant habe angeordnet, pro Mann zwei Dollar Gebühr an ihn zu zahlen. Ich habe mich dagegen gewehrt und gesagt, dass ich erstens keinen einzigen Dollar besitze, zweitens persönlich mit dem Kommandanten darüber reden werde, wenn er uns wieder einmal wegen meiner kleinen Tochter besucht. Dann hat das Schwein kein weiteres Wort mehr darüber verloren, sondern nach meinem Mann gefragt, ob er mir in letzter Zeit einen Brief geschrieben habe und ob es ihm gut gehe und so was.«

Die Frau des Fischers pflichtete ihr bei:

»Ja, genau. Mich hat er auch mal darauf angesprochen. Ich hatte sowieso kein Geld, weil mein Mann vor langer Zeit schon abgehauen ist und mir noch nie etwas geschickt hat. Daher habe ich ihm gesagt: Bring du mir erst Männer, die mir zahlen, dann gebe ich dir einen großen Teil davon ab. Er hat trotzdem zwei von drei Fischernetzen meines Mannes einfach mitgenommen. Wofür, soll der Satan ihn in der Hölle fragen!«

Die junge Mutter, die mit ihrer Tochter am Vormittag vergeblich auf ihren Mann gewartet hatte, brach in einen Lachanfall aus und scherzte, in Anspielung auf die Männerfangmethode dieser Fischerfrau:

»Hahaha… Bestimmt wollte er damit vor seinem Haus auf der Straße für seine Enkelin, oh, sorry, für seine sehr junge Frau, die gleich alt

wie seine Enkelin ist, Fische fangen; große, zweibeinige Fische! Weil seine eigene Männlichkeit sich schon vor Jahren in Luft aufgelöst hat! Hahaha …«

Die Bohnenschälerin juchzte:

»Oh, Gott segne die Touristen! Es gibt doch noch Gerechtigkeit in diesem Leben! Endlich hat jemand für mich Rache genommen. Meine gutmütige holländische Milchkuh, samt meinem großen Kalb, meinen Hühnern, Enten und Gänsen, hat er für sich und seine Gendarmen geraubt.«

Ein anderer alter Mann, gestützt auf seinem Gehstock, tadelte sie versöhnlich:

»Was hast du davon, meine Tochter, wenn er erschossen worden ist? Kriegst du deswegen deine Kuh zurück?«

»Nein, Onkel. Dafür bekomme ich aber meinen Seelenfrieden. Rache ist süß. Noch süßer ist aber die Gerechtigkeit.«

»Gott möge uns allen unsere Sünden vergeben! Er war nicht immer schlecht …«, sagte der zahnlose alte Mann und klopfte wieder an der Tür:

»Dorfvorsteher! Dorfvorsteher! …«

Die zwei unmittelbaren Nachbarinnen der unglücklichen Familie schlossen sich eilig den anderen an. Eine verwirrte und verängstigte Frau sagte zu dem alten zahnlosen Mann:

»Wir müssen die Gendarmerie alarmieren! Die Touristen werden uns alle töten!«

Die Nachbarin des ersten Hauses von der rechten Seite antwortete:

»Nein. Quatsch. Es sind keine Terroristen hier bei uns.«

»Wer hat denn sonst beim Dorfvorsteher geschossen?«

Die Nachbarin des zweiten Hauses von der rechten Seite, die diese Frau wegen der Geschichte ihres Mannes und der darauf folgenden Strafe nicht besonders gut mochte, stichelte:

»Wer wohl? Bestimmt derselbe, der vorhin bei uns auf der Straße geschossen hat.«

»Wer war das?«

Die Nachbarin des ersten Hauses von der rechten Seite flüsterte leise in ihr Ohr:

»Als dein Bruder nach Hause kam, musste er feststellen, dass sein Sohn nicht da war. Ich weiß nicht, wer, sehr wahrscheinlich seine Frau, hat ihm die Geschichte von den nymphomanischen Frauen erzählt. Der arme Kerl drehte daraufhin völlig durch, nahm eine Pistole und lief auf die Straße … Danach ging er direkt zum Haus des Dorfvorstehers. Es gibt das Gerücht, dass die junge und hübsche Dorfvorsteherin, die schon von Anfang an ihren Mann nicht geliebt, und damals gezwungen war, ihn zu heiraten, deinen Bruder verführt habe und …«

Die verwirrte und verängstigte Frau, die vor geraumer Zeit von den Nachbarsfrauen ordentlich bestraft worden war, weil sie ihren Mann zu Hause eingesperrt hatte, starrte jetzt ihre Gesprächspartnerin wortlos, bestürzt und wie betäubt an. Sie schien von Wahn und Furcht vor nymphomanischen Frauen förmlich überwältigt zu sein.

Der zahnlose alte Mann klopfte erneut an der Tür und rief aufgeregt nach dem Dorfvorsteher. Er bekam aber immer noch keine Antwort.

Ein rasender Radfahrer näherte sich der Menschenmenge, die sich vor dem Haus des Dorfvorstehers versammelt hatte. Er hielt an, stieg von seinem Fahrrad aus und fragte neugierig:

»Ist was passiert? Haben die Touristen den Dorfvorsteher getötet?«

Der behinderte Mann antwortete erfreut:

»Ja. Er ist zum Teufel gejagt worden. Geh, mein Junge, und trommle das im Dorf weiter!«

»Oh, wirklich?«, fragte verblüfft der Junge und versuchte dann, durch die Mauer in den Hof zu spähen. Nach einer Weile schrie er erschrocken:

»Seine Frau liegt bewegungslos auf dem Boden!«

»O Gott, Mord! Ein Mord! …«, schrien einige gleichzeitig.

»Seine Frau war unschuldig. Die Arme war gezwungen, ihn zu heiraten, weil …«, erzählte traurig eine Frau der anderen.

»Geh, mein Junge! Geh und trommle im ganzen Dorf, dass die Frau des Dorfvorstehers getötet und er selbst als Geisel genommen worden ist!«, animierte der behinderte Mann erneut den jungen Radfahrer.

»Jawohl, Onkel!«, bejahte der Junge, stieg auf sein Fahrrad, fuhr los und schrie:

»Warnung! Warnung! Hey, Leute! Bleibt in euren Häusern! Die Touristen haben die Frau vom Dorfvorsteher getötet und ihn als Geisel genommen! Warnung! Warnung! Hey, Leute! Bleibt in euren Häusern! …«

12

Der Dorfvorsteher steckte den Fünfzigdollarschein in seine Tasche und schaute sich dann nach seiner Frau um. Sie lag regungslos auf dem Boden. Er brüllte, während er zu ihr eilte:

»Du bringst so ein lebensgefährliches Spielzeug aus dem Scheißausland mit, knallst hier auf der Straße rum, drohst den Frauen eine Kugel zu verpassen, und willst mit fünfzig Dollar so einfach davonkommen? Du träumst wohl, was? Das ganze Dorf ist durch deine Schießerei zusammengebrochen. Man weiß noch nicht, wie viele schwangere Frauen vor Angst vorzeitig niedergekommen sind und ob ihre Babys überhaupt lebensfähig sind. Warte mal ab, bis die Gendarmen kommen! Ich habe damit nichts zu tun.«

»Das ist alles, was ich besaß, Herr Dorfvorsteher. Ich habe es aufgegeben, im Ausland weiter nach Arbeit zu suchen. Vielleicht gehe ich in unsere Hauptstadt, dann werde ich alles wieder gutmachen. Helfen Sie mir bitte, meinen Sohn zu finden!«

Ohne ihm ernsthaft zuzuhören, beugte sich der Dorfvorsteher über seine Frau, fasste ihre Hand und sagte:

»Steh auf! Es war nichts. Nur ein Chinakracher. Steh auf! Es ist keine Zeit zu schlafen, gerade bei dieser Hitze hier im Hof. Steh endlich auf! …«

»Herr Dorfvorsteher, Ihre Frau schläft nicht. Sie ist ohnmächtig geworden. Schütten Sie ihr einen Eimer Wasser ins Gesicht, damit sie wieder zu Bewusstsein kommt!«

»Halt die Schnauze und verpiss dich! Weißt du wirklich nicht, wie kostbar heutzutage hierzulande ein Eimer Wasser ist?«

Der Dorfvorsteher versuchte nun, durch Ohrfeigen seine bewusstlose Frau zu wecken.

»Schlagen Sie bitte Ihre arme Frau nicht weiter, Herr Dorfvorsteher! Im Ausland wird man dafür angemessen bestraft.«

»Ich schlage meine eigene Frau, was geht dich das an, hä? Und was geht mich das scheiß Ausland an? Ich kann hier tun und lassen, was ich will. Verpiss dich, habe ich gesagt!«
»Dorfvorsteher! Dorfvorsteher! …«, riefen besorgt einige derjenigen, die vor seiner Haustür standen. Der verzweifelte Vater sagte, während er Anstalten machte, das Haus zu verlassen:
»Nun gut, ich geh ja schon. Ich gehe aber direkt zur Gendarmerie und erzähle, dass Sie versucht haben, mich zu erschießen, dabei sei Ihre Frau ums Leben gekommen. Man wird mir das sofort glauben. Ihre Fingerabdrücke sind auf der Pistole. Und das ist noch nicht alles. Die Gerichtsmediziner werden feststellen, dass Ihre Frau durch Ihre Ohrfeigen ums Leben gekommen ist …«
Der Dorfvorsteher blickte erneut auf seine Frau. Sie lag immer noch regungslos auf dem Boden. Auf einmal packte ihn die Furcht, sie würde tatsächlich das Bewusstsein nicht wiedererlangen. Deshalb schrie er wütend:
»Na warte, du Mörder! Meine arme Frau war schon halb tot, als sie dein widerliches Gesicht sah. Halt! Haltet den Mörder! Haltet ihn …«

Die Haustür einen Spalt breit geöffnet, sah der verzweifelte Vater fast die Hälfte der Menschen des Dorfes vor sich auf der Straße, manche sogar mit erhobenen Händen.
»Töte uns nicht! Töte uns bitte nicht! Der Dorfvorsteher und seine Frau haben den Tod verdient, wir sind aber einfache Leute wie du. Wir haben dir nichts getan«, sagte eine Frau flehentlich. Eine andere Frau, die ganz nahe an der Tür stand, hob ängstlich ihre Hände hoch, dabei platzte plötzlich ein Knopf ihrer Bluse ab und rollte auf den Boden. Die Augen des verzweifelten Vaters blieben in diesem Wirrwarr an ihren halbnackten Brüsten haften. Er schluckte ein paar Mal und sah dann endlich in ihr erschrockenes Gesicht. Das war seine Nachbarin von der rechten Seite, die er anfangs in seinem Wutanfall auf der Straße vor seinem Haus als Schlampe bezeichnet und mit dem Tode bedroht hatte. Verlegen flüsterte er halblaut:

»Was? Was? Töten? Ich … Ich und töten? Blödsinn! Nein …«
Die kollektive Angst der Versammelten vor dem Haus des Dorfvorstehers schwand, als sie das freundliche Gesicht des Heimkehrers und seine friedlichen Worte wahrnahmen. Da entstand auf einmal ein Tumult. Alle begannen gleichzeitig zu reden:
»Bravo! Bravo! Das hast du gut gemacht! Das Schwein hatte den Tod mehr als verdient!«
»Danke! Gott segne dich, Junge! Gott …«
»Oh, du bist unser Erlöser! …«
»Ja, danke! Endlich ein richtiger Mann!«
»Tue uns nichts an! Wir sind alle deine Freunde!«
»Ja, wir sind alle auf deiner Seite!«
»Es lohnt sich wirklich, so ein Schwein zu töten, selbst, wenn man danach dafür lebenslang im Knast sitzen muss. Das ganze Dorf ist dir dankbar …«
»Leute, wir sollen von diesem Gottesmann lernen und uns von niemandem mehr berauben und tyrannisieren lassen!«
»Bewaffne uns, unser Erlöser! Bewaffne uns, unser …«
»Oh, ja! Dieser Gottesmann sieht tatsächlich wie unser Erlöser aus! …«
Der verzweifelte Vater blieb schockiert und regungslos weiterhin an der noch halbgeöffneten Tür stehen. Sein erstaunter Blick sprang von einem enthusiastisch schreienden Gesicht zu dem anderen. Immer wieder versuchte er, etwas zu sagen, um den entstandenen Irrtum aufzuklären. Aber niemand schien an seiner Stellungnahme interessiert zu sein. Alle hatten den Drang zu schreien, als ob sie ihre unterdrückten Schreie jahrelang in sich getragen hätten. Von dem Schock, dem Erstaunen und vor Fassungslosigkeit wurde sein Hals ganz trocken. Er schluckte mehrmals und sagte mit einer heiseren und stockenden Stimme:
»Wawa was? Ich … Ich …«
Ihm verschlug es diesmal wirklich die Sprache. Die Begeisterung der Versammelten steigerte sich jedoch noch weiter:

»Ja! Ja! Du bist unser Führer und Erlöser! Bewaffne uns! Wir sind alle …«

»Du tapferer Führer, wir sind alle deine Soldaten …«

»Oh, du unser Retter und Erlöser! Wir haben lange auf dich gewartet! Du weißt nicht, welche Leiden und Qualen wir in all diesen Jahren durchmachen mussten!«

»Ja, ja! Es war an der Zeit, dass du, unser Erlöser, endlich kommst und uns befreist! Ich habe alles verloren, was mir wichtig war: meinen Sohn, meinen Mann, meine holländische Milchkuh, meine Enten, meine Gänse …«

»Du bist meine Seele …«

»Ja, du bist meine Seele, meine Seele! Gib mir eine Pistole! Eine Pistole!«

»Ja, gib uns eine Pistole!«

»Pistole!«

»Ja, du bist unsere Seele! Gib uns eine Pistole! …«

»Pistole!«

»Nein! Keine Waffe und keine Toten mehr! Es reicht uns, dass der Schurke nicht mehr lebt.«

»Es gibt aber noch genügend andere Schurken …«

»Bravo!«

»Ja, Bravo! Auch unsere Kinder und Enkelkinder werden dir noch ewig dankbar sein! …«

Fast alle Anwesenden lobten den verzweifelten Vater laut, ohne ihm wirklich die Gelegenheit zu geben, über seine Tat zu reden. Seine Schwester bahnte sich inzwischen, mit großer Anstrengung, einen Weg durch die Menge. Sie schrie:

»Bruder! Bruder! Du hast doch nicht etwa den Dorfvorsteher wegen seiner schamlosen jungen Frau getötet? Sag, Bruder! Sag, dass du kein Mörder bist! Erinnere dich an Gottes Gebote: „Du sollst nicht töten! Du sollst nicht die Ehe brechen! Du sollst nicht stehlen! Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen! Du sollst nicht deines Nächsten

Hab und Gut begehren!“[2] Sag, Bruder! Um Gottes Willen, sag, dass du kein Mörder bist!«

Sie warf sich dem Bruder an den Hals und umarmte ihn weinend. Einige Leute wurden plötzlich still und schauten voller Sympathie auf die beiden Geschwister. Der alte Mann mit dem Gehstock sagte glückselig zu einem anderen alten Herrn:

»Gottes Gnade kennt keine Grenzen. Guck! Wer konnte ahnen, dass dieses Kerlchen aus unserem Dorf irgendwann zu unserm Erlöser auserwählt werden wird!«

»Ja, tatsächlich! Aber wenn er nicht ins Ausland gegangen wäre, hätte ihn der Allmächtige nicht auserwählt. Anscheinend verweilt der Herr zurzeit im Ausland! Und wir hier sind den Schurken, den scheinbar Frommen, aber Hinterhältigen und dem Despoten schutzlos ausgeliefert.« bemerkte der andere.

»Ach so!«, staunte der Erste, und dann fiel ihm ein:

»Deswegen sind unser korrupter Präsident und sein Gefolge gegen die Fremden und schüren ständig unsere Angst vor einem ausländischen Angriff. Ja, sicher. Jetzt begreife ich die Zusammenhänge! Sie haben Angst vor der Wahrheit, vor der Begegnung mit Gott und vor der Enthüllung all ihrer Lügen. Ich habe mal von einem Weisen gehört, dass du erst in der Begegnung mit Fremden beweisen kannst, wie menschlich du bist, sonst sind alle deine Worte bloß Behauptung und einfach dummes Zeug. Dieser Weise meinte, dass Jesus Christus auch ein Fremder, ja sogar ein richtiger Ausländer war, und zwar aus Nazareth. Ja, ja, tatsächlich! In den Fremden begegnet man Gott! Und wer die Fremden meidet, der meidet auch den Herrn persönlich! Wie schön, dass es immer wieder Zeichen und Wunder gibt! Unser Landsmann ist im Ausland dem Allmächtigen höchstpersönlich begegnet! Hören wir ihm einmal zu! Er will reden!«

Dem verzweifelten Vater gelang es endlich, zu Wort zu kommen:

[2]Tora. Exodus. Kapitel 20, Vers 13

»Liebe Leute! Es tut mir sehr leid, dass ich euch enttäuschen muss. Ich bin leider nicht euer Erlöser. Und ich habe auch niemanden umgebracht. Was ihr heute zweimal gehört habt, waren die Schüsse einer Spielzeugpistole. Das erste Mal habe ich geschossen, das zweite Mal der Dorfvorsteher. Ich habe ihm das Spielzeug gegeben, er dachte, es handele sich um eine echte Waffe und wollte mich damit erschießen. Seine Frau ist daraufhin vor Schreck in Ohnmacht gefallen. Er behandelt sie jetzt mit Ohrfeigen, anstatt ihr einen Eimer Wasser überzuschütten. Er meint, das Wasser sei für diesen Zweck zu teuer. Geht bitte rein und sorgt dafür, dass er seine arme Frau nicht weiter schlägt! Ihr müsst einen Eimer Wasser über ihr Gesicht schütten! Sie wird dann sicher wieder zu Bewusstsein kommen. Ihr ist wirklich nichts passiert. Ich habe niemandem hier etwas angetan und besitze wirklich keine Waffe. Wenn ihr mir nicht glaubt, dann durchsucht mich doch!«

Die enttäuschten Leute redeten wieder alle gleichzeitig und durcheinander:

»Nein! Ist das wahr?«

»Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! Sag bitte, dass es nicht wahr ist!«

»Oh, schade! Sehr, sehr schade! Das Schwein lebt noch.«

»Und wir müssen, verdammte Scheiße, weiter bis in alle Ewigkeit auf unseren Erlöser warten!«

»Lieber Gott, wie unfähig du doch bist! Hast du wirklich keinen einzigen Erlöser mehr in deinem Himmelreich, den du herabschicken könntest, damit hier auf der Erde ein wenig Gerechtigkeit herrscht?«

»Ach, du bist auch kein richtiger Mann! Alles nur leere Drohgebärden!«

»Versager! …«

»Falscher Erlöser!«

»Oje! Oje! Ich glaube, ich werde den richtigen Erlöser leider in diesem Leben nicht mehr erleben! …«

»Scheiße! Es gibt tatsächlich keine Gerechtigkeit mehr in diesem Leben …«

»Ruhe! Ruhe! Lass uns mal nach der armen Frau schauen! …«

Einige der vor der Haustür Anwesenden betraten den Hof des Dorfvorstehers. Der verzweifelte Vater nahm schließlich seine Schwester zur Seite und fragte:

»Ist mein Sohn bei dir?«

»Nein. Ich wünschte, er wäre bei uns! Meine Tochter, die Ärmste, vermisst ihn so sehr. Ist ihm etwas zugestoßen?«

»Ich weiß es nicht. Er ist einfach verschwunden. Jemand hat ihn heute mit dir und deiner Tochter gesehen.«

»Mit mir und mit meiner Tochter? Bruder, ich schwöre dir, in die nymphomanischen Frauen ist der Teufel gefahren. Die sitzen den ganzen Tag herum und verbreiten Gerüchte und beschuldigen und verleumden Alles und Jeden. Kaum bist du hier angekommen, haben sie auch schon über dich das Gerücht verbreitet, dass du von der Ehefrau des Dorfvorstehers dazu verführt worden wärest, ihren Ehemann umzubringen. Glaub ihnen bitte kein Wort! Komm, wir gehen zu uns nach Hause, damit du mit deinen eigenen Augen siehst, dass er nicht bei uns ist. Vielleicht ist er zu unseren Eltern gegangen. Seine Cousine wollte heute auch dorthin. Oh, das wäre ja für die beiden super! Sie lieben sich sehr, aber deine verrückte Frau lässt es nicht …«

Der behinderte Mann kam zu dem verzweifelten Vater und fragte:

»Wollte der Dorfvorsteher von dir etwa auch Schutzgeld kassieren?«

»Nein. Ich habe ihm freiwillig fünfzig Dollar gegeben.«

Er flüsterte ihm etwas ins Ohr. Sie unterhielten sich kurz in gedämpftem Ton. Dann betraten sie gemeinsam den Hof des Dorfvorstehers.

13

Die Ehefrau des Dorfvorstehers erlangte endlich wieder das Bewusstsein, jedoch nicht durch die Ohrfeigen ihres Mannes, sondern durch eine große Schüssel Wasser, welche ihre Nachbarin, die junge Mutter, die mit ihrer Tochter am Vormittag an der Bahnstation vergeblich auf ihren Mann gewartet, eilig aus ihrem eigenen Haushalt geholt und ihr übers Gesicht geschüttet hatte. Der Dorfvorsteher schrie:

»Seht ihr, was der Terrorist bei mir angerichtet hat? Er wollte mich töten. Sucht ihn!«

Der behinderte Mann trat vor ihn, hinter ihm der verzweifelte Vater.

»Hier, ich habe ihn, Dorfvorsteher!«

»Ha! Sehr gut gemacht!«, sagte der Dorfvorsteher zu dem behinderten Mann, obwohl er von seinem Anblick nicht sonderlich erfreut war. Dann wandte er sich zu den anderen:

»Fesselt ihn! Jeden Moment kommen die Gendarmen! Die wissen schon, was mit ihm zu tun ist.«

»Was hat er denn verbrochen, Dorfvorsteher?«

»Siehst du nicht, was er hier bei mir angerichtet hat?«

»Nein. Was denn?«, fragte spöttisch der behinderte Mann.

Die zwei unmittelbaren Nachbarinnen der verzweifelten Familie flüsterten miteinander:

»Oh, habe ich nicht gesagt, dass wir heute hier in unserem Dorf einen echten Krimi erleben werden! Hier ist er: Live und in Farbe! Eigene Produktion oder „Made in our village“. Einfach großartig! Der Pirat hat echt was drauf! Anscheinend will er die Rolle eines Kommissars übernehmen!«

»Ja, so ungefähr. Sogar in HD-Qualität. Aber ich sehe das anders. Lass uns bitte erst den Rest gucken!«

Der Dorfvorsteher antwortete dem Behinderten schroff:

»Ich glaube, du bist nicht nur gehbehindert, sondern auch blind auf beiden Augen. Siehst du denn nicht? Er wollte mich töten!«

»Womit?«

Der Dorfvorsteher zeigte in die Richtung, in der die Spielzeugpistole auf dem Boden lag. Der Behinderte schaute auf die Waffe. Ihm blieben vor Staunen Mund und Augen offenstehen. »Nicht anfassen bitte! Die Tatwaffe bitte nicht anfassen!«, sagte er zu den Anwesenden. Er näherte sich umständlich dem Spielzeug, nahm ein Tuch aus seiner Hosentasche und wickelte die Pistole vorsichtig ein: »Hm. Soweit zur Tatwaffe. Nun gut, Dorfvorsteher. Kannst du uns erklären, warum er seine Waffe bei euch auf den Boden geworfen hat und ohne sie wegrennen wollte?«

Der Dorfvorsteher empfand es als unwürdig, von einem kleinen, für ihn wertlosen Mann in seinem eigenen Dorf, in dem er normalerweise gewohnt war, den anderen Fragen zu stellen und Befehle zu erteilen, Rede und Antwort stehen zu müssen. Daher wetterte er:

»Was geht dich das an? Lass die Waffe da liegen, bis die Gendarmen kommen!«

»Oh, entschuldige! Ich wollte bloß, dass die Leute sie nicht berühren, damit die Fingerabdrücke des Täters nicht abgewischt werden. Sonst kannst du vor Gericht nichts beweisen.«

Dem Dorfvorsteher fiel nun ein, dass sich seine Fingerabdrücke ebenfalls auf der Pistole befanden. Um sie zu verwischen, kam er auf die Idee, sie noch einmal in die Hand zu nehmen. Damit könnte er behaupten, er habe die Pistole erst nach der Schießerei, als die Dorfbewohner schon bei ihm im Hof waren, berührt. Geschossen habe er selber damit aber keinesfalls. Der Terrorist habe auf ihn gezielt, geschossen, aber nicht getroffen. Dass die Waffe eine Spielzeugpistole sei, habe er vorher überhaupt nicht gewusst.

»Lass das meine Sorge sein! Gib her!«

Der Dorfvorsteher schlug dem Behinderten die Pistole aus der Hand, warf sein Tuch auf den Boden und brüllte beleidigend:

»Nimm dein schmutziges Tuch!«

Der behinderte Mann beugte sich erneut umständlich, nahm sein Tuch, wedelte zweimal damit durch die Luft und sagte, während er es in seine Hosentasche zurücksteckte:
»Gott sei Dank, dass du noch lebst, Dorfvorsteher! Aber warum wollte er dich eigentlich töten?«
»Was weiß ich? Frag du ihn doch selbst!«
Der Behinderte schaute kurz den verzweifelten Vater an, wandte sich aber schnell wieder dem Dorfvorsteher zu und fragte grinsend:
»Vielleicht, weil du seine ganzen Ersparnisse von ihm kassieren wolltest?«
»Was sagst du? Ich und seine Ersparnisse? Halt die Klappe, du Krüppel!«
»Bravo, Dorfvorsteher! Bravo! Du kassierst von jedem, der in der Fremde etwas verdient hat ab, und wenn er dir nicht genug Geld gibt, versuchst du ihn dann zu erschießen oder der Gendarmerie zu übergeben?«
»Das ist eine Verleumdung! Ich habe nie, weder von ihm noch von irgendjemand anderem, jemals Schutzgeld kassiert. Du unverschämter Krüppel, verlass mein Grundstück und lass dich hier nie wieder blicken!«
»Bravo! Bravo Dorfvorsteher! Es sind aber genügend Leute, die bezeugen können, wie häufig du sie, aus verschiedenen Gründen, beraubt hast.«
Der Dorfvorsteher betrachtete kurz neugierig die umstehenden Leute an. Als er außer dem verzweifelten Vater keinen weiteren Heimkehrer unter ihnen sah, fuhr er selbstsicher fort:
»Du verdammter Krüppel, zeig mir einen einzigen Menschen, der behaupten kann, ich hätte mich von ihm bestechen lassen! Dann lege ich mein Amt sofort nieder und du kannst es gerne übernehmen!«
»Ja. Du hast zum Teil recht. Hier ist außer diesem armen Menschen keiner, der das beweisen kann. Sie sind alle in der Fremde am

Malochen. Ich frage mich, warum wir überhaupt einen Dorfvorsteher haben sollten?«

»Du Heide! Du Verleumder! Du Lump! Jedes Dorf braucht ein Gotteshaus, ebenso auch einen Dorfvorsteher. Wer hat dafür gekämpft, dass wir hier im Dorf Strom haben? Wer holt für euch Reis, Getreide, Fleisch und Erfrischungsgetränk umsonst bei jeder Wahl aus der Stadt? Und wer kämpft zurzeit dafür, dass man auf dem Berg einen Handysendemast errichtet, damit ihr alle miteinander oder mit der ganzen Welt telefonieren könnt? Verschwinde jetzt! Verlass sofort mein Grundstück und lass deine unansehnliche Gestalt hier nie wieder blicken!«

»Bravo! Bravo! Ich verlasse dein Grundstück, keine Sorge. Leute! Untersucht ihr ihn mal, ob er nicht einen Fünfzigdollarschein in seiner Tasche hat! Wenn ja, dann hat er ihn von diesem armen Kerl, der vier Jahre lang in der Fremde sein Leben für ein paar Dollars vergeudet hat, als Schutzgeld kassiert. Sonst war alles gelogen und ihr könnt mich aus dem Dorf jagen!«

Der Dorfvorsteher hatte eigentlich diesem behinderten Menschen nie getraut und ihn auch nie wirklich gemocht, obwohl er ein weitläufiger Verwandter von ihm war. Seit seinem Arbeitsunfall in der Fremde war er stets verbittert, frech und zynisch, weil man ihm keine Entschädigung für seine Behinderung bezahlt hatte. Daher rebellierte er ständig und versuchte vergeblich, alles auf der Welt zu ändern. Diesmal war er aber frecher und rebellischer denn je. »Das sieht wie eine Falle aus. Ja, alles war von Anfang an eine Falle! Die Geschichte mit der Schießerei auf der Straße, die Bedrohung der Frauen, das Verschwinden eines Jungen und das verfrühte Niederkommen einer schwangeren Frau. Alles war gelogen, um Schande über mich zu bringen. Das war wirklich kein Angriff der Terroristen. Nur eine Spielzeugpistole. Gleich sind die Gendarmen da. Asche auf mein Haupt! Wie soll ich das dem Kommandanten erklären? Und diese undankbaren Leute? Sie werden mich gleich bestimmt …«, dachte der Dorfvorsteher. In Sorge, die

Dorfmitbewohner würden ihn gleich durchsuchen, ergriff er die Initiative, zog seine Geldbörse aus der Tasche und brüllte:
»Warte, du Krüppel! Hier … sein scheiß ausländisches Geld! Er hat es mir selbst geschenkt. Nimm dein verdammtes Geld zurück, du Unruhestifter!«
Der verzweifelte Vater nahm erfreut sein Geld zurück. Der Behinderte fuhr triumphierend fort:
»Bravo! Bravo! Leute, seht ihr, unser Dorfvorsteher gibt nun doch zu, von einem Heimkehrer Geld genommen zu haben! So weit, so gut! Da du so ehrlich bist, Dorfvorsteher, erklär uns bitte, warum du dieses ausländische Geld überhaupt angenommen hast? Wofür eigentlich? Für welche Leistung?«
Der Dorfvorsteher war verblüfft und dachte kurz nach.
Die zwei krimiinteressierten jungen Frauen des Dorfes flüsterten miteinander:
»Der Kommissar ist wirklich gut.«
»Ach, er tut doch nur so! Ich war schon mal mit ihm im Bett. Ein richtiger Taugenichts ist dieser Pirat, das sage ich dir.«
»Warst du wirklich auch mit ihm im Bett?«
»Ja. Aber es ist nix daraus geworden, weißt du.«
»Du bist aber eine! Du lässt auch wirklich nichts anbrennen, was?«
»Ach, was sollte ich denn sonst? Es war einen Versuch wert. Immerhin war es besser, als die ewig langweilige Selbstbefriedigung. Er ist aber ein netter Kerl, muss ich schon sagen.«
»Wie meinst du? Als Kommissar oder als …«
Die Nachbarin aus dem zweiten Haus neben dem des verzweifelten Ehepaares kniff ihre Freundin leicht in den Arm und warf ihr scherzhaft vor:
»Du willst wohl alles ganz genau wissen, was? Schlawinerin! Du …«
»Nein. So war das nicht gemeint.«
»Wie denn dann?«
»Ich meine, als Kommissar ist er total gut. Er ist wirklich kompetent in seinem Fach und stellt die richtigen Fragen.«

»Ja, der Pirat ist anscheinend wirklich fähig, den Dorfvorsteher zu blamieren. Ich stimme dir zu. Aber sein Bestreben ist nicht das Auffinden des verschwundenen Jungen, sondern eher so etwas wie persönliche Rache oder Bloßstellung des Dorfvorstehers. Das bedeutet, der ganzen Geschichte fehlt etwas.«

»Ach, komm schon! Worüber du dir Gedanken machst! Lass uns bitte den Krimi live bei uns im Dorf anschauen, damit uns dieses eintönige Leben nicht weiter zu Tode langweilt!«

»Na, das wäre auch was! Damit uns ja nicht langweilig wird, lassen wir uns auf die Fantasie irgendeines Menschen ein, der uns in Wirklichkeit bloß an der Nase herumführt!«

»Was ist los mit dir? Wovon redest du denn überhaupt? An der Nase herumführen?«

»Ja, du hast mich schon richtig verstanden. So etwas wie Verarschung. Einer hat dich, mich und alle diese Leute auf dem Papier an einem fiktiven Ort gebracht, von dem man nicht weiß, wo dieser Ort liegt, und sagt: „Kommt, spielt eure Rolle und redet.“ Wir alle ohne Namen, ohne Herkunft und ohne Identität. Es ist überhaupt nicht klar, weswegen wir überhaupt hier sind. Wir wissen nur, dass ein Junge verschwunden ist. Sobald dieser Junge wieder auftaucht, ist die Geschichte aus und vorbei, und wir stehen wieder einmal da, der Langeweile ausgeliefert.«

Die Nachbarin aus dem ersten Haus betrachtete ihre Freundin misstrauisch und bemerkte:

»Oh, oh! Du bist verdächtig, meine Liebe! Du weißt zu viel. Ich glaube, dass du sowohl mit dem Schreiben dieser Geschichte als auch mit dem Verschwinden des Jungen etwas zu tun hast.«

»Ach Quatsch! Warte mal, es wird sich sicher bald klären …«

Der Dorfvorsteher schluckte seinen Zorn herunter. Ihm war nun bewusst geworden, tatsächlich in eine üble Falle getappt zu sein. Daher antwortete er, betont gelassen:

»Er hat gesagt, er hätte kein Souvenir für mich mitgebracht, deswegen wolle er mir diesen Fünfzig-Dollarschein als Andenken

schenken. Ich bin schließlich ein alter Freund seines Vaters. Du hast mir auch schon einmal einen Gymnastikball für meine Rückenschmerzen aus der Fremde mitgebracht. War das auch Schutzgeld, du Dummkopf? Schluss jetzt! Mein Gott, Leute! Warum steht ihr hier rum? Habe ich euch etwa zu mir eingeladen? Nein. Also geht jetzt alle nach Hause, bitte! Mein Rücken tut mir weh. Ich will ein wenig bei dieser verdammten Mittagshitze zur Ruhe kommen, bevor die Gendarmen hier auftauchen.«

Die Leute bewegten sich und machten Anstalten, den Hof des Dorfvorstehers zu verlassen. Auf einmal schrie die Schwester des verzweifelten Vaters:

»Leute, wer von euch hat heute meinen Neffen hier in der Nähe rumlaufen gesehen?«

Ihrem Bruder gefiel ihre Frage. Dadurch motiviert, fügte er hinzu:

»Mein Sohn ist heute in dieser Gegend gesehen worden.«

»Ach, so was!«, sagte laut und verwundert der Behinderte.

Die junge Mutter, die mit ihrer Tochter am Vormittag vergeblich auf ihren Mann gewartet und früher als die anderen die Bahnstation verlassen hatte, schrak plötzlich zurück, in der Annahme, man hätte den Jungen mit ihr zusammen gesehen. Nach kurzer Überlegung sagte sie:

»Ich. Ich habe heute einen Jungen vor der Tür vom Herrn Dorfvorsteher gesehen, ich bin mir aber nicht sicher, ob es dein Sohn war.«

»Wartet! Wartet!«, schrie nun erfreut der Behinderte und wandte sich dem Dorfvorsteher zu:

»Also, Dorfvorsteher? Kann es sein, dass du den Jungen hier bei dir versteckt hast?«

»Blödsinn! Was soll ich mit seinem Sohn? Heute war hier ein Junge, das war aber der Junge, der mir die Nachricht überbrachte, Terroristen hätten unser Dorf angegriffen. Daraufhin habe ich die Gendarmerie alarmiert.«

Auf einmal meldete sich die Bohnenschälerin auch zu Wort und erzählte überraschend:
»Glaubt dem Dorfvorsteher kein Wort! Bestimmt hat er den Jungen geklaut! Wo sind die Touristen? Hat jemand überhaupt schon mal einen in unserem Dorf gesehen? Nein. Er lügt. Er lügt, weil er anscheinend mit dem Jungen etwas vorhat. Ja, er führt tatsächlich etwas mit ihm im Schilde. Mein kaputter Sohn brauchte wieder einmal Geld für seine scheiß Drogen, deswegen war er auch beim Dorfvorsteher. Er hat meinem Sohn vorgeschlagen, ihm Geld zu geben, dafür müsste mein Sohn aber eine seiner Nieren an einen unbekannten Menschen in der Stadt verkaufen …«
Der gereizte Dorfvorsteher konnte das nicht mehr mitanhören. Er unterbrach sie und kreischte voller Zorn:
»Das ist nicht wahr! Du undankbares Weib! Ich habe …«
»Sei still, Dorfvorsteher! Sei einfach still!«, schrie nun ganz laut der Behinderte und warf ihm vor:
»Nicht umsonst bist du der Einzige hier im Dorf, der ein Handy besitzt. Also, du hast nicht nur einen direkten Kontakt mit der Gendarmerie, sondern auch mit der Organhandelsmafia. Du hast den Jungen gekidnappt, verkauft, jede Menge Geld dafür kassiert und nun brauchst du einen Sündenbock; die Terroristen! Ja, die Ausländer und die Terroristen sind an allem schuld! Nicht wahr?«
Sobald der verzweifelte Vater den Begriff „Organhandelsmafia“ hörte, wurden seine Knie schwach, und er sank plötzlich in Ohnmacht. Seine Schwester schrie hysterisch:
»Tot! Tot! O Gott, mein armer Bruder ist tot!«
Die Frau des Dorfvorstehers rannte eilig ins Haus, um einen Eimer Wasser zu holen. Die anderen Anwesenden kümmerten sich um den Bewusstlosen. Der Behinderte sagte zynisch zum Dorfvorsteher:
»Nun bete, dass er bloß nicht auf deinem Grundstück stirbt! Du hast ihn dann auf dem Gewissen, wenn du überhaupt noch so etwas wie ein Gewissen besitzt. Warum bist du auch nur so geldgierig, Dorfvorsteher? Was willst du eigentlich mit so viel Geld? Du hast

doch alles. Deine Kinder und Enkelkinder leben alle in den Städten. Auch sie haben alles, Geld, Autos, Häuser …«

Die Frau, deren Ehemann mit dem verzweifelten Vater im Ausland zusammenwohnte, unterbrach ihn und bemerkte:

»Einfach, um es in der Stadt bei der Bank zu horten, damit es vervielfacht wird.«

»Nein. Die Banken sind inzwischen nicht mehr so, wie sie einst waren. Eine nach der anderen geht pleite. Es lohnt sich nicht mehr, das liebe Geld einer Bank anzuvertrauen. Er hortet sein Geld hier bei sich zu Hause«, entgegnete der Behinderte provozierend.

Die junge Mutter, die mit ihrer Tochter am Vormittag vergeblich auf ihren Mann gewartet hatte, schlug nun vor:

»Dann müssen wir die Gendarmen bitten, sein Haus zu durchsuchen. Er hat jede Menge Geld. Alles ausländisches Geld! Alles Dollar!«

Eine andere Frau rief begeistert:

»Warum müssen wir auf die Gendarmen warten? Sie sind sowieso auf seiner Seite. Wir können das hier selbst bewerkstelligen.«

Der alte zahnlose Mann, der sich um den in Ohnmacht gefallenen verzweifelten Vater kümmerte, bat die Anwesenden begütigend:

»Macht bitte keinen Unsinn mehr, Menschenkinder! Holt endlich einen Eimer Wasser! Der arme Kerl ist hier am Sterben! Eine von euch soll bitte zu seinen Eltern gehen und seinem Vater sagen, dass er schnell hierherkommen soll! Er haucht gerade seinen letzten Atemzug aus.«

Empört hörte der Dorfvorsteher allen zu. Er war vor lauter Wut ganz rot im Gesicht. Er wusste bereits, dass er im Dorf nicht besonders gut gelitten war, hatte aber nie mit so einem massiven Hass gegen sich gerechnet. Er hatte keinen Jungen gekidnappt und pflegte keineswegs Kontakte zu der Organhandelsmafia. Geld besaß er jedoch viel, und zwar alles in ausländischen Devisen, die Tag für Tag an Wert gewannen, im Gegensatz zur Währung seines Landes, die nicht nur jeden Tag, sondern meist sogar jede Stunde an Wert verlor.

Es wäre das reinste Horrorszenario, wenn man sein Haus durchsuchen würde. »Ruhig Blut! Ruhig Blut! Der Krüppel ist nur ein armseliges Scheusal. Er kann mir nichts anhaben. Ich muss ihn vielleicht lieber irgendwie für mich gewinnen. Er hat nichts im Leben, sogar nicht einmal richtige Beine. Ihm fehlt noch dazu ein Auge. Daher ist er einfach verbittert und neidisch. Ich muss ihn jetzt auf jeden Fall irgendwie besänftigen und bei Gelegenheit, wie bei einem Hund, ihm immer wieder mal ein Stück Fleisch zuwerfen …«, dachte der Dorfvorsteher und sagte in einem freundlichen Ton:

»Du armer Krüppel! Warum hetzt du die Leute gegen mich auf? Deine Mutter ist die Tochter einer Cousine meiner verstorbenen Mutter. Wir sind schließlich verwandt miteinander. Du wirst bald wegen dieser Verleumdung und Unruhestiftung im Knast sitzen, dann wird deine sowieso schon unglückliche Mutter mich heulend bitten, dich da rauszuholen. Warum tust du deiner armen Mutter, dieser braven Frau, so etwas an? Wie lange willst du sie noch quälen? Ihr Leute, hört zu, was ich euch sage! Die Gendarmen sind schon längst unterwegs! Ich habe sie per Telefon von den Vorkommnissen unterrichtet. Sie werden jeden Moment hier erscheinen. Ihr habt dann die Möglichkeit, mich anzuzeigen, damit mein Haus durchsucht wird, um herauszubekommen, ob der verlorene Junge oder das vermeintliche Geld irgendwo hier in meinem Haus versteckt wären. Aber seid bitte keine Narren wie mein Vetter! Er ist schwerbehindert, arm, verbittert und dazu plagt ihn auch noch die Langeweile, weil er nichts im Leben zu tun hat. Ihm macht es nicht viel aus, wenn er im Knast sitzt. Was ist mit euch? Ich bin nicht umsonst euer Dorfvorsteher geworden; ich kenne mich mit den Gesetzen sehr gut aus. Ein Sohn von mir ist Rechtsanwalt. Ihr alle werdet in den Knast gesteckt, wenn ihr ohne gerichtliche Genehmigung ein Haus, egal ob nun meins oder irgendein anderes, durchsucht. Das wäre Hausfriedensbruch! Das wäre Diebstahl! Ja, das ist Gewalt gegen Eigentum eines anderen Menschen! So was darf niemand, nur der Staat selbst. Bitte seid vernünftig! Sonst

werdet ihr es später wirklich bitter bereuen. Ich werde euch dann nicht mehr helfen können. Ich werde einfach in die Stadt zu meinen Kindern ziehen und euch hier in eurem Elend alleinlassen. Dann werden wir ja sehen, ob jemand an meiner Stelle während der Wahlen mit den Parlamentskandidaten Verhandlungen führen kann, um für eure wertlosen Stimmen Reis, Fleisch, Getreide und mengenweise „Janchis“ und andere Erfrischungsgetränke als Geschenk für euch herauszuschlagen!«

Die Ehefrau des Dorfvorstehers eilte mit einem Eimer Wasser zu dem immer noch bewusstlosen, verzweifelten Vater und goss es über sein Gesicht. Er schüttelte überrascht seinen Kopf, richtete sich allmählich auf und fragte:

»Was ist los? Was ist denn los? Wo bin ich? Wo ist mein Sohn?«

Alle Anwesenden blickten erleichtert auf den verzweifelten Vater. Der Dorfvorsteher stellte fest, dass seine Rede auf sie einigermaßen Eindruck hinterlassen haben musste. Er dachte, er müsse sich sofort etwas einfallen lassen, damit er mit seinem schlechten Ruf nicht wieder im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stünde. Überraschend ging er nun auf den verzweifelten Vater zu und sagte tröstend:

»Ruhig Blut, mein Junge! Nur ruhig Blut! Du bist bei mir! Du bist hier sicher! Mach dir keine Sorgen um deinen Sohn. Ich werde ihn dir bis spätestens heute Abend zurückbringen. Das schwöre ich dir bei der Seele meiner verstorbenen Mutter! Komm mal mit nach oben! Ich telefoniere gleich erneut mit dem Kommandanten höchstpersönlich und fordere die Sondereinheit unseres unbesiegbaren Militärs an. Vetter, komm du auch mit nach oben, um dich zu vergewissern, dass ich deinem Kameraden tatsächlich helfe, ohne Schutzgeld von ihm zu verlangen! Später können wir in Ruhe über all deine Vorwürfe reden. Dein Kamerad ist in Not! Es hilft ihm und seinem verschollenen Sohn überhaupt nicht, wenn wir weiter miteinander streiten. Frau, gib den Leuten etwas Kaltes zu trinken! Es ist verdammt heiß heute …«

Seine Frau ging schnell ins Haus und kam sogleich mit einem großen Karton zurück. Sie öffnete ihn und bot zuerst dem verzweifelten Vater, dann allen anderen Anwesenden ein Päckchen eines kühlen Erfrischungsgetränks namens „Janchis“ an. Die durstigen Anwesenden rissen ihr die Packungen förmlich aus der Hand, entfernten eilig den mitgelieferten Strohhalm, stachen damit in die dafür vorgesehene Stelle des Päckchens und saugten gierig den süßen und erfrischenden Inhalt. Einige tranken schnell aus und riefen eifrig:

»Oh, himmlisches Getränk, Janchis! Himmlisches Getränk, Janchis! Noch eins! Bitte noch ein Janchis!«

Die Frau des Dorfvorstehers blickte fragend auf ihren Mann, er nickte, und sie überreichte den durstigen Frauen und Männern ein zweites oder sogar ein drittes Päckchen.

Allmählich beruhigten sich die Gemüter. Als ob ein Beruhigungsmittel in das Getränk gemischt worden wäre, sahen auf einmal alle besonnen und friedlich aus. Auch der Behinderte wurde inzwischen ganz still. Er schaute verblüfft auf sein Erfrischungsgetränk und konnte plötzlich nicht mehr streiten.

Der Dorfvorsteher begleitete nun siegesgewiss die beiden Männer in sein Wohnzimmer, bat sie, auf dem bequemen Sofa Platz zu nehmen, und holte sein Mobiltelefon aus der Vitrine. Sowohl der Behinderte als auch der verzweifelte Vater waren zum ersten Mal bei ihm zu Hause, daher schauten sie sich neugierig die für sie ausgesprochen pompös wirkende Einrichtung des Hausherrn an. Der Dorfvorsteher wählte demonstrativ eine Rufnummer und sagte bluffend:

»Ruhe! Gleich ist der Kommandant persönlich am Apparat. Wir sind gute Freunde, daher habe ich sogar seine private Handynummer. Es ist für solche Fälle sehr wichtig. Sonst müsste ich erst mit seinem Sekretär, dann mit seinem Stellvertreter reden. Ein Telefongespräch ist sehr teuer. Aber egal … Hallo! Schönen guten Tag, Herr

Kommandant! … Ja. Ja … Nein. Nein. Nein, kein Terrorist hier bei uns im Dorf! Das war falscher Alarm. Ja … Nein, nein! Ich bitte Sie inständig, Herr Kommandant! Wer wäre ich schon, mir so einen unangebrachten Scherz zu erlauben, gerade bei einer so wichtigen Sicherheitsangelegenheit. Nein … Ja … Nein … Ein Heimkehrer hat für seinen Sohn eine Spielzeugpistole aus dem Ausland mitgebracht. Damit wurde geschossen … Ja, das Spielzeug ist jetzt in meinem Besitz. Ich habe sogar persönlich damit geschossen, um mich zu vergewissern, ob sie nicht echt ist. Ja, wirklich. Ich habe den Heimkehrer schon bestraft, indem ich damit auf ihn geschossen habe, ja. Hahaha nein. Ihm ist nichts passiert. Nur meine Frau ist vor lauter Aufregung ein wenig in Ohnmacht gefallen. Es ist nun wieder alles in Ordnung … Ja, ja. Wirklich. Es hat geknallt, wie bei einer echten Waffe, Herr Kommandant! Ja, selbstverständlich. Wenn ich wieder die Ehre hätte, Sie zu bewirten … Nein! Sondereinheit! … Oh, es tut mir schrecklich leid! Ich werde es irgendwie wieder gutmachen …«

Nach dem langen Gespräch wischte sich der Dorfvorsteher den Schweiß von der Stirn, holte ein paar Mal tief Luft und sagte vorwurfsvoll:

»Wenn ihr wüsstet, was für einen Scheiß ihr gebaut habt! Der Kommandant hat die militärische Lage in unserem Dorf als Alarmstufe Rot eingeschätzt und daraufhin von seinem Vorgesetzten Sondereinheiten für die Terrorbekämpfung angefordert. Er hat das Gespräch schnell beendet, um seine Anforderung rechtzeitig wieder rückgängig zu machen. Sonst würden in wenigen Stunden Apache-Helikopter samt Hundertschaften von Scharfschützen, ausgerüstet mit „GPS“ und Infrarotbrillen, bei uns auftauchen. Oh, mein lieber Scholli! Das wäre aber was! Nun gut. Ich habe alles abbestellt. Wir finden erst den Jungen, dann müssen wir drei uns wirklich Gedanken darüber machen, wie wir das Ganze bei dem äußerst wohlgesonnenen Herrn Kommandanten wieder gutmachen können.

Ich habe schon einen Plan, wie wir deinen Jungen freikriegen. Wir machen Folgendes …«

14

Der Dorfvorsteher kam in Begleitung des verzweifelten Vaters und des Behinderten aus dem Haus und sagte zu den Anwesenden:
»Leute, bitte geht jetzt alle nach Hause! Ich bekomme gleich hochrangigen Besuch. Die Sondereinheit unseres unbesiegbaren Militärs ist mit Apache-Kampfhelikoptern unterwegs zu unserem Dorf. Sie sind mit „GPS“ und Infrarotbrillen ausgerüstet und können sowohl in der Luft als auch auf der Erde jedes bewegliche Wesen sehen und erkennen. Mauer und Dach, selbst wenn sie aus massivem Beton oder Stahl wären, sind für solche Ausrüstungen kein Hindernis. Sie können durch alles hindurchsehen. Alles, um mein Versprechen, welches ich diesem armen Vater gab, halten zu können. Bis heute Abend muss sein Sohn befreit sein! Wehe dem- oder derjenigen, der oder die den Jungen entführt hat! Dem oder der wird das Leben zur Hölle gemacht! …«
Nach der Rede des Dorfvorstehers verließen alle Anwesenden, die sich in seinem Hof versammelt hatten, selbst der verzweifelte Vater und der Behinderte, voller Spannung sein Haus.
Auf der Straße, unterwegs nach Hause, unterbrach eine von den beiden an Krimis interessierten jungen Frauen, die Nachbarin des ersten Hauses von der rechten Seite der verzweifelten Familie, das Gespräch ihrer Nachbarin mit der jungen Mutter, die mit ihrer kleinen Tochter an diesem Vormittag vergeblich auf ihren Mann an der Bahnstation gewartet hatte, und sagte aufgeregt:
»Du, das ist jetzt kein Krimi mehr. Das ist schon eher wie ein Krieg.«
»Anscheinend ja«, erklärte die andere. »Aber siehst du, habe ich nicht recht gehabt? Der Pirat ist ein Taugenichts. Er hat dem alten Fuchs gegenüber nachgegeben.«
»Schade! Es gibt wirklich keine echten Männer, keine echten Kommissare mehr. So einen echten Mann gibt es nur noch im Fernsehen. Alle bloß, wie du schon sagst, Taugenichtse. Entweder

sind sie beim Militär und wirken nur in ihrer Uniform und mit ihrer Waffe wie richtige Männer; sobald sie ihre Uniform aber ausziehen, sind sie genauso unfähig wie all die anderen. Oder sie sind, wie dieser arme Pirat, körperlich behindert. Ach, wie düster und eintönig das Leben ohne echte Männer doch ist!«

«Ja, total düster. Ich glaube, ich gehe lieber gleich zu meinen Eltern im Nachbardorf. Wenn die Militärhelikopter kommen, wird hier einiges los sein, und dabei wird sicher vieles kaputtgehen. Sie werden bestimmt ein paar Bomben abwerfen, dabei gibt es immer einen Kollateralschaden. Mir geht mein Leben und das meiner Kinder über alles. Scheiß auf die Krimis und den verdammten Krieg! Was macht ihr?«

Der junge Radfahrer fuhr unvermittelt in großer Eile die Straße entlang. Er schrie:

»Warnung! Warnung! Hey, Leute! Bleibt in euren Häusern! Die Antiterroreinheiten unseres unbesiegbaren Militärs sind mit „Harrykopter“ laut „Ach, Papi!“-rufend unterwegs zu unserem Dorf! Mit „Infratotbrillen“ und Chi-Pi-Ches wird ein vermisster Junge von Haus zu Haus zwischen Himmel und Erde gesucht! Warnung! Warnung! Hey, Leute! Bleibt in euren Häusern …«

Nachdem der junge Radfahrer verschwunden war, antwortet die erste Nachbarin der Zweiten:

»Ach du Schreck! So weit ist das alles anscheinend schon eskaliert! Unglaublich. Ich weiß noch nicht. Ich muss mit meiner Mutter darüber reden. Vielleicht besuchen wir auch unsere Verwandten …«

»O Gott! Meine Tochter! Meine Tochter ist allein zu Hause! Die Kleine wird sich total ängstigen. Ich muss schnell weg …«, schrie halblaut die junge Mutter, die ohnehin nicht an einem Gespräch mit ihren Bekannten interessiert war und sich bereits über die Unterbrechung sehr gefreut hatte. Seitdem der Dorfvorsteher von dem baldigen Eintreffen der Sondereinheit des Militärs gesprochen hatte, wünschte sie sich nichts Sehnlicheres, als so schnell wie

möglich nach Hause zu gehen, ohne unnötig das Aufsehen der anderen zu erregen.

15

Der verzweifelte Vater hatte gerade das Haus des Dorfvorstehers verlassen, als er seine Mutter in Begleitung einer jungen Frau auf der Straße sah. Die junge Frau hatte vorhin, während er ohnmächtig auf dem Boden lag, die Anweisung des zahnlosen alten Mannes befolgt und zwischenzeitlich seine Eltern benachrichtigt. Sein Vater konnte mit seinen schwachen Beinen die wenigen hundert Meter Entfernung bis zum Haus des Dorfvorstehers nicht so schnell bewältigen, daher hatte er an seiner Stelle seine Frau geschickt. Die alte Mutter fragte besorgt, aber nicht ohne Tadel:

»Warum kommst du aus dem Haus vom Dorfvorsteher, mein Kind? Was war da los?«

Die junge Frau ließ die alte Dame mit ihrem Sohn allein und versuchte, eine der anderen Frauen zu erreichen, die eilig auf dem Weg nach Hause war, um nach dem aktuellen Stand der Dinge zu fragen. Der verzweifelte Vater ging auf seine Mutter zu und sagte beschwichtigend, während er sie umarmte:

»Hallo, Mutter! Ich habe dich so vermisst. Geht es dir gut?«

Seine Mutter küsste sein Gesicht liebevoll und antwortete:

»Wie du siehst, es geht. Wie geht es dir, mein Sohn? Was ist los? Warum hast du dich mit dem Dorfvorsteher angelegt?«

Nicht ohne Schuldgefühl erklärte er:

»Kein Grund zur Unruhe, Mutter. Alles ist gut. Es war lediglich ein Missverständnis. Dem Dorfvorsteher und seiner Frau geht es auch schon wieder gut. Sie haben mich und die anderen Leute sehr freundlich bewirtet, jetzt brauchen sie ihre Ruhe, daher gehen wir alle nach Hause. Wie geht es meinem Vater?«

»Nicht so gut. Schnell! Wir müssen zu ihm, bevor er vor lauter Aufregung einen zweiten Herzinfarkt kriegt!«

Er legte einen Zahn zu und fragte überrascht:

»Hat Vater denn schon einmal einen Herzinfarkt gehabt?«

»Ja. Vorletztes Jahr. Der Arzt hat gesagt, er solle jede Aufregung meiden; er ist aber ein Narr und tut das genaue Gegenteil. Hat deine Frau, diese Närrin, dir wohl nichts davon erzählt, was?«

Er seufzte und antwortete nachdenklich:

»Ja, schon einiges erzählt, aber nicht ausführlich. Wie geht es dir selbst, Mutter? Und dem Tantchen. Geht es dem Tantchen auch gut?«

»Ach, mein Junge, uns alten Menschen geht es nie wirklich gut! Immer hier und da Schmerzen …«

Seine Mutter begann ausführlich über alle ihre Beschwerden und Krankheiten zu berichten, als ob sie bei einem Arzt wäre und ihm jedes Symptom in allen Einzelheiten beschreiben müsste, damit der Herr Doktor, dieser Halbgott im weißen Kittel, der über alle Krankheiten der Welt Bescheid weiß, bei ihr die richtige Diagnose stellen könnte. Der heimgekehrte Sohn hörte ihr lange und mit Bedauern zu, bis die alte Dame über ihre Magenbeschwerde klagte:

»Ja, anscheinend liegt so etwas bei uns in der Familie. Dein Opa starb daran, dein Onkel auch und vielleicht irgendwann dein Tantchen und ich …«

Er blieb stehen und fragte überrascht:

»Was? Mein Onkel?«

Seiner Mutter fiel auf einmal ein, dass sie sowohl ihre Schwiegertochter als auch alle Landsleute, die mit ihrem Sohn im Ausland Kontakt hatten, gebeten hatte, über den Tod seines Lieblingsonkels zu schweigen, damit er mit möglichst wenig Kummer und Sorgen den Aufenthalt in der Fremde leichter ertragen könnte. Sie antwortete schluchzend:

»Mein armes Brüderchen! Gott segne ihn! Er hat Magenkrebs gehabt, genau wie mein Vater. Der Herr hat ihn zu sich geholt …«

»Ist er gestorben?«

»Ja, mein Kind. Er ist zu unserem Herrn gegangen. Wir alle gehen früher oder später diesen Weg.«

»Wann?«

»Ach, es ist schon eine Weile her. Fast vor eineinhalb Jahren …«
»Mein lieber Onkel! Oh, Gott! … Warum habt ihr mir nicht rechtzeitig Bescheid gesagt? Ich hätte ihm Geld für eine Operation schicken können!«
»Ach, mein Kind! Behalte deinen Onkel in deinem Herzen und bete ab und zu für ihn, damit unser allmächtiger Gott ihn segne! Als er zum Arzt ging, war der Krebs schon so weit fortgeschritten, dass keine Operation mehr möglich war. Außerdem war es sein ausdrücklicher Wunsch, dir nichts zu erzählen. Heute Abend, wenn es kühler wird, gehen wir gemeinsam zum Friedhof. Dein Vater hat ihm in deinem Namen einen schönen Grabstein geschenkt. Echt ein sehr schöner Stein aus dem Ausland.«

16

Der alte Mann saß mit nacktem Oberkörper auf einer Bank aus Holz und schaute neugierig und erwartungsvoll auf die Tür. Es war warm und schwül. Der kleine Ventilator neben ihm spendete ihm schwirrend eine schwache, jedoch angenehme Brise. Er war froh, dass er bei dieser Hitze nicht mit seiner Frau zum Dorfvorsteher gegangen war. Hier auf der Terrasse im Schatten war es für ihn schwer genug, den heißen Julitag durchzustehen, geschweige denn auf der Straße und dann auch noch mit seinen schwachen Beinen.
Endlich wurde das Hoftor aufgeschlossen, und seine Frau erschien in Begleitung seines Sohnes, den er in den letzten vier Jahren nicht gesehen hatte.
»Hier Opa, dein Sohn!«, verkündete seine Frau freudestrahlend. Er machte Anstalten, aufzustehen. Sein Sohn sah ihn kurz neugierig an, fand kaum eine Veränderung bei ihm und eilte auf ihn zu, während er voller Freude sagte:
»Hallo, Vater! Schön, dich endlich wieder zu sehen! …«
Vater und Sohn umarmten sich.
»Bitte nimm Platz, Vater! Geht es dir gut?«
»Bestens. Oma, bringe eine Erfrischung für deinen Sohn! Hahaha… Junge, Junge, noch nicht richtig zu Hause angekommen, legst du dich schon mit dem Dorfvorsteher an! Das Leben im Ausland macht einen rebellisch, nicht wahr?«, sagte lächelnd der alte Mann. Dem heimgekehrten Sohn gefiel die offensichtlich kritiklose Bemerkung. Er schätzte, unter anderem, an seinem Vater sehr, dass er ihn nie tadelte, egal, wie er sich auch verhielt.
»Es war nur ein Missverständnis, Vater. Kein Grund zur Unruhe. Alles ist inzwischen geklärt.«
»Worum ging es denn, mein Sohn?«
»Ach, Vater! Wie soll ich dir das erklären? Dein Enkel ist seit heute verschwunden. Seine Mutter meint, die nymphomanischen Frauen hätten ihn geklaut und würden ihn vergewaltigen. Ich habe die

Nerven verloren, bin auf die Straße gegangen und habe einmal in die Luft geschossen …«

»O Gott! Das warst du?«, fragte beunruhigt seine Mutter, die ein Tablett frisch geschnittener Wassermelone vor ihn und seinen Vater stellte. Er schwieg beschämt über seine unbedachte Tat. Sein Vater sagte zunächst nichts, schaute ihn nur neugierig an. Dem heimgekehrten Sohn kam es plötzlich so vor, als ob er wieder als kleiner Junge von den Eltern für seine Missetaten zur Rechenschaft gezogen würde. Mit dem Rücken einer Hand wischte er verzweifelt den Schweiß aus seiner Stirn. Sein Vater lächelte ihm nun zu, genau wie damals in seiner noch nicht allzu lange zurückliegenden Jugend.

»Nicht weiter schlimm. Ende gut, alles gut. Hast du mit der echten Pistole, die ich aus meiner Kriegszeit für dich aufbewahrt und dir später geschenkt habe, geschossen?«, fragte ihn gelassen sein Vater. Er senkte den Kopf und antwortete leise:

»Ja, Vater.«

Besorgt, jedoch zugleich verständnisvoll, bemerkte der Vater:

»Oh, dann haben wir jetzt wirklich ein großes Problem! Der Dorfvorsteher wird das weiterleiten. Aber nicht so schlimm. Du hast sie von mir. Was können sie einem alten Soldaten, der alles für sein Vaterland getan hat, schon antun? Ich habe umsonst für sie gekämpft. Sie versprachen Gerechtigkeit, Wohlstand und Sicherheit für alle, wenn sie an die Macht kämen. Wir sehen ja, was aus ihrem Versprechen geworden ist. Sie haben sich die Macht und den Reichtum des Landes angeeignet, ich nur diese alte Pistole.«

Der Sohn hob wieder seinen Kopf und verkündete:

»Keine Sorge, Vater! Ich habe rechtzeitig alles in Ordnung gebracht.«

»Wie denn das? Hat der alte Fuchs schon alles, was du im Ausland verdient hast, von dir kassiert?«

»Nein, Vater. Keinen einzigen Cent. Ich habe ihm eine Spielzeugpistole, die sehr echt aussieht und auch wie echt knallt, gezeigt. Die Sache ist erledigt.«

»Du träumst wohl, mein Sohn. Der Dorfvorsteher ist total hinterlistig. Das wird noch ein Nachspiel haben. Wir werden sehen. Versteck die alte Pistole gut! Benutze sie bitte nie wieder für solche Spielereien! Und was ist jetzt mit deinem Sohn?«

»Ich weiß nicht. Er ist verschwunden.«

Seine Mutter seufzte und sagte sehr besorgt:

»O Gott! Mein kleiner Junge ist in den Händen der nymphomanischen Frauen! Schuld daran ist nur deine kranke Frau. Sie hat den Jungen immer im Haus eingesperrt, nun haben wir den Salat. Du musst dich von ihr scheiden lassen, mein Sohn! Sie bringt nur Schande über uns. Sie redet nicht mit deiner Schwester und wirft ihr vor …«

»Schluss jetzt!«, schrie der alte Mann, dem es peinlich war, die Streitgeschichten erneut zu hören. Seine Frau schwieg gehorsam, in der Annahme, ihr Mann wolle nicht, dass ihr Sohn den genauen und auch sehr unangenehmen Grund des Streits zwischen seiner Frau und seiner Schwester erfahren würde. Der alte Mann fuhr vorwurfsvoll fort:

»Du hast sie krank gemacht. Du und deine Tochter, ihr seid auch krank. Ihr macht alle krank. Nun mach unseren Sohn bitte nicht auch noch krank! Reicht es dir nicht, dass er mit einer Schusswaffe im Dorf geschossen hat? Willst du ihn auch noch hinter Gitter bringen? Mein Gott! Dieses Weib macht alles kaputt.«

»Rege dich nicht auf, Vater! Es ist nichts passiert. Der Dorfvorsteher will bis heute Abend den Jungen befreien.«

Der alte Mann lächelte spottend:

»Der Fuchs will deinen Sohn befreien? Von wem denn? Von nymphomanischen Frauen? Wo gibt es denn schon so etwas? Das ist nur ein Hirngespinst einiger krankhaft eifersüchtiger Frauen! Mein Gott, wie dumm und dämlich die Leute sind! Sie brauchen immer irgendein Feindbild. Immer wieder und wieder. Und einige verdienen auch noch ordentlich durch diese Feindbilder. Na gut. Wie will der

alte Fuchs denn deinen Sohn von diesen angeblichen Dämonen befreien?«

»Er hat das Gerücht verbreiten lassen, dass unser Militär mit Helikoptern unterwegs zu unserem Dorf wäre. Bald würden die Soldaten der Sondereinheit alle Häuser durchsuchen und diejenige, bei der dein Enkel eingesperrt ist, hart bestrafen. Er meint, die Täterin würde dadurch Angst kriegen und den Jungen sofort freilassen.«

»Hm. Fuchs! Unser Dorfvorsteher ist wirklich ein alter Fuchs, das muss man ihm schon lassen! Habe ich es nicht gesagt? Kein schlechter Trick!«, sagte der alte Mann lachend. »Der Junge taucht sowieso bald wieder auf. Sei vorsichtig, dass dir dieser durchtriebene Fuchs dafür nicht dein letztes Hemd vom Leib reißt! Iss ein bisschen Wassermelone, mein Sohn! Sie schmeckt sehr lecker. Dieses Jahr hatten wir keine gute Ernte …«

Vater und Sohn begannen, die geschnittene Wassermelone zu essen. Die alte Frau verschwand ins Haus, dabei plagte sie das schlechte Gewissen; sie hätte ihrem Sohn zu viel erzählt und sich vor ihrem Mann blamiert. Der alte Mann nutzte ihre Abwesenheit aus und erzählte seinem Sohn im Vertrauen:

»Du weißt nicht, wie die Weiber in unserer Familie mir und auch deinem Sohn das Leben schwer gemacht haben. Deine Mutter, deine Schwester und auch deine Frau gehören zu den schlimmsten Weibern hier im Dorf. Keine andere Frau, egal ob jung oder alt, will mit ihnen zu tun haben. Dein Schwager hat den Kontakt zu deiner Schwester abgebrochen. Er besucht seine eigene Familie nicht mehr, nur Geld lässt er ihnen hin und wieder über mich zukommen. Einmal, als er heimgekehrt war, hatte seine Frau ihn zwei Tage in seinem eigenen Haus eingesperrt, mit der Begründung, die nymphomanischen Frauen würden ihn ihr wegnehmen. Sie hat, zu Recht, eine gute Tracht Prügel von ihren Nachbarinnen bezogen. So viel zu deiner Schwester. Nun über deine Frau: Anscheinend hat sie deinen Sohn mit seiner Cousine hier bei uns im Schlafzimmer beim

Doktorspielen erwischt. Seitdem redet sie mit deiner Schwester kein Wort mehr, lässt den Jungen nie allein zu uns kommen, sperrt ihn im Haus ein, und der Junge geht seither nicht mehr zur Schule. Alles, alles verdanken wir deiner Mutter. Sie hat mich mal mit einer jungen, liebevollen und einsamen Frau beisammen gesehen, seitdem gibt es für diese drei Weiber im Dorf den Geist der nymphomanischen Frauen und folglich all diesen Ärger. Deine Frau trifft doch keine Schuld. Die Arme ist krank. Sie leidet unter schweren Depressionen, nimmt jeden Tag eine Handvoll Pillen zu sich. Der Junge ist nicht von Frauen gefangen worden, glaube mir! Er ist einfach abgehauen. Warte mal ab, er wird bald bei uns auftauchen! Du solltest dir später in Ruhe Gedanken machen, was du für ihn tun kannst! Vielleicht wäre es nicht schlecht, ihn ins Ausland mitzunehmen. Auf jeden Fall lass dich bloß weder von deiner Mutter noch von deiner Frau beeinflussen! Sie sind nicht ganz dicht im Kopf. Verfangen in ihrer krankhaften Eifersucht und dem Verfolgungswahn. Sie wollen einfach nicht verstehen.«

Der heimgekehrte Sohn hörte, seine Augen und sein Mund blieben dabei vor Entsetzen offenstehen, seinem Vater zu. Als der Vater schwieg, schluckte er ein paar Mal und sagte seufzend:

»Aber Vater, ich verstehe es nicht. Ich verstehe einfach nicht, warum gerade die Frauen in unserer Familie so geworden sind. Ich meine, ich meine, miteinander Doktor spielen ist bei allen Kindern etwas Normales. Wieso, wieso …«

»Vielleicht geht es ihnen zu gut. Dein Schwager und du, ihr seid im Ausland und schickt ihnen alles, was ihr dort verdient, direkt nach Hause. Wenn die Frauen Geld besitzen, werden sie übermütig und wollen Macht auf ihre Männer ausüben. Da sie keine Erfahrung damit haben, machen sie alles kaputt. Einfach alles.«

»Ich bringe deine Schwiegertochter morgen in die Stadt zum Arzt, Vater! Im Notfall stecke ich sie für eine Weile in eine Klinik, damit sie wieder gesund wird. Ich lasse den Jungen nicht mehr im Stich. So was? Nee! Nee! Mein Gott! Was ist eigentlich los hier bei uns?«

»Das ist noch nicht alles, mein Sohn. In den letzten vier Jahren hat sich hier vieles verändert. Alle Männer, bis auf die alten und kranken, haben unser Dorf verlassen. Der Fluss ist fast ausgetrocknet, weil unsere korrupte Regierung verantwortungslos die Genehmigung zum Bau der übermäßig vielen Siedlungen erteilt hat. Folglich ist unser schöner Fluss an mehreren Stellen begradigt worden, so wird sein lebenspendendes Wasser zu diesen Siedlungen geleitet. Landwirtschaft existiert nicht mehr in unseren Dörfern. Wir, die zuvor stolzen Produzenten, müssen nun unsere Nahrungsmittel kaufen! Man importiert Reis, Kartoffeln, Getreide und alles, was vorher in Hülle und Fülle hier geerntet wurde, aus dem Ausland. Die Importeure, alle aus dem Familienkreis der korrupten Regierenden, verdienen sich eine goldene Nase dadurch, weil sie das Importmonopol besitzen. Du kannst dir nicht vorstellen, selbst die Grabsteine kommen aus China! Ich habe für deinen Onkel so einen Stein gekauft. Dreimal billiger. Alles viel günstiger, als wenn wir es hier produzieren würden. Wahnsinn! Wahnsinn pur! Niemand denkt an die betroffenen Bauern, deren Landwirtschaft und damit auch deren Existenzen kaputtgegangen sind. Wie soll man sich und seine Familie ernähren? Alle Männer sind in die Städte oder, wie du, ins Ausland gegangen, um Geld für ihre Familien zu verdienen. Unsere Städte sind voll von Arbeits- und Obdachlosen. Einige Männer, die in unserer Hauptstadt arbeiten gegangen sind, erzählen, dass sie für eine Übernachtung in den Blechhütten der Slums sogar Miete bezahlen müssen. Ein Elend! Elend pur, wie es schlimmer nicht mehr geht! Ach, das Leben war einmal ganz anders! Ganz, ganz anders. Viel besser als jetzt. Hier im Fluss musste man früher beim Schwimmen aufpassen, weil er so eine starke Strömung hatte, dass er einen mitreißen konnte. Jetzt aber reicht sein Wasser dir nicht einmal bis zu den Knien. Von den vielen Fischen sieht man sowieso nichts mehr.«

»Ach, Vater, so schlimm ist das Leben bei uns auch wieder nicht. Damals gab es hier im Dorf keinen Strom, keinen Ventilator, keinen

Fernseher, keinen Kühlschrank. Nichts. Man brauchte bis vor einigen Jahren einen ganzen Tag, bis man die Stadt erreichte. Nun haben wir sogar eine Bahnstation und sind in weniger als zwei Stunden in der Stadt.«

»Ja, von wegen! Wir leben, dank deiner Arbeit im Ausland, doch gar nicht so schlecht. Wir haben es gut, wir haben es wirklich gut. Vielen anderen geht es noch schlechter. So begnügt man sich. Aber was für einen Preis zahlen wir alle dafür? Was für einen hohen Preis? Oje! Oje! Oje! …«

Der Sohn griff in seine Hosentasche, nahm ein Bündel Geldscheine und steckte ihn vorsichtig und respektvoll unter das Tablett. Der alte und aufgeregte Mann beendete seinen beklemmenden Bericht und sagte lächelnd:

»Danke. Mein Sohn, danke. Nie habe ich gedacht, dass ich einmal im hohen Alter von meinem Sohn ernährt werden muss.«

»Ich bitte dich, Vater! Als du jung warst, hast du alles für uns getan. Nun bin ich dran. Geht es dir wirklich wieder gut? Ist es wahr, dass du einen Herzinfarkt gehabt hast?«

»Ja, mir geht es glänzend. Meine Beine sind nur etwas schwächer geworden. Einen richtigen Herzinfarkt hatte ich zum Glück noch nicht. Mir war mal schwindlig und an meiner linken Brustseite tat es mir ein bisschen weh. Deswegen bin ich zum Arzt gegangen. Er hat jede Menge Geld abgezockt und behauptet, ich hätte einen Herzinfarkt. Gauner sind das, keine richtigen Ärzte. Alles tüchtige Geschäftsleute und Schweine. Wenn du schwer krank oder bei einem Unfall am Verbluten bist, aber kein Geld hast, nehmen sie dich überhaupt nicht erst auf und lassen dich einfach verrecken. Du musst ihnen erst zeigen, dass du zahlungsfähig bist. Erst dann kümmern sie sich um dich und versuchen, dich möglichst lange bei sich in Behandlung zu haben, um an dir zu verdienen. Erzähl du mal etwas von deinem Leben im Ausland, mein Sohn! Wie gefällt es dir dort? Wie leben die Ausländer denn so?«

Der heimgekehrte Sohn überlegte einen Moment. Er hätte eigentlich gerne seinem Vater über die schweren Arbeitsbedingungen im Ausland und über die Ressentiments der Einheimischen gegenüber den Gastarbeitern erzählt, befürchtete jedoch, den alten Mann dadurch unnötig zu beunruhigen. Daher entschied er sich, nur über die positiven Dinge, die er während seines vierjährigen Aufenthalts im Ausland gesehen, erfahren oder gehört hatte, zu berichten:
»Wir leben da nicht richtig mit den Einheimischen zusammen und haben kaum direkten Kontakt mit ihnen, Vater. Ich sehe sie nur in den Lebensmittelgeschäften, auf den Straßen oder gelegentlich bei der Arbeit. Wie genau sie leben, weiß ich ehrlich gesagt nicht. Aber sie haben eiserne Regeln und Gesetze, die für alle gelten. Bricht man ein Gesetz, muss man Strafe zahlen. Richtige Strafe, keine Bestechung. Versuchst du mal, einen Beamten zu bestechen, würdest du noch schärfer bestraft. Alle Krankenhäuser sind verpflichtet, jeden Bedürftigen im Notfall zu versorgen, ohne zu gucken, ob er zahlungsfähig ist oder nicht. Kollegen erzählen, dass sie in ihren Familien nicht so streng sind wie wir. Sie gehen mit ihren Kindern ganz offen und ehrlich um. Die Kinder lernen in der Schule früh genug, was Sexualität ist. Frauen heiraten ohne Aussteuer, sie kennen so etwas überhaupt nicht. Frauen und Männer genießen in allen Bereichen fast die gleichen Rechte. In Schwimmbädern gehen Männer und Frauen gleichzeitig, ohne Geschlechtertrennung, schwimmen. Kollegen erzählen von einer Erholungseinrichtung namens „Sauna“, wo die Leute, Mann oder Frau, erst dann reindürfen, wenn sie ganz nackt sind. Keiner fasst da eine nackte Frau an oder versucht, sie zu belästigen. Sie sind im wahrsten Sinne sehr kultiviert und gewähren dem anderen seine Privatsphäre. Sogar die Ehemänner erlauben sich nicht, ohne Einverständnis oder gegen den Willen ihrer eigenen Ehefrauen mit ihnen zu schlafen. Geschieht dennoch so etwas, das heißt, zwingt ein Ehemann seine Ehefrau zum Beischlaf, kann sie ihn wegen sexueller Vergewaltigung anklagen.«

»Ach, Junge! Gehört habe ich hier auch schon davon. Hast du im Ausland so was mit deinen eigenen Augen gesehen? Hast du da je eine ausländische Frau kennengelernt?«
»Ich bitte dich, Vater! Ich bin verheiratet und habe Frau und Kind.«
Die Stirnfalten des alten Mannes verdichteten sich. Enttäuscht nickte er einige Male und fragte:
»So, so! Bist du da überhaupt befreundet oder bekannt mit einem Ausländer? Besuchst du ihn hin- und wieder? Besucht er dich? Geht ihr mal miteinander Kaffee trinken? Quatscht ihr zusammen über Gott und die Welt, damit du weißt, wie sie denken und wie sie ticken?«
»Nein, Vater. Ich habe da keine eigene Wohnung. Ich schlafe mit mehreren Landsleuten in einem Zimmer. In jedem Zimmer stehen vier Betten. Jedes Bett wird schichtweise für acht Stunden vermietet. Wir wohnen in einem Stadtteil, wo die meisten Einwohner keine Einheimischen, sondern nur Leute wie wir sind. So kann man doch wirklich niemanden bei sich einladen, oder?«
Der alte Mann seufzte tief und zündete sich voller Bedauern eine Zigarette an. Er zog ein paar Mal daran und sagte dann verstimmt, misstrauisch und zynisch:
»Ja, du hast recht. Hoffentlich treibt ihr Männer da nichts Unsittliches miteinander! Gut. Gut, mein Sohn. Bist du da mal in der Sauna gewesen und hast dir und deinen Augen etwas Schönes gegönnt?«
»Nein, Vater. Bei so was bin ich ziemlich verklemmt. Außerdem, der Eintritt kostet da etwas. Ich muss immer sparen.«
»Was ist mit dem öffentlichen Schwimmbad? Gehst du zumindest ab und zu ins öffentliche Schwimmbad? Hier zu Hause warst du immer im Fluss zum Schwimmen. Du liebtest das. Wie ist es dort damit?«
»Nix, Vater. Keine Zeit, kein Geld für so was.«
»Oje! Oje! Was für ein Dummkopf du bist, mein Sohn!«, sagte enttäuscht der alte Mann. Der heimgekehrte Sohn schaute ihm verdutzt in die Augen. Er hatte seinen Vater noch nie so reden gehört. Noch nie hatte er ihn irgendwie getadelt, geschweige denn

ihn als Dummkopf bezeichnet. »Was ist mit meinem Vater los? Was für einen unverzeihlichen Fehler habe ich denn nur begangen, dass er so tief enttäuscht von mir ist? …«, fragte er sich. Er schluckte ein paar Mal. Er war auch ein wenig beleidigt, ließ aus Respekt aber den Kopf wieder sinken.

Der alte Mann fuhr fort:

»Du gehst da nur malochen, treibst Schindluder mit deinem Körper und schickst Geld für deine Familie? Dummheit! Nichts als pure Dummheit, mein Junge! So ähnlich habe ich es auch damals gemacht. Was habe ich nun davon? Nix, außer Altersschwäche, Gelenkbeschwerden, dieses Elend hier im Dorf, und bald muss ich sicher den Löffel abgeben, ohne das schöne Ausland, die Sauna und das Schwimmbad, wo die Leute ohne Geschlechtertrennung gleichzeitig hineingehen, ohne einander wild zu besteigen, zu betatschen oder irgendwie zu belästigen, erlebt zu haben. Oh, ich wäre so gerne da gewesen, mein Sohn! Jeden Tag, ja, jeden einzelnen Tag wäre ich zur Sauna gegangen, mir die Körper der jungen Frauen anschauen und dem lieben Gott dafür danken, dass er solche Schönheiten für meine Augen geschaffen hat! Was gibt es Schöneres für die Augen eines Mannes als den nackten Körper der blumenhaften jungen Frauen?«

Dem heimgekehrten Sohn gefiel, dass sein Vater im hohen Alter noch so sinnlich über Frauen reden konnte. Er überlegte sich einen Augenblick lang, wie schön es wohl gewesen wäre, wenn sein Vater mit ihm auch in seiner Jugend so gesprochen hätte!

»Ich muss aber bald mit meinem Sohn über den Reiz der Frauen reden«, beschloss er und sagte lächelnd zu seinem Vater gewandt:

»Ach, Vater, übertreibe es bitte nicht!«

»Was? Übertreiben? Junge, Junge! Wach auf! Wann willst du endlich erwachsen werden? Das Paradies, das die Propheten uns in den heiligen Büchern versprochen hatten, ist schon auf dieser Erde, ja im Ausland zustande gekommen. Vier Jahre lang warst du im Paradies, ohne es wahrzunehmen. Oh, …«

Der alte Mann hob seine Hände und seinen Blick zum Himmel und sprach:
»Lieber Gott, warum hast du mich mit so einer dummen Familie bestraft? Was habe ich denn nur für einen Fehler gemacht? Meine Frau ist so engstirnig, meine Tochter und die Schwiegertochter auch. Noch schlimmer mein eigener Sohn, der eigentlich meine Hoffnung sein sollte. Warum? Warum hast du uns so unentwickelt, so abergläubig, so armselig, so dumm und dämlich geschaffen, dass wir freiwillig auf die schönen Dinge dieser wunderbaren Welt, die du uns so großzügig geschenkt hast, verzichten, in der Hoffnung, sie dann nach dem Tod zu bekommen? Verzeihe mir bitte die Undankbarkeit meiner Familie! Ich danke dir tausendundein Mal für all deine Güte, insbesondere für die neue Entwicklung unserer Frauen, die seit ungefähr einem Jahr in unserem einsamen Dorf zu bemerken ist! Das ist zumindest etwas aus deinem Paradies. Ich würde gern auf alles, was deine Propheten uns nach dem Tod versprochen haben, verzichten, dafür aber ein paar Wochen im Ausland leben! Schade, schade! Diese Hoffnung muss ich leider wohl bald mit ins Grab nehmen.«
Die alte Frau brachte ihnen Tee und tadelte sie besorgt:
»Ihr sitzt einfach da und quasselt miteinander? Mein armer Junge ist verschwunden und ihr tut so, als ob nichts passiert wäre?«
Der alte Mann erwiderte schroff:
»Oma, hör bitte auf, das Unheil auf unsere Familie zu ziehen! Deine Schwiegertochter hat schon einmal deinen Sohn zum Wahnsinn getrieben. Es ist nun genug. Verdammt noch mal! Mehr als genug. Bis heute Abend taucht der Junge sicher wieder bei uns auf. Das habe ich gerade eben deinem Sohn versprochen. Der Junge wird in unserem Dorf von keiner Frau vergewaltigt. Glaub mir! Wenn du dir tatsächlich so viel Sorgen um ihn machst, geh raus und suche ihn auf der Straße!«
»Du hast gut reden, was?«

Die alte Frau ging beleidigt ins Haus zurück. Der alte Mann sagte zu seinem Sohn:

»Das Verschwinden deines Sohnes ist nun eine gute Ausrede für mich. Schaff mir bitte deine Mutter mindestens für ein paar Stunden aus dem Haus, damit ich Damenbesuche empfangen kann! Die guten und liebevollen Frauen kriegen schnell mit, wenn deine Mutter nicht da ist. Sie kommen dann vorbei und verwöhnen mich. Oh, oh, oh! Du weißt nicht, wie himmlisch sie massieren, diese irdischen Engel! Deine Mutter ist sehr eifersüchtig, sie warnt mich immer, ich könne erneut einen Herzinfarkt kriegen, wenn ich mal wieder eine junge Frau hier habe. Quatsch. Alles völliger Quatsch. Das Beisammensein mit einer jungen Frau ist Entspannung pur. Deine Mutter will mich durch diese Frauenentbehrung eher, als der liebe Gott für mich vorgesehen hat, auf den Friedhof bringen.«

»Aber Vater? Du bist krank. Die Ärzte …«

»Scheiß auf die Ärzte! Lieber immer mal wieder ein paar Stunden mit einer jungen Frau verbringen und dann einen Herzinfarkt kriegen, als langsam und qualvoll vor Langeweile oder etwa an Krebs zu sterben! Dir, mein Sohn, wünsche ich von Herzen auch so ein Ende! Nun tue mir diesen einzigen Gefallen und entferne deine Mutter, möglichst für eine ganze Nacht, wenn nicht, dann wenigstens für ein paar Stunden aus dem Haus! Falls sie darauf beharrt, sie müsse auf mich aufpassen, schlag ihr vor, dass du zwischendurch nach mir schauen würdest, damit sie endlich nachgibt. Sie liebt den Jungen über alles, sage, dass er tatsächlich in Gefahr sei und Hilfe in jeder Form, von uns allen, angesagt wäre. Glaube du das selbst aber nicht! Falls er bei einer Frau ist, wird er sicher gut behandelt und heute Nacht ist er wieder zu Hause! Was soll der Quatsch, er wäre ein Kind? Er ist mein Enkelsohn und kommt auf mich … Hahaha! Er wird, genau wie sein Großvater, die Frauen lieben und es gerne mit ihnen treiben. Das ist für ihn sogar gesundheits- und wachstumsfördernd. Die erfahrenen Frauen bringen ihm bei, was Sex ist und wie man ihn praktiziert. Als ich heiratete, war ich ein dummer Ochse und hatte überhaupt keine

Ahnung davon. Ich weiß nicht, wie es bei dir war. Aber glaube mir, mein Sohn, immer habe ich mir deswegen um dich Sorgen gemacht, ob du irgendwie lernen würdest, wie man mit seiner Frau schläft. Sei froh, dass die Frauen es deinem Sohn freiwillig beibringen! Geh bitte und überrede deine Mutter mitzukommen!«

Dem heimgekehrten Sohn fiel es schwer, seinem alten Vater diesen Wunsch nicht zu erfüllen. Inzwischen war auch er zu der Ansicht gekommen, dass es besser sei, dankbar und respektvoll mit den einsamen Frauen seines Heimatdorfs umzugehen. Er erhob sich langsam von der Bank und sagte lächelnd, während er zu seiner Mutter ins Haus ging:

»Okay, Vater. Wir Männer müssen zusammenhalten. Ich nehme Mama für ein paar Stunden mit. Aber versprich mir, dass du deinem Herzen nicht zu viel zumutest. Wenn du es nicht übertreibst, werde ich mir auch in den nächsten Tagen etwas einfallen lassen, wie du deine Damenbesuche besser organisieren kannst.«

»Danke, mein Junge! Du bist immer schon ein feiner Kerl gewesen. Ich bin stolz auf dich.«

»Mutter! Mutter! Wo bist du? …«

Bald kam er mit seiner Mutter aus dem Haus. Sie sah noch besorgter aus als zuvor. Sein Vater zwinkerte ihm glücklich zu, verstellte sich aber schnell auf „sehr traurig“ und machte Anstalten, mit ihnen mitzugehen. Die gutgläubige alte Dame befahl ihm mit verheulten Augen:

»Rühre du dich nicht vom Fleck! Wir kommen gleich zurück. Gnade dir Gott, wenn du auch nur auf die Idee kommen solltest, irgendein Weibsstück hier hereinzulassen! Ich werde dich dann für immer verlassen und bei meinem Sohn bleiben!«

Der alte Mann verbarg geschickt seine innerliche Freude und sagte ernst zu seiner Frau:

»Nicht doch! Nicht doch! Sei nicht so gemein zu mir! Bitte nimm mich auch mit! …«

17

Die junge und einsame Mutter verabschiedete sich flüchtig von zwei anderen jungen Frauen und begann eiligen Fußes nach Hause zu gehen. Sie hatte sich gerade ein paar große Schritte von ihnen entfernt, da fiel ihr ein, dass sie damit das Aufsehen der anderen erwecken könnte. »Bloß das nicht!«, dachte sie besorgt und verlangsamte ihr Tempo.

»Oh, lieber Gott! Ende! Ja, es wird mein Ende sein! Ich habe dann nicht nur die ewige Feindseligkeit einer einzigen Familie gegen mich, sondern auch die Wut aller Frauen hier im Dorf! Und das ist noch nicht alles! Die Gendarmen werden mich in den Knast stecken. Noch schlimmer, sie werden mir meine kleine Tochter wegnehmen! Man lässt doch nicht ein kleines Mädchen bei ihrer Mutter im Knast? Wie dumm von mir! Nie, noch nicht einmal im Traum habe ich damit gerechnet, dass es einmal so weit kommen würde. Diese krankhaft konservative Mutter mit ihrem verrückten Mann! Sie machen aus einer Mücke einen Elefanten. Noch nie habe ich im Dorf so etwas erlebt. Scheiße! Ich muss den Jungen irgendwie loswerden. Aber wer hat ihn eigentlich hier mit mir zusammen auf unserer Straße gesehen? Oh, lieber Gott, hilf mir! Bitte, bitte hilf mir! Wenn sie tatsächlich mitkriegen, dass ich es war?… Nein! Nein! Es ist egal, dass die Leute mich, nachdem der Junge aus unserem Haus ist, erwischen. Hauptsache, ich werde ihn los, bevor die Sondereinheit des Militärs ihn mit ihren verdammten „GPS“ und Infrarotbrillen bei uns zu Hause entdeckt. Das wird dann mein Ende sein. Ich muss verhindern, dass man mich von meiner Tochter trennt. Ach! Warum ist diesmal die Entfernung bis zu unserem Haus so groß? …«

Die junge Mutter, die mit ihrer Tochter am Vormittag vergeblich auf ihren Mann gewartet hatte, erreichte nun endlich ihr Haus. Sie schloss die Tür auf und trat eilig ein.

»Mama! Mama, was war das für ein Knall?«, fragte ihre Tochter neugierig und sprang auf sie zu. Sie antwortete, während sie ihre innerliche Unruhe zu verbergen versuchte:
»Nichts Schlimmes, mein Schatz! Es war ein Schuss aus einer Spielzeugpistole, drüben beim Dorfvorsteher. Wie war der Film? Ist der schon beendet?«
»Nein. Der Film hatte gerade eben begonnen, als der langweilige Junge meinte, Zeichentrickfilme wären für kleine Kinder und uninteressant. Er hat dann eine von deinen DVDs genommen und einen wirklich langweiligen Film spielen lassen. Ein Film, in dem ein Mann einen anderen Mann tötet und ein anderer langweiliger, aber kluger Mann versucht, dem bösen Mann auf die Spur zu kommen. Der Junge ist total verrückt, Mama. Guck mal! Ihm gefällt so etwas sogar sehr gut. Die ganze Zeit hat er nur den Film gekuckt und nicht ein einziges Wort mit mir gesprochen. Was für ein langweiliger Junge! Ich mag ihn überhaupt nicht, Mama. Heiraten werde ich so einen nie. Wie lange will er denn noch bei uns bleiben?«
Erfreut, dass sie zumindest bei der Freilassung des Jungen von ihrer Tochter keinen Ärger bekam, antwortete sie lächelnd und leise:
»Wenn du ihn wirklich nicht aushalten kannst, schmeiße ich ihn gleich raus. Hat er dich geschlagen?«
»Bitte! Bitte! Schmeiß den Stinker sofort raus, Mama! Er hat mich nicht geschlagen, aber er hat fünfmal zu mir gesagt: >Halt die Schnauze! Siehst du nicht, dass ich den Film gucke!> Er ist so was von frech, dass man ihm nicht mal eine Frage stellen kann. Wo gibt es denn so etwas, Mama?«
»Psst! Leise! Ich rede gleich alleine mit ihm und überzeuge ihn davon, nach Hause zu gehen.«
»Ja, tue das bitte! Aber du brauchst ihn überhaupt nicht zu überzeugen. Er wollte am Anfang sowieso nach Hause gehen. Seitdem er den neuen DVD-Film spielen lassen hat, rührt er sich kaum vor dem Fernsehen. Mach bloß den Apparat aus und lass die Haustür auf. Er wird von sich aus verschwinden. Glaub mir, Mama!«

»Ich glaube es dir gerne, mein Schatz. Aber lass mich bitte kurz mit ihm allein reden! Geh du in dein Zimmer und spiele mit deinen Puppen!«

»Okay. Ich bin schon unterwegs …«

Nachdem die junge Mutter ihre Tochter ins Kinderzimmer geschickt hatte, betrat sie das Wohnzimmer, ging direkt zum Fernsehgerät und schaltete es aus. Der Junge reagierte genervt:

»Oh Mann, nein! Lass mich bitte den Film weitergucken! Gleich ist sowieso Ende.«

»Wir müssen miteinander reden!«

»Ja, aber bitte erst, wenn der Film zu Ende ist.«

»Nein. Schluss jetzt! Hör zu, was ich dir zu sagen habe! Du gehst jetzt sofort nach Hause!«

»Was?«, fragte erfreut und überrascht der Junge. Die einsame Mutter fügte hinzu:

»Den Rest des Films kannst du ein anderes Mal bei uns gucken, wenn du Lust hast.«

»Ja, gerne«, sagte der Junge und machte Anstalten aufzubrechen.

»Warte bitte noch einen kleinen Augenblick! Ich habe ein Geschenk für dich …«

Sie öffnete den Wohnzimmerschrank, nahm ein Päckchen heraus, kam damit zu ihm und sagte fröhlich, während sie das Päckchen an ihre Brust drückte:

»Rate mal, was das ist?«

Der Junge schaute erfreut auf das Päckchen und antwortete neugierig:

»Ein Buch?«

»Kalt.«

»Ein, eh… Ein, ein Heft?«

»Kalt.«

»Eine Tafel Schokolade?«

»Kalt.«

»Ein Handy?«

»Kalt.«
»Ein Spielzeug?«
»Warm.«
»Eine Waffe?«
»Kalt.«
»Ein Internet?«
»Kalt.«
»Ein i-Pod?«
»Kalt.«
»Ein … Ein Computer?«
»Oh, warm!«
»Eine PlayStation?«
»Heiß! Vorsicht, du verbrennst dich!«
»Ein … Ein Gameboy? Ist das wirklich ein Gameboy?«
»Richtig. Bravo! Du bist ein pfiffiges Kerlchen. Nimm! Es gehört dir.«
»Oh, danke. Geil!«
Der Junge packte voller Spannung sein Geschenk aus. Als er den Gameboy sah, sprang er hoch und schrie voller Freude:
»Geil! Total geil! Das ist ein echter Gameboy! Den gleichen hatte ein Junge aus meiner Schule. Danke. Danke! Gehört der jetzt wirklich mir?«
»Ja, der gehört nur dir allein.«
Der Junge umarmte die junge Frau und sagte dankend:
»Du bist sehr lieb zu mir. Viel, viel lieber als meine Mama. Kann ich jetzt wirklich gehen?«
Die junge Frau drückte ihn leidenschaftlich an sich und sagte mit einer sehr weichen Stimme:
»Ja klar. Du hättest die ganze Zeit gehen können. Ich hatte draußen zu tun und wollte meine Tochter nicht alleinlassen. Du hast mir viel geholfen, indem du hier bei ihr warst. Wann immer du Lust hast, kannst du wieder zu uns kommen. Wir werden bald einen echten Computer mit Internetanschluss haben.«
»Wirklich?«

»Ja. Es wird aber eine Weile dauern. Du kannst uns aber auch besuchen, bevor wir das alles haben.«
»Geil! Ich komme, ich komme auf jeden Fall.«
»Schön! Unter einer Bedingung!«
»Was für eine? Einen Zungenkuss? Komm! Ich gebe dir zehn! Komm …«
Der Junge wollte gerne der verlassenen Mutter, dieser fremden Frau, die ihm etwas Sonderbares beigebracht hatte, einen Zungenkuss, der ihm bis dahin ja ganz unbekannt war, geben. Die junge Mutter vermied das aber diesmal, weil sie ihn so schnell wie möglich aus dem Haus haben wollte. Sie sagte:
»Danke. Das ist nicht, was ich meinte. Wir, nur du und ich, müssen ein Geheimnis haben! Niemand darf davon erfahren! Meine Tochter nicht! Deine Eltern nicht! Überhaupt kein Mensch auf dieser Welt soll von unserem Geheimnis erfahren! Wenn du es verrätst, musst du mir diesen Gameboy zurückgeben und du darfst uns nie wieder besuchen!«
»Nein. Ich will euch aber besuchen. Ich verrate niemals ein Geheimnis. Ich habe gehört, ein Geheimnis, welches man verrät, ist kein Geheimnis mehr. Sag mir bloß, welches Geheimnis?«
»Sehr gut! Ganz einfach. Wenn jemand, egal wer auch immer, dich fragt, wo du seit heute Morgen gewesen bist, sag niemals, dass du hier bei uns warst!«
»Das soll unser Geheimnis sein?«
»Ja. Ist das sehr schwer für dich?«
»Überhaupt nicht. Wenn meine Mama mich fragt, wo ich gewesen bin, sage ich, dass ich in der Schule war. Siehst du? Ganz einfach.«
»Nein. Das geht nicht. Jetzt sind Schulferien.«
Der Junge zuckte mit den Achseln und sagte nach kurzer Überlegung:
»Gut. Ich sage einfach, dass ich bei meinen Großeltern war. Weißt du was? Ich gehe sowieso gleich erst zu meinen Großeltern. Ich bin seit Langem nicht bei ihnen gewesen.«

Der einsamen Mutter kam diese Idee des Jungen sogar sehr gelegen. Das Haus seiner Großeltern lag unweit von ihrem und gleichzeitig in der Nähe des Hauses des Dorfvorstehers.
»Gut. Du kannst gleich erst zu deinen Großeltern gehen. Aber wenn man dich fragt, wo du vorher gewesen bist, antworte einfach, du warst bei der Frau vom Dorfvorsteher.«
»Beim Dorfvorsteher? Aber ich bin noch nie da gewesen.«
»Ja. Genau das ist unser Geheimnis.«
»Ein ganz komisches Geheimnis«, dachte der Junge laut und sagte: »Okay. Wenn jemand mich fragt, wo ich gewesen bin, antworte ich, beim Dorfvorsteher.«
»O Gott! Ich glaube, du bist noch nicht groß genug und verstehst überhaupt nicht, was das bedeutet, wenn ein Mann mit einer Frau ein Geheimnis hat, geschweige denn, dieses Geheimnis nur für sich zu behalten! Du bist immer noch ein Kind. Ich sage, erzähl, dass du bei der F-r-a-u des Dorfvorstehers warst, du sagst bei ihm selbst! Kinder können nie ein Geheimnis verstehen und es für sich behalten. Nimm bitte das Geschenk mit und geh, wohin du willst! Ich will kein Geheimnis mit einem Kind teilen.«
»Ich bin kein Kind mehr. Ich bin wirklich ein Mann. Ein ganzer Mann. Glaub mir! Sag bloß, was ich antworten muss, wenn man mich fragt, wo ich gewesen bin. Du wirst sehen, dass ich ein richtiger Mann bin und sehr wohl ein Geheimnis für mich behalten kann. Ich schwöre es dir!«
»Gut. Wir versuchen es. Falls du es verrätst: Die Folgen kennst du schon, oder?«
»Ja. Was soll ich sagen?«
»Sag einfach, die Frau vom Dorfvorsteher hätte dich in ein Zimmer gebracht, dir dieses Spielzeug geschenkt und dir ihr „GPS“ zeigen wollen. Aber plötzlich hätte es an der Tür geklingelt. Sie hätte dich gebeten, dort zu warten und das Zimmer nicht zu verlassen, damit der Dorfvorsteher dich nicht sehen würde. Sie selbst sei zur Tür gegangen, um sie zu öffnen. Wenige Augenblicke später hättest du

einen Schuss gehört. Aus Angst vor dem Dorfvorsteher hättest du das Fenster geöffnet und wärest dann in der Gasse verschwunden.«
»Wow, was für eine geile Geschichte! Erzähl bitte weiter! Was geschah dann?«
»Das geht nicht weiter. Das ist unser Geheimnis. Kannst du es für dich behalten?«
»Na klar. Das ist zu einfach. Es ist eigentlich kein richtiges Geheimnis, sondern eine Geschichte, eher eine Lügengeschichte. Lügen kenne ich jede Menge, nicht nur von meinen Eltern, sondern auch aus der Schule …«
»Gut. Es ist eine Lüge. Aber eine Notlüge. Wir Erwachsenen müssen leider ab und zu lügen. Wenn du ehrlich sagst, dass du bei uns gewesen bist, werden dir deine Eltern nie erlauben, uns zu besuchen. Also, es ist leider so. Du sagst, du bist schon kein Kind mehr, sondern ein Erwachsener, ein richtiger Mann. Dann tue, wie die Männer, was du für richtig hältst! Und nun geh jetzt bitte!«
»Ich gehe gleich. Keine Sorge, ich halte mein Wort und verrate niemandem, selbst dem lieben Gott persönlich, unser Geheimnis nicht. Aber sag mir bitte, was ist GPS?«
»Wenn du nächstes Mal bei uns bist, zeige ich dir, wie ein GPS aussieht. Du bist wirklich ein ganzer Mann und es wird dir bestimmt, wie allen anderen Männern, gefallen. Hör mal genau zu, was ich dir jetzt sage! Erst gehe ich raus und lasse die Haustür halb offen. Du versteckst dich hinter der Tür und sagst gar nichts. Ich gucke draußen, ob niemand auf der Straße ist. Wenn ich dir winke, bedeutet das, dass die Luft rein ist, und du rauskommen kannst. Ganz still kommst du raus und machst, was wir miteinander besprochen haben. Abgemacht?«
»Ja klar. Wow! Das ist eine aufregende Geschichte, wie im Kino! Und ich bin der Hauptdarsteller! Give me Five!«

18

Nachdem die junge Mutter sich mehrmals auf der Straße umgeschaut und niemanden gesehen hatte, winkte sie dem Jungen. Er verließ ihr Haus so vorsichtig und schnell, dass man davon hätte ausgehen können, er wäre in einer geheimen Mission unterwegs. Sie stieß kurz einen Seufzer der Erleichterung aus und murmelte leise vor sich hin, während sie in ihr Haus zurückkehrte:
»Danke, lieber Gott! Danke. Ich fange nie, nie wieder etwas mit einem kleinen Jungen an. Das reicht mir echt für den Rest meines Lebens.«
Wie vorhin mit der fremden lieben Frau vereinbart, rannte der Junge bis zum Haus des Dorfvorstehers. Als er dessen Haustür hinter sich gelassen hatte, verlangsamte er sein Tempo und nahm, während er in Richtung seiner Großeltern schlenderte, seinen neuen Gameboy aus der Tasche und schaltete ihn erwartungsvoll an. Es erschien aber nichts auf dem kleinen Bildschirm. Er näherte das Gerät angespannt seinen Augen und merkte, dass es angeschaltet, das Display jedoch wegen des grellen Tageslichts nicht gut zu sehen war. Er steckte seinen, für ihn äußerst wertvollen, Gameboy wieder in die Tasche und schlenderte, nun vor Freude pfeifend, weiter.
Es verstrichen einige Minuten. Plötzlich sah er überraschend seinen Vater mit seiner Großmutter entgegenkommen. Erfreut schrie er laut: »Omi! Papa!« und lief auf sie zu. Sobald ihn sein Vater wahrnahm, eilte dieser auch auf ihn zu, während er zu seiner Mutter sagte:
»Oh, da ist der brave Junge! Mutter, schau!«

Der Vater hob seinen heranwachsenden Sohn mit großer Anstrengung hoch und sagte erfreut:
»Mein Junge, du bist aber inzwischen wirklich sehr groß geworden!«
»Ja Papa, ich bin schon ein richtiger Mann. Wirklich.«
»Toll, mein Junge! Toll!«
»Hallo Omi! Ich habe dich so vermisst …«

Der Junge trennte sich von seinem Vater und umarmte seine Großmutter fest. Sie küsste seinen Kopf, sein Gesicht und liebkoste ihn mit Tränen in den Augen:
»Ich dich auch, mein Kind. Und wie! …«
Der Junge fragte seinen Vater:
»Papa, hast du mir ein Internet aus dem Ausland mitgebracht?«
Voller Stolz seinen Sohn betrachtend antwortete der glückliche Vater:
»Leider nein, mein Junge. Ich habe mich aber intensiv danach erkundigt. Ein Internet kann man nicht so einfach aus dem Ausland mitbringen. Wir müssen erst hier im Dorf einen Telefonanschluss haben, dann können wir uns über einen Internetanschluss Gedanken machen. Internet ohne Telefonanschluss geht leider nicht.«
»Wann bekommen wir denn einen Telefonanschluss, Papa?«
»Das weiß ich leider auch nicht. Weißt du was, vielleicht ziehen wir bald in eine Großstadt um, oder du kommst mit ins Ausland, natürlich wenn du fleißig lernst und sehr gut Englisch kannst.«
»Ich kann schon ein bisschen Englisch, Papa. Aber in die Schule darf ich nicht mehr. Mama hat Angst, mir könnte unterwegs etwas passieren. Ich bin ein Mann, einem Mann kann doch nichts passieren, Papa, oder?«
»Nein, nein. Natürlich bist du ein Mann. Aber jedem Menschen kann doch mal etwas Schlimmes passieren. Es ist bloß wichtig, wie man damit umgeht und das Problem löst. Zum Beispiel hat deine Mama Angst, dass dir auf dem Weg zur Schule etwas Schlimmes passieren könnte, daher lässt sie dich nicht mehr zum Unterricht gehen. Das ist schon an sich etwas, etwas Schlimmes sogar. Du und ich, wir werden dieses Problem gemeinsam lösen. Lass mich mal zuerst mit ihr reden! Einverstanden?«
»Geil! Aber schade! Sehr schade! Ich hätte so gerne ein Internet gehabt! Hast du mir vielleicht dafür eine echte Pistole mitgebracht, Papa?«

Der glückliche Vater lachte:
»Du hast in drei Tagen Geburtstag. Ich habe einige Geschenke für dich mitgebracht. Lass dich einfach überraschen! Aber im Voraus sage ich dir etwas. Eine echte Pistole ist entweder in der Hand eines Polizisten oder in der Hand eines Verbrechers, zum Beispiel in der Hand eines Drogenhändlers. Denk bitte ein wenig darüber nach und beantworte mir eine Frage spätestens in drei Tagen: Bist du im Moment ein Polizist oder ein Verbrecher?«
»Ich brauche nicht drei Tage darüber nachzudenken, Papa. Ich kann es dir jetzt schon sagen. Im Moment bin ich weder ein Polizist noch ein Verbrecher. Ich will eigentlich keiner von den beiden sein. Ich möchte bloß mich und Mama, wenn du wieder ins Ausland gehst, mit der Pistole schützen, damit Mama nicht mehr so viel Angst vor anderen Menschen hat.«
»Okay. Darüber werden wir in drei Tagen ausführlich reden. Sag mir, mein Junge, wo warst du die ganze Zeit? Wir haben uns große Sorgen um dich gemacht, nicht wahr, Mutter?«
»Ja. Und wie!«, pflichtete ihm die alte Dame bei, während sie ihr Enkelkind fester an sich drückte. Der Junge antwortete selbstsicher, indem er auf das nahestehende Haus wies:
»Da darin.«
»Beim Dorfvorsteher?«, fragte ihn überrascht sein Vater.
»Nein, Papa! Ich bin ein Mann. Was habe ich denn mit dem Fettwanst Dorfvorsteher zu tun? Ich war bei seiner Frau. Sie ist echt nett …«
»Was?«, unterbrach ihn seine Großmutter schreiend, ließ ihn abrupt los und schaute ihn entsetzt an. Der Junge erschrak vor ihrer heftigen Reaktion. Er steckte seine Hand in die Tasche, zog seinen Gameboy heraus und fuhr unsicher fort:
»Ja. Sie hat mir diesen geilen Gameboy geschenkt. Guck mal, Omi! Er ist original aus dem Ausland. Nagelneu!«
»Scheiß auf das Ausland! Auch diese dreiste Schlampe gehört zu den nymphomanischen Frauen!«

Der glückliche Vater versuchte, seine Mutter zu beruhigen:
»Leise, Mutter! Bitte leise! Wir stehen direkt vor ihrem Haus. Willst du wirklich, dass wir mit dem Dorfvorsteher Ärger bekommen? Hast du vergessen, was Vater gesagt hat?«
Die alte Dame brach vor Verzweiflung in Tränen aus. Sie seufzte:
»Du kannst hier keiner Frau trauen. Alle sind gleich …«
»Es ist nichts passiert, Mutter. Beruhige dich!«
Der Junge versuchte ebenfalls, seine Großmutter zu beruhigen:
»Warum weinst du denn, Omi? Bei Gott, die Frau vom Dorfvorsteher hat mich weder geschlagen noch, wie Mama, eingesperrt! Sie ist nett. Wirklich sehr nett. Sie lässt dich auch grüßen.«
»Na, siehst du, Mutter! Sie lässt dich sogar grüßen. Es ist vielleicht mit den Frauen hier nicht so schlimm, wie du dir vorstellst, Mutter. Guck! Deinem Enkel ist nichts passiert.«
»Ja, Omi, mir ist nichts passiert. Ich bin schon groß. Bitte, bitte weine doch nicht! Papa, Mama ist auch genau wie Omi, immer am Weinen. Die Frau Dorfvorsteherin weint aber nie. Sie ist sehr lustig.«
Der glückliche Vater lächelte ihn zufrieden an. Er war sehr neugierig und würde eigentlich gerne erfahren, was sein Sohn wohl bei der Frau des Dorfvorstehers getrieben hatte. Er besann sich aber darauf, dass sein Vater ihn in seiner Jugend, anständigerweise, nie in eine peinliche Situation gebracht hatte.
»Schon gut. Kommt! Wir gehen jetzt nach Hause!«
Die alte Dame wischte ihre Tränen ab und sagte:
»Geht ihr zusammen nach Hause! Ich kehre auch heim. Der Opa ist allein.«
Der heimgekehrte Sohn fasste sanft den Arm seiner Mutter:
»Komm bitte mit zu uns, Mutter! Ich habe auch für dich schöne Geschenke.«
»Danke, mein Kind! Dass ihr, dein Sohn und du, wieder da seid, gesund und munter, ist schon das schönste Geschenk für mich. Mehr brauche ich nicht. Ich muss zu deinem Vater. Du hast doch gesehen, was für ein Theater er machte, als wir ihn zu Hause allein

ließen. Lass aber bitte den Jungen nicht mehr von deiner Frau einsperren!«
»Nein, Mutter. Das wird nicht mehr passieren. Gerade deswegen brauche ich deine Hilfe. Komm bitte mit! Ich will in deiner Anwesenheit mit deiner Schwiegertochter Tacheles reden …«
Der Junge zog die Hand seiner Großmutter in Richtung seines Hauses und schlug vor:
»Komm bitte erst zu uns, Omi! Bitte, bitte komm! Meine Mama ist bestimmt jetzt sehr traurig. Später komme ich dann mit dir zum Opa und ich übernachte endlich mal wieder bei euch. Komm! Lass uns gehen!«

Bald sahen einige Frauen den heranwachsenden Jungen mit seiner Großmutter und mit seinem Vater, lebhaft unterhaltend, auf dem Weg nach Hause. Diese verlassenen Frauen seufzten erleichtert und waren froh, dass der verschollene Junge wohlbehalten wieder aufgetaucht war. Dadurch konnte ihr einsames Dorf von dem vermeintlichen Einsatz der Sondereinheit des Militärs verschont bleiben und endlich kehrten relative Ruhe und Frieden in ihr Leben zurück.